Gustav Struve's

Weltgeschichte

in neun Büchern.

Neuntes Buch.

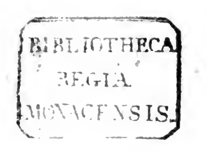
Erste Abtheilung.

Vom Jahre 1789 bis 1815.

Einzig rechtmäßige Auflage.

New-York:
Verlag von Gustav Struve.
1860.

Expedition: S. Zickel, No. 113 Rivington Street.



Druck von G. B. Teubner, 10 Spruce St., N. Y.

Geschichte der Neuzeit

von

Gustav Struve.

Drittes Buch.

Vom Anfange der französischen Revolution 1789 bis zum Jahre 1848.

New-York:
Verlag von Gustav Struve.
1860.

Expedition: S. Zickel, No. 113 Rivington Street.

Revolutions-Zeitalter

von

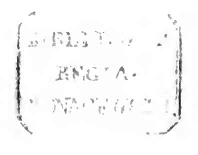
Gustav Struve.

Vom Jahre 1789—1848.

1. Heft.

New-York:
Verlag von Gustav Struve.
1859.

Expedition:
E. Zickel, 70 Orchard Street, N. Y.



B. G. Teubner, 17 Ann St., N. Y.

§ 1. Einleitung.

Die Wissenschaft hat die Gesetze aufgefunden, nach welchen die Sterne des Himmels sich bewegen, sie berechnet Sonnen- und Mondfinsternisse und sogar den Platz, an welchem unentdeckte Sterne, nach der erkannten Ordnung ihren Lauf um die Sonne nehmen. Warum sollte es ihr nicht auch gelingen, die Gesetze zu entdecken, nach welchen die Menschheit sich bewegt? Was für den Astronomen die Bewegung der Sonne, ist für den Geschichtsforscher die Bewegung der Völker. Die Erkenntniß der Bewegungen, welche am Sternenhimmel vor sich gehen, ist von hohem Interesse; von weit höherem aber das Verständniß der Erscheinungen, welche inmitten der menschlichen Gesellschaft sich entwickeln, weil diese uns unmittelbarer berühren.

Wie der Sommer auf den Frühling, wie das jugendliche Alter auf die Kindheit, so folgt auch im Leben der Völker eine Entwickelungsstufe auf die andere. Der Fortschritt der Menschheit, wenn auch in großen Zügen ununterbrochen, schließt doch mannigfaltige Schwankungen nicht aus. Auch die Magnetnadel hat ihre Abweichungen. Darum ist sie uns doch der sicherste Weiser der Weltgegenden. Wie der kühlste Tag im Juli kühler, als der heißeste Tag im Juni, so trug auch mancher spätere Tag im Völkerleben Spuren einer vergangenen Zeit. Der ungewöhnlichen Anspannung, dem großartigen Aufschwunge folgt oft Erschlaffung und Trägheit auf dem Fuße nach. Es ist Vorwitz, die Zukunft der Menschheit auf Jahrtausende hinaus vorhersagen zu wollen. Allein da wir auf etwa zwei und ein halbes Jahrtausend mit einiger Sicherheit zurückblicken, so mögen wir daraus den künftigen Entwickelungsgang der Menschheit, wenn nicht auf Jahrtausende und Jahrhunderte, so doch vielleicht auf Jahrzehnte hinaus in großen Umrissen ableiten.

Es läßt sich der vollständige Beweis liefern, daß im Laufe der Zeit, welche die Geschichte mit ihrer Fackel beleuchtet hat, die Menschheit einen großartigen Fortschritt auf fast allen Gebieten des menschlichen Lebens machte, und daß derselbe von Jahrhundert zu Jahrhundert immer schneller wurde. Die alte Geschichte brauchte ungezählte Jahrtausende bis sie zu einem Abschnitte gelangte, das Mittelalter nahm wenigstens eines in Anspruch, die neuere Zeit umfaßt nicht voll drei und ein halbes Jahrhundert und dennoch ist sie weit inhaltsreicher, weit großartiger, als die vorhergehenden. Von Jahrtausend zu Jahrtausend hat sich der Gesichtskreis und der Freiheitsdrang der Menschen immer erweitert. Die Völker des Alterthums kannten keine Bestrebungen, welche sich viel über die Gränzen ihres Gebietes erstreckten. Die Vaterlandsliebe, die Treue gegenüber den Gesetzen und der Religion seines Volkes galt dem Juden, dem Griechen und dem Römer als höchste Tugend. Das Mittelalter erhob sich schon über den beschränkt nationalen Standpunkt der Vorzeit, indem alle Völker gleichen Glaubens, Christen auf der einen und Mohammedaner auf der anderen Seite, sich zu einem Ganzen vereinigten und theils mit der Feder, theils mit dem Schwerte

ihre gemeinsamen Gegner bekämpften. Der Neuzeit war es vorbehalten, die engen Gränzen nationaler und confessioneller Beschränktheit zu überschreiten und rein menschheitliche Bestrebungen ohne Rücksicht auf Farbe, Abstammung und Glauben zu hegen.

Die nationale Richtung des Alterthums fand ihren Untergang im römischen Reiche, welches alle Nationalitäten gleichmäßig verschlang, die confessionelle Tendenz den ihrigen in der päpstlichen Schreckensherrschaft, welche alle Confessionen gleichmäßig unterjochte oder doch mit Feuer und Schwert verfolgte. Es ist die Aufgabe der Neuzeit, über den Trümmern nationaler und confessioneller Vorurtheile ein Reich allgemeiner Bildung und Wohlfahrt, gleichen Rechtes und gleicher Freiheit zu gründen. Zwar sind wir von diesem Ziele noch weit entfernt. Allein das Streben darnach ist unverkennbar. Je weiter eine Nation in diesem edeln Wettkampfe gediehen ist, desto höher steht sie auf der Stufenleiter der Entwickelung.

Kunst, Wissenschaft und gesellschaftliche Wohlfahrt wachsen nur auf dem Boden der Freiheit, und unter Freiheit kann man nicht verstehen, das Recht, den Schwächern zu unterdrücken, sondern die Befugniß sich ungehemmt zu bewegen, vorbehältlich der wohlbegründeten Rechte Anderer. Die Freiheit aber, diese erste Voraussetzung jeder höheren Bildung und jedes wahren Glückes kann ein Volk nur durch muthige Thaten erringen.

Das Alterthum fand seinen Höhepunkt in den griechischen und römischen Freistaaten, welche auf dem Grundsatze einseitiger Nationalität ruhten und die Unterjochung zahlreicher anderen Staaten in ihrem Gefolge hatten. Obgleich das griechische und später das römische Volk die großartigsten Nationen ihrer Zeit waren, führte deren Uebergewicht dennoch zum Despotismus und machte die Verworfenheit einseitig nationaler Bestrebungen anschaulich.

Wie im Alterthum der Kampf um das nationale Uebergewicht der Mittelpunkt der gesammten Entwickelung bildete, so war der Widerstreit der verschiedenen Glaubensbekenntnisse die Grundlage des Mittelalters. Die Kreuzzüge, diese zweihundertjährige Fehde zwischen der gesammten Christenheit und dem Islam, machen uns die ganze Stärke des religiösen Fanatismus jener Zeitperiode, welcher mehr als sieben Millionen Christen den Tod bereitete, anschaulich.

Die römischen Kaiser des Alterthums zeigen uns, wohin nationaler, die römischen Päpste des Mittelalters wohin confessioneller Uebermuth führt. Der denkende Mensch bricht dem nationalen und dem confessionellen Dünkel der Vorzeit den Stab. Wer es versucht, das Banner nationaler und confessioneller Beschränktheit emporzuheben, streitet wider die klaren Fingerzeige der Geschichte, indem er, statt vorwärts nach den lichten Höhen gleichen Rechtes und geordneter Freiheit, rückwärts nach den nationalen Vorrechten des Alterthums und den confessionellen Verfolgungen des Mittelalters strebt. Wer die verruchteste aller Herrschaften, diejenige des Eigenthümers über seinen Sklaven, gut heißt, dem kann Zurücksetzung und Verfolgung aus nationalen und confessionellen Gründen nicht anstößig sein, vielmehr muß er sie als Mittel zur Sicherung seiner Tendenzen wünschenswerth finden.

Die Sklaverei war der Alp, unter dessen Drucke das Alterthum keinen höhern Aufschwung nehmen konnte. Sie verwandelte sich im Laufe des Mittelalters in das mildere Verhältniß der Leibeigenschaft. Die Aufgabe der Neuzeit ist es, beiden Ueberbleibseln vergangener roher Jahrtausende ein vollständiges Ende zu bereiten.

Der Entwickelungsgang der Menschheit ist nicht abhängig von dem Reichthum der bevorzugten Classen, sondern von dem Wohlstande der Völker. Er ist nicht bedingt durch die Gelehrsamkeit einzelner gut bezahlter Diener der Machthaber, sondern durch die Bildung der Gesammtheit, nicht durch die Gewaltherrschaft einer kleinen Minderzahl über die Mehrheit, welche in der Knechtschaft erhalten wird, sondern durch die Freiheit Aller.

Nicht Eisenbahnen, Canäle und Telegraphen, nicht Dampfschiffe und Daguerreotypen nicht alle übrigen Erfindungen der Neuzeit bilden den wahren Fortschritt, auf welchen wir stolz sein können. Auch der russische Czaar und der türkische Sultan, der verrätherische Habsburger und selbst der römische Papst können sich die mechanischen Fortschritte unseres Jahrhunderts aneignen. Ein geknechtetes Volk zieht keinen Nutzen aus Entdeckungen und Erfindungen aller Art. In Despotien werden dieselben nur von den Machthabern ausgebeutet, oft zum Schaden der Millionen. Daß ein Fortschritt im Gebiete der Mechanik auch ein Fortschritt ist, versteht sich von selbst, allein im Verhältniß zu dem gesammten Felde menschlicher Entwickelung ist er sehr unbedeutend. Die Chinesen hatten lange vor den Deutschen den Buchdruck und das Pulver erfunden. Doch weil sie ein geknechtetes Volk waren, hatten sie wenig oder keinen Vortheil davon.

Nur mit den Ursachen beherrscht der Mensch die Wirkungen. Wir müssen die Ursachen bürgerlichen Glückes und edler Bildung ermitteln, wenn wir den Entwickelungsgang der Menschheit in scharfen Zügen auffassen wollen.

Die letzte Ursache, von welcher alle Fortschritte der Menschheit abhängen, sind äußere und innere Freiheit. Nur diejenigen Menschen und Völker, welche ungehemmt von Außen die ihnen angeborenen Fähigkeiten entwickeln können, schreiten vorwärts. Der Sklave kann die edelsten Kräfte der Seele, gerade diejenigen, die ihn über die Thierwelt erheben, nicht üben und eben deshalb bleibt er stille stehen, oder wird wohl gar von seinem Herrn gewaltsam rückwärts getrieben. Die freiesten Völker der Erde: die Griechen und Römer des Alterthums, wie die Nordamerikaner der Neuzeit, machten die raschesten und die großartigsten Fortschritte auf allen Gebieten des menschlichen Lebens. Doch die äußere Freiheit ist nur eine Bedingung der Entwickelung. Wenn der Mensch, der sich ihrer erfreut, von wilden Leidenschaften getrieben und von beschränkten Meinungen und Ansichten beherrscht wird, so kann er sie auf die Dauer nicht behaupten und äußerer Zwang tritt an die Stelle der mangelnden Selbstbeherrschung. Wenn wilde Leidenschaften den Ton angeben sollen, so lassen sich die Völker lieber diejenigen eines einzelnen großen, als vieler kleinen Tyrannen gefallen. So versanken die Griechen und die Römer, nachdem sie die Freiheit errungen hatten, wieder in Knechtschaft, als sie ihre frühere Sittenreinheit und Bürgertugend verloren, der Habgier, der Herrschsucht und dem Ehrgeize fröhnten und sich im Schlamme der Ausschweifungen wälzten. Der Fortschritt der Menschheit läßt sich zurückführen auf die Frage: zu welcher Zeit besaß sie mehr äußere Freiheit, mehr sittliche Kraft und Schärfe des Geistes: früher oder jetzt? Ich antworte unbedenklich: jetzt! Ein klares Bild des Fortschritts der Völker entrollt sich unserem Blicke aber erst dann, wenn wir dem Entwickelungsgange der einzelnen hervorragenden Bestrebungen des menschlichen Lebens folgen. In welchem Zustande waren Ackerbau und Gewerbe, Künste und Wissenschaften, Kirche und Staat früher und jetzt? Zu welcher Zeit hatte das Leben in den größeren und kleineren Kreisen der Gesellschaft, in der Familie und in der Gemeinde, mehr Werth? Wie gestaltete sich der Wohlstand, die Bildung und die Freiheit der Nationen im Laufe der Jahrtausende? In mehr, als einer Rücksicht halten das Alterthum und das Mittelalter den Vergleich mit der Neuzeit aus. An Tapferkeit und Vaterlandsliebe sind die Römer und die Griechen von späteren Völkern nicht übertroffen worden. In mehreren Künsten, namentlich der Bildhauerei und Architektur, hat die Neuzeit die Griechen noch nicht erreicht. Die Hingebung des mittelalterlichen Ritters, die Begeisterung, mit welcher er für seine Ideale strebte, die Festigkeit, womit er an seinem Glauben hing, finden wir in unseren Tagen schwerlich wieder. Allein diese vereinzelten Erscheinungen der Vergangenheit geben nicht den Ausschlag. Auf dem Felde des ganzen Kriegswesens, auf dem Gebiete der ge-

sammten Kunst, steht die Neuzeit hoch über dem Alterthum. Wenn in unseren Tagen die Begeisterung für den Glauben abgenommen hat, so ist er seit den Zeiten des Mittelalters von vielem Unsinn gereinigt und der Vernunft um ein Bedeutendes näher gebracht worden. Hohe Begeisterung für unsinnige Glaubenssätze ist nichts anderes, als Verschwendung bedeutender Mittel. Der besonnene Mensch muß sie beklagen und kann sie nicht bewundern. Groß war in der That die Todesverachtung der Spartaner. Wenn aber Leonidas und seine Tapferen mit ihren alten Waffen einer gleichen Anzahl unserer Krieger den Thermopylenpaß streitig machen wollten, so würden sie ihn nicht lange behaupten können. Auch in unseren Tagen findet sich noch griechische Tapferkeit, zu ihr treten aber die Erfindungen der Neuzeit hinzu, welche dem modernen Krieger den Sieg über den tapfern Spartaner sichern.

Die Bildhauerei und die Baukunst der Griechen entscheiden für sich allein nicht im Gebiete aller Künste. Vielleicht hat die Neuzeit keinen Phidias und keinen Praxiteles hervorgebracht, wohl sind die Bauwerke, welche Athen einst schmückten, an Reinheit der Form in unseren Tagen kaum erreicht worden. Doch wenn die Neuzeit in allen übrigen Künsten, auf dem gesammten Gebiete der Wissenschaft den Sieg errungen hat, wenn unsere Zeitgenossen in Kirche, Staat und Gesellschaft höher stehen, so ist der Fortschritt der Menschheit unverkennbar. Griechenland war eine Oase in der Wüste des Alterthums. Es bietet nicht einen Maßstab der durchschnittlichen Entwickelung der Vorzeit, vielmehr bezeichnet es uns dessen Höhepunkt.

Doch auch das alte Griechenland wird von der Neuzeit überragt. Wenn auch der olympische Hain zu Delphi, wenn Athen und einige andere Städte Griechenlands den Schmuck unerreichter Kunstwerke besaßen, die große Masse des Volkes wohnte in sehr ärmlichen Häusern. Die Baukunst unserer Tage findet ihre Glanzpunkte in den Eisenbahnen und Kanälen, welche den Verkehr der Völker fördern und in der unermeßlichen Zahl geräumiger, bequemer und gesunder menschlicher Wohnungen.

Groß waren die griechischen Dichter Homer und Pindar, Aeschylus, Sophokles und Euripides; doch Dante, Shakespeare, Schiller und Göthe schwangen sich auf den Schultern der Alten höher empor.

Aristoteles war ein riesenhafter Geist, allein die Thatsache selbst, daß er in seinen Werken beinahe das gesammte Gebiet der Wissenschaft seiner Zeit umfaßte, beweist, wie arm diese damals noch war. Viele der einflußreichsten und bedeutungsvollsten Wissenszweige, welche in unseren Tagen einen hohen Grad der Entwickelung erreicht haben, bestanden, zur Zeit des Weisen von Stagyra, kaum den Namen nach. Ich nenne beispielsweise nur die Sternkunde, die Chemie und die Physiologie.

Herodot, Thucydides und Xenophon waren große Geschichtschreiber. Doch wie beschränkt waren ihre Kenntnisse, wie gering war der Umfang ihres Wissens! Selbst von den Völkern der alten Welt und von ihren Zeitgenossen war ihnen nur weniges bekannt und den Standpunkt, von welchem aus sie die Ereignisse mittheilten, deren Kenntniß sie mühsam gesammelt hatten, erhob sich nicht über mannigfaltige nationale Vorurtheile.

Mit Recht werden die freien Einrichtungen der griechischen Staaten gerühmt. Doch die Verfassungen der amerikanischen Union und der europäischen Schweiz, welche die Selbstherrlichkeit der einzelnen Provinzen in die schönste Harmonie mit der Centralgewalt brachten, übertreffen unstreitig diejenigen der Griechen, denen diese Ausgleichung niemals gelang.

Bei dem Vergleich der Vergangenheit mit der Gegenwart dürfen wir diejenigen Völker nicht vergessen, welche den freiesten zur Seite stehen.

Die Reiche, welche neben unseren modernen Republiken einhergehen, nehmen eine

unendlich höhere Stufe ein, als diejenigen, von denen das alte Griechenland umgeben war. England, Deutschland, Frankreich, Italien, Polen und Ungarn, und selbst Spanien, ringen wenigstens nach höherer Freiheit, wenn schon sie sich deren noch nicht erfreuen. Wie ließen sich mit ihnen das persische Reich oder Carthago vergleichen? Als Rom sich zur Weltherrschaft empor schwang, war Griechenland gefallen. Für alle erobernde Staaten bleibt Rom gewiß ein unerreichtes Muster. Allein der schönste Triumph, welchen unsere Zeit feiert, besteht darin, daß die Eroberungen auf dem blutigen Felde der Schlacht von der öffentlichen Meinung gebrandmarkt und nur diejenigen gerühmt und gepriesen werden, welche uns der Frieden durch die Fortschritte der Gewerbe, des Handels, der Künste und der Wissenschaften bereitet, oder welche die Freiheit zu ihrem Zielpunkte haben. Die Religion der Griechen, obgleich sie von christlichen Eiferern sehr herabgesetzt wird, und vor dem Richterstuhle der Vernunft nicht bestehen kann, hatte im Vergleiche mit dem Christenthum manche Lichtseiten. Die Götter Griechenlands können den christlichen Heiligen wohl an die Seite gestellt werden. So unsinnig manche Glaubenssätze der Griechen waren, so versammelten sie doch niemals ein Concilium, welches über die unbefleckte Empfängniß irgend einer ihrer Göttinnen entscheiden sollte. Wenn wir übrigens gerecht sein wollen, so dürfen wir das vor Kurzem zu Rom versammelte Concilium nicht als Maßstab der religiösen Entwickelung unserer Tage, sondern nur als einen letzten Versuch des Pfaffenthums betrachten, der Christenheit wieder Vorliebe für den Aberglauben des Mittelalters einzuflößen. Den Griechen verbitterte ihre Religion keinen Lebensgenuß. Im Gegentheile hatten ihre kirchlichen Festlichkeiten immer eine heitere und freudige Seite. Ich erinnere an die olympischen und die delphischen Spiele. Die Griechen hatten weder Mönchs-, noch Nonnenklöster und wählten zur pythischen Priesterin, welche den Orakeln des delphischen Gottes ihren Mund lieh, und sich nicht verehelichen durfte, nachdem eine derselben mit einem Jünglinge entflohen war, immer Jungfrauen vorgerücktern Alters, welche sich an die Ehelosigkeit bereits gewöhnt hatten. Die Religion der Griechen besaß nicht die furchtbaren Auswüchse, welche das Christenthum selbst unserer Tage verunstalten. Ablaßzettel und Ohrenbeichte hätten sich die freien Griechen niemals gefallen lassen. Allein der Giftbecher, welchen Sokrates trinken mußte, beweist deutlich, daß auch sie nicht erhaben über religiösen Fanatismus waren. Die Griechen der Vorzeit duldeten eben so wenig, als die Katholiken des Mittelalters, daß der Maßstab der Vernunft an ihre Götterlehre gelegt wurde. Die Neuzeit steht auch in religiöser Beziehung über dem Alterthum und dem Mittelalter, nicht weil ihre Glaubenssätze vernunftmäßiger sind (denn darüber ließe sich wohl streiten), sondern weil in unseren Tagen die Kritik sich ohne Gefahr an die Religion wagt.

Das Licht der Vernunft kann heute nicht mehr von den Hallen der Kirchen gänzlich ausgeschlossen werden, so sehr sich auch tückische Pfaffen bemühen, es ferne zu halten. Der Freiheitsdrang der Völker ist auch in das Gebiet der Religion eingedrungen. Der Aberglauben hat nicht blos in dem Unglauben einen Gegner gefunden, sondern auch einen weit mächtigern in dem Geiste der Forschung und in dem Streben nach Wahrheit.

Unstreitig gehören die religiösen Gefühle zu den stärksten und beharrlichsten der Menschenbrust. Wenn im Alterthume die nationalen, so waren im Mittelalter die religiösen Bestrebungen durchaus vorherrschend. Christen, Mohammedaner und Juden entwickelten ihre ganze Lebensanschauung auf religiösem Boden. Staat und Kirche waren auf's innigste verbunden. Das Haupt der mohammedanischen Kirche war auch der Herrscher im Staate. Im Schooße der christlichen Reiche stritten zwar die geistlichen und weltlichen Gewalthaber um die Oberherrschaft, allein in der Hauptsache wirkten sie doch zusammen,

Künste und Wissenschaften wurden das ganze Mittelalter hindurch in einem entschiedenen Abhängigkeitsverhältnisse zur Kirche gehalten. Die Kirche schlug das Leben der Christen in ihre ehernen Bande. Sie bemächtigte sich des Säuglings, belehrte in ihrem Sinne das Kind, begleitete den Menschen von der Wiege bis zum Grabe und behauptete, selbst über dieses hinaus das zukünftige Schicksal der Seele der Verstorbenen bestimmen zu können. Wer sich nicht willig unter das Joch der Kirche fügte, büßte auf dem Schaffotte oder auf dem Scheiterhaufen für seine Kühnheit. Völker und Fürsten zitterten vor den römischen Päpsten. Wer gedenkt nicht des Kaisers Heinrichs IV., welcher im Schloßhofe zu Canossa drei Tage und drei Nächte im Büßerhemde stand, oder der Könige von England, Neapel und Portugal, welche ihre Kronen aus den Händen der Päpste zu Lehen empfingen! Das Faustrecht der Ritter, die heimlichen Fehmgerichte, die rastlosen Eroberungskämpfe der Könige, die Kreuzzüge und die Leibeigenschaft der Bauern paßten vortrefflich zu der päpstlichen Schreckensherrschaft, zu Nonnen und Mönchsklöstern, Ketzerverbrennungen und Priester-Cölibat. Wer wollte leugnen, daß die, obgleich nur theilweise, Abschaffung dieser Geisseln der Menschheit einen Fortschritt in sich schloß? Das Pfaffenthum unserer Tage besitzt so wenig, als das Königthum und der Adel die unbändige Rohheit und die furchtbare Macht vergangener Jahrhunderte. Nicht umsonst kämpften Deutsche und Niederländer um die Freiheit des Glaubens, die Engländer für ihre politischen Rechte. Der große Kampf der nordamerikanischen Freistaaten gründete nicht blos der neuen, sondern auch der alten Welt ein Bollwerk der Freiheit, welches keine Macht der Erde mehr brechen kann. Die französische Revolution des achtzehnten Jahrhunderts sprengte hundertjährige Fesseln und vernichtete tausendjährige Vorurtheile. Die Juli-Revolution von 1830, die Februar-Revolution von 1848 und die Volkserhebungen in Deutschland, Italien, Ungarn und Polen zeigen uns deutlich, in welcher Richtung der Geist der Völker strebt. Die Menschheit geht der Freiheit zu. Die Nationen sehnen sich nach Verbrüderung. Die Freiheitskämpfe bilden die Sprossen der Leiter, auf welcher die Menschheit emporsteigt. Umsonst suchen die Tyrannen Europa's die verrotteten Zustände, welche im Mittelalter ihren Ursprung haben, zu befestigen. Vergebens bemühen sie sich, die alten Zeiten, welche sie gut nennen, weil sie ihnen Gewalt und Reichthümer gaben, aus dem Grabe heraufzubeschwören. Sie müssen wider Willen den Völkern ein Zugeständniß nach dem andern machen und dadurch selbst dem Fortschritt die Bahn ebnen. Im ganzen civilisirten Europa und in dem bessern Theile Amerika's haben Ackerbau und Gewerbe, Handel und Schifffahrt einen früher kaum geahnten Aufschwung genommen. Der freie Arbeiter, welcher, wenn auch nicht aller Orten, den ihm eigenthümlichen Boden bebaut, gewinnt demselben weit reichere Erndten ab, als der Sclave, welcher unter der Zuchtruthe eines Aufsehers, oder der Leibeigene, welcher unter dem drückenden Bewußtsein der Unfreiheit die Hände bewegt. Der Fortschritt der Völker wird nicht dadurch bedingt, daß der Mensch sich auf die allernothwendigsten Lebensbedürfnisse beschränkt, sondern dadurch, daß er alle Kräfte, welche ihm die Natur verliehen hat, harmonisch entwickelt. Der Barbar ist zufrieden mit kärglicher Nahrung und Kleidung. Der gebildete Mensch erfreut sich aller Genüsse, welche seiner Gesundheit nicht schaden und die frische Kraft seines Körpers und seiner Seele anregen. Der gebildete Mensch des neunzehnten Jahrhunderts hat Sinn für Kunst und Wissenschaft und kann denselben leichter befriedigen, als die reichsten Besitzer und die mächtigsten Könige früherer Zeiten.

Wie in die größeren Kreise des Lebens: in Kirche und Staat, so ist auch in die kleineren: in die Familie und in die Gemeinde, ein freierer Geist eingedrungen. Die Frauen Griechenland's lebten abgesondert in einem eigenen Theile des Hauses und kamen mit den

Männern nur selten in Berührung. Die römischen Matronen waren persönlich und in ihren Eigenthumsverhältnissen der Willkür ihrer Gatten preisgegeben. Mit eiserner Hand herrschte der Römer über seine Familie. In unseren Tagen steht das Weib, wenn nicht in der Gemeinde, im Staate und in der Kirche, so doch in der Familie dem Gatten gleichberechtigt zur Seite, und den Kindern ist eine höhere Bildung durch das verbesserte Schulwesen aller Orten erleichtert. Bei den Griechen und Römern floß Gemeindeleben und Staatsleben in Eins zusammen. Die Gemeinde war der Staat. In unseren Tagen besitzen die Völker, welche sich noch nicht zu republikanischer Freiheit hinan geschwungen haben, in ihrem Gemeindewesen, das namentlich in Deutschland, England, Italien und Spanien sehr großen Einfluß auf das Leben übt, einige Entschädigung.

Am anschaulichsten wird uns der Fortschritt der Menschheit, wenn wir die Arbeit, diesen Grundpfeiler aller Entwickelung, diesen einzigen Rechtstitel des Eigenthums und aller Ehren in's Auge fassen. Im Alterthum und im Mittelalter war sie bei den meisten Völkern der Erde, und namentlich bei den Deutschen, eine Schande. Der Müßiggang war das große Vorrecht der Freien. In unseren Tagen wird selbst von den bevorrechteten Drohnen in Staat und Kirche der Werth und die Bedeutung der Arbeiter dadurch anerkannt, daß die Machthaber mit der größten Anstrengung suchen, sich deren Gunst zu erwerben. Diesseits und jenseits des Oceans ist der Müßiggang eine Schande geworden. Arbeiter sind aber mit gleichem Rechte diejenigen, welche mit dem Kopfe, als welche mit der Hand sich bethätigen. Ist denn das Haupt weniger werth, als die Faust? Der Kopf ist es ja gerade, welcher den Stand der Arbeiter so hoch gehoben hat. Erst seit Bauer und Handwerker angefangen haben zu denken, und Theil zu nehmen an den allgemeinen Bestrebungen der Menschheit, konnten sie das Joch der Vorzeit theilweise abstreifen. Je mehr der Kopf der Hand beisteht desto, höher hebt sich der Arbeiter.

Denselben Forschritt, den die Arbeiter des Friedens gemacht, gewahren wir auch bei dem Arbeiter des Krieges, dem Soldaten. Die Heere bestehen in unsern Tagen aus Arbeitern, welche ihre Gedanken und Bestrebungen auch in den Krieg mitnehmen. „Die Bajonette fangen an zu denken." Wir haben dieses erfahren bei den Revolutionen der Jahre 1848 und 1849, namentlich in Frankreich, Ungarn und Baden, als in einem Augenblicke das Werkzeug der Tyrannei zum mächtigsten Hebel des Fortschritts und der Freiheit wurde, indem die Söhne des Volkes ihre volksfeindlichen Offiziere vertrieben und an deren Stelle freiheitsfreundliche Führer wählten. Auf diesem Wege kann der Umschwung im gesammten Europa sich mit zauberhafter Schnelligkeit gestalten. Groß und bedeutungsvoll sind die Vorzüge, welche die Neuzeit über das Alterthum und Mittelalter erheben, und weit rascher als früher schritt die Welt im Laufe der letzten drei Jahrhunderte voran. Eine Revolution folgte der anderen auf dem Fuße und brachte der Menschheit frische Wahrheiten und neue Freiheitsbestrebungen, wenn schon sie nicht immer, gleich der niederländischen und nordamerikanischen, am Ende siegreich blieb. Der große Bauernkrieg des sechszehnten Jahrhunderts wurde im Blute seiner edelsten Kämpfer erstickt, allein die meisten Forderungen der Bauern sind ihnen im Laufe der Zeit doch bewilligt worden. Die französische Revolution des achtzehnten Jahrhunderts wurde von dem ersten Napoleon in Ketten geschlagen, allein die Ideen, welche sie unter den Völkern der Erde verbreitete, sind nicht untergegangen, sie haben von Jahrzehnt zu Jahrzehnt an Kraft gewonnen. Der Boden Frankreichs blieb frei von den mittelalterlichen Lasten, welche die Revolution mit dem Schwerte abgelöst hatte.

Trotz allen Abgaben, welche die Fürsten Europa's ihren Völkern auferlegten, trotz der Millionen, welche von ihnen zur Auswanderung getrieben wurden, nimmt doch von Jahr

zu Jahr die Bevölkerung und der Wohlstand Europa's zu. Selbst Deutschland, aus dessen Schooße Jahr aus, Jahr ein Hunderttausende hinweg ziehen, hat seine Bevölkerung vom Jahre 1818 bis 1848 von dreißig auf vierzig und seither auf fünfundvierzig Millionen erhoben. Allerdings ist der Aufschwung der nordamerikanischen Freistaaten weit großartiger. Diese haben schon die Freiheit, welche uns noch fehlt. Wenn in den Völkern Europa's nicht eine große Kraft verborgen läge, so könnten sie nicht solche Fortschritte machen. Größer, als das Wachsthum an Wohlstand und Volkszahl, ist aber die Zunahme an Bildung und Freiheitsdrang. Obgleich die Revolutionen der Jahre 1848 und 1849 durch Gewalt und List aller Orten besiegt wurden, so konnten die Machthaber doch nicht alle Freiheiten zurücknehmen, welche ihnen die Völker im Augenblicke ihrer Erhebung abgedrungen hatten. Die Güterverhältnisse, die Presse und die Gerichte konnten nicht wieder in die Bande früherer Zeiten geschlagen werden. Die Völker haben in den Stunden des Kampfes und nachher, als die Reaction das Schwert und die Geissel über ihren Rücken schwang, viel gelernt. Sie werden es beweisen am Tage der Entscheidung. Nicht unnütz hauchten die Tapferen an den Galgen zu Arad und in den Laufgräben zu Rastadt ihr Leben aus. Die Wiener Legion und die badische Artillerie haben nicht umsonst gekämpft. Die hochherzigen Dulder in den Zuchthäusern und Festungen der deutschen Tyrannen, auf dem mörderischen Boden von Cayenne und auch die politischen Flüchtlinge, welche in der Union einen Ruhepunkt gefunden haben, werden nicht alle sterben, bevor die Völker sich wieder erheben und sie auf den Schauplatz der Thaten zurückführen. Der Tag der Freiheit wird kommen für Europa, wie er für Amerika erschienen ist. Wenn das nächstemal die Sturmglocke der Revolution ertönt, wird sie nicht eine Stadt, sie wird alle Nationen Europa's vom atlantischen Meere bis in die russischen Steppen zum Kampf auf Tod und Leben bereit finden.

Seit dem Jahre 1789 ist die Revolution eine regelmäßig wiederkehrende, in den Gesetzen der Völker-Entwickelung begründete Erscheinung. Als Napoleon I. die Kaiserkrone sich aufgesetzt hatte und den Continent Europa's beherrschte, glaubten die Alltagsmenschen, seine und seiner Familie Herrschaft sei fest begründet. Zwei Jahre nachdem er bis nach Moskau gezogen, war sein Reich auf die Insel Elba zusammengeschrumpft. Seine erste Kaiserzeit hatte zehn Jahre, seine zweite nur hundert Tage gedauert. Die Bourbonen, welche die verbündeten Heere den Franzosen zurückbrachten, mochten mit allen ihren Anhängern innerhalb und außerhalb Frankreichs, für immer den alten Königsthron wiederhergestellt glauben. Nach fünfzehn Jahren waren sie politische Flüchtlinge geworden. Das Haus Orleans hatte dasselbe Schicksal, wie die ihm vorhergegangenen Dynastien. Es mußte gleichfalls weichen dem Gesetze der Revolution. Die Bewegungen, welche im Schooße des französischen Volkes vor sich gingen, dehnten sich von Revolution zu Revolution immer weiter aus. Die Herrscher hielten niemals gleichen Schritt mit den Völkern. Das Ungestüm der Nationen nahm mit ihrer geistigen und materiellen Entwickelung zu und gerieth mit dem Schneckengange oder gar dem Krebsgange der Regierungen in immer tiefer eingreifende und immer sich ausdehnende Conflicte.

Das Characteristische dieses Zeitabschnittes besteht in den immer wiederkehrenden, Schlag auf Schlag einander folgenden Revolutionen, und daher haben wir demselben den Namen Revolutions-Zeitalter gegeben.

Im Laufe von siebenzig Jahren haben die Nationen Europa's klar und bestimmt zu erkennen gegeben, daß sie entschlossen seien, das auf ihnen lastende Joch des Mittelalters abzuschütteln. Das Ziel, nach welchem sie streben, wurde immer schärfer bezeichnet und entschlossener verfolgt.

Die Freiheitsbestrebungen der Nationen sind nicht mehr vereinzelte Erscheinungen
Alle civilisirten Völker Europa's haben sich, eines nach dem andern, in blutigen Kämpfe
gegen den Despotismus erhoben. Das Losungswort unserer Tage ist:

Solidarität der Nationen!

Völkerverbrüderung!

Die Aufgabe unserer Zeit besteht nicht darin, die Armen reich und die Reichen arm zu machen, die Gewalthaber nur zu wechseln, sondern an die Stelle derjenigen Beweggründe und Einrichtungen, aus welchen die Leiden der Gesellschaft hervorgingen, solche zu setzen, welche den Wohlstand, die Bildung und die Freiheit der Gesammtheit sichern.

Die Bekämpfung und, wenn es sein muß, die Vernichtung der widerstrebenden Personen, Gesetze und Verfassungen bildet nur den Anfang, die Vorbereitung der einzuführenden Reformen. Von welcher Art diese sein müssen, um den Sturm der Revolution dauernd zu beschwören, läßt sich hier nur im Allgemeinen andeuten. Die erste und nothwendigste Voraussetzung ist die Wiederherstellung der verschiedenen unterdrückten nationalen Persönlichkeiten, die Feststellung des Grundsatzes der Gleichberechtigung nicht nur im Wechselverhältniß der Völker, sondern auch in den gegenseitigen Beziehungen aller einzelnen Bestandtheile derselben, der Provinzen, der Gemeinden und der Individuen. Nur diejenige Freiheit, welche der Ausfluß der Gleichberechtigung ist, hat eine feste Grundlage und kann auf dieser im Laufe der Zeit die Brüderlichkeit zu einem Bedürfnisse und einer Wirklichkeit machen. Nur unter gleichberechtigten Bürgern kann auf die Dauer Freiheit und Brüderlichkeit bestehen. An die Stelle der s. g. väterlichen Fürsorge der Monarchen kann erst dann, wenn die Nationen und Individuen zu dem Bewußtsein der Mündigkeit gelangt sind, das Gesetz der Brüderlichkeit treten.

Wenn die auf klarer Erkenntniß beruhende sittliche Kraft in dem Entwicklungsgange der Nationen immer den Ausschlag gäbe, wären keine Revolutionen erforderlich, um die Völker von unerträglichem Drucke zu befreien. Sie wären sogar nicht möglich, weil lange bevor der Druck den Höhegrad des Siedepunktes erreicht, er dessen Beseitigung hervorgerufen hätte. Die Revolution ist die Folge des Zusammenstoßes herzloser Despoten und leidenschaftlich aufgeregter Massen. Stumpfe Völker sind einer solchen eben so unfähig, als wachsame, thatkräftige und freiheitsliebende Nationen, die einen, weil ihnen die Kraft fehlt, ein auf ihnen lastendes Joch zu zerbrechen, die anderen, weil sie sich keine Ketten anlegen lassen, welche sie nachher zerbrechen müßten.

Im Laufe dieses Zeitabschnitts entwickelten sich alle civilisirten Völker der Erde so weit, daß sie den auf ihnen ruhenden Druck schmerzlich empfanden und den Entschluß faßten, denselben nicht länger zu dulden. Allein die sittliche Kraft und die Klarheit der Erkenntniß war in deren Schooße nicht stark genug, die Herrschaft der Könige, Pfaffen und Aristokraten ohne Explosionen, im ruhigen Gange gesetzlicher Verbesserungen zu beseitigen. Die französische Nation gab zuerst der Menschheit das Beispiel eines heroischen Aufschwunges und eines beklagenswerthen Rückfalls in die frühere Lethargie, und zwar nicht blos einmal, sondern dreimal. Sie erhob sich in den Jahren 1789 bis 1793 in Masse gegen den Despotismus, und zertrümmerte denselben. Allein das neue Gebäude der Freiheit entbehrte derjenigen Tiefe des Fundaments, welche es in den Stand gesetzt hätte, zugleich den von außen und von innen dagegen stürmenden Feinden Trotz zu bieten. Durch die gewaltthätigen Angriffe der vereinigten Despoten Europas wurde die erste französische Revolution zu früh von dem sicheren Gebiete friedlicher Entwickelung in die rauhe Bahn des Krieges gedrängt. Ein herrschsüchtiger Soldat machte der kaum errungenen Freiheit ein Ende, indem er sich des Thrones bemächtigte.

Der Despot wurde gestürzt hauptsächlich in Folge derselben Erschlaffung, welche der Nation die Kraft benommen hatte, sich seiner zu erwehren. An die Stelle des unumschränkten Kaiserthums Napoleon's I. trat die constitutionelle Monarchie der Bourbonen. Ein zweitesmal erhob sich die französische Nation (1830) und zerbrach den Thron des verhaßten Königsgeschlechtes. Diesesmal wagten es die auswärtigen Despoten nicht mehr, Frankreich mit Krieg zu überziehen, denn ein großer Theil der Völker Europa's nahm Theil an den von Paris ausgehenden freiheitlichen Bewegungen. Die Könige erkannten die Revolution und mit dieser das Königthum Ludwig Philipps in Frankreich und Leopolds in Belgien an. Die Zeiten hatten sich verändert. Die Revolution war zu einer Macht herangewachsen, welche mit G e w a l t nicht mehr erdrückt werden konnte. Die Tyrannen verschworen sich mit einander, sie heimlich durch Lug und Trug zu untergraben. Ludwig Philipp wurde ein Mitschuldiger des Complottes und büßte dafür im Februar 1848, indem das Volk ihn aus Frankreich vertrieb und die Republik an die Stelle der Monarchie setzte. Die Revolution überschritt diesesmal die Gränzen Frankreichs noch viel weiter als im Jahre 1830. Sie erschütterte alle Throne Europas und war stark genug, auf eine Zeit lang wenigstens, die Beherrscher aller deutschen Staaten, einschließlich des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preußen, ganz Italiens und Spaniens zu demüthigen und zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Doch diese Nachgiebigkeit war nur eine scheinbare. Während die erschreckten Despoten zugaben, daß ihre Völker in großen National-Versammlungen neue freiere Verfassungen besprachen, bereiteten sie die Mittel vor, diese zu zertrümmern. Seit dieser Zeit hat Europa seinen alten Rechtsboden gänzlich verloren. An die Stelle der von den Völkern durch deren Vertreter beschlossenen oder doch vorbereiteten Constitutionen trat die nur noch auf den Bajonetten der Soldateska ruhende Gewaltherrschaft der zum Untergang der Freiheit verschworenen Kaiser und Könige.

Die erste Revolutionswoge begann 1789, drang, ganz Europa überfluthend, bis Moskau und Lissabon, und fiel in den Jahren 1814 und 1815 in sich selbst zusammen. Die zweite Woge erhob sich kurz nach dem Verschwinden der ersten, reichte zwar räumlich nicht so weit und ging prinzipiell nicht so tief, als die erste, rief aber eine Reihe anderer Revolutionswellen nahe und ferne hervor, und endigte mit der Vertreibung der Bourbonen aus Frankreich und des Hauses Oranien aus Belgien (1830). Die dritte Fluth, welche in Frankreich begann, wuchs langsam und erreichte ihren Höhepunkt in den Februartagen 1848. Sie hat ihr Ziel noch nicht gewonnen. Sie muß nach den ewigen Gesetzen der Natur in der Zertrümmerung des Bonapartismus in Frankreich und in der mehr oder weniger allgemeinen Erschütterung des mit demselben auf gleichem Grunde ruhenden europäischen Despotismus endigen. Da sie aber noch in ihrer Bewegung begriffen ist, können wir sie heutzutage nur bis zu jenem Höhepunkte verfolgen, den sie im Jahre 1848 erreichte. Vielleicht ist es mir vergönnt, später deren Verlauf in einem Anhange bis zu ihrem Ende zu begleiten.

Hätten die Völker Europa's und namentlich die Franzosen, welche seit dem Jahre 1789 entschieden den Ton angaben, mehr Tugend, eine höhere sittliche Kraft besessen, so wären die Rückfälle unmöglich gewesen, welche wir während der Jahre 1794—1814, 1816—1830, 1832—1848 erlebten. Die Perioden der Erhebung wären nicht so kurz, die Zeiten der Erschlaffung nicht so lange gewesen.

Wir hassen das Laster, wenn wir es in Verbindung mit den Mächtigen der Erde finden. Sollten wir es beschönigen, wenn sich Bürger oder Bauern damit beflecken? Wir müssen der Ausschweifung den Stab brechen, falls sie nicht sucht sich zu rechtfertigen, sondern sich schuldig bekennt. Sollten wir sie billigen, falls sie mit frecher Stirn unter dem glän-

zenden Aushängeschilde eines Systems sich für berechtigt erklärt? Die Freiheit ist nur schön im Vereine mit Sittenreinheit, Wahrheit und Recht. Dem Laster der Lüge und der Rohheit müssen Ketten angelegt werden, wenn die edelen Gefühle und nicht wilde Leidenschaften, wenn Kunst und Wissenschaft und nicht Brodneid und Charlatanerie den Ton angeben sollen. Nicht der Machthaber, er nenne sich König oder Kaiser, sondern der Mißbrauch der Gewalt, diese sei groß oder klein, fordert unser Freiheits= und Rechtsgefühl heraus.

Die Selbstsucht, die Wollust, die Habgier, der Ehrgeiz, die Herrschsucht sind gerade dann am verderblichsten, wenn sie sich in den Mantel des Fortschritts hüllen, die Sprache der Freiheit reden und ein Recht in Anspruch nehmen.

Eigenthum, Ehe, Religion, Staat sind uns nur, insofern sie auf Betrug und Raub ruhen, verhaßt. Gründen sie sich dagegen auf Arbeit, Liebe, Treue, ernste Forschung und freie Willensbestimmung, so sind sie uns lieb und werth. Es ist sehr abgeschmackt, den Fürsten den Stab brechen, zugleich aber gerade diejenigen Elemente, welche diese allein hassenswerth machen, zur Herrschaft bringen zu wollen. Wie die Despoten sich n e n n e n, ändert an der Beschaffenheit ihrer Beweggründe nichts. Mehr, als das Alte sind wir aufgefordert, das Neue zu bekämpfen, insofern es der wahren Freiheit und dem ewigen Rechte Gefahr bringt.

Keine Revolution wird Bestand haben, in deren Schooße die schöpferischen Kräfte nicht Hand in Hand mit den destructiven gehen, in deren Schooße die Rache, der Zorn und die Zerstörungswuth nicht gemäßigt werden durch Rechtsgefühl, Menschenliebe und Sinn für Kunst und Wissenschaft.

Wer den endlichen Sieg der Freiheit über den Despotismus, des gleichen Rechtes über das Privilegium, der Brüderlichkeit über die Abschließung will, darf sich nicht damit begnügen niederzureißen, er muß auch aufbauen, und zwar, so weit es die Verhältnisse erlauben, sogar unter dem Drucke der Tyrannei.

So lange diejenigen, welche am wenigsten zum Besten der Menschheit arbeiten, die Herren der Erde und aller Genüsse die sie bietet, sind, während die arbeitenden Massen darben, können wir aus dem Zustande der Revolution, in dem wir uns seit sieben Jahrzehnten befinden, nicht herauswinden.

Die ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte, welche im vorigen Jahrhunderte nur im Herzen Weniger lebten, wenn schon Viele sie auf der Zunge trugen, können in unseren Tagen nicht mehr mit Füßen getreten werden, ohne den Widerstand der Massen anzuregen. Die große Aufgabe unserer Zeit ist, sie zu verwirklichen, und der Fortschritt der Menschheit besteht nur in der Annäherung an dieses erhabene Ziel.

Es genügt den Völkern in unseren Tagen die Mündigsprechung des dritten Standes nicht mehr. Alle Stände, alle Völker der Erde verlangen gleiches Recht, gleichen Theil an den Gütern der Erde, gleichen Theil, wie an den Lasten, so an den Vortheilen der Arbeit.

Die neueste Geschichte erhält ihren Character durch die Kämpfe, welche zuerst der dritte und dann der vierte Stand begann, und deren Ziel die Gleichberechtigung ist. Im Anbeginn der französischen Revolution begnügten sich die Proletarier damit, in den Schlachten der Freiheit ihr Blut zu vergießen. An der Leitung der Staatsangelegenheiten nahmen sie nur stoßweise und mittelbar an den Tagen der Explosion oder durch die von ihren Klubbs ausgehenden Anregungen Theil. Erst gegen Ende dieses Zeitabschnittes stellte der vierte Stand seine Forderungen auf, und begann einen ähnlichen Kampf gegen Adel, Geistlichkeit und Pfahlbürgerthum, wie ihn früher der dritte Stand gegen Adel und

Geistlichkeit geführt hatte. Bevor der Bürgerstand eingesehen haben wird, daß dieselben Grundsätze, deren Geltendmachung ihm seine Siege über Adel und Geistlichkeit verschafft, auch die Ansprüche des vierten Standes begründen, steht das Bürgerthum mit den Proletariern nicht auf gleicher principieller Höhe, und erst wenn der dritte Stand erkannt haben wird, daß seine Interessen durch einen gleichen Bund mit dem Proletariate besser gefördert werden, als durch die ungleiche Allianz mit dem Privilegium, wird die Menschheit um eine Sprosse höher steigen.

In diesem, wie in dem vorigen Zeitabschnitte bezeichnen nicht die Könige, Päpste und Fürsten, sondern die Männer, welche für die Freiheit kämpften, den Fortschritt der Zeit. Die Rollen der Hemmschuhe an dem Rade der Menschheit, welche in der zweiten Hälfte des siebenzehnten und während des größern Theiles des achtzehnten Jahrhunderts die drei Ludwige gespielt hatten, übernahm später Napoleon I., Ludwig XVIII., Karl X. und Ludwig Philipp. Die bewegende Kraft der Völker wuchs im Laufe dieses Zeitabschnitts so mächtig an, daß sie sich nicht mehr, wie früher, durch die Namen einzelner Menschen, sondern nur durch diejenigen ganzer Gruppen, ganzer Geistesrichtungen bezeichnen läßt. An der Spitze der Zeit stehen im Laufe dieses Abschnittes nicht mehr friedliche Gelehrte, sondern Männer der That: Revolutionäre. Der Gegensatz zwischen der Gironde und dem Berge, den zagenden und den kecken, den schwankenden und den entschlossenen Männern des Fortschritts findet sich bei allen politischen Kämpfen des neunzehnten Jahrhunderts wieder. Constitutionelle Monarchisten, blaue und rothe Republikaner, Socialisten und Communisten — dieses sind die Gruppen, welche das rollende Rad der Zeit vorwärts treiben; Absolutisten, Pfaffen und Aristokraten, im Bunde mit Bureaukraten, Soldaten und Geldwucherern sind die Schattirungen der Reactionspartei, welche der Zeit den Fortschritt wehren wollen.

Im Laufe der neun ersten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts wurden diejenigen Ideen besprochen und verbreitet, deren Durchführung später versucht und theilweise wenigstens erreicht wurde. Zugleich erhielten diese Ideen einen stets sich erweiternden Kreis von Anhängern, eine immer tiefer eindringende Begründung und eine Entwickelung ihrer Folgesätze, welche weit über die Bestrebungen und Ansichten der großen Geister der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinausreicht.

Der Kampf, welcher im vorigen Zeitabschnitte, mit alleiniger Ausnahme England's und Nordamerika's, nur auf geistigem Gebiete ausgefochten worden war, ging auf das Feld des praktischen Lebens über, und verbreitete sich von dem nordischen Vorgebirge bis an die Südspitze Italiens, und von Warschau bis Lissabon. Die Despoten Europa's erhielten in den russischen Czaaren mächtige Verbündete im Streite gegen ihre Völker. Alle die Gewaltthaten, welche die Könige der französischen Republik zum Vorwurfe machten, als deren Heere siegreich vorrückten, verübten sie selbst in tausendfachem Maaße, als sie das Uebergewicht erlangten. Die Republik hatte auf ihre Banner geschrieben: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Auf den Standarten der Tyrannen waren Kreuze, Kronen und reißende Thiere abgebildet.

Im vorigen Zeitabschnitte wurden einzelne Mißbräuche angegriffen, in unseren Tagen gilt der Kampf den Fundamenten des mittelalterlichen Staates, der Kirche der Vorzeit und der ganzen Organisation der Gesellschaft. In unseren Tagen verlangen die fortschreitenden Geister nicht eine Reform, sondern gänzliche Abschaffung des Königthums, des Adels, der Geistlichkeit und der stehenden Heere, und überdieß eine vollständige Reorganisation des Beamtenwesens und der Vermögensverhältnisse auf der Grundlage des Motto's: „Wohlstand, Bildung, Freiheit für Alle."

An die Stelle des Königthums wird die Republik, an die Stelle des Adels das gleichberechtigte allgemeine Bürgerthum treten; die Religion wird als Privatsache der Einzelnen und nicht mehr als polizeiliche Zwangsanstalt behandelt, die stehenden Heere werden durch bewaffnete Völker abgelöst, die Beamten als Diener der Nationen, und die Erde als Gemeingut betrachtet werden, — sobald die im Wachsthume begriffene Sturmfluth die Throne der Despoten verschlungen haben wird.

Dieses ist die Richtung, in welcher der Zeitenstrom fließt, nicht blos seit dem Jahre 1789 oder 1517, sondern seit den ersten Tagen der Geschichte, seit dem Falle der griechischen Republiken und des römischen Reiches, und der Entstehung der aus dessen Trümmern hervorgekommenen neuen Staaten. Wann dieser große Zusammensturz stattfinden werde, kann Niemand mit Sicherheit voraussagen. Allein da die ganze geistige Grundlage der jetzt bestehenden Gesellschaft gewichen ist, können die Bajonette allein auf die Dauer dieselbe nicht halten. Ein halbes Menschenalter war die Zeit, welche keine der seit 1789 bestandenen Regierungen Frankreich's überlebte, und seit dem Jahre 1830 war eine allgemein europäische Bewegung, jedesmal im Gefolge einer französischen Revolution. Wenn eine neue Generation thatkräftiger Jugend herangewachsen ist, welcher die noch nicht der Gegenwart abgestorbene ältere freudig die Hand reicht, dann ist der Zeitpunkt gekommen, da die Geister auf einander platzen, da sich Elektricität in hinreichender Masse gesammelt hat, um vernichtende Blitze zu schleudern, und da der Geist sich hinreichend abgeklärt hat, um die von der Menschheit begehrten neuen Gestaltungen zu schaffen.

Die Geschichte enthält für alle diejenigen, welche nach Freiheit und Recht streben, den mächtigsten Sporn zu unausgesetzter Kraft-Anstrengung, für alle tugendhaften Menschen die erhabensten Muster, allein auch Tyrannen finden in ihr die reichste Nahrung für ihre Leidenschaften, und Vorbilder des Lasters und vom Glücke wenigstens scheinbar gekrönter Herrschsucht und Eroberungslust. Alle Herrschergeschlechter, welche seit Jahrhunderten auf Thronen sitzen, leiten aus den von ihren Vorfahren befolgten Rathschlägen, gehegten Entwürfen und eingeschlagenen Bahnen die Regeln ab, nach welchen sie selbst handeln. Sie können diese nicht aufgeben, ohne ihre Throne oder doch die Grenzen ihrer Reiche zu gefährden.

Die Geschichte lehrt uns die Schandthaten, mit deren Hülfe die Merovinger, Carolinger und Capetinger sich an die Spitze der Franzosen schwangen; die Bestechungen, Kuppeleien und Mordscenen, durch welche die Habsburger nach und nach ihre Länder erwarben; die unabsehbare Reihe von Verbrechen, welche die Papstwahlen und die Aufrichtung des päpstlichen Glaubens in ihrem Gefolge hatten. Wir wissen, daß die Grundlagen aller Throne der Welt Lug und Gewaltthat, wenn schon in den verschiedensten Formen sind. Von Jahrhundert zu Jahrhundert erben sich die Traditionen der Herrscher fort. Die Mittel, deren sich die Vorfahren bedienten, um ihre Throne zu erklimmen und zu be-festigen, sind für die Nachfolger unvermeidliche Beispiele geworden, aus welchen sie ihre Staatskunst ableiten. Nur mit den Thronen selbst kann den Ueberlieferungen, auf welchen [sie] ruhen, ihr Ende im praktischen Leben bereitet werden.

Chlodwig, Karl, der sogenannte Große, Franz I., Ludwig XIV. sind für alle französ[is]chen Herrscher, sie mögen den Königs- oder Kaiser-Titel führen, die unversieglichen [Br]unnen, aus welchen sie ihre Staatsweisheit schöpfen. Rudolph I., Albrecht I., Karl V., [Fe]rdinand II. und Ferdinand III. bieten den Habsburgern; Gregor VII., Innocenz III. [un]d Paul IV. den Päpsten die Muster, welche sie, soweit die Verhältnisse es erlaubten, [im]mer nachzuahmen suchten.

So lange es Könige giebt, werden sie die Beispiele befolgen, welche die glücklichsten und mächtigsten ihrer Vorfahren ihnen gaben, und kein beschriebenes Papier, kein Eid wird im Stande sein, davon irgend etwas abzuändern. Wollen wir bessere Regenten haben, so müssen wir die Muster verbessern, nach welchen sie sich zu richten haben. Könige werden Könige, republikanische Beamte die Archonten Griechenlands, die Consuln Rom's, oder die Präsidenten der Vereinigten Staaten Nordamerika's nachahmen.

Erster Abschnitt.

Die französische Revolution von 1789—1804.

§. 2. Vorbemerkung.

Beim Beginne dieser Periode sahen wohl Manche die am Horizonte aufsteigenden Wolken, aber Niemand ahnte die Stürme, welche die Zeit in ihrem Schooße barg. Die Ideen, auf deren Fittigen sich die Revolutionen dieser Epoche empor schwangen, hatten die Männer des Volkes zwar tief ergriffen, allein die bevorzugten Stände waren über deren Bedeutung und Tragweite vollständig im Unklaren. Einem Theile derselben dienten die von den großen Geistern des achtzehnten Jahrhunderts verbreiteten Gedanken zur Unterhaltung und zum Spiele, während der andere Theil der Könige, Aristokraten und Geistlichen dieselben mit wüthendem Hasse verfolgte.

England blutete aus tiefen Wunden, welche die Kriege des achtzehnten Jahrhunderts, und namentlich der nordamerikanische Freiheitskampf ihm geschlagen hatte. Deutschland trug mit Geduld das Joch seiner dreihundert Tyrannen, obgleich es durch Friedrich II. von Preußen und Joseph II. von Oesterreich von oben herab, und durch seine strebenden Geister von unten herauf gerüttelt und geschüttelt worden war.

Die Fürsten Europa's beschäftigten sich mit untergeordneten Dingen. Die Beherrscher Rußlands, Oesterreichs und Preußens dachten nur an Eroberungen, wozu die Türkei und Polen den Stoff bieten sollten. Die katholischen Reiche: Spanien, Portugal und Italien waren in tiefe Erschlaffung gesunken. Nur in Frankreich regte sich der Geist der Freiheit gewaltig. Nach dem Lande zwischen den Pyrenäen und den Alpen richteten alle strebenden Menschen ihre Blicke, von dort aus erwarteten sie, daß der Despotismus des Mittelalters im wirklichen Leben erschüttert werden würde, wie dieses auf dem Felde der Literatur schon geschehen war. Es galt, eine neue Ordnung der Dinge zu gründen, welche den veränderten Anschauungen und Verhältnissen der Nation entsprach.

Nachdem durch die Bartholomäusnacht und die Maßregeln Richelieu's der Geist protestantischer Freiheit niedergedrückt worden war, nachdem Ludwig XIV. das monarchische Princip auf seine höchste Spitze getrieben, und das Land durch seine Kriege, durch seine Verschwendung und durch seine Gleichgültigkeit gegen die Klagen des Volks erschöpft, nachdem Ludwig XV. endlich durch eine lange unrühmliche Regierung die Anhänglichkeit an die Monarchie und die Furcht vor derselben erschüttert hatte, — war in Frankreich der

Boden zu Freiheitsbestrebungen wohl vorbereitet. Die französische Literatur benutzte die Stimmung des französischen Volkes, um die Saat der Freiheit auszustreuen. Diderot, d'Alembert und die Encyklopädisten, Voltaire, J. J. Rousseau und deren Freunde beherrschten lange Zeit nicht nur die Literatur Frankreichs, sondern auch diejenige der übrigen Welt, so daß es ihnen nothwendig gelingen mußte, die öffentliche Meinung aller civilisirten Völker und insbesondere auch diejenige Frankreichs zu bestimmen. Allein der Einfluß dieser Männer hatte einen weit mehr negativen, als positiven Character. Allerdings unterwühlten dieselben die Grundlagen der zu ihrer Zeit bestehenden kirchlichen und politischen Zustände. Auch regten sie eine Sehnsucht nach einer besseren Zukunft in edleren Gemüthern an. Allein es fehlte allen diesen Männern zu sehr an moralischer Kraft, als daß sie es vermocht hätten, den Grund zu einer schöneren Zukunft zu legen. J. J. Rousseau hatte einen höhern schöpferischen Geist, als die anderen eben genannten Schriftsteller, und regte daher mehr als diese die Gemüther an, nach freieren Formen in Kirche und Staat zu streben. Doch war er viel zu wenig praktisch und viel zu wenig Staatsmann, um den Plan eines neuen Staatssystems entwerfen zu können. Die Oekonomisten waren Männer von reiner und edler Gesinnung; doch ihr Gesichtskreis war zu beschränkt, und ihr System ruhte auf einer zu fehlerhaften Basis, als daß sie es vermocht hätten, die Schöpfer neuer politischer Gestaltungen zu werden. Den Franzosen schwebte das Beispiel der nordamerikanischen Freistaaten vor Augen, welches auf sie einen um so größern Eindruck machen mußte, als viele und bedeutende Persönlichkeiten aus ihrer Mitte deren Entwickelungsgang an Ort und Stelle beobachtet hatten. Allein in dieser Rücksicht trat besonders deutlich die Verschiedenheit des französisch-europäischen und des englisch-amerikanischen Characters hervor. Die Idee eines Staatenbundes, wie er in Nordamerika bestand, vermochte niemals in Frankreich Anklang zu finden. Paris übte einen zu vorwiegenden Einfluß auf alle gesellschaftlichen, politischen und kirchlichen Verhältnisse Frankreichs, als daß neben dieser Hauptstadt gleichberechtigte Schwesterstädte sich hätten erheben können. Die Centralisation hatte vor Beginne der französischen Revolution in Frankreich im Laufe der Jahrhunderte so große Fortschritte gemacht, daß es unmöglich war, die Folgen derselben zu entfernen. Centralisation bildet aber den ausschließlichen Character der Monarchie. Es fehlte daher in Frankreich zur Zeit, da die Revolution begann, nicht blos an der erforderlichen intellectuellen und moralischen Grundlage einer republikanischen Verfassung, sondern auch an denjenigen vorbereitenden Einrichtungen, ohne welche ein Freistaat auf die Dauer nicht bestehen kann. Die physische Gewalt mag zwar bestehende Einrichtungen zerstören und deren lebende Vertreter tödten oder zerstreuen; allein nur der schöpferische Geist vermag neue Gestaltungen vorzubereiten und nur eine erhöhte moralische Kraft vermag dieselben in's wirkliche Leben überzuführen und trotz dem Wiederstreben der Alltagsmenschen sie in demselben zu festigen. Wo es sich aber darum handelt, neue Schöpfungen hervorzurufen, eine Nation auf eine höhere Entwickelungsstufe hinanzuheben, da kann das schon Dagewesene nicht ausreichen, da müssen neue, früher ungekannte Kräfte angeregt und Organisationen gegründet werden, zu welchen nicht die Geschichte, sondern ein höheres Ideal die Anleitung bietet.

Der Despotismus, welcher seit der Ermordung Heinrich's IV. fast zwei Jahrhundert durch über Frankreich gebrütet, hatte am Ende der Regierungszeit Ludwig's XV. aufgehört, furchtbar zu sein, und angefangen, lächerlich zu werden. Die Streitigkeiten zwischen Jesuiten und Jansenisten gaben den Encyklopädisten und den Anhängern Voltaires Stoff genug, die schwachen Seiten der römisch-katholischen Kirche allgemein anschaulich zu machen. Allein die Gegner des Ultramontanismus und des Jansenismus übersahen ganz und gar,

daß diese beiden Glaubensrichtungen nicht identisch seien mit der Religion überhaupt. Sie rügten die Mißbräuche einer fanatischen Priesterschaft, die Erbärmlichkeiten einer beschränkten Schule, die Laster und die Verbrechen, die Habsucht und den Ehrgeiz eines weit verzweigten Mönchthums. Allein indem sie einen düstern Schatten auf Religion und Kirche überhaupt warfen, richteten sie die Aufmerksamkeit des Publikums nicht auf ideale Zustände, welche, wie der Phönix aus der Asche der Vergangenheit aufsteigen möchten, sondern nur auf den herrschenden Aberglauben, und alle die niedrigen Beweggründe, welche sich desselben als Mittel zu irdischen Zwecken bedienten. Sie untergruben allerdings die damals bestehenden kirchlichen Zustände, allein sie legten nicht zu gleicher Zeit den Grund zu einer auf Wahrheit und auf Freiheit ruhenden neuen Ordnung der Dinge. Als daher der Sturm der Revolution losbrach und den Augiasstall der Vergangenheit reinigte, fehlte es an den Elementen zu neuen Schöpfungen in der Kirche wie im Staate, und obgleich allerdings Frankreich durch seine Revolution befreit wurde von den Folgen der mannigfältigsten politischen und kirchlichen Bedrückungen, so wurde doch der Geist der Bedrückung selbst nicht verdrängt, denn dieser läßt sich nur durch einen höhern, durch einen bessern Geist, nicht aber durch denjenigen der Verneinung und der Zerstörung beseitigen.

Ludwig XVI. war wie geschaffen dazu, die schlummernden Triebe, welche zu einer Revolution drängten, zu entfesseln und ihnen Haltpunkte zu bieten. Ein kräftigerer Charakter würde vielleicht sich an die Spitze der Volksbewegung gestellt und sie geleitet, oder aber sie unterdrückt und überwältigt haben. Einem klugen Fürsten würde es wenigstens gelungen sein, die Aufregung der Gemüther einigermaßen zu beruhigen. Ludwig XVI. goß immer heimlich Oel in das Feuer, nachdem er öffentlich gesucht hatte, die Flamme zu löschen, und reizte dadurch alle schlummernden Leidenschaften und namentlich die für einen Fürsten verderblichste, den Argwohn des Volkes, gewaltsam auf.

Siebenzig Jahre sind seit den ersten Zuckungen der französischen Revolution verflossen. Noch sind aber lange nicht alle Schleier gehoben, welche manche ihrer bedeutungsvollsten Ereignisse bedecken. Revolution und Gegenrevolution, die verschiedenen zu dieser oder jener Richtung gehörenden Parteien entwarfen unausgesetzt Pläne zur Förderung ihrer Zwecke und zur Bekämpfung ihrer Gegner. Der größere Theil derselben kam nicht zur Ausführung. Viele Versuche scheiterten, und selbst diejenigen, welche zu Tage traten und die großartigsten Folgen hatten, sind dennoch, was ihre Beweggründe und ihre Urheber betrifft, noch immer in Dunkel gehüllt. Mehr als ein Entwurf, welcher reiflich erwogen und sorgsam vorbereitet war, gestaltete sich, als er in's Leben trat, ganz anders, als seine Urheber dachten. In den ersten fünf Jahren der Revolution machte das kühne Auftreten des Volkes die meisten Berechnungen der Höflinge, Diplomaten und Staatsmänner zu Schanden. Später schlich sich die Intrigue wieder in den Besitz der Gewalt. Die Massen hörten auf, selbstthätig in die Geschicke der Menschheit einzugreifen. Sie sanken wieder zu Draht-Puppen herab, welche von geschickten Händen hinter den Coulissen geleitet wurden. Sie feierten Feste, sie übten Handlungen der Volkssouveränität aus, sie stürzten sich mit Heldenmuth auf innere und äußere Feinde. Doch allen diesen Erscheinungen des Volkslebens kam mehr und mehr die klare Erkenntniß, das Selbstbewußtsein und der Freiheitsdrang abhanden. Die Volkssouveränität trat am stärksten zu Tage, bevor sie vom Gesetze anerkannt war, und ging thatsächlich viel früher unter, als ihr Napoleon durch das Kaiserreich ein Ende machte.

Die Masse selbstthätiger Männer, welche in den ersten Jahren der Begeisterung das Gewicht ihrer Individualität in die Wagschale der Revolution warfen, ist so unermeßlich daß der Geschichtschreiber Mühe hat, sie nur in ihren allgemeinen Umrissen zu erfassen und

jedem derselben das ihm gebührende Maß der Bedeutung richtig zuzutheilen. Von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat, ja! bisweilen sogar von Stunde zu Stunde wechselten viele hervorragende Männer der Revolution, wenn nicht ihren Charakter, so doch dessen äußere Erscheinung. Der Strom der Zeit floß so rasch dahin, daß Tausende, welche anfangs an dessen Spitze einher geschritten waren, von demselben überholt wurden, und in dessen Fluthen versanken, wenn es ihnen nicht gelang, da oder dort an einem festen Punkte, der ihnen Schutz bot, sich anzuklammern. Die Führer wechselten so schnell, daß von allen denjenigen der ersten Zeit nach fünf Jahren auch nicht ein einziger mehr an der Spitze der Bewegung stand. Immer neue, immer riesenhaftere Gestalten, welche ihre Vorgänger verdrängten, tauchten auf, bis sich in Robespierre die Revolution mit allen ihren früher nie geahnten Kräften, Tugenden und Ausschweifungen gewissermaßen personifizirte und unter der Guillotine endigte.

Wer in unseren Tagen noch den massenhaften Hinrichtungen das Wort redet, bedenke wohl, daß die Terroristen Frankreichs unter demselben Fallbeile wie ihre Gegner endigten. Keine Leidenschaft kann entfesselt werden, ohne denjenigen, welcher sich ihrer zu seinen Zwecken bedient, zu gefährden. Früher oder später kehrt sie immer zu ihrem Ausgangspunkte zurück, und zwar vollendet sie ihren Kreislauf um so schneller, je rascher sie diesen begonnen.

In früheren Zeiten war die Kargheit der geschichtlichen Quellen eine der größten Schwierigkeiten, welche der Schriftsteller zu überwinden hatte. Seit den Tagen der französischen Revolution und schon früher fließen die geschichtlichen Quellen reich, allein sie sind nicht blos durch Parteileidenschaft getrübt, sondern oft absichtlich verfälscht worden. Ganze Bibliotheken wurden geschrieben, um die Nachwelt zu täuschen. Schulen wurden gegründet, um der Jugend die verfälschte Geschichte beizubringen, Preise auf die Verfälschung derselben wurden ausgesetzt. Fürsten, Adel und Geistlichkeit gaben Zeitschriften heraus und besoldeten Schriftsteller, um Schmutz auf eine Revolution zu werfen, vor welcher sie noch zitterten, als deren Strom längst aufgehört hatte, sein Bett zu überfließen. Dennoch gelang die Verfälschung nicht. Das Licht der Wahrheit hat wenigstens die großen Umrisse der Revolution beleuchtet, wenn schon manche einzelne Züge derselben noch immer im Dunkel befangen sind.

Unter allen Verhältnissen ist es schwer, die großartigen Volksbewegungen einer Nation, der man nicht angehört, richtig zu würdigen. Wenige Franzosen haben den Geist der von Deutschland ausgegangenen Reformation in seiner ganzen Tiefe erfaßt. Doch die Zahl der Deutschen, welche die Erscheinungen der französischen Revolution in deren Beziehung zur Vergangenheit Frankreichs und zu dem Charakter der Nation erkannten, ist gleichfalls gering. Wer sich selbst noch geduldig unter das Joch des Königthums, des Adels und der Geistlichkeit beugt, wer selbst im Dienste dieser drei Geißeln der Menschheit steht und ihr Brod ißt, beweist durch die That, daß er noch in den Banden dieser Mächte liegt, wie sollte er den Muth, wie die Freiheit des Geistes besitzen, den Kampf auf Tod und Leben, den die Franzosen mit ihren Unterdrückern führten, vorurtheilslos aufzufassen und mit Wahrheit darzustellen?

Die Stimmung des französischen Volkes der Jahre 1789—1794 wird Niemand in den Spiegel seiner Seele ungetrübt aufnehmen, der nicht zugleich die Laster der privilegirten Stände und die Leiden der gedrückten Massen kennt, der nicht Entrüstung über jene und Mitgefühl für diese hegt. Wer die Erscheinungen der Vergangenheit nur wie die Bilder der magischen Laterne an sich vorüber gehen läßt, wer nicht bereit ist, im wirklichen Leben für die unterdrückten Partei zu nehmen gegen den Unterdrücker, der wird es auch nicht in

Wort und Schrift thun, wenigstens dann nicht, wenn damit Gefahren verbunden sind! Jedenfalls wird seiner Darstellung die Wärme, seinem Urtheile die Schärfe und seinem Standpunkte die Erhabenheit fehlen.

Wer niemals aus seiner Studirstube heraus trat, als um den Katheder zu besteigen, wer niemals Theil nahm an den Freiheitskämpfen eines Volkes, wer nur aus Büchern und Handschriften seine Menschenkenntniß ableitet, der mag wohl sehr gelehrte Bücher schreiben; doch Lebenswahrheit wird er denselben nicht einhauchen.

Billigerweise kann man von den Menschen nicht verlangen, daß sie im Strudel der Revolution mit derselben Ruhe und Umsicht, mit derselben Unparteilichkeit und Leidenschaftsloßigkeit, wie in den Tagen des behaglichen bürgerlichen Lebens handeln sollen. Sehr wahr sagt unser Dichter Schiller:

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Manne erzittert nicht!

Darum wehe den Despoten, welche ein Volk in Sklavenketten schlagen, oder in den ererbten Sklavenketten erhalten wollen! Nirgends in der Welt hat ein Volk das Joch, in welchem es gehalten wurde, gebrochen, ohne in einen Zustand der Aufregung versetzt worden zu sein. Es liegt nicht in der Natur der Massen, mit philosophischer Ruhe die Lasten und Abgaben, den Jammer und das Elend, welches fürstliche Tyrannei ihnen auferlegt hat, abzuschütteln. Entweder tragen sie ihr Joch mit Stumpfsinn, oder suchen sie es mit Grimm zu zerbrechen. Auf jener Höhe sittlicher Kraft, welche auch mitten unter Todesgefahren klar sieht und scharf abwägt, stehen nur einzelne Heroen, nicht die Millionen. Die Revolution setzt mit Nothwendigkeit voraus, daß ein Volk lange geduldet habe, was es niemals hätte dulden sollen, daß es nicht die Kraft gehabt habe, im ruhigen Gange der Entwickelung die auf ihm lastenden Ketten zu brechen, und daß es daher im Zustande der Aufregung wieder gut zu machen sucht, was es in den früheren Zeiten der Erschlaffung zu thun versäumt hat.

Nicht die Furcht vor Hölle und Teufel, nicht die Rücksicht für Freiheit und Recht, sondern nur die Besorgniß, das Volk zum Aeußersten zu treiben, hat manchem Tyrannen Zaum und Zügel angelegt. Hätten die Despoten sich nicht vor Revolutionen gefürchtet, so wäre die Menschheit längst zu einer Horde verthierter Sklaven herabgewürdigt. Die Aufgabe jedes freiheitlichen Schriftstellers geht dahin, so lange es noch einen Despoten auf der Erde giebt, die revolutionäre Gesinnung frisch und kräftig zu erhalten. Jeder denkende Mensch wird gewiß den friedlichen Fortschritt dem Sturme der Revolution vorziehen. Wenn aber fluchwürdige Tyrannen einem Volke keine andere Wahl lassen, als zwischen Knechtschaft und Revolution, wird nur der Feigling das Joch in Verbindung mit Ruhe den Gefahren der Revolution vorziehen.

In den gewöhnlichen Zeiten der Schlaffheit der Völker ist es schwer, diesen die bestbewiesenen Wahrheiten beizubringen. In den außerordentlichen Tagen der Revolution ist es noch schwerer, die Massen vor grundlosen Gerüchten und absichtlich verfälschten Ausstreuungen zu bewahren, insofern diese der Richtung entsprechen, in welcher sich die Geister bewegen. In den stürmischen Tagen der Revolution wird der Unterdrückte bereit sein, jede Schandthat zu glauben, welche dem Unterdrücker zur Last gelegt wird. Ein Grund mehr für alle Machthaber von ihrer Gewalt, für die Reichen von ihren Schätzen einen wohlthätigen Gebrauch zu machen! Mitten im Sturme der französischen Revolution wurden milde und gerechte Gutsherren von ihren Bauern, gute Beamte von ihren Untergebenen geschützt. Doch jene Tyrannen, welche in den Zeiten, da die gesammte Staats-

gewalt zu ihrer Verfügung stand, ihren Leidenschaften den Zügel ließen, mußten in den Zeiten der Bewegung die Rache des Volkes bitter empfinden.

Nimmermehr hätten alle Reden und Schriften der Welt einen so grimmigen Zorn gegen die priviligirten Stände erregen können, wie er sich in den Jahren der Bewegung kund that, wenn diese nicht Jahrzehnte und Jahrhunderte hindurch einen unerträglichen Druck auf die Massen ausgeübt hätten. Nimmermehr hätten Bürger und Bauern so bereitwillig die gegen die königliche Familie, den Adel und das Pfaffenthum verbreiteten nachtheiligen Gerüchte geglaubt, nimmer hätten sie dieselben der ihnen zur Last gelegten Schandthaten für fähig gehalten, wären diese durch die Vergangenheit der Machthaber Lügen gestraft worden.

Die Massen glaubten, was den von ihnen gemachten Erfahrungen entsprach. Sie glaubten nicht, was im Widerspruch stand mit dem reinen Leben eines von ihnen verehrten Wohlthäters.

Bei der Beurtheilung der Erscheinungen der französischen Revolution müssen wir auf die Stimmung, auf die Beweggründe, auf die Anschauungen, welche sich im Schooße der Nation bildeten, unausgesetzte Rücksicht nehmen. Der Entschuldigungsgrund für manchen Act der Grausamkeit liegt in den Bildern, welche den Massen vorschwebten. Nicht selten waren diese unrichtig, übertrieben. Der Fehler lag nicht sowohl in der That, als in der derselben zu Grunde liegenden Auffassung der Sachverhältnisse.

Unter den Greuelthaten, welche die französische Revolution befleckten, hatten manche durchaus keinen politischen Charakter, beruhten vielmehr ausschließlich auf Privatverhältnissen, unter welchen die Kenntniß bedeutungsvoller Geheimnisse oder der Besitz anschuldigender Papiere eine Hauptrolle spielten. Die Revolution kam dabei nur in sofern in Betracht, als sie der Privatrache Gelegenheit bot, unter dem Deckmantel der herrschenden Verwirrung den Zügel schießen zu lassen, oder als die auf's höchste gesteigerte Angst zu den äußersten Mitteln trieb, zu welchen die allgemeine Aufregung nur den Vorwand bot.

Unstreitig wurden aber auch viele, wohl die meisten Grausamkeiten von Leuten begangen, welche von übertriebenen Systemen, oder überschwenglichen Gefühlen beseelt waren. Die Verfechter der Revolution in ihrer Reinheit, die Helden, welche für die ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte Gut und Blut einsetzten, nahmen an diesen Gräuelthaten keinen Theil, oder, insofern sie dem Strudel nicht zu widerstehen vermochten, trifft sie der Tadel des unparteiischen Geschichtschreibers. Dabei wird dieser aber dem Drange der Verhältnisse Rechnung tragen. Er wird nicht verlangen, daß der mit gewöhnlichen Geistesgaben ausgestattete Mensch mitten im Sturme, welcher Hunderttausende niederwarf, die Ruhe des Weisen behaupte, und während alles um ihn her wankte, die Wage des Rechtes eben so fest halte, als in den Tagen ungetrübten Stilllebens. Wir werden stets unterscheiden zwischen der gerechten Revolution und den zügellosen Ausschweifungen, welche Hand in Hand mit derselben gingen, wie wir unterscheiden zwischen dem gerechten Kriege der Selbstvertheidigung und den im Gewühle der Schlacht vorgekommenen Ueberschreitungen der Nothwehr. Wir werden daher uns stets bemühen, den Punkt zu bezeichnen, bis zu welchem die Revolution ein Recht hatte, vorzudringen, dessen Ueberschreitung aber sie in's Unrecht versetzte. Weil wir den Standpunkt des ewigen und unveräußerlichen Menschenrechtes festhalten, ohne Gunst für diese oder jene Nation und ohne Rücksicht auf veraltete Mißbräuche und künstlich erzeugte Vorurtheile, werden wir die einen und die anderen auch dann bekämpfen, wenn sie aus Neuerungen hervorgegangen sind. So wenig als das Alter, rechtfertigt die Jugend in unseren Augen die Gewaltthat.

Wenn wir die Haltung der verschiedenen Classen der Gesellschaft während der fran-

zösischen Revolution miteinander vergleichen, so spielten die priviligirten Stände unstreitig die traurigste Rolle. Sie hätten gerne die schlimmsten Terroristen an Grausamkeit überboten. Schon im Jahre 1789 sprachen sie davon, Paris zu verbrennen und dem Boden gleich zu machen. Allein es fehlte ihnen an der Macht dazu. Als sie gewahrten, daß sie im Schooße der französischen Nation nicht die Mittel finden könnten, ihre freiheitsmörderischen Entwürfe auszuführen, brachten sie gegen ihr Vaterland ganz Europa in die Waffen. Wer wollte im Hinblicke auf diese Thatsachen nicht manches Unrecht entschuldigen, welches die zum Aeußersten gebrachten Massen begingen? Nicht die priviligirten Stände, auch nicht die Spießbürger (bourgeois), sondern die untersten Schichten der Gesellschaft retteten zwar nicht die bedrohte Freiheit, welche mitten im Gewühle der äußeren Kriege unterging, wohl aber das Vaterland.

Das Spießbürgerthum (die bourgeoisie) schwankte immer unsicher zwischen Königthum und Freiheit hin und her. Es hätte gern den Thron gerettet und sich mit geringen Verbesserungen abspeisen lassen. Doch die Massen waren vom Geiste der Revolution durchdrungen. Sie brachten das einzige, was sie hatten, ihr Leben, bereitwillig auf dem Altar des Vaterlandes und der Freiheit dar. Wenn sie die Eine aufgaben, um das Andere nicht unterjochen zu lassen, so müssen wir zwar beklagen, daß nicht beide zugleich sicher gestellt wurden; wir können manche Ausschweifungen, welche Verzweiflung und Fanatismus sich zu Schulden kommen ließen, bedauern, unsere Bewunderung können wir aber den begeisterten Männern und Frauen nicht versagen, welche, wenn auch bisweilen auf Irrwegen, doch heldenmüthig kämpften für die Güter, die sie für die höchsten der Menschheit hielten.

Daß die französische Revolution das Ziel, nach welchem sie in ihren besseren Tagen strebte, nicht erreichte, ist augenscheinlich. Niemand, selbst das Haus Bourbon nicht, wollte ein napoleon'sches Kaiserthum. Die Frage ist nur: wann fing man an, auf Nebenwege zu gerathen, erst im Augenblicke, da das Kaiserthum beschlossen wurde, oder früher? Zur Zeit, da das Consulat auf Lebenszeit verlängert, oder da es zuerst eingerichtet wurde, zur Zeit des Directoriums, oder noch früher? Der aufmerksame Forscher wird die Fehler, welche später zu dem kaiserlichen Despotismus führten, schon in früheren Zeiten nachweisen können. Dieselben lagen schon in den Anfängen der Revolution und lassen sich auf die durch den starren Absolutismus der priviligirten Classen hervorgerufenen Uebertreibungen und die frühzeitige Einmischung unreiner Sonderbestrebungen in den Schooß der Volksbewegung zurückführen. Worin bestanden die Fehler? Wem fallen sie zur Last? Wer hätte ihnen vorzubeugen, wer sie zu besiegen vermocht?

Kein Gesetz steht in der Geschichte fester, als dasjenige der Pendelschwingung. In demselben Maaße, als eine zu heftige Schwingung nach der einen Seite den Rückschlag nach der entgegengesetzten, hat eine Uebertreibung auf der einen Seite eine entsprechende auf der anderen zur Folge. Der napoleon'sche Despotismus war die nothwendige und unabweisbare Folge der vorhergegangenen entgegengesetzten Pendelschwingung. Wer in ihm ein Uebel erkennt, muß auch in dessen Ursache ein solches finden.

Die Geschichte der sieben letzten Jahrzehnte hat für jeden denkenden Menschen den klaren Beweis geliefert, daß die ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte mit dem Königthume, dem Pfaffenthume und dem Adel unvereinbarlich sind. Wir können daher keine zur Begründung jener ewigen Rechte und zur Beseitigung dieser drei Geißeln der Menschheit nothwendige Gewaltthat für eine Uebertreibung halten, wohl aber alles dasjenige, was über dieses Ziel hinausging.

Wir finden den Wendepunkt der Revolution nicht in dem Sturze, wohl aber in der

Ausrottung der Girondisten. Gewiß besaßen diese nicht die zur Rettung der Republik erforderliche Thatkraft, allein sie verdienten nicht jene unmenschliche, jene grausame Verfolgung, deren Opfer sie wurden, welche in ihrem Gefolge die Spaltung des Berges und die gegenseitige Aufreibung desselben hatte und nach Entfernung der kräftigsten Stützen der Freiheit mit unabweisbarer Nothwendigkeit zum Despotismus eines Einzelnherrschers führte.

Wohl verfehlte die französische Revolution, wie früher die deutsche Reformation, ihr Ziel, insofern wir dieses nach der Auffassung der reinsten und kühnsten Vorkämpfer derselben annehmen. Allein in der Hauptsache war und blieb sie siegreich.

Es ist sehr irrig, die Siege der wider Frankreich verbundenen Mächte für Siege der Contrerevolution, die Niederlagen Napoleon's für Niederlagen der Revolution ausgeben zu wollen. Die Revolution war siegreich durch ganz Frankreich und von da bis Neapel und Amsterdam vorangeschritten. Der Mörder der Revolution wurde besiegt und zwar mit Hülfe derselben, wenn auch minder kräftig ausgesprochenen Principien, welche in den Tagen des Sturmes der Bastille Paris und Frankreich beseelt hatten. Die Ausartung der Revolution, der Despotismus war besiegt worden durch die unter dem, freilich trügerischen, Banner der Freiheit vereinigten Mächte Europa's.

Im Laufe eines Menschenalters vertauschten die Nationen die Rollen. Im Anfange der Revolution kämpften und siegten die Franzosen im Namen der Freiheit. In den Jahren 1813 bis 1815 unterlagen sie, weil sie der Freiheit den Rücken gekehrt und ihre Gegner deren Banner geschwungen hatten.

Nicht einem Reiterregimente oder einer wohlangebrachten Batterie, sondern dem Hauche der Freiheit, insofern er ganze Nationen durchdringt, ist das Loos der Menschheit und die Macht der Ideen hingegeben. Nicht in Verwirrung gesetzt und umhergeworfen,*) sondern ermuntert und erfrischt wird der Geist, wenn er den Entwickelungsgang der Geschichte von der höheren Warte der Freiheit aus betrachtet.

Allerdings wurde nur zu bald der Geist der Freiheit von den Despoten zu ihrem Privatvortheile ausgebeutet, wie dieses zuvor von Napoleon geschehen war. Aber darum beruhigten sich die Nationen auch nicht. Schlag auf Schlag folgte eine Revolution der anderen. Immer warf sich früher oder später wieder ein Heuchler auf, welcher die Früchte der Freiheit sich selbst allein zueignete und dadurch die Völker zu neuen Revolutionen trieb, und immer erhoben sich die Völker von Neuem. Niemals vermochte aber ein Tyrann die Völker wieder bis hinter die letztvorhergegangene Revolution zurück zu treiben. Napoleon vermochte nicht, den Franzosen die Errungenschaften der Jahre 1789—1794 wieder zu entreißen, so wenig als später die Bourbonen, Louis Philipp von Orleans und Napoleon III. Jede Revolution brachte neue Ideen und Einrichtungen der Freiheit der Nation, von welcher sie ausging, und auch denjenigen Völkern, von welchen sie bekämpft wurde.

Nicht blos Frankreich, sondern auch Deutschland, Italien, Spanien und Portugal schüttelten während der Periode der französischen Kriege viel mittelalterlichen Staub von sich ab. Die Verbesserungen, welche in Folge des Zusammenstoßes der Geister und der Massen da und dort eintraten, waren der gebrachten Opfer wohl werth.

Kein Abschnitt der gesammten Weltgeschichte enthält einen solchen Reichthum an den großartigsten Ereignissen und Thaten, als die Jahre 1789—1794. In die kurze Spanne Zeit von fünf Jahren und zwei Monaten findet sich mehr Freiheitsmuth, eine erhabenere Begeisterung und eine größere Kühnheit zusammen gedrängt, als in manchen Jahrhunderten der Vergangenheit. Bis auf den heutigen Tag bildet dieses halbe Jahrzehnt die hohe

*) S. Rotteck's Weltgeschichte Buch IX. S. 261.

Schule der Revolution für alle Völker der Erde. Kein Abschnitt der Geschichte bietet uns einen so raschen Wechsel der Ereignisse, eine Mischung so schroffer Gegensätze, so hoher Muster jedweder Tugend und so abschreckender Beispiele des Lasters.

Wohl war die Zeit der Reformation auch reich an tief eingreifenden Ereignissen, seltsamen Contrasten und an Charakteren, welche hoch über die Mitwelt emporragten und in scharfen Zügen die Bewegungen ihrer Zeit bildlich darstellten. Doch sie füllte fast anderthalb Jahrhunderte aus. Die fünf Jahre von Anfang Mai 1789 bis Ende Juli 1794 schließen in sich den Sturz einer Monarchie, die Gründung und auch die Untergrabung einer Republik, einen Krieg mit dem Auslande, welcher nur in dem Kampfe der Griechen mit den Persern einen entsprechenden Vergleichspunkt findet und einen innern Kampf, für welchen uns die Weltgeschichte kein Gegenstück bietet. Die inneren Kämpfe der Engländer zur Zeit der Stuarte, der Römer und Griechen des Alterthums griffen niemals so tief ein, riefen niemals eine so welthistorische Erschütterung hervor, als diejenigen Frankreichs in den Jahren 1789—1794.

Wie langsam entwickelte sich in Deutschland die Reformation, wenn wir sie vergleichen mit den einander drängenden Fortschritten der französischen Revolution! Diese litt an dem gerade entgegengesetzten Fehler, welcher mit der deutschen Reformation verschlungen war. In Deutschland bemächtigten sich die Fürsten, Geistlichen und Spießbürger der Bewegung und brachten ihr schon im Keime während des Bauernkrieges eine Niederlage bei, von welcher sie sich nie wieder erholen konnte. In Frankreich waren es die ungestümen Massen, welche den Königsthron stürzten, die Republik gründeten, allein durch die wilde Leidenschaft, mit welcher sie verfuhren, den Saamen des Verderbens in den frisch gepflügten Boden der Revolution legten. Die Franzosen räumten mit den Mißbräuchen des Mittelalters gründlich auf, in dem Maße, daß keine nachfolgende Regierung wieder herstellen konnte, was im Sturme weniger Jahre zerstört worden war. Allein nur im Niederreißen erwiesen sie sich kühn und groß. Ihre Kräfte rieben sich im Kampfe mit Thron, Adel und Pfaffenthum auf. Als es galt, den neuen Bau der Freiheit fest und tief zu legen, wurde die Nation in einen innern und äußern Kampf verwickelt, welcher ihr die zu friedlichen Schöpfungen erforderliche ruhige Besinnung raubte.

Das Zeitalter der Reformation liegt abgeschlossen und vollendet hinter uns, dasjenige der Revolution hat wohl nicht viel über die Hälfte seines Verlaufs überstanden. Hundert und einunddreißig Jahre zählt das Zeitalter der Reformation. Schwerlich wird dasjenige der Revolution viel früher sein Ende erreichen. Noch sind nicht sieben Jahrzehnte seit dem Sturme der Bastille verflossen, doch die Ideen, aus welchen die französische Revolution hervorging, sind zum Gemeingute aller gebildeten Völker der Erde geworden. Es handelt sich jetzt darum, in's wirkliche Leben einzuführen, was sich im Laufe der Zeit davon bewährt hat. Neue Ideen sind auf der Grundlage des französischen Freiheitskampfes entstanden. Es kömmt darauf an, im größten Maßstabe auszuführen und zu vollenden, was in den bewegten Jahren 1789—1794 so kühn begonnen worden ist.

Wenn wir das Frankreich unserer Tage vergleichen mit dem Frankreich vor seiner Revolution, so müssen wir zwar erkennen, daß viel Unkraut ausgejätet wurde, welches sich im Laufe der Jahrhunderte wuchernd über das ganze Land verbreitet hatte. Allein das Unkraut wurde nicht mit der Wurzel vertilgt. Diese blieb vielmehr in der Erde stecken und hat im Laufe der sechs letzten Jahrzehnte nicht nur kräftige Sprossen getrieben, sondern auch neue Saaten ausgestreut. Der 4. August 1789 ist in seinen Folgen noch immer wirksam geblieben. Allein die Befreiung des Bodens von Gülten und Zehnten kam weniger den arbeitenden Klassen zu Gute, als den Kapitalisten, welche es verstanden, theils den Grund und

Boden an sich zu bringen, theils dessen Eigenthümer durch hypothekarische Forderungen zinsbar zu machen. An die Stelle der Aristokratie der früheren Zeit ist die Plutokratie der Neuzeit getreten. Der Arbeiter braucht jetzt allerdings in Frankreich keine Zehnten und Gülten mehr zu bezahlen und keine Frohnden zu leisten, allein er hat auch fast keinen Grundbesitz mehr, oder wo er ihn noch hat, ruht statt der mittelalterlichen Abgaben und Lasten die Hypotheken-Forderung und Abgabenlast der Neuzeit darauf, welche gleich dem Schwerte des Damocles über dem Haupte des Arbeiters schwebt, und ihn für den Fall einer einzigen Mißernte oder eines einzigen Hagelschlages mit dem Verluste seines Landstückchens oder Häuschens bedroht.

Was die monarchische Gewalt betrifft, so war dieselbe seit den Zeiten Ludwig's XIV. niemals so unbeschränkt, als sie es jetzt unter Ludwig Napoleon in Frankreich ist. Allein gerade die Schrankenlosigkeit der Herrschaft dieses Despoten bürgt uns dafür, daß die Nation dieselbe auf die Dauer nicht ertragen werde.

§ 3. Die National-Versammlung.

Das Wort war gegeben. Die Generalstaaten waren der Nation versprochen worden. Der außerordentliche Eifer, womit die Bevölkerung aller Orten sich des neuen Gedankens bemächtigte, bildete den schlagendsten Beweis dafür, daß dieselbe sich mit einer theilweisen oder mangelhaften Erfüllung der Zusage nicht begnügen würde. Die Zaghaftigkeit der Regierung, welche sich bei jedem ihrer Schritte kund that, mußte das Volk zugleich erbittern und ermuthigen. Der König hatte zwar dem dritten Stande eine Anzahl von Abgeordneten zugestanden, welche derjenigen des Adels und der Geistlichkeit zusammen genommen gleich kam. Er machte aber dieses Zugeständniß illusorisch, indem er sich nicht bestimmt für eine vereinigte Berathung und Abstimmung der drei Stände aussprach. Wozu eine doppelte Anzahl der Deputirten des dritten Standes, wenn deren Stimmen nicht gleich schwer in die Wagschale fielen, als diejenigen der beiden anderen Stände? Wozu überhaupt Deputirte aus diesem Stande, wenn jeder der beiden anderen Stände die Macht besaß, deren Beschlüsse unwirksam zu machen?

Diese und andere ähnliche Fragen, welche mit äußerster Lebhaftigkeit besprochen wurden, gaben dem dritten Stande den kräftigsten Sporn, nur solche Männer zu wählen, auf welche er sich mit Sicherheit verlassen könne. Auf den Adel wirkten die Schwankungen der Regierung in ähnlicher Weise. Dieser gab sein Mißtrauen gegen den Hof und seinen Widerwillen gegen den dritten Stand bei Gelegenheit der Wahlen unzweideutig zu erkennen, indem er mit allem Eifer dahin strebte, seine im Dienste des Hofes befindlichen Standesgenossen von den Generalstaaten auszuschließen. Zugleich bekundete er an mehreren Orten seinen Unmuth durch freche Mißhandlungen, deren er sich gegen den dritten Stand schuldig machte. Wie der Adel sich in Hof- und Land-Adel, so spaltete sich die Geistlichkeit in Würdenträger und Pfarrer. Der hohe Adel widerstrebte den von der Regierung ausgehenden Reformen nicht, und war aus diesem Grunde dem niedern Adel verdächtig. Umgekehrt war es die hohe Geistlichkeit, welche mit dem größten Widerwillen allen Verbesserungen widerstrebte, während die armen Pfarrer mit dem dritten Stande sympathisirten und ihre eigenen Vorgesetzten, deren Reichthümer ihnen ein Dorn im Auge waren, bekämpften.

Alle diese Verhältnisse trugen dazu bei, daß die Wahlen auf solche Männer fielen, welche man für die Extremsten in beiden Richtungen hielt.

Die Instructionen (Cahiers), welche die verschiedenen Wahlkörperschaften ihren Abgeordneten mitgaben, zeugten von dem Ernste des dritten Standes, von der Leidenschaftlichkeit des Adels und von der Angst der höheren Geistlichkeit.

Die Art und Weise, wie die Wahlen vorgenommen werden sollten, deutete schon den traurigen Zustand Frankreichs an. An einem Orte sollte die Wahl direct, am anderen indirect, an manchen sogar in drei oder vier verschiedenen Abstufungen vorgenommen werden. Bei dem Adel gab der Besitz eines Lehens, bei der Geistlichkeit einer Pfründe ein Vorrecht. Trotz dieser Beschränkungen war die Wahlordnung im Allgemeinen freisinnig. Jeder Franzose, welcher fünf und zwanzig Jahre zählte, einen Wohnort hatte und irgend eine direkte Steuer bezahlte, konnte wählen. Die Wählbarkeit war an keinen Stand und keinen Census gebunden.

Schon während der Wahlen zeigte sich aller Orten die Ueberlegenheit des dritten Standes. In der Bretagne, in Franche-Comté, in Bourgogne und in Provençe, woselbst der Adel unruhige Auftritte veranlaßte, wurde er durch die einmüthige und feste Haltung des dritten Standes nicht ohne Schimpf aus dem Felde geschlagen. Schon damals zeigte sich die Schwäche der Regierung, indem sie nicht die Kraft besaß, die Ordnung aufrecht zu erhalten, oder, wo sie gestört worden war, wieder herzustellen, vielmehr sich damit begnügen mußte, entweder, wie in der Bretagne, die Rolle einer Vermittlerin zu spielen, oder, wie in Provençe, die Hülfe eines volksthümlichen Mannes (des Grafen Mirabeau) in Anspruch zu nehmen.

Der Hunger, welcher im Winter des Jahres 1788 auf 1789 in ganz Frankreich wüthete, trug viel dazu bei, die herrschende Aufregung zu steigern. Am 28. April 1789 fand ein Aufstand vor der Wohnung des Fabrikanten Reveillon statt, welcher gesagt haben sollte: „die Arbeiter können mit 15 Sous des Tages leben." Das Haus des verhaßten Mannes wurde ausgeräumt, dessen kostbares Hausgeräth öffentlich verbrannt. Mit Mühe rettete Reveillon sein bedrohtes Leben. Die bewaffnete Macht schritt ein und tödtete viele Menschen, welche als Vertheidiger des Vaterlandes gefeiert wurden. Nichts war gestohlen worden. Die Feinde des Volks bezeichneten zwar die Theilnehmer an dem Aufstande als „unbekannte Räuber." Die Untersuchung stellte aber heraus, daß nur Bürger von Paris, größtentheils Handwerker, sich an dem Aufstande betheiligt hatten.

Die durch die Noth hervorgerufene Aufregung der Gemüther kam mit derjenigen zusammen, welche die Wahl der Generalstaaten erzeugte. Diese doppelte Gefahr konnte nur durch eine feste Haltung und eine freie Richtung der Regierung vielleicht beschworen werden. Allein dieselbe Unsicherheit, welche der Hof in Betreff der Organisation der Generalstaaten bekundet hatte, bewährte er auch in Betreff der Eröffnung derselben. Zuerst wurde diese auf den 1. Mai, dann auf den Januar, später auf den April festgesetzt. Endlich fand sie am 4. Mai 1789 statt.

Die Spannung hatte den höchsten Grad erreicht. Der dritte Stand war, der Zahl und Intelligenz nach, der bedeutendste unter den dreien, welche in den Generalstaaten Vertreter hatten. Er war durch die der Eröffnung vorhergegangenen Mißhandlungen aufgeregt und ermuthigt und durch einen Jahrhunderte lang erlittenen Druck erbittert worden. Eine kluge Regierung würde sich gehütet haben, die Empfindlichkeit der Abgeordneten der Nation, denn als solche erschienen die Deputirten des dritten Standes, zu verletzen. Allein am Hofe Ludwig's XVI. war das Mittelalter noch viel zu mächtig, als daß die Forderungen der Neuzeit hätten gewürdigt werden können. Mönche und Geistliche eröffneten den Zug, welcher von der Kirche Notre-Dame nach der Kirche des „heiligen Ludwig" ging. Die Ge-

meinen folgten. Dann kam der Adel in glänzendem Gewande. Den Schluß machte die Geistlichkeit, in deren Mitte der König mit seiner Familie ging.

Das zahlreich versammelte Volk begrüßte die Gemeinen mit lautem Beifallsjauchzen. Eine Stimme rief: „Orleans für immer!" Die Königin erblaßte, als sie den Ruf vernahm. Kein Zeichen freundlicher Gesinnung wurde ihr zu Theil. Der König erhielt zwar Beweise von Wohlwollen. Dieselben waren aber sehr verschieden von den begeisterten Rufen, welche die Gemeinen auf dem ganzen Wege begleiteten. Und doch war Versailles die alte Residenzstadt der Könige von Frankreich! Sie lebte vom Hofe und war in früheren Zeiten immer der Winke des Hofes gewärtig gewesen. Der junge Geist der Freiheit war auch in die Bevölkerung von Versailles eingedrungen.

Am 4. Mai hatte nur der Kirchgang stattgefunden. Wirklich eröffnet wurden die Generalstaaten erst am folgenden Tage. Gleich, als ob der Hof darauf ausginge, die Gemeinen von vorne herein gegen sich zu erbittern, ließ man sie mehrere Stunden warten und durch eine Hinterthür in den Versammlungssaal ein, während der Hof, die Geistlichkeit und der Adel durch das große Thor ihren Einzug hielten. Als der König eintrat, flüsterte Mirabeau seinen Nachbarn zu, indem er auf den König deutete: „hier ist das Opfer!"

Nachdem Ludwig XVI. die Rede von dem Throne beendigt hatte, bedeckten sich die Abgeordneten der Geistlichkeit und des Adels. Die Gemeinen, welche von einem andern Geiste beseelt waren, als im Jahre 1614, da sie noch knieend zum Könige gesprochen hatten, thaten desgleichen. Der Hof wußte sich nicht anders zu helfen, als daß der König sein Haupt wieder entblößte.

Die Gemeinen hatten deutlich gezeigt, daß sie nicht gesonnen seien, sich eine Zurücksetzung gefallen zu lassen. Dennoch geschah vom Hofe nichts, denselben eine solche von Seiten der beiden anderen Stände zu ersparen. Die Frage war, ob die Vollmachten in gemeinschaftlicher Sitzung, oder von jedem Stande besonders geprüft werden sollten. Von ihr hing die Zukunft der Generalstaaten ab. Während die Gemeinen am 6. Mai erwarteten, daß die beiden anderen Stände sich mit ihnen vereinigen würden, erfuhren sie, daß die Geistlichkeit und der Adel beschlossen hatten, in getrennten Sitzungen die Vollmachten zu prüfen. Die Gemeinen ließen sich dadurch nicht entmuthigen, und waren entschlossen, auf einer gemeinsamen Berathung zu beharren. Langwierige Verhandlungen zwischen den drei Ständen führten zu keinem Ziele. Sollten die Vertreter von fünf und zwanzig Millionen einem kleinen Bruchtheile der Nation weichen? Paris gerieth bei den Nachrichten, welche aus Versailles kamen, in furchtbare Aufregung. Am 10. Juni faßten die Gemeinen den Beschluß, zum letzten Male die beiden anderen Stände auffordern zu lassen, und als dieses fruchtlos blieb, begannen sie die Prüfung der Vollmachten. Am 13. fanden sich drei Mitglieder des Standes der Geistlichkeit im Saale der Gemeinen ein. Sie wurden mit unbeschreiblicher Begeisterung empfangen. An den folgenden Tagen mehrte sich die Zahl der übergetretenen Geistlichen. Am 17. eigneten sich die Gemeinen den Namen „National-Versammlung" an. Am 19. erklärte diese alle bisher erhobenen Abgaben für ungesetzlich, fügte jedoch hinzu, daß dieselben weiter erhoben werden könnten, so lange sie vereinigt sein würde, daß dieses aber nicht mehr geschehen könnte, falls sie aufgelöst werden sollte. Sie erklärte, daß die Schulden des Staates unter der Obhut der Ehre der französischen Nation ständen. Zugleich versprach sie, ihre ersten Augenblicke der Untersuchung der Ursachen der herrschenden Theuerung zu widmen.

Mit donnerndem Jubel wurden diese Beschlüsse von der französischen Nation aufgenommen. Diejenige Initiative, welche der König hätte ergreifen sollen, falls er

stark genug gewesen wäre, sich an die Spitze der Nation zu schwingen, hatte die National-Versammlung ergriffen. Denselben Fehler, welchen Ludwig XVI. gleich in den ersten Tagen und vor Eröffnung der Generalstaaten machte, wiederholte er immer und immer, bis am Ende alle Anhänger der Monarchie, welche nicht am Mittelalter festhalten, sondern mit der Zeit voranschreiten wollten, einem Könige den Rücken kehrten, welcher die ihm durch die Geburt anheimgefallene Stellung nur dazu benutzte, den dringenden Bedürfnissen des Staates, statt sie zu erfüllen, Hemmnisse zu bereiten.

Die National-Versammlung konnte mit Recht den Zeitverlust, welcher seit dem 4. Mai stattgefunden hatte, ihren Gegnern zur Last legen. Zu diesen gehörte auch der König, insofern er von den ihm zu Gebote stehenden Befugnissen keinen Gebrauch machte, und fortwährend die hochwichtige Frage vereinigter oder getrennter Berathung unentschieden ließ.

Necker, welcher, obgleich Republikaner von Geburt, doch eifrig wünschte, das Königthum in Frankreich aufrecht zu halten, und dadurch zu stärken und zu befestigen, daß er demselben den Ruhm zuwandte, die nothwendigen Reformen durchgeführt zu haben, hatte zu mächtige Feinde am Hofe, als daß er seine Pläne hätte ausführen können.

Die in ganz Frankreich herrschende Aufregung war bis in die innersten Gemächer des königlichen Schlosses gedrungen. Der Schleier, welcher früher Jahrzehnte, nicht selten Jahrhunderte hindurch die Geheimnisse des Hofes verhüllt hatte, wurde zur Zeit der National-Versammlung gelüftet. Nicht selten erfuhren die Pariser schon am Abende, was Morgens in Versailles geheimnißvoll verhandelt worden war. Freilich waren es nur Bruchstücke, nicht selten entstellte oder gar absichtlich verfälschte Nachrichten, welche unter die Massen geworfen wurden. Allein sie genügten, die herrschende Aufregung wach zu erhalten. Im Jahre 1789 machte die öffentliche Meinung noch einen Unterschied zwischen Necker und Ludwig XVI., zwischen dem Könige, seiner Gemahlin, seinen Brüdern und dem Herzoge von Orleans. Doch mehr und mehr stellte es sich heraus, daß die Königin auch in Staats-Angelegenheiten mehr vermöge, als der Minister, daß dieser nicht fest genug auf den von ihm ausgegangenen Rathschlägen beharre, und daß alle Prinzen nur dem Ehrgeize fröhnten, keinen Sinn für Freiheit und Recht hatten. So kam es, daß vor Ablauf von drei Jahren alle diese Unterschiede im Volksbewußtsein schwanden, und dieses nur noch einen Gegensatz anerkannte: die Freunde und die Feinde der neuen Ordnung der Dinge, das heißt der Revolution. Alle Zugeständnisse des Königs wurden erzwungen, erregten daher nur Mißtrauen und brachten Ludwig XVI. weder Dank, noch auch nur Vergebung für frühern Mißbrauch der ihm anvertrauten Gewalt.

Nach der denkwürdigen Sitzung der National-Versammlung vom 19. Juni verlangte Necker, der König solle in feierlicher Sitzung als Grundlagen der allgemein erwarteten Wiederherstellung des Reiches folgende Punkte feststellen: gemeinschaftliche Berathung der drei Stände über alle Fragen von allgemeinem Interesse; Anerkennung des Rechtes der Stände, die Verfassung des Reiches zu ändern, vorausgesetzt, daß die gesetzgebende Behörde wenigstens aus zwei Kammern bestehe; Abschaffung aller pecuniären Vorrechte in Betreff der Abgaben; Eröffnung aller militärischen und bürgerlichen Stellen für alle Bürger.

Schon waren diese Beschlüsse im Ministerrathe angenommen, als die Königin ihren Gatten abberufen ließ und bewirkte, daß die Verhandlungen der Generalstaaten bis zum 22. Juni ausgesetzt und auf diesen Tag eine königliche Sitzung angesagt wurde.

Als die Gemeinen am 20. Juni sich versammeln wollten, fanden sie ihren Saal verschlossen. Sie ließen sich aber dadurch in der Erfüllung ihrer vaterländischen Pflichten nicht irre machen. In der Nähe fanden sie einen Saal offen, welcher früher dem Hofe

zum Ballspiele gedient hatte. Dorthin verlegte die Nationalversammlung ihre Sitzung. Dort legten deren Mitglieder den feierlichen Eid ab, sich nicht zu trennen, bevor die Verfassung des Königreichs und die Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung auf sicherem Grunde gelegt und befestigt sein würde. Nur eine Stimme erhob sich gegen diesen Beschluß. Nur Martin d'Auch weigerte sich den Eid zu leisten.

Am 22. Juni hielt die Nationalversammlung ihre Sitzung in der Kirche des heiligen Ludwig. Dort vereinigte sich mit ihr der Stand der Priester und erhöhte dadurch ihr Ansehen in den Augen des Hofes sowohl, als des Volkes.

Die auf den 22. Juni festgesetzte königliche Sitzung kam nicht zu Stande. Der Hof wurde mit seinen, die Einschüchterung der Nationalversammlung bezweckenden Vorbereitungen nicht fertig. In der Nacht vom 22. auf den 23. Juni weckten drei unbekannte Männer den Präsidenten der Nationalversammlung Bailly und theilten ihm mit, daß Necker die Beschlüsse des Hofes mißbillige, daß derselbe der königlichen Sitzung nicht beiwohnen und wahrscheinlich werde entlassen werden.

Der Herzog von Aiguillon, der Graf Mathias von Montmorency und der Baron Menou waren die Verkünder dieser wichtigen Mittheilung. Der Hof befand sich im Zwiespalte mit dem dirigirenden Minister, mit einem Theile des Adels, welcher sich der Nationalversammlung zuneigte, mit dieser selbst und mit der großen Masse des französischen Volkes. Wie konnte er hoffen, aus dem von ihm muthwillig herbeigeführten Streite siegreich hervorzugehen? Die Königin, der Graf von Artois und die mit diesem verbündeten, gegen den König aber übel gesinnten Adeligen und Würdenträger der Kirche pochten zwar auf das stehende Heer. Allein sie bedachten nicht, daß Ludwig XVI. die stärkste Abneigung gegen alle Gewaltmaßregeln hegte, daß der französische Theil der Armee die Ideen der Zeit in sich aufgenommen hatte, und daß die wenigen ausländischen Truppen, Schweizer und Deutsche, falls sie gegen das Volk gebraucht würden, dieses zum Aeußersten treiben müßten.

Unter großem Waffengepränge eröffnete Ludwig XVI. am 23. Juni die königliche Sitzung. Der dem Minister Necker bestimmte Platz war leer. Nach wenigen einleitenden Worten des Königs verlas der Siegelbewahrer eine Erklärung, welche die Beschlüsse der Gemeinen cassirte, diesen verbot, anordnende Befehle zu erlassen und die abgesonderte Berathung der Stände aufrecht erhielt. Eine zweite Erklärung, welche „die Wohlthaten, die der König seinem Volke gewähren wolle," enthielt, war viel zu wenig umfassend, um die aufgeregten Gemüther auch nur einigermaßen zu befriedigen. Sie enthielt keine Zusicherung in Betreff der Gründung einer neuen freien Verfassung, nichts in Betreff der Theilnahme der Generalstaaten an der Gesetzgebung. Dagegen sprach sie die Unverletzbarkeit der Zehnten, Gülten, Renten, gutsherrlichen und lehensherrlichen Rechte und Verbindlichkeiten aus. Der Unwille der Nationalversammlung wurde dadurch noch gesteigert, daß mehrere Adelige beim Verlesen dieses Artikels in laute Beifallsbezeugungen ausbrachen.

Zum Schlusse ergriff Ludwig XVI. wieder das Wort und sagte: „Ich bin es, welcher bis zu dieser Stunde alles zum Wohl meiner Völker thut, und es ist vielleicht selten, daß der einzige Ehrgeiz eines Souverains darin bestehe, von seinen Unterthanen zu verlangen, daß sie sich über die Annahme seiner Wohlthaten verständigen mögen." Darauf befahl er der Versammlung, auseinander zu gehen und zog sich zurück. Nur der Adel und einige wenige Prälaten folgten ihm. Die große Masse der Versammlung trennte sich nicht, und als der Oberceremonienmeister des Königs Brézé den Präsidenten der Versammlung an den Befehl des Königs erinnerte, würdigte ihn dieser keiner Antwort, son-

dern sagte nur zu den um ihn stehenden Abgeordneten: „ich glaube, daß die versammelte Nation keinen Befehl annehmen kann." Mirabeau trat vor und sprach mit dem Ausdrucke unerschütterlicher Entschlossenheit: „ich erkläre Ihnen, daß, wenn man Sie beauftragt hat, uns von hier auszuweisen, Sie den Befehl erbitten müssen, Gewalt zu brauchen, denn wir werden nur der Macht der Bajonette weichen." Von allen Seiten erschallte der Ruf: „das ist der Wille der Versammlung." Der Marquis von Brézé entfernte sich. Die Nationalversammlung setzte ihre Berathungen fort. Der Jansenist Camüs trug darauf an, die Beschlüsse vom 19. Juni zu bestätigen. Die Geistlichen drangen darauf, daß festgestellt werde, daß die Berathung in ihrer Gegenwart stattgefunden habe. Der Abbé Sieyes bemerkte: „Sie sind heute, was Sie gestern waren." Er hatte Recht. Die Nationalversammlung hatte nicht blos dieselben Rechte, welche sie vor der Erklärung des Königs gehabt, sondern auch dieselbe innere Kraft, davon Gebrauch zu machen. Sie konnte von Seiten des Volkes um so entschiedener auf Unterstützung rechnen, je festern Widerstand sie der Hofpartei entgegensetzte.

Kaum hatte der König, den Einflüsterungen seiner Gattin folgend, die Nationalversammlung auf's tiefste verletzt, so zeigte sich schon die Schwäche der Camarilla. Als dem Könige angezeigt wurde, die Nationalversammlung weigere sich, auseinander zu gehen, fand er nur einige Worte, welche Kenntniß gaben von seiner Muthlosigkeit und der Erschlaffung seines Geistes. Die Adeligen, welche die Königin und durch sie den König zu dem unüberlegten Schritte gedrängt hatten, umschwärmten Marie Antoinette. Die Habsburgerin hielt ihnen ihren Sohn entgegen und sagte: „ich gebe ihn dem Adel." Dieser konnte den Knaben nicht vom Tode retten.

Um die Nationalversammlung auseinander zu treiben, wurden Arbeiter in deren Sitzungssaal geschickt, welche am Throne hämmerten. Die Versammlung beachtete diese Unterbrechung nicht, und als später die Gardes-du-Corps an den Thoren des Saales erschienen, erklärte sich die Nationalversammlung für unverletzlich. Die Söldner wagten nicht, dieser Erklärung Trotz zu bieten, um so weniger, als bei der Nachricht von den Vorfällen des Tages das Volk in Masse sich um das Schloß drängte und seinem Zorne in wilden Drohungen und Beleidigungen gegen die Königin Raum gab. Marie Antoinettens Uebermuth verwandelte sich schnell in Kleinmuth. Die Königin sah keinen andern Anker in der Noth, als denselben Necker, den sie so schwer verletzt, und dadurch gedrängt hatte, seine Entlassung einzureichen. Sie bat den Minister, die Monarchie nicht zu verlassen. Necker war schwach genug, nachzugeben. Er blieb.

Die Niederlage, welche die Hofpartei am 23. Juni erlitt, trug schon am 25. ihre Früchte. 47 Mitglieder des Adels vereinigten sich mit der Nationalversammlung. Wie konnten die Bruchstücke der Adelskammer es wagen, den Kampf gegen die Vertreter der Nation und der öffentlichen Meinung aufzunehmen? Sie mußten sich fügen. In wenigen Tagen (27. Juni) gab es keine Adelskammer mehr, sondern nur eine Nationalversammlung, welche durch ihre entschlossene Haltung in wenigen Tagen die Bewunderung der Welt im Sturme erobert hatte.

Zu diesen Erfolgen der Nationalversammlung hatte übrigens auch die Bevölkerung von Versailles und Paris wesentlich beigetragen. Die Hauptstadt Frankreichs zürnte, als sie Kenntniß von den Ereignissen des 23. Juni erhielt. Der Hof empfing die Nachricht, „hunderttausend Rebellen seien bereit, sich gegen Versailles in Marsch zu setzen." Necker wagte es nicht, diesem Gerüchte zu widersprechen. Der König wollte es nicht auf den Besuch der hunderttausend Pariser ankommen lassen. Er befahl dem Adel, sich mit den

beiden anderen Ständen zu vereinigen, — drei Tage, nachdem er befohlen hatte, daß die drei Stände abgesonderte Sitzungen halten sollten.

Der Stand der Gemeinen hatte gesiegt über Geistlichkeit, Adel und Königthum, allein er mußte erkennen, daß zu seinen Erfolgen die Haltung des Volkes wesentlich beigetragen habe. Schwerlich wären die Garde-du-Corps vor der Erklärung der Nationalversammlung, daß sie unverletzlich sei, zurückgewichen, wenn sie nicht gewußt hätten, daß die öffentliche Meinung, daß die gesammte Nation für jedes Haar, das ihren Vertretern gekrümmt werden möchte, blutige Rache nehmen würde.

Die Nationalversammlung freute sich ihres Sieges nur halb, denn der Gedanke an das im Groll sich erhebende Volk erschreckte sie. In ihrem Schooße waren Adel und Geistlichkeit unverhältnißmäßig stark, das Volk nur schwach und zum größten Theile durch Männer aus den bevorzugten Ständen vertreten. Der hungernde, der darbende, von Arbeit, Mühe und Last schwer bedrückte Theil der Nation zählte im Schooße der Nationalversammlung nur wenige Freunde und diese konnten gegen die überwiegende Mehrheit nichts zum Besten der schwergedrückten Massen durchsetzen. Dieses zeigte sich schon bald, als (am 4. Juli) die brennende Frage des Tages, die Frage der Lebensmittel zur Sprache kam. Die Theuerung war auf's höchste gestiegen. Das Pfund Brod kostete vier Sous oder vier und einen halben Sol, war von der schlechtesten Beschaffenheit, bitter, mit Sand vermischt und ungesund. Zu diesem hohen Preise und in dieser schlechten Beschaffenheit hatten die armen Leute Mühe, es nur zu bekommen. Stundenlang mußten sie an den Bäckerläden warten, bevor sie auch nur dieses schlechte und theuere Brod erhielten. Seit dem Monate August 1788 hatte Necker alles aufgeboten, was in seinen Kräften stand, um dem drohenden Mangel abzuhelfen. Allein die in den Provinzen herrschende Angst vor Hungersnoth hatte zur Folge, daß ansehnliche, für Paris bestimmte Sendungen von Korn und Mehl unterwegs aufgefangen wurden. Die Kornwucherer beuteten die herrschende Theuerung aus und suchten sie noch zu vermehren. Sie hatten ihre Verzweigungen bis in die höchsten Kreise der Gesellschaft. Necker wagte nicht, mitzutheilen, was er davon wußte, und die im Schooße der Nationalversammlung in Aussicht gestellten Enthüllungen wurden im Keime erstickt. Zwischen den Sitzungen vom 6. und 7. Juli wurde Bouche, welcher erklärt hatte, man kenne die Schuldigen und werde am folgenden Tage die Beweisstücke vorlegen, zum Schweigen gebracht. Man hatte sich sogar nicht gescheut, die Unterschrift Necker's zu fälschen, um die Absendung von Lebensmitteln nach Paris zu verhindern. Die Nationalversammlung besaß nicht die Kraft, oder nicht den Willen, die Schuldigen zur Strafe zu ziehen. Die Anträge welche gestellt wurden, gingen nicht weiter als dahin, eine Sammlung freiwilliger Beiträge anzuordnen, die Regierung, die Provinzial-Stände und die Gemeinde-Behörden zu ermächtigen, dem darbenden Volke Vorschüsse zu machen; in die Provinzen, in welchen die Erndte nicht eingeheimst sei, eine Kopfsteuer zu erheben, welche acht oder zehn der reichsten Bürger vorschießen sollten, endlich die Ausfuhr des Korns bis zum November 1790 zu verbieten. Doch diese so wenig genügenden Anträge wurden nicht einmal angenommen. Die Nationalversammlung hatte nur Worte des Beileids für die Noth des Volkes. Die Nation mußte sich selbst helfen, oder sie war verloren.

Die Nationalversammlung stand dem darbenden Volke zu ferne, als daß sie ein tiefes Gefühl für dessen Leiden gehabt hätte, und der Hof beschäftigte sich mehr mit Plänen, die gegen Volk und Nationalversammlung gerichtet waren, als mit der Erleichterung der herrschenden Theuerung. Kaum hatte er sich von dem Schrecken des 23. Juni erholt, als er neue, gefährlichere Pläne faßte. Ein Heer von dreißigtausend Mann wurde zwischen Paris und Versailles zusammengezogen. Die Reaction machte kein Geheimniß daraus,

daß Necker fortgeschickt und die sieben und vierzig zuerst zu den Gemeinen übergetretenen Adeligen nebst den Führern der Opposition in die Bastille geworfen werden sollten. Im Schooße der National-Versammlung fanden sich nur Worte voll von Unterwürfigkeit und Bitten, auf welche der König, welcher wieder ganz in die Macht der Reactionspartei gefallen war, keine Rücksicht nahm. Doch das Volk von Paris wachte. Es handelte entschlossen und kühn, so oft es galt, sich Verbündete zu werben und zugleich Freunde vom drohenden Verderben zu retten. Es setzte gewaltsam elf Gardisten in Freiheit, welche in das Gefängniß der Abtei gesetzt worden waren, weil sie sich geweigert hatten, scharf zu laden. Der König wagte nicht, der National-Versammlung die Fürbitte für die in Freiheit gesetzten Gardisten abzuschlagen. Die Bevölkerung von Paris wurde sich mehr und mehr ihrer Macht bewußt. Sie gerieth durch die Nachrichten, welche ihr von allen Seiten zugingen, in immer zunehmende Gährung. Finstere Gerüchte von Bürgerkrieg, von Entlassung Neckers, von Herbeiziehung fremder Truppen und absichtlicher Vertheuerung des Brodes hielten Paris in dauernder Aufregung. Der Garten des Palais-Royal füllte sich jeden Tag mit Volksmassen, welche in äußerster Spannung die Reden begeisterter Sprecher hörten. Auf Straßen und Märkten theilte Einer dem Andern seine Befürchtungen und seine Entschlüsse mit. Die Hungernden vergaßen ihre Noth und sprachen nur von Vaterland und Freiheit. Es galt nicht, ein Mahl, sondern die Freiheit zu erringen. Das Volk von Paris gab sich nicht einem blinden Vertrauen hin. Es kannte die Schwäche des Königs und die zweifelhafte Zusammensetzung der Generalstaaten. Es machte sich auf das Aeußerste gefaßt und war zum Aeußersten entschlossen.

In dem bewegten Lande der Franzosen bestanden damals schon zwei Parteien mit bestimmten Wünschen und Leidenschaften: die Partei des Königs und des Volkes. Denn der Gegensatz zwischen beiden Bestandtheilen einer Monarchie war seit dem Streite der drei Stände über die Frage vereinigter oder getrennter Berathung klar zu Tage getreten. Die Schwäche der königlichen Partei bestand darin, daß sie in drei Abtheilungen zerfiel, wovon zwei den König mehr oder weniger auf die Seite schieben wollten: die ultra-königliche, die despotisch-adelige Clique, an deren Spitze die Königin und der Graf von Artois standen, und der Anhang des Herzogs von Orleans, welcher unter dem Scheine der Volksthümlichkeit die jüngere Linie des Hauses Bourbon auf den Thron heben wollte. Je leidenschaftlicher die erste, und je versteckter die letztere dieser Cliquen zu Werke ging, desto größere Gefahren bereiteten beide dem schwachen Ludwig XVI., welcher sich bald auf eigene Füße zu stellen suchte, bald dem Volke und bald der wüthenden Adelspartei in die Arme warf.

Die Volkspartei hatte ihre Stützen in der Masse des Volkes, in der National-Versammlung, in der Presse und in den aller Orten sich bildenden geheimen und öffentlichen Versammlungen und Vereinen mannigfaltiger Art. Die überwiegende Mehrzahl derselben war royalistisch gesinnt, allein sie wollte ein beschränktes, ein verfassungsmäßiges, kein despotisches Königthum. Als die Massen sich überzeugten, daß Ludwig XVI. entweder nicht den Willen, oder nicht die Kraft besitze, die Wünsche des Volkes im Kampfe mit der Adelsclique zu erfüllen, gewann die anfangs sehr schwache republikanische Richtung an nachhaltiger Kraft.

In ähnlicher Weise, wie Ludwig XVI. zwischen National-Versammlung und Adel, schwankte die National-Versammlung zwischen den Massen und dem Könige hin und her, und was der Herzog von Orleans für die Königlichen, waren die wüthenden Terroristen für die Volks-Partei. Terroristen und Orleanisten wirkten nur so lange Hand in Hand mit einander, bis die ersteren stark genug geworden waren, auch ohne den Herzog ihr Panier entfalten zu können.

Die Terroristen waren im Jahre 1789 noch sehr wenig mächtig. Damals hätten sie noch leicht erdrückt werden können. Ich verstehe darunter diejenigen Menschen, welche sich nicht damit begnügten, ein ihnen im Wege stehendes Hinderniß zu beseitigen, oder ein klar erkanntes Ziel zu erreichen, sondern mit der nothwendigen Handlung immer die überflüssige und das richtige Gefühl empörende Grausamkeit verbanden, welche nicht blos die ihnen feindlich gegenüber stehenden Schergen der Gewalt tödteten, sondern auch deren Köpfe abschnitten und auf Stangen steckten, welche nicht blos waffenfähige Soldaten, sondern auch unbewaffnete Menschen, die aufgehört hatten, Feinde zu sein, abschlachteten. Die ersten derselben tauchten schon am Tage des Falles der Bastille auf.

§ 4. Der Sturm auf die Bastille.

Volk und National-Versammlung hatten über Königthum und Adel wohl einige Siege errungen; diese waren aber mehr vorbereitender, als entscheidender Natur. Noch lasteten auf Frankreich alle Einrichtungen des Mittelalters, welche die Freiheit und den Wohlstand von Bauern und Handwerkern beeinträchtigten und zugleich jene seit Ludwig XIV. immer weiter ausgedehnten Anstalten des neuzeitlichen Despotismus, welcher sich über alle schützenden Formen der Vorzeit hinweg setzte und Leben und Eigenthum der Willkür des Herrschers preisgab. Sechs Wochen hatte die National-Versammlung gebraucht, um nur zu ihrer Constituirung zu gelangen. Die übrige Zeit war den Ereignissen des Augenblicks gewidmet worden. Noch hatte die National-Versammlung nicht Muße gefunden, einen einzigen Mißbrauch abzustellen, einen einzigen Grundsatz für die künftige Verfassung des Reiches anzunehmen, und schon sah sie sich in ihrem Dasein bedroht. Die Truppen, welche der König zwischen Paris und Versailles, die Regimenter, welche er in nächster Nähe des Sitzungssaales der Abgeordneten des Volkes versammelte, deuteten an, daß der Hof damit umgehe, die Herrschaft des Schwertes über die Feder, der Gewalt über die freie Rede festzustellen. Die einzige, schwache Hoffnung, welche die Nation hatte, im ruhigen Gange der Entwickelung, auf gesetzlichem Wege Abhülfe zu erlangen, ruhte auf der Person des Ministers Necker, von dem man wußte, daß er eine verfassungsmäßige Monarchie nach dem Muster der englischen Frankreich zu verschaffen wünschte. Allein seit dem Anfange des Streites zwischen den Gemeinen und den beiden anderen Ständen war seine Stellung am Hofe immer mißlicher geworden. Am 10. Juli hatte der Graf von Artois die Faust gegen ihn geballt und ihm zugerufen, als sich der Minister nach dem Rathszimmer begeben wollte: „wohin gehst Du, verrätherischer Ausländer? Kehre in Deine kleine Stadt zurück oder Du wirst von meiner Hand sterben!" Hätte der Bruder des Königs gewagt, einen solchen Ton gegen den dirigirenden Minister anzustimmen, wenn er nicht gewußt hätte, daß dessen Sturz beschlossen sei? Was bedeutete die Zusammenziehung der Truppen zwischen Paris und Versailles anderes, als Kampf auf Tod und Leben gegen die Nation, deren freisinnige Vertreter und den Minister, welcher die einzige Stütze einer freien Verfassung inmitten des absolutistischen Hofes war? Im Augenblicke, da Paris mitten in der Hungersnoth stand, dreißig Tausend Soldaten mit Dienern und Pferden in die Nähe derselben ziehen, hieß dieses nicht die Hungersnoth absichtlich vergrößern und dauernd machen?

Die Männer, welche in den letzten Tagen nach Versailles gekommen waren, um, wie ian allgemein befürchtete, die Leitung der Staats-Angelegenheiten zu übernehmen: der Baron von Breteuil und der Marschall Broglie, gaben zu den schlimmsten Befürchtungen Grund. Breteuil hatte gesagt: „wenn man Paris verbrennen muß, so wird man Paris rbrennen." Er sollte, so ging das Gerücht, an Necker's Stelle treten. Broglie hatte an

den Prinzen von Condé geschrieben: „eine Kanonensalve oder ein Flintenfeuer hätte diese Schwätzer (die National-Versammlung) schnell auseinander getrieben und die absolute Gewalt, welche ihrem Untergange entgegen geht, wieder an die Stelle des in der Bildung begriffenen republikanischen Geistes gesetzt."

Die Kanonen der Bastille bedrohten die Antons-Vorstadt. Die Pulver-Vorräthe in deren Gewölben reichten hin, ganz Paris in die Luft zu sprengen. Die verhaßte Feste hatte in jüngster Zeit Verstärkungen erhalten. Der Gouverneur de Launay war damit beschäftigt, die Zwingburg in bessern Vertheidigungsstand zu setzen. Niemand kannte die Zahl der in dem Staatsgefängnisse zurückgehaltenen Opfer der Tyrannei. Niemand wußte, ob nicht schon am morgenden Tage die treuesten Freunde des Volkes in den unterirdischen Gewölben desselben schmachten würden.

Alle diese und hundert andere ähnliche Gedanken hielten die Bevölkerung von Paris in immer zunehmender Beklommenheit und Aufregung, als sich am 12. Juli die Nachricht verbreitete, Necker sei abgesetzt und verbannt worden.

Am 11. Juli Abends hatte der Minister den Brief des Königs empfangen, welcher ihm die Ungnade des Herrschers ankündigte. Ohne den Gästen, welche ihn umgaben, von seinem Sturze Kenntniß zu geben, hatte sich Necker mit seiner Gattin in einen Wagen gesetzt und war in Brüssel angelangt, bevor Frankreich wußte, daß der Minister seiner Hoffnung aufgehört habe, an der Spitze der Regierung zu stehen.

Die Nachricht von dem Falle Neckers traf die Pariser nicht unvorbereitet. Sie wirkte gleich einem Donnerschlage. Was man bisher blos gefürchtet hatte: Wiederherstellung des Absolutismus, Auflösung der Generalstaaten, Bürgerkrieg, Aushungerung oder Verbrennung der Stadt Paris, — alle diese Schrecknisse lagen im Keime in der Entlassung Neckers. Camille Desmoulins rief im Palais-Royal das Volk zu den Waffen. Die Straßen füllten sich von Bürgern, welche entschlossen waren, Gewalt mit Gewalt zurück zu treiben. Um vier Uhr Nachmittags wogte eine unabsehbare Menschenmasse längs der Boulevards, an deren Spitze die Brustbilder des Herzogs von Orleans und Neckers getragen wurden. Der Zug ging am Palais-Royal vorbei und nahm durch die Straße Richelieu die Richtung gegen den Platz Ludwig's XV. Am Vendômeplatze stand eine Abtheilung Reiterei. Der junge Mann in reichem Anzuge, welcher das Bild Neckers trug, stürzte, von einem Schusse durchbohrt, todt zur Erde nieder. Ein Anderer nahm aus seinen sterbenden Händen das Brustbild. Die Menge schritt voran, die Reiter zogen sich zurück. Am Eingange zum Platze Ludwigs XV. erhielt der arme Savoyarde, welcher das Bild des Herzogs von Orleans trug, einen Schuß in das linke Bein und einen Säbelhieb auf die Brust. Auf dem Platze selbst stand Besenval mit einer starken Abtheilung der schweizerischen Garden und anderer Truppen und begann den Angriff gegen das Volk. Weiber und Kinder, Greise und Knaben wurden gleichmäßig niedergeworfen. Besenval hatte seine Truppen so geordnet, daß dem Volke kein Ausweg der Flucht blieb, daß es den Säbeln seiner Reiter und den Hufen ihrer Pferde nicht entgehen konnte. Ein Schrei der Entrüstung drang durch ganz Paris. Immer größere Massen drängten sich auf die Straßen. Von allen Seiten ertönte der Ruf: „Waffen! wir brauchen Waffen!" Das Arsenal des Stadthauses wurde gestürmt. Man sammelte Geld auf den Straßen, um Pulver kaufen zu können. Aufregende Anschläge bedeckten die Mauern von Paris. Das Volk las sie bei Fackellicht. Die Barrièren der Stadt wurden in Brand gesteckt. Die Vorstädte sollten von der Hauptstadt nicht abgeschlossen sein. Um Mitternacht begannen alle Glocken von Paris zu stürmen. Jedes Haus wurde zur Festung gemacht. Die ganze Stadt bereitete sich zum Kampfe auf Tod und Leben.

Die städtische Behörde von Paris wußte weder die Volksbewegung zu leiten, noch zu erdrücken. Eine kleine Anzahl von Wählern bemächtigte sich des städtischen Regiments. Dieselben hatten sich um acht Uhr des Morgens (13. Juli) auf das Stadthaus begeben und den Vorsteher der Kaufmannschaft Herrn von Flesselles und die Schöffen zu sich berufen. Die Versammlung der Wähler übertrug Herrn von Flesselles den Vorsitz, wählte ein permanentes Comité, welches über die öffentliche Sicherheit wachen sollte und organisirte ein Bürger-Heer von zwölftausend Mann, zu welchem jeder der sechzig Bezirke der Stadt zweihundert Mann stellen sollte. Die Spießbürger hofften, auf diese Weise die ganze Gewalt in der Stadt an sich zu reißen, um die drohende Revolution im Keime zu ersticken. Doch Flesselles war ein zu sehr verhaßter Mann, als daß sein Name hätte beruhigend wirken können. Das Volk begab sich nicht unter die Befehle einer Behörde, welche ihm kein Vertrauen einflößen konnte. Es ließ sich die Waffen nicht aus der Hand nehmen, es ließ sich nicht einschläfern. Die Gefängnisse, in welchen gewöhnliche Verbrecher festgehalten wurden, blieben unverletzt, doch der Kerker la Force, worin nur Schuldner, die Opfer des Wuchers, schmachteten, wurde geöffnet und die Gefangenen in Freiheit gesetzt. Aller Orten wurden grüne Kokarden, als Sinnbilder der Hoffnung ausgetheilt. Die Geräthkammer des Königs wurde erbrochen und die darin befindlichen Waffen unter das Volk vertheilt. Die Vorstädte versahen sich mit Picken. Innerhalb sechsunddreißig Stunden waren daselbst hundertundfünfzigtausend derselben angefertigt worden. Flesselles täuschte das Volk durch scheinbare Nachgiebigkeit. Die Kisten, welche Munition für die Artillerie enthalten sollten, waren mit altem Leinenzeuge gefüllt. Die Gewölbe des Karthäuser-Klosters, welche, wie man dem Volke vorspiegelte, mit Waffen gefüllt waren, wurden leer gefunden. Der Grimm der Massen wurde dadurch nur erhöht. Der 13. Juli 1789 verstrich in Vorbereitungen zum Kampfe.

Die National-Versammlung in Versailles, welche durch die Nachricht von dem Sturze Necker's auf's tiefste betroffen wurde, und von den Bewegungen der Stadt Paris von Stunde zu Stunde Kenntniß erhielt, schickte eine Gesandtschaft nach der anderen an den König. Die erste erhielt von demselben einen trockenen und abweisenden Bescheid. Darauf erklärte die Versammlung: „Necker und die übrigen entlassenen Minister nehmen die Achtung und das Bedauern der Nation mit sich; sie werde nicht aufhören auf der Entfernung der bei Paris und Versailles außerordentlich versammelten Truppen und auf Errichtung der Bürgergarden zu bestehen. Zugleich machte sie die Minister und alle übrigen Civil- und Militär-Beamten für alle gegen die Rechte der Nation und die Beschlüsse der National-Versammlung gerichteten Unternehmungen verantwortlich.

Während die National-Versammlung zu Versailles diese Beschlüsse faßte, welche den König warnten, es nicht zum Aeußersten kommen zu lassen, griff Paris zu den Waffen. Der Hof war mit Blindheit geschlagen. Er glaubte, mit seinen Truppen die Bevölkerung der Hauptstadt niederschmettern, im schlimmsten Falle, die Stadt in Brand stecken zu können. Gelang ihm dieses, so verlor die National-Versammlung allen Rückhalt, und es war leicht, sie entweder aufzulösen, oder zu einem willigen Werkzeuge des Despotismus zu machen.

Doch Paris war in Bewegung. Schon um zwei Uhr des Morgens des 14. Juli hatte das Volk die Thore des Pulver-Magazins des Stadthauses gesprengt und unter sich das dort befindliche Pulver vertheilt. Von da zog es vor das Invalidenhaus und bemächtigte sich der dort befindlichen Waffen und Kanonen. Dann setzte es sich gegen die Bastille in Marsch.

Diese Feste, in deren Mauern seit Jahrhunderten so viele Opfer fürstlicher Tyrannei

lebendig begraben worden waren, verdiente den Haß der Nation mit vollem Rechte. Sie war das augenfälligste Denkmal unumschränkter Willkürherrschaft, und wenn auch Ludwig XVI. nicht so viele Unglückliche in die Bastille geschickt hatte, als seine Vorgänger, die Anstalt hatte unter ihm ihren Charakter nicht verloren. Dieselbe Grausamkeit, wie früher, herrschte in deren Räumen, ja, der Gouverneur de Launay hatte seine Vorgänger insofern noch überboten, als er, um schnöden Gewinnes willen, das kleine Gärtchen, in welchem sich die Gefangenen früher hatten ergehen können, vermiethete und dadurch diesen ihre einzige Erholung entzog. Nach wie vor gab sich Niemand die Mühe, die Verzeichnisse der Gefangenen durchzusehen, um die augenscheinlich Unschuldigen in Freiheit zu setzen. Am 14. Juli 1789 fanden sich, außer mehreren anderen, drei Opfer verruchter Willkür in dem Gefängniß: der Graf von Solages, welcher ohne irgend einen Grund, als Opfer der Rache seines Vaters seit sieben Jahren im Kerker schmachtete. Als er in Freiheit gesetzt wurde, fand er sein Vermögen in den Händen gieriger Verwandten. Der zweite Gefangene hieß Whyte. Niemand wußte, weshalb er seiner Freiheit beraubt worden war. Der Name des Dritten war Tavernier. Die beiden Letzteren hatten ihren Verstand verloren, wer weiß, wie lange vor ihrer Befreiung? In die Bastille sollten, dem Wunsche der Reaction zufolge, nach gelungenem Staatsstreiche die Häupter der Volkspartei gebracht werden. Von ihren Zinnen herab konnte die Antons-Vorstadt in den Grund geschossen werden. Sie stand am Ende der Anton-Straße und der Boulevards. Acht große Thürme, welche durch dichtes Mauerwerk verbunden und durch einen breiten Graben gedeckt waren, schützten die Besatzung. Ein zweiter Graben umschloß das mit der Bastille verbundene Gouverneurs-Gebäude. Die Feste war neuerdings durch zweiunddreißig Schweizer verstärkt worden. Außer denselben befanden sich zweiundachtzig Invaliden darin. Fünfzehn Stücke schwere Kanonen schützten die Thürme, drei Stücke Feldkanonen waren im inneren Hofe, dem Eingangsthore gegenüber aufgestellt. Zwölf einpfündige Kanonen, vierhundert Standbüchsen mit der erforderlichen Munition standen der Besatzung zur Verfügung. In geringer Entfernung befanden sich mehr als dreißigtausend Mann königlicher Truppen, welche jeden Augenblick den Belagerern in den Rücken fallen konnten.

Das Volk von Paris hatte keinen Maßstab für die Gefahr. Es war entschlossen, um jeden Preis die Zwingburg der Tyrannei zu erobern und zu zerstören. Doch anders dachte die selbstgeschaffene neue Behörde im Stadthaus. Diese betrachtete mit Mißtrauen und Widerwillen die großartige Bewegung des Volkes. Sie schickte eine Gesandtschaft an den Gouverneur der Festung und verlangte nur, er sollte die Kanonen zurückziehen lassen und sein Wort geben, keine Feindseligkeit begehen zu wollen. Dagegen versprach sie, das Volk in der Antons-Vorstadt und der Umgegend werde gegen den Platz keinen gefährlichen Angriff unternehmen. Einen ähnlichen Antrag brachte im Namen des Bezirkes Saint Louis de la Culture der Parlaments-Advokat Thuriot de la Rosiere. Doch als dieser im Sinne des erhaltenen Auftrages von einem Fenster des Gouvernementshauses zum Volke sprach, fluchte ihm dieses und bedrohte sein Leben. Mit Mühe rettete sich der Abgesandte der Spießbürger.

Tausend Stimmen riefen im Donnertone: „Wir wollen die Bastille!" Mit kühner Todesverachtung näherten sich vier Männer der Zugbrücke, des äußern Grabens, hieben mit Aexten deren Ketten ab und öffneten dadurch den Weg zu dem innern, in der Nähe des Gouvernementshauses die Bastille umgebenden Graben. Das Volk drängte sich an die Zugbrücke. Das Flintenfeuer der Besatzung trieb die Angreifenden zurück. Das Volk schrie über Verrath. Die Wenigsten hatten gesehen, auf welche Weise die erste Zugbrücke genommen worden war. Die Wuth des Volkes wurde durch das vergossene Blut

nur gereizt. Unter der Führung zweier Sergeanten rückten in diesem Augenblicke Abtheilungen einer Grenadier- und einer Füsilier-Compagnie der französischen Garden und unter dem Befehle des Peter August Hulin 2000 bewaffnete Bürger gegen die Bastille. Der Angriff begann von Neuem. Die Besatzung feuerte mehrere Kanonenschüsse, wovon einer mit Kartätschen, unter die dichten Massen. Nach fünfstündigem Kampfe hatte die Besatzung nur einen Mann verloren. Von den Belagerern waren achtundachtzig verwundet und dreiundachtzig getödtet worden. Die Sterbenden hatten noch gerufen: „wir wollen die Bastille!" Sie beseelte der unüberwindliche Geist der Freiheit, und ihr Tod entflammte den Muth der Ueberlebenden.

Ganz andere Auftritte fanden mittlerweile in der Bastille statt. Dort befehligte de Launay. Er war zwar zum Aeußersten entschlossen, doch anders dachten die unter ihm stehenden Invaliden. Diese verlangten, man solle sich ergeben. Die Schweizer dagegen schrieen: „man muß sich wehren!" Inmitten dieser widersprechenden Forderungen ergriff de Launay eine brennende Lunte, um sich mit der Feste in die Luft zu sprengen. Die ganze Antons-Vorstadt würde mitgeflogen sein. Zwei Offiziere traten ihm mit gefälltem Bajonette entgegen und retteten die Stadt. Von Außen tönte immer lauter und wilder der Ruf: „nieder mit den Brücken!" Endlich setzte sich de Launay und schrieb: „wir haben zwanzigtausend Pfund Pulver; wir werden die Besatzung und das ganze Stadtviertel in die Luft sprengen, wenn Ihr die Capitulation nicht annehmt." Der Schweizer-Offizier erhob dagegen Einsprache; de Launay beharrte aber auf seinem Entschlusse. Der Schweizer-Offizier reichte durch eine Schießscharte das Schreiben des Gouverneurs hinaus. Mit Lebensgefahr ergriff es einer der Belagerer Maillard, nachdem sein Vordermann bei dem Versuche das Leben verloren hatte. Die Besatzung rief: „man tödte uns nicht! wir ergeben uns!" Die französischen Garden, welche unter den Vordersten auf der Seite des Volkes standen, antworteten: „auf Soldatenwort, wir werden euch kein Leid zufügen; laßt die Brücken nieder!"

Die Brücken fielen. Das Volk ergoß sich, gleich einem Waldstrome in die Bastille. Keinem der in Reihe und Glied stehenden Soldaten der Besatzung widerfuhr ein Leides. Doch der Schweizer, welcher die Standbüchsen auf das Volk gerichtet hatte, wurde erkannt, als er schon die Brücke hinter sich hatte, und fiel als Opfer der Volksrache. De Launay wurde verhaftet, und trotz der heldenmüthigen Vertheidigung seiner Begleiter, die ihn zu retten wünschten, in der Nähe des Stadthauses getödtet. Die Unmenschen, welche die Capitulation brachen, hieben de Launay den Kopf ab und steckten diesen auf eine Picke. Zwei Invaliden wurden gegenüber dem Stadthause an eine Laterne gehängt. Der Lieutenant Person verlor sein Leben an dem Kornhafen, der Majors-Adjutant Miray das seinige im Augenblicke, da er in seine Wohnung eintrat, nachdem er seine Bedeckung entlassen hatte. Unweit der Arkade Saint-Jean wurde Major von Losme erkannt und niedergestoßen, obgleich einer seiner früheren Gefangenen, Pelleport, mit eigener Lebensgefahr ihn zu retten suchte.

Die Helden, welche im Kanonen- und Flinten-Feuer der Bastille muthig gestanden hatten, hielten redlich die Capitulation. Viele derselben boten dem Zorne des Volkes Trotz, um die Besatzung zu retten. Doch die hochherzigen Freiheitskämpfer konnten nicht allgegenwärtig sein. Inmitten der Tausende, welche von den edelsten Gefühlen beseelt waren, befanden sich auch Einzelne, welche blos der Stimme ihres Grimmes Gehör gaben, und Andere, welche in höherem Auftrage Verwirrung und Unordnung anzustiften suchten.

Keines dieser sechs Opfer der Volkswuth fiel innerhalb der Ringmauern der Bastille, keines starb von der Hand der Helden, welche die Uebergabe der Bastille bewirkt hatten.

Die Sieger befleckten sich durch keine Unthat, im Gegentheile schützten sie mit Lebensgefahr die Besatzung, welche sich ihnen ergeben hatte. In der That gelang es ihnen auch, mit den oben bezeichneten Ausnahmen, die französischen Invaliden und die schweizerischen Söldner zu retten. Nicht zufrieden damit, sammelten sie noch milde Beiträge für die Unglücklichen und umarmten dieselben unter Freudenthränen. So handelten die Sieger der Bastille! Wie ganz anders benahm sich Ludwig XVI.! Kaum hatte er die Nachricht vom Siege des Volkes und vom Tode de Launay's erfahren, so rief er aus: „ach! er hat sein Schicksal wohl verdient!" Die Helden der Bastille hatten sich bemüht, ihren Todfeind zu retten. Ludwig XVI. sprach noch über die Leiche des Dieners, welcher als Opfer der seinem Könige bewiesenen Treue gefallen war, das Todesurtheil. Die Gegner Ludwig's XVI. haben ein Recht, die Mörder de Launay's und seiner fünf Leidensgenossen zu tadeln. Die Verehrer und Anhänger Ludwig's XVI. sollten sich hüten, dieses zu thun; denn sie setzen sich dadurch in augenscheinlichen Widerspruch mit dem Könige selbst.

Die im Stadthause versammelten Spießbürger hatten gethan, was in ihren Kräften stand, die Einnahme der Bastille zu verhindern. Sie hatten sich zu einem geheimen Comité gebildet und bei verschlossenen Thüren berathschlagt. Das Volk murrte darüber. Das Comité mußte seine Sitzung in den großen Saal verlegen und öffentliche Verhandlungen pflegen. Flesselles führte den Vorsitz, als ein donnerähnlicher, vieltausendstimmiger Ruf die Einnahme der Bastille verkündete. Die Massen drängten von der Bastille dem Stadthause zu. So lange Flesselles nicht an den Sieg des Volkes geglaubt, hatte er dieses getäuscht und die Vertreter desselben mit Hochmuth und Frechheit zurückgewiesen. Als aber die aufgeregten Massen ihre Siegestrophäen ihm unter die Augen hielten und von Verrath und schändlichen Umtrieben sprachen, erhob er sich von seinem Sitze und suchte zu entkommen. In der That gelangte er unangefochten über den Grève-Platz hinweg bis zum Quai Pelletier. Dort fiel er von unbekannter Hand durch einen Pistolenschuß.

Der Sieg war gewonnen. Doch ganz Paris blieb unter den Waffen. Alle Häuser waren die ganze Nacht hindurch erleuchtet. Streifwachen des Volkes durchzogen die Straßen der Stadt. Da und dort wurden Gräben gezogen und Barrikaden gebaut. Auf die Dächer der Häuser wurden Steine, Geräthe aller Art, selbst Bildsäulen und Bücher gehäuft, um jeden Angriff zurückschlagen zu können. Wer nicht unter den Waffen stand, goß Kugeln oder schmiedete Picken. Das Volk von Paris war entschlossen, sich die Früchte seines Sieges nicht entreißen zu lassen.

Die erste Nachricht von der Einnahme der Bastille brachte der Vicomte von Noailles der National-Versammlung. Sofort erwählte diese eine Abordnung an den König. Da Ludwig XVI. noch keine genauen Nachrichten aus Paris erhalten hatte, oder denselben keinen Glauben schenkte, ertheilte er der Deputation eine kalte und ausweichende Antwort. Diese erhielt keine Anspielung auf die Einnahme der Bastille, nahm vielmehr nur Beziehung auf die von dem improvisirten Gemeinderathe von Paris errichtete Bürgergarde, indem der König bemerkte, daß er seinen Generälen befohlen habe, sich an deren Spitze zu stellen. Der Schluß der Antwort Ludwig's XVI. deutete aber doch an, daß die Hofpartei einigen Schrecken empfinde. Gewiß hätte der König der Deputation der National-Versammlung nicht eröffnet, daß er seinen auf dem Marsfelde stehenden Truppen den Befehl gegeben habe, sich von Paris zu entfernen, falls er hätte hoffen können, die Bevölkerung der Hauptstadt durch Waffengewalt einzuschüchtern.

Die Frage, um die es sich handelte, betraf nicht blos die auf dem Marsfelde, sondern auch die in Versailles und von da bis in die Nähe von Paris befindlichen Truppen. Nicht minder, als die Truppenansammlung, war das neue Ministerium, welches nach Entlassung

Neckers gebildet worden war, dem Volke und der National-Versammlung anstößig. Von alle dem sprach der König nicht. Auch eine zweite Abordnung wurde in ähnlicher Weise von Ludwig XVI. entlassen. Dieser übel unterrichtete und schwachsinnige Monarch legte sich am Abende, welcher auf die Einnahme der Bastille folgte, ruhig zu Bette. Er hatte keine Ahnung davon, daß der 14. Juli für Frankreich Epoche machend sein würde. Der Herzog von Liancourt unterbrach jedoch den Schlaf des Königs, um ihm mitzutheilen, was sich in Paris zugetragen hatte. Ludwig XVI., welcher wußte, daß kein Höfling seine Nachtruhe ohne dringende Gründe stören würde, empfing den Herzog mit den Worten: „es ist ein Aufstand!" Liancourt erwiderte: „nein, Sire, es ist eine Revolution!" Er fügte eine Schilderung des aufgeregten Zustandes des Volkes und der zweifelhaften Stimmung der Truppen hinzu und drang auf Zugeständnisse. Die Brüder des Königs traten ein, worauf der Herzog dem Grafen von Artois sagte: „Prinz, ihr Kopf ist geächtet. Ich habe den Anschlag dieser Aechtung gelesen." Jetzt fingen die drei königlichen Brüder zu zagen an. Die Grafen von Artois und von Provence drangen vereint mit dem Herzoge von Liancourt in den König, die Hand zur Versöhnung auszustrecken. Ludwig XVI. entschloß sich, in die Mitte der National-Versammlung zu gehen. Diese hatte während der Nacht den Bericht des Baron von Wimpfen angehört, welcher neue Einzelnheiten über die Vorfälle des 14. Juli enthielt und die Aufregung im Schooße der Versammlung steigerte. Der revolutionaire Geist war jedoch so schwach vertreten in Versailles, daß daselbst immer nur „von den Unglücksfällen der Hauptstadt" gesprochen wurde. Die National-Versammlung gestand noch nicht ein, daß sie das Schicksal der Besatzung der Bastille oder ein schlimmeres gehabt hätte, falls die wackern Bürger von Paris ihr nicht zu Hülfe gekommen wären. So stumpfsinnig, als der König, waren aber die Mitglieder der National-Versammlung nicht. Sie hatten zum Schlafe keine Zeit gefunden. Sie besaßen wenigstens die Kraft, über die Lage des Vaterlandes zu sprechen, wennschon sie sich zu keinen entscheidenden Beschlüssen zu erheben vermochten. Einzelne Gedankenblitze erleuchteten die herrschende Finsterniß. Als der Vorschlag gemacht wurde, eine dritte Abordnung in das Schloß zu schicken, rief Clermont-Tonnère: „nein, lassen wir ihnen Zeit zum Rath; die Könige, wie die anderen Menschen, müssen die Erfahrung theuer bezahlen." Am Morgen des 15. Juli beschloß die National-Versammlung, daß eine dritte Deputation an Ludwig XVI. gesandt und die Entfernung der Truppen und die Entlassung der Minister verlangt werden sollte. Mirabeau erhob sich und schrieb der Abordnung folgende Sprache vor: „Sagt ihm, daß die fremden Horden, von denen wir eingeschlossen sind, gestern den Besuch der Prinzen, der Prinzessinnen, der männlichen und weiblichen Günstlinge, deren Ermahnungen, Liebkosungen und Geschenke empfingen, sagt ihm, daß diese fremden Schergen, welche die ganze Nacht hindurch mit Gold und Wein überschüttet wurden, in ihren gottlosen Gesängen die Knechtung Frankreichs vorhersagten und daß deren viehische Wünsche auf die Vernichtung der National-Versammlung gerichtet waren; sagt ihm, daß sogar in seinem Palaste die Höflinge ihre Tänze mit den Klängen dieser barbarischen Musik vermischten, und daß gerade so das Vorspiel der Bartholomäusnacht war; sagt ihm, daß jener Heinrich, dessen Andenken die Welt segnet, den er unter seinen Vorfahren sich zum Muster nehmen sollte, Lebensmittel in das empörte und von ihm persönlich belagerte Paris bringen ließ, während seine wilden Rathgeber das Mehl, welches der Handel nach dem treuen und hungernden Paris bringt, hinwegschaffen."

Kaum hatte Mirabeau diese niederschmetternden Worte gesprochen, gerade stand die Deputation im Begriff, sich zu Ludwig XVI. zu verfügen, so meldete der Herzog von Liancourt den König an. Der Bischof von Chartres erinnerte an die Worte des Bischofs

von Senez: „das Schweigen der Völker ist die Lehre der Könige." In diesem Augenblicke öffneten sich die Thüren. Ludwig XVI. erschien. Ihn begleiteten nur seine beiden Brüder. Jetzt lauteten seine Worte ganz anders, als am Tage vorher. Jetzt erklärte er sich eins mit der Nation; jetzt vertraute er sich der National-Versammlung an. Er sprach stehend, mit entblößtem Haupte und mit bewegter Stimme und schloß mit der Bemerkung, daß er den Truppen den Befehl gegeben habe, sich von Paris und Versailles zu entfernen.

Im Schooße der National-Versammlung wurde die Rede des Königs durch keine Zeichen des Mißtrauens unterbrochen. Allein als Ludwig XVI. zum Marmorhofe zurück kehrte, drängte sich eine Frau von Versailles an ihn und fragte: „o, mein König, sind Sie ganz aufrichtig? wird man Sie nicht umstimmen, wie vor vierzehn Tagen?" Der König erwiderte: „Nein, ich werde mich nie verändern!"

Inmitten des allgemeinen Jubels, welchen die National-Versammlung angestimmt und die versammelte Menge fortgesetzt hatte, wurde nur von wenigen diese Frage gehört. Allein sie bezeichnete richtiger, als das Gejauchze der Tausende die eigentliche Stimmung des Volkes. Als die Königin auf dem großen Balkone des Schlosses erschien, den Dauphin auf den Armen, rief ein Mann, indem er auf den Thronsaal deutete: „dort steht dieser Thron, von dem man bald die Spuren suchen wird."

Die National-Versammlung war es nicht, welche die Krone der Capetinger bedrohte. Doch hinter ihr stand eine von Hoffnung beseelte und von Angst bewegte Masse, welche zu schwer gelitten hatte und fortdauernd litt, als daß sie mit leidenschaftsloser Ruhe den langsamen Gang der Berathungen einer Versammlung abwarten konnte, in deren Schooße Adel, Geistlichkeit und Spießbürgerthum viele, das darbende, schwer gedrückte Volk aber nur wenige Vertreter zählte. Die National-Versammlung wollte nichts weiter, als einen verfassungsmäßigen König. Sie wollte gern Ludwig XVI. die Ehre gönnen, alle Reformen selbst beschlossen zu haben. Das Volk wollte erleichtert sein, mit Hülfe des Königs, falls dieser es redlich meine, oder gegen dessen Willen, falls er sich verrätherisch erweisen sollte.

Die National-Versammlung besaß Einsicht genug, zu erkennen, daß der Hof sie bald auseinander geschickt, wo nicht, sie noch schwerer heimgesucht, falls sie an dem Volke nicht einen mächtigen Rückhalt gehabt hätte. Allein diejenige Hülfe, welche die Pariser Bevölkerung geleistet, war stärker, als sie gewünscht hatte. Die National-Versammlung stand in der Mitte zwischen Volk und König, in ihrer Mehrheit jedoch dem Hofe näher, als den Massen. Das Volk hatte sich in seiner Majestät erhoben. Die National-Versammlung mußte die neue Macht anerkennen. Sie schickte eine zahlreiche Abordnung nach Paris. Diese fand Hunderttausend Mann unter den Waffen. Die Deputirten sprachen Worte der Versöhnung. Die Massen waren so freudig bewegt über ihren Sieg, daß sie gern auf dieselben eingingen. Beweis genug, daß die Tags zuvor begangenen Ueberschreitungen der Nothwehr von ihnen nicht gebilligt wurden. Noch eifriger, als das Volk, wünschte die neue städtische Behörde von Paris die Aussöhnung mit dem Könige. Doch wollten die Spießbürger die von ihnen so leichten Kaufes gewonnene Macht nicht aus den Händen geben. Die städtische Behörde und die Abordnung der National-Versammlung verständigten sich mit einander dadurch, daß die erstere zwei Mitglieder der letzteren an die Spitze der Bewegung stellte. Die eigentlichen Sieger, die Helden des Sturmes auf die Bastille, wurden, wie gewöhnlich in solchen Fällen, von allem Theile an den neu gebildeten Gewalten ausgeschlossen. Lafayette wurde zum Befehlshaber der Pariser Bürgergarde, Bailly zum Maire von Paris ernannt. Die vor dem Stadthause von Paris versammelte Menge, welche in ihrer Begeisterung zwischen Spießbürgerthum und Volk, zwischen den Schlangen-

windungen der Politik und dem geraden Wege der Revolution keinen Unterschied zu machen wußte, nahm die ihm gemachten Vorschläge bereitwillig an.

Nachdem die Abordnung der National-Versammlung so gute Geschäfte in Paris gemacht hatte, galt es, die Versöhnung zwischen Volk und Regierung noch mehr zu befestigen, als ob die Zeit des Friedens schon gekommen wäre, als ob dieselbe Gefahr, welche Ludwig XVI. der Nation in den Tagen der ersten Hälfte des Juli bereitet hatte, nicht jederzeit wiederkehren konnte! Fürwahr, die Macht des Königs, des Adels und der Geistlichkeit war noch viel zu groß, als daß das Volk sie mit Sicherheit hätte wieder herstellen können. Doch darin bestand von jeher das Unglück der Völker, daß sie nicht in die Zukunft zu blicken vermochten, daß sie nur wenige Stunden zusammenwirkender Thätigkeit hatten, während die kleine Zahl schlauer Menschen, welche an der Spitze stehen, Monate und Jahre lang ihre Pläne schmieden und ihre Entwürfe vorbereiten konnten.

Die natürliche Folge der Niederlage des Hofes war die Entlassung der reactionären Minister und die Zurückberufung Necker's. Die National-Versammlung war mit diesen Zugeständnissen zufrieden. Auch die Bevölkerung von Paris sollte wieder zur Ruhe gebracht werden. Ludwig XVI. sollte durch sein persönliches Erscheinen im Schooße der Hauptstadt der Friedensurkunde gewissermaßen das Siegel aufdrücken. Am 17. Juli stattete der König den Parisern seinen Besuch ab. In seiner Gegenwart wurden auf dem Stadthause die Beschlüsse der Gemeinde verlesen, welche die Forderungen des Volkes enthielten. Sie betrafen die Bildung der Bürgergarde, den Befehl, die Bastille zu zerstören und die Ernennungen Lafayette's und Bailly's.

Hätte die Einnahme der Bastille keine anderen, als diese Früchte getragen, so wäre das Volk ganz leer ausgegangen. Die Bastille war für den Adel ein größeres Schreckbild, als für die Massen. Lafayette und Bailly waren Vertreter des Reichthums, nicht der Armuth. Um den Massen zu schmeicheln, begnügte man sich mit einigen Redensarten freiheitlichen Klanges und mit einem kleinen Schauspiele, indem Bailly Ludwig XVI. vor dem versammelten Volke die dreifarbige Kokarde darreichte, welche dieser an seinen Hut heftete und von einem Fenster des Stadthauses aus schwang. Wie geringe Bürgschaft für das Volk in dieser Huldigung des Königs lag, erhellt am besten aus den Worten, mit welchen Maria Antoinette den König empfing, als ihre Blicke auf die Kokarde am Hute des Königs fielen. Sie sagte: „ich glaubte nicht, einen Bürgerlichen geheirathet zu haben." So herzlos zeigte sich die Königin schon drei Tage nach dem Falle der Bastille! So wenig Rechnung trug sie der verzweifelten Lage ihres Gatten und der aufgeregten Stimmung der Nation!

Die wenigen Worte der Königin drückten bestimmt genug den Widerwillen aus, den sie gegen die Freiheitsbewegung des Volkes hegte. Kurz vor der Abreise Ludwig's XVI. nach Paris war noch die Frage berathen worden, ob es nicht besser sei, daß sich der König an die Spitze seiner Truppen stelle, und, wie vor ihm Karl I. von England gethan, das Banner des Bürgerkrieges entfalte? Ludwig XVI. zog die Reise nach Paris vor. Die Männer und Frauen der Reactionspartei, welche sahen, daß der von ihnen beabsichtigte Staatsstreich gescheitert sei, suchten im Auslande Hülfe und verließen Frankreich. Den Anfang hatte schon in der Nacht des 16. auf den 17. Juli die Familie Polignac gemacht. Ihr folgten die Staatsstreichs-Minister, die Prinzen von Condé und Conti, die Herzoge von Bourbon und Enghien und sogar der Bruder des Königs, der Graf von Artois. Der Adel und die Prinzen des königlichen Hauses wollten keinen Frieden, sondern die Unterwerfung des Volkes durch Waffengewalt. Da die französische dazu nicht ausreichte, so sollten die fremden Könige ihre Heere in's Feld stellen.

§ 5. Die Nacht vom 4. August.

Die National-Versammlung und die neue Gemeinde-Behörde von Paris waren mit der Wendung, welche die Angelegenheiten nach dem 14. Juli genommen hatten, wohl zufrieden. Denn beide waren plötzlich zu großer Macht und hohem Ansehen gelangt. Allein der König mit seinem ganzen Anhange, mit dem größeren Theile des Adels und der hohen Geistlichkeit machten nur gute Miene zum bösen Spiele. Die Königin sann auf Rache. Der Graf von Artois und die übrigen ausgewanderten Prinzen, Grafen und Barone spieen Feuer und Flamme und machten kein Geheimniß daraus, daß sie die Zustände, wie sie sich in Frankreich unter dem Einflusse des Volkes zu bilden im Begriffe waren, niemals anerkennen würden. Die Aufregung konnte unter solchen Umständen nicht nachlassen. Sie verbreitete sich von Paris rasch über ganz Frankreich. Die Versöhnungs-Comödie, welche zuerst von den Abgeordneten der National-Versammlung und dann von Ludwig XVI. aufgeführt worden war, konnte keine nachhaltige Wirkung hervorrufen. Das Vertrauen, welches das Volk auf den guten Willen des Königs gesetzt hatte, wurde dadurch nicht wieder hergestellt, daß der Monarch sich in die unabweisbare Macht der Verhältnisse fügte. Die Auswanderung der Prinzen vom Geblüte und des Adels mußte das herrschende Mißtrauen steigern. Dazu kam die noch immer fortdauernde Hungersnoth und die Stockung aller Geschäfte. Je mehr Arbeiter brodlos und erwerblos, desto entzündlicher waren ihre Gemüther und desto zahlreicher die Versammlungen zu politischen Zwecken.

Inmitten der wogenden Massen, welche sich auf öffentlichen Plätzen, in Kaffeehäusern und mannigfaltigen Sitzungs-Lokalen um begabte Redner sammelten, oder mit den Waffen in der Hand bereit waren, gegen das mittelalterliche Königthum in die Schranken zu treten, befanden sich die verschiedenartigsten Elemente: begeisterte Freunde der Freiheit, wüthende Gegner der privilligirten Classen, Menschen, welche nur Aufregung suchten und andere, welche im Trüben zu fischen gedachten. Unter den aufrichtigen Gegnern des Vorrechts gingen die wenigsten in ihren Wünschen fest und bestimmt bis zur Republik, die meisten nur bis zur constitutionellen Monarchie. Wenige hegten klar erkannte Pläne, die meisten folgten einem dunkeln Drange, der ihnen andeutete, der Tag der Abrechnung mit den Bedrückern des Volkes sei gekommen.

Im Anfange dieses Zeitabschnittes war es noch gefährlich, Widerwillen gegen die bestehenden Verhältnisse unumwunden kund zu thun. Republikanische Bestrebungen konnten sich nur verhüllt und verschleiert geltend machen. Ohne einen gewissen Grad von Muth konnte Niemand als entschiedener Gegner der alten Monarchie auftreten; denn diese besaß noch immer Mittel genug, jeden Widerstrebenden ihre Macht schmerzlich empfinden zu lassen.

Unter den Gegnern des Königthums waren unzweifelhaft neben zahlreichen reinen und heldenmüthigen Charakteren auch solche, die mehr durch den Drang der Verhältnisse, als klare Erkenntniß und Freiheitsmuth getrieben wurden. Die Natur der Sache brachte es mit sich, daß in demselben Maße, als die Macht des Volkes zunahm und diejenige des Hofes erschlaffte, die Reihen der Freiheitskämpfer durch jene elenden Menschen, welche den Mantel stets nach dem Winde hängen, vermehrt wurden, wovon die unvermeidliche Folge war, daß die Stimme der Begeisterung nicht mehr jenes willige Gehör fand, wie anfangs, und daß unedle Beweggründe allmälig an die Stelle reiner Freiheitsliebe traten, von welchen die ersten Gegner des Königthums beseelt gewesen waren.

Die Partei des Fortschritts hatte ihre Mängel. Keine war jemals von solchen frei.

Allein im Großen und Ganzen stand ihr das Recht, sowohl das geschriebene, als das ungeschriebene, sowohl die Zusage des Königs als der Wille des Volkes zur Seite.

Die Zustände, welche sich im Laufe der Jahrhunderte in Frankreich gebildet hatten, waren weder im Einklange mit der Vernunft, noch mit dem Willen der überwiegenden Mehrheit des französischen Volkes. Kein König und kein Minister hatte sich jemals gescheut, Verfassung und Gesetz über den Haufen zu werfen, wenn diese seinen Plänen Hindernisse bereiteten. Mit welchem Rechte konnte die Krone vom Volke Achtung vor ihrem Besitzstande erwarten? Sie, welche niemals die verfassungsmäßigen Rechte der Nation, oder auch nur einzelner Stände derselben heilig gehalten hatte?

Ein Recht im höhern Sinne des Wortes gab es in Frankreich eben so wenig, als eines, welches auch nur durch den scheinbaren Willen des Volkes, durch die früher üblich gewesenen Stände-Versammlungen gut geheißen worden wäre.

Die Könige von Frankreich hatten nach und nach alle Schranken niedergerissen, durch welche in früheren Zeiten ihr Herrscherwille zwar beengt, allein auch befestigt worden war. Hätten sie von der Gewalt, die sie an sich gerissen, einen untadelhaften Gebrauch gemacht, so wäre vielleicht die Nation über den Verlust des ihr gebührenden Theiles an der Staatsverwaltung nicht unwillig geworden. Allein der Mißbräuche waren so viele und so tief eingreifende, daß der König selbst sich zu schwach fühlte, dieselben aus eigener Machtvollkommenheit abzustellen. Nicht aus freier Wahl, sondern gedrängt durch unabweisbare Nothwendigkeit hatte Ludwig XVI. jene Versammlung berufen, welche sich den Namen National-Versammlung beilegte und denselben durch die von ihr gefaßten Beschlüsse rechtfertigte.

Wer den Charakter dieses Königs, seines Hofes, des Adels und der Geistlichkeit Frankreichs kennt, weiß, daß von ihnen die Abstellung der von der Nation verabscheuten Mißstände und die Begründung einer neuen, besseren Ordnung der Dinge niemals ausgehen konnte. Das französische Volk hatte daher keine andere Wahl, als entweder das auf ihm ruhende Joch geduldig zu tragen, oder es gewaltsam zu zerbrechen.

So wenig als die ultra-royalistische Partei gaben sich die Massen des Volkes zufrieden; jene nicht, weil ihr die geringen dem Volke gemachten Zugeständnisse schon ein Gräuel waren; diese nicht, weil sie nach vielhundertjährigem Drucke zum Bewußtsein erwacht und entschlossen waren, den Augenblick der ihnen Freiheit versprach, nicht ungenützt vorübergehen zu lassen. Die National-Versammlung, die Gemeinde-Behörde von Paris und deren Anhänger predigten Gehorsam gegen das Königthum, weil sie wähnten, in demselben einen starken Schild gegen die aufgeregten Massen zn besitzen, und weil sie hofften, unter den Fittigen der Monarchie nicht blos ihr Eigenthum in Sicherheit genießen, sondern auch eine bedeutende Rolle auf der Bühne des Staates spielen zu können. Sie fürchteten weniger von dem gedemüthigten Könige, als von dem aufstrebenden Volke. Dieses hatte durch die siegreiche Schlacht bei der Bastille an Selbstvertrauen gewonnen und verlangte gleiches Recht mit den Gegnern, die es besiegt hatte. Schon erhoben sich Stimmen, welche darauf hinwiesen, daß das Königthum das drückendste aller Privilegien sei. Das Hoch, welches man sonst dem Könige auszubringen pflegte, brachte man jetzt mit weit innigerer Begeisterung der Nation. Das Volk hatte die Zwingburg des Königthums gebrochen, doch sein Elend war so groß, als jemals zuvor. Die Nation war bereit, dem Königthume alle Verbrechen früherer Zeiten zu vergeben, allein sie verlangte Hülfe in ihrer Noth, Schutz gegen ihre Bedrücker, zumal die Kornwucherer, welche ihr verruchtes Geschäft fortsetzten, ohne jemals zur verdienten Strafe gezogen zu werden. Da und dort brachen Volksaufstände aus. Der Müller Sauvage fiel als Opfer der Volksrache. Mit

Mühe wurde ein reicher Bauer Namens Thomasin, welcher für einen Kornwucherer galt, von dem ihm drohenden Tode gerettet. Foullon, welcher gesagt haben sollte: „wenn ich Minister wäre, würde ich die Franzosen Heu essen lehren," und: „man sollte Paris abmähen, wie man eine Wiese mäht," wurde am 22. Juli im Stadthaus zu Paris öffentlich zum Tode verurtheilt und aufgehängt. Sein Schwiegersohn Bertier de Sauvigny hatte an dem Abende desselben Tages ein ähnliches Schicksal. Er wurde in Stücke gehauen, als er vom Stadthause nach dem Gefängnisse der Abtei geführt wurde. Foullon und Bertier gehörten zu der Staatsstreichs-Partei. Das Volk wußte, daß beide in den Augen des Hofes und der von demselben angestellten Richter keine Verbrecher, sondern wohlverdiente Freunde seien. Beide hatten nach den Begriffen des Volkes ihr Leben verwirkt. Zu bedauern blieb aber immerhin, daß keine ordentliche Rechtspflege möglich war und daß sich bei der Gefangennahme und der Hinrichtung der beiden Verbrecher die Rache des Volkes bis zur Grausamkeit steigerte.

Jeder Tag goß neues Oel in die lodernde Flamme der Revolution. Bald waren es die von der Emigration im Auslande gesponnenen Ränke, bald finstere Gerüchte über die im Geheimen schleichenden Umtriebe der Kornwucherer, welche Paris und ganz Frankreich in Bewegung erhielten. Der englische Gesandte setzte selbst den Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Kenntniß von einem Complotte, welches dahin ging, den Hafen und die Stadt Brest der englischen Regierung in die Hände zu spielen.

Die Rückkehr Necker's nach Frankreich brachte zwar eine freudige Stimmung unter die Massen. Allein nur zu bald zeigte es sich, daß der Strom der Revolution schon wei über diesen Minister hinaus gegangen war. Die Fürbitte, welche er zu Gunsten des Staatsstreichs-Generals Besenval bei der städtischen Behörde von Paris einlegte, brachte ihn plötzlich um seine Popularität.

Wäre Necker ein Mann von durchgreifender Energie gewesen, hätte er seine Zeit und die Stimmung der Nation richtig gewürdigt, so hätte er gerade das Gegentheil von demjenigen gethan, womit er sein drittes und letztes Ministerium begann. Er hätte eingesehen, daß er entweder mit Recht entlassen worden war, oder sein Sturz nur den Staatsstreichs-Ministern den Weg bahnen sollte, auf welchem etwas mehr, als er selbst, nämlich die National-Versammlung und die ganze Freiheitsbewegung Frankreich's nieder geworfen werden sollte. Im erstern Falle durfte er nicht wieder in das Ministerium eintreten. Im letztern mußte er auf Untersuchung des beabsichtigten Staatsstreichs, und strenge Bestrafung der Schuldigen dringen. Indem er, statt dessen, die Anregung zu Erlassung einer vollständigen Amnestie gab, machte er von vornherein seine Stellung unhaltbar. Denn die Partei der Staatsstreichs-Leute war noch immer mächtig in Frankreich, zwar nicht durch ihre Zahl, wohl aber durch ihre Verbindung mit Ludwig XVI. und allen übrigen Königen Europa's, durch ihre Reichthümer, durch ihre hohen Stellen in der Kirche, im Heer und in der Verwaltung und durch die gutsherrlichen Rechte, in deren Besitz sie sich befand.

So lange nur die Männer des Volkes, welche ihr Leben für die Freiheit einsetzten, als Hochverräther bestraft werden, die Höflinge und Günstlinge dagegen, welche im Interesse des Despotismus die bestehenden Gesetze und Einrichtungen umstürzen wollen, unmittelbar nach dem Mißglücken einer Verschwörung Verzeihung erhalten, kann keine freie Verfassung Wurzel schlagen. Frankreich hatte ein Recht, zu erwarten, daß die Polignacs, die Breteuils, die Broglie, die Besenval und selbst der Graf von Artois und die mit ihm entflohenen Prinzen vor Gericht gestellt und verurtheilt würden. Gegen Diejenigen aus seiner Mitte, welche sich Ausschweifungen erlaubt hatten, schritt da und dort das Volk

energisch ein. Als Bertier gefallen war, schnitt ein Dragoner der Leiche das Herz aus und trug es auf das Stadthaus. Seine Kameraden tödteten ihn noch an demselben Abende, indem einer nach dem andern sich auf Tod und Leben mit ihm schlug. Ein armer Arbeiter, welcher bei einem Aufstande wider die Kornwucherer nur eine Henne gestohlen hatte, wurde von seinen eigenen Genossen aufgehängt. Aehnliche Beispiele eines regen Gefühls für Recht finden sich nirgends im Schooße der Reaction. Das natürliche Rechtsgefühl des Volkes empörte sich dagegen, daß alle Verschwörer, welche ihm mit Mord und Brand gedroht hatten, ohne Strafe davon kommen und im Auslande das Vermögen, das sie sich auf Kosten des Landes erworben hatten, zu dessen Verderben sollten verwenden dürfen. Da und dort schritt daher das von seinen Behörden verlassene Volk selbstständig ein, verhaftete notorische Staatsverbrecher, sprach und vollzog gegen sie ein wohlverdientes Todesurtheil. Die nothwendige Folge hiervon war, daß die am 14. Juli auf Paris und die Umgegend beschränkte Aufregung sich mehr und mehr dem ganzen Lande mittheilte. In der Dauphiné begann der Aufstand gegen die Gutsherren. Die Schlösser des verhaßten Adels wurden verbrannt. Der Wahlspruch der Feinde des Adels war: Krieg den Tyrannen, Friede dem Volke. Unzählige Zwingburgen wurden zu Asche. In der Bourgogne, im Elsaß, in der Franche-Comté, in der Normandie, in Languedoc büßte der Adel mit dem Verluste seines Eigenthums und bisweilen auch des Lebens für den auf seine Bauern geübten Druck. Die Bewegung begann wenige Tage nach der Einnahme der Bastille und dauerte fort den ganzen Monat Juli hindurch. Die National-Versammlung beschäftigte sich in ihrer Sitzung vom 4. August mit der Erlassung einer Proklamation, welche Achtung vor den Personen und dem Eigenthum verlangen sollte. Der Vicomte von Noailles ergriff das Wort und sagte: „man will die Personen schützen, das Eigenthum sichern, die Herrschaft des Gesetzes gründen, die in allen Gegenden Frankreich's entzündete Feuersbrunst löschen, — nun gut, so höre man auf, leere Ermahnungen abzufassen! Die Rettung ist die Gerechtigkeit, das heißt die Gleichheit in den Abgaben, die Vernichtung der Privilegien, welche das Volk erdrücken, die Ablösung der lehensherrlichen Rechte, die Abschaffung der Herren-Frohnden, der todten Hand und aller persönlichen Dienstbarkeiten ohne Loskauf."

Am vorhergehenden Tage war in dem von der äußersten Linken gegründeten Club der Bretagne der Beschluß gefaßt worden, derartige Anträge zu stellen. Doch waren diese nicht ganz so weit gegangen, als diejenigen des Grafen von Noailles. Mit Freuden schloß sich daher der Herzog von Aiguillon, welcher es übernommen hatte, die Anträge des Clubs zu stellen, dem des Grafen von Noailles an. Eine unbeschreibliche Begeisterung bemächtigte sich der ganzen Versammlung. Jeder wollte Theil nehmen an den zu bringenden Opfern. Die Herzoge von Guiche und Mortemart verzichteten im Namen des hohen Adels auf die Pensionen des Hofs. Der Herzog von Chatelet schlug vor, die Zehnten in Geldleistungen umzuwandeln, der Vicomte von Beauharnais, alle Bürger für gleichberechtigt zu allen öffentlichen Aemtern zu erklären, der Graf von Cüstine den Loskauf der lehensherrlichen Rechte niedriger zu setzen, als Herr von Aiguillon vorgeschlagen hatte, der Herzog La Rochefoucauld, die Schwarzen der Colonien für frei zu erklären, Herr Cotin, die Patrimonial-Gerichte aufzuheben, Herr Richer, die Käuflichkeit der Aemter abzuschaffen. Von allen Seiten wurden neue großmüthige Anerbietungen gemacht. Deren Zahl war so groß, sie folgte so rasch auf einander, daß die Secretäre unfähig waren, alle zu Papier zu bringen. Selbst die Geistlichen wurden in den Strudel der Bewegung gezogen; sie verzichteten auf ihre Gebühren. Die Zollschranken, welche die verschiedenen Provinzen trennten, wurden umgestoßen, die besonderen Privilegien der Städte aufge-

hoben, das ausschließliche Recht der Jagd, der Taubenhäuser und Kaninchengehege, alle pecuniären Vorrechte und Befreiungen, alle Anwartschaften und die Vereinigung mehrerer Pfründen in einer Person wurden aufgehoben; die baldige Einrichtung einer kostenfreien Rechtspflege und die Verbesserung der Geschworenen-Aemter wurde zugesagt.

Schwerlich ist, so lange die Welt steht, jemals in einer Nacht so Vieles und so Großes zum Besten eines Volkes geschehen, als in der ewig denkwürdigen Nacht vom 4. August 1789. Wohl mögen die Schrecknisse der vorhergegangenen Tage wesentlich auf die Stimmung der Gemüther eingewirkt haben. Sonst wäre ein solcher Heroismus der Selbstverläugnung, des Rechts- und Billigkeitsgefühls durchaus unerklärlich. Ohne allen Zweifel hatte der Graf von Noailles Kenntniß von den Beschlüssen des Clubs der Bretagne, doch alles dieses benimmt der Freudigkeit, mit welcher die Männer des 4. August ihre Opfer brachten, nichts von ihrem Werthe. Wenn diejenige Stimmung, welche in der Nacht vom 4. August sich in so großartiger Weise kund that, von Dauer gewesen wäre, wenn der König und die ultra-royalistische Partei sie getheilt, dann hätte Frankreich ohne weitere Stürme glücklich und frei werden mögen. Doch leider! war die Begeisterung unter dem Adel flüchtig und vorübergehend. Die Nachwehen blieben nicht aus. Reue trat da und dort an die Stelle der Opferbereitwilligkeit. Die finsteren Leidenschaften, welche einige Stunden hindurch geschwiegen hatten, fingen nur zu bald wieder an zu toben. Immerhin bleibt der 4. August 1789 einer der Glanzpunkte der Weltgeschichte. Kein Adel irgend eines anderen Volkes kann sich eines Tages rühmen, wie der 4. August für den französischen war. Keine gewonnene Schlacht wirft ein glänzenderes Licht auf den Adel Frankreich's, als diejenige, welche er am 4. August freiwillig verlor.

Die Stimmung, welche sich seit dem 14. Juli dem ganzen Volke der Franzosen mitgetheilt hatte, war eine so gehobene, daß ein Staatsmann, welcher dieselbe verstand, mit deren Hülfe in kurzer Zeit den ganzen mittelalterlichen Bau der Knechtschaft hätte niederreißen, und an dessen Stelle einen Tempel der Freiheit errichten können. Alle Menschen waren sich gegenseitig näher gerückt. Die Schranken, welche die Standesverschiedenheit bisher gezogen hatte, waren gefallen. Kinder und Greise, Priester und Bürger, Reiche und Bettler trugen die drei Farben der Revolution und gaben dadurch zu erkennen, daß sie sich gegenseitig als Brüder betrachteten. Dieses erhabene Gefühl, welches alle Herzen durchglühte, beschränkte sich nicht auf die Bewohner Frankreich's. Es bot allen Völkern der Erde die Bruderhand. Es wollte alle Fesseln sprengen, sogar die vielhundertjährigen der Negersklaverei. Doch der Minister Necker hatte kein Verständniß für eine geistige Bewegung, wie sie sich damals in Frankreich kund that, Ludwig XVI. betrachtete sie mit Mißtrauen und Zagen. Die ultra-royalistische Clique in und außerhalb Frankreich's verläumdete sie auf das Unwürdigste, sah in ihr ihre schlimmste Feindin und strengte alle ihre Kräfte an, um Mißtöne in dieselbe zu bringen.

Als am 5. August 1789 die Beschlüsse des vorhergegangenen Tages bekannt gemacht wurden, kannte der Jubel der Nation keine Gränzen. Doch Ludwig XVI. hatte kein Herz für das Volk; er dachte und fühlte nur für die Geistlichkeit und für den Adel. Er schrieb mit Bezugnahme auf die Nacht vom 4. August an den Erzbischof von Arles: „ich werde niemals einwilligen, meine Geistlichkeit, meinen Adel zu berauben. Ich werde Beschlüssen, welche sie berauben würden, meine Zustimmung nicht geben." Sehr bezeichnend sind namentlich die folgenden Worte dieses Briefes: „wenn die Gewalt mich zwänge, einzuwilligen, würde ich nachgeben, aber dann gäbe es in Frankreich weder Monarchie noch Monarchen mehr."

In den Augen Ludwig's XVI. beruhte also die französische Monarchie wesentlich

auf Frohndiensten, Grundrechten, Zehnten und allen jenen mittelalterlichen Einrichtungen, welchen damals schon von ganz Frankreich mit sehr geringen Ausnahmen der Stab gebrochen war. Ein König mit solchen Ansichten konnte sich mit den gebieterischen Forderungen der Zeit niemals aussöhnen. Er war ein Hemmschuh, welcher beseitigt werden mußte, falls nur die Beschlüsse des 4. August redlich ausgeführt werden sollten. Und doch bildeten diese gewissermaßen nur die Grundlage des neuen Gebäudes, welches aufgeführt werden sollte.

Die Beschlüsse des 4. August griffen so tief in alle Eigenthums- und persönlichen Verhältnisse ein, daß es durchaus nothwendig war, eine Reihe von Gesetzen zu erlassen, welche gründlicher, als in der Aufregung des 4. August geschehen konnte, den Uebergang von der alten zur neuen Zeit ebneten. Eine der wichtigsten Fragen, welche durch die Beschlüsse des 4. August angeregt worden war, betraf die Zehnten. Sollten dieselben ohne Loskauf aufgehoben werden, so mußten billigerweise die von denselben bestrittenen Ausgaben den von der lästigen Abgabe befreiten Grundstücken auferlegt werden, sonst gewannen deren Besitzer, also gerade die reichsten Leute, auf Kosten der Armen, welche weder zehntpflichtige noch andere Grundstücke besaßen. Die National-Versammlung entschied sich für Aufhebung der Zehnten ohne Loskauf und schenkte dadurch eine Einnahme von ungezählten Millionen an die reichen Grundbesitzer, lud dagegen die Lasten, welche früher durch die Zehnten bestritten wurden, der Gesammtheit der Nation auf. Die Grundabgaben verminderten sich auf diese Weise wohl. Zugleich wurde aber der Keim zu jenen riesigen Staats- und Gemeinde-Abgaben gelegt, welcher sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in immer furchtbarerer Weise entwickelt und Verhältnisse der drückendsten Ungleichheit von Neuem erzeugt hat.

Auf dem am 4. August gelegten Grunde arbeitete die National-Versammlung rüstig weiter. Sie bewies durch ihre Verhandlungen, daß, wenn sie den Bedürfnissen des Volkes, sei es aus Mangel an Scharfblick, oder aus Vorliebe für das Spießbürgerthum, das heißt für die besitzenden Klassen im Gegensatze der Besitzlosen, keine genügende Rechnung trug, sie doch ihren Blick über die Lage des Tages vorwärts in eine weite Zukunft und rückwärts in das finstere Mittelalter richtete. Necker wurde niemals fertig mit den Sorgen, welche die Stunde ihm bereitete. Er beschäftigte sich nur mit dem laufenden Deficit und der täglichen Nahrung von Paris. Er bediente sich auch innerhalb dieses engen Kreises der Thätigkeit der ganz gewöhnlichen Mittel: der Anleihen und des Ankaufs fremden Getreides.

Die Staats-Verwaltung lag gänzlich darnieder. Das wiederhergestellte Ministerium Necker verstand es weder, der alten Staatsmaschine einen frischen Impuls der Lebensthätigkeit zu geben, noch die Initiative zum Baue einer neuen zu ergreifen. Die Abgaben kamen nicht ein, die Steuer-Erheber wagten nicht, von der ihnen zukommenden Gewalt Gebrauch zu machen. Aller Orten erhoben sich neben den alten schlaffen Behörden neue, selbstgeschaffene Organisationen, welche zwar keinen gesetzlichen Boden, allein Kraft und Kühnheit besaßen, und daher mehr galten, als die königlichen Beamten, welchen das Volk mit Recht mißtraute. Die herrschende Verwirrung wurde durch die Beschlüsse vom 4. August noch vermehrt, weil dieselben zu allgemein gefaßt waren, um in ihrer Anwendung auf die einzelnen Fälle nicht den mannigfaltigsten Auslegungen und Schlußfolgerungen Raum zu geben.

Das Ministerium Necker war nicht im Stande, Abhülfe zu gewähren, denn es fehlte demselben gewissermaßen der Boden unter den Füßen. Die öffentliche Meinung war seit dem 14. Juli im Sturmschritte vorgerückt, während Necker noch immer nicht begriff, daß Frankreich in einer großen Revolution befangen sei. Er hatte sogar noch vor seiner Rückkehr nach Frankreich der geflüchteten Familie Polignac einen Besuch in Basel abgestattet

und schien nichts mehr zu wünschen, als den Hunger des Volkes durch Ankäufe von Brodstoffen und deren billigen Wiederverkauf zu stillen, und es dadurch der Amnestie für die Staatsstreichsleute günstig zu stimmen. Die öffentliche Meinung wandte sich daher schon bald von ihm ab. Die National-Versammlung schenkte ihm ein sehr zweifelhaftes Vertrauen. Die Vorschläge, welche der Minister dieser machte, waren unzureichend und wurden es noch mehr durch die denselben hinzugefügten Amendements. Die von Necker am 4. August vorgeschlagene Anleihe von dreißig Millionen Franken, welche nur für wenige Wochen das Deficit hätte ausfüllen können, wurde zwar bewilligt, allein da die National-Versammlung die Bedingungen derselben ungünstiger stellte, kam sie nicht zu Stande.

Bis zum 24. September war das Deficit für das laufende Jahr auf achtzig Millionen Franken gestiegen und berechnete sich auf das folgende Jahr auf weitere achtzig Millionen. Zur Deckung dieses Ausfalls wußte sich Necker nicht anders, als durch eine außerordenliche Steuer, welche den vierten Theil aller Einkünfte in den Staatsschatz leiten sollte, zu helfen. In einem Anfalle patriotischer Begeisterung opferten die Deputirten ihre silbernen Schuhschnallen, der König und die Königin ihr Silbergeschirre auf. Diese halben Maaßregeln genügten, die Staatsmaschine vor vollständigem Stillstande zu schützen. Eine Verbesserung, wie sie die Nation erwartete, wurde dadurch nicht einmal vorbereitet, geschweige denn ausgeführt.

Ludwig XVI. und Maria Antoinette mochten dem Drange der Verhältnisse ihr Silbergeschirr zum Opfer bringen. Die ihnen anerzogenen Vorurtheile, die eigentlichen Quellen der Mißstände des Augenblicks, hielten sie fest. Der König stand in seiner Familie nicht minder vereinzelt, als in seinem Staate. Maria Antoinette und der Graf von Artois waren mit ihm unzufrieden wegen der Zugeständnisse, die er dem Volke gemacht hatte und wegen seiner augenscheinlichen Unfähigkeit zu Staatsstreichen, wie sie dieselben wünschten und Anfangs Juli vorbereitet hatten. Der Graf von Provence, welcher minder offen und entschlossen war, als sein jüngerer Bruder Artois, suchte im Trüben zu fischen. Er besoldete den Grafen von Mirabeau und hoffte, mit dessen Hülfe unter irgend einem Vorwande sich an die Stelle seines ältern Bruders emporzuschwingen. Er spann Ränke gegen Bailly und Lafayette und arbeitete auf eine Insurrection hin, welche er vermeinte organisiren und zu seinen Gunsten ausbeuten zu können. Er wünschte, den König und dessen Sohn zur Flucht nach Metz oder Peronne zu treiben und dann in seiner Eigenschaft als nächster volljähriger Erbe der Krone die Zügel der Herrschaft zu ergreifen. Mirabeau trieb sein Spiel mit ihm. Er strich die Summen ein, welche der Graf von Provence ihm bezahlte. Die Umtriebe des Prinzen konnten nur die herrschende Verwirrung vermehren, da dieser persönlich nicht hervortrat und seine besoldeten Werkzeuge nur für sich selbst und nicht für ihren Zahlmeister arbeiteten.

Wie gehässig der Graf von Provence seinem Bruder, dem Könige gegenüber, seit langer Zeit war, erhellt insbesondere daraus, daß er im Jahre 1781, als die Königin eines Sohnes genaß, zwölf Pair's bestimmte, eine schriftliche Verwahrung gegen die Rechtmäßigkeit der Geburt dieses Prinzen einzulegen. Er bewirkte sogar, daß diese Urkunde insgeheim bei dem Gerichtsschreiber des Parlaments von Paris aufbewahrt wurde, woselbst sie sich noch fand, als die National-Versammlung die Aufhebung der Parlamente beschloß.

Der Herzog von Orleans besaß nicht Kraft und Entschlossenheit, auch nicht einmal Schlauheit genug, um dauernd eine bedeutende Rolle spielen zu können. Allein die großen Reichthümer, welche ihm zu Gebote standen, machten ihn zum Mittelpunkte einer Anzahl von Abentheurern, welche seinen Namen und seine Stellung zu ihren Zwecken mißbrauchten. Trotz aller Bemühungen der dem Hause Orleans günstig gestimmten Schriftsteller, den

Herzog rein zu waschen, steht es fest, daß er so wenig, als der Graf von Provence und der Graf von Artois uneigennützig zu Werke ging. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß der Herzog von Orleans dem Könige wiederholt große Verlegenheiten bereitete und daß er Umtrieben, welche in seinem Namen gemacht wurden, dadurch Nachdruck gab, daß er den Anstiftern desselben bedeutende Geldsummen zufließen ließ. Insgeheim hegte er immer den Wunsch, wo möglich, seinem Zweige den französischen Thron zuzuwenden. Nur diesem Beweggrunde kann sein Streben nach Popularität beigemessen werden. Wahre Liebe zum Volke, wirkliches Rechts- und Freiheitsgefühl waren dem Herzoge von der Natur nicht beschieden, und der Boden, auf welchem er sich von Kindheit an bewegte, war nicht geeignet, derartigen Regungen der Seele frische Nahrung zuzuführen.

Es gelang weder dem Könige, noch dessen Gattin, Brüdern und Vettern, ihre persönlichen Wünsche und Bestrebungen durchzusetzen. Allein mehrere der trüben Quellen, welche sich in den ursprünglich so reinen Strom der Revolution mischten, lassen sich bestimmt auf die im Geheimen schleichenden Umtriebe der verschiedenen Mitglieder der königlichen Familie zurückführen. Vollkommen erwiesen ist es, daß Mirabeau, der Demosthenes der National-Versammlung, im Solde des Grafen von Provence stand und später sogar in denjenigen des Königs trat. Daß derselbe unter solchen Einflüssen nicht ungehemmt im Geiste der Freiheit und des Rechts sprechen und wirken konnte, versteht sich von selbst.

Wie die meisten großen berathenden Körperschaften verfiel die Nationalversammlung in die rechte, die linke Seite und das Centrum. Zur Rechten des Präsidenten saßen die Erzbischöfe, Bischöfe, Herzoge, Grafen und Barone und einige wenige Ausreißer des dritten Standes. Sie bewegten sich inmitten einer Welt, welche ihnen vorangeeilt war, und die sie nicht verstanden. Die Einen bekundeten eine teuflische Freude über die Fortschritte, welche der revolutionäre Geist rings um sie her machte, weil sie hofften, dieser werde, je rascher er arbeite, um so schneller sich seinen Untergang bereiten. Die Anderen verließen sich auf das Ausland und hofften mit dessen Hülfe die Revolution zu besiegen. An der Spitze der rechten Seite standen Cazales und der Abbé Maury, der eine ein Mann von soldatischer Beredtsamkeit, der andere ein Priester, auf dessen Angesichte, wie Carlyle sich ausdrückte, alle Hauptsünden zu lesen waren.

Das Centrum hatten jene schwankenden und zaghaften Männer inne, welche nichts mehr verabscheuen, als Gefahr und Bewegung, welche, selbst unfähig, durchgreifende Entschlüsse zu fassen, stets den Mantel nach dem Winde hängen und jeder Partei, der sie zum Siege verhelfen, den Keim des Verderbens einimpfen. Mit Recht wurden sie durch den Namen Morast (Marais) bezeichnet. Ihr begabtester Redner war Lally-Tollendal, ihr Geschäftsmann Malouet. Das Centrum besaß Talente, aber keine Charaktere, die rechte Seite entbehrte selbst des Talentes. Beide Elemente des Fortschritts fanden sich im reichen Maße unter den Männern der linken Seite. Die Mannigfaltigkeit der Richtungen, welche die Linke der Nationalversammlung umfaßte, war groß. Sie wird anschaulich, wenn wir den Herzog von Orleans, Barnave, Düport, Lameth, Lafayette, den Abbé Sieyes, Mirabeau und Robespierre uns vergegenwärtigen. Im Jahre 1789 gingen die Wünsche der meisten dieser Männer der Linken nicht weiter, als bis zu einer, dem Vorbilde Englands entsprechenden constitutionellen Monarchie. Doch hinter der Nationalversammlung stand das Volk, auf welches die Presse belebend und anregend wirkte.

Wie die Nation durch Schrift und Wort, so wurden deren Vertreter durch die Thaten des Volkes vorwärts getrieben. Ohne den Sturm auf die Bastille, ohne die Volksbewegungen gegen die Schlösser des Adels, würde die Nationalversammlung niemals gewagt haben, was sie auf den Schwingen der die Nation durchglühenden Begeisterung ausführte.

Neue, früher kaum geahnte Hebel traten in Thätigkeit: die Furcht vor der Rache des Volkes und die Sucht, dessen Gunst zu gewinnen. Menschen, welche für Recht und Billigkeit, für die Leiden des Volkes und das Streben nach Freiheit keinen Sinn hatten, warfen sich in den Strudel der Zeit, weil sie wünschten, auf dessen Wogen empor gehoben, oder weil sie fürchteten, von dessen Fluthen hinweg geschwemmt zu werden. Die Furcht und die Beifallsliebe sind keine Seelenstimmungen, welche uns erlauben, klar zu sehen und uns auf den Standpunkt reiner Menschlichkeit zu erheben. Allein sie sind doch nicht so gemein, wie die Habgier, und nicht so verderblich, wie die Herrschsucht. Die Charaktere, welche erhaben sind über den Beifall der Machthaber und die Sorge für das eigene Ich, waren von jeher Seltenheiten. Nur zu oft verbindet sich die Furchtlosigkeit mit der Herrschsucht und Unempfänglichkeit für den Beifall mit Menschenverachtung. Wenn wir übrigens die Nationalversammlung des Jahres 1789 mit ähnlichen berathenden Körperschaften früherer und späterer Zeiten, der französischen und anderer Nationen vergleichen, so sind wohl wenige zu finden, welche in der kurzen Zeit von fünf Monaten so vieles und so großes leisteten, als die Generalstaaten Frankreichs. Die Mängel, welche wir an ihnen zu tadeln haben, kommen zum größten Theile auf die Rechnung unabweisbarer Nothwendigkeit. Die Vorzüge, welche wir der Nationalversammlung zugestehen müssen, waren die Früchte, welche am Baume wahren Seelenadels und heldenmüthiger Entschlossenheit wachsen. Die Schwächen und Schwankungen, deren sich die Nationalversammlung schuldig machte, hatte sie mit allen berathenden Versammlungen anderer Zeiten und anderer Nationen gemein. Doch welche Versammlung kann einen Tag aufweisen, wie denjenigen des Eides im Ballhause, der königlichen Sitzung vom 23. Juni und der Abschaffung der veralteten Mißbräuche vom 4. August?

§ 6. Der 5. und 6. October 1789.

Bis zum Jahre 1789 hatte das hochgebildete Volk der Franzosen so zu sagen noch keine periodische Presse. Es mußte den auf ihm lastenden Despotismus, wenn nicht stillschweigend, so doch tragen, ohne täglich, oder auch nur wöchentlich oder monatlich umfassende Berichte über die Zeitereignisse zu erhalten, ohne seine Klagen und Wünsche öffentlich geltend machen zu können. *) Erst durch die Revolution erhielt das Volk der Franzosen eine Stimme, wie im Schooße der Staatsgewalt durch die Nationalversammlung, so inmitten der Lesewelt durch die periodische Presse und inmitten der wißbegierigen und strebenden Massen durch seine Clubs, seine großen politischen Feste und improvisirten Versammlungen.

Die Freiheit der Presse, wie jede andere Freiheit, mußte sich die französische Nation mühsam durch mancherlei Anstrengungen und Kämpfe nach und nach erringen. Der Hof war im Jahre 1789 noch nicht an eine kräftige Sprache gewöhnt. Selbst Necker, welcher in der ersten Hälfte des Jahres 1789 noch für einen der Bannerträger der Freiheit gehalten wurde, scheute sich nicht, das Journal der Generalstaaten, welches Mirabeau seit dem zweiten Mai herausgab, zu unterdrücken, weil dieses eine bittere Critik seiner Eröffnungsrede enthielt. So wenig freigesinnt zeigte sich der Minister im Mai 1789! Ein Mann, wie Mirabeau, ließ sich durch ein derartiges Einschreiten der Regierung nicht schrecken. Er gab sofort unter dem Titel Courier de Provence eine andere Zeitung heraus, und griff den Minister, welcher ihm so feindlich entgegengetreten war, bei jeder Gelegenheit, welche sich ihm darbot, nur um so heftiger an.

*) Siehe oben Buch 8, § 85, S. 491.

Bis in die Mitte Juni, d. h., so lange die Nationalversammlung keine feste Stellung dem Hofe gegenüber eingenommen hatte, trat die Tagespresse noch nicht mit Kraft und Entschiedenheit auf. Am 19. Juni begann Barrère sein Blatt, „die Morgendämmerung" (le point du jour); am 28. desselben Monats gab Brissot de Warville seine erste Nummer des „französischen Patrioten" heraus. Vierzehn Tage später tauchten „die Revolutionen von Paris" auf, welche unter der Redaction von Loustalot in wenigen Monaten zweimalhunderttausend Abonnenten gewannen. Der Geist dieser Zeitung sprach sich durch die Aufschrift derselben klar und bestimmt aus. Sie lautete wie folgt: „Die Großen scheinen uns nur groß, weil wir knieen; erheben wir uns!" Sobald die Presse anfing, eine Macht zu werden, wandten sich ihr von Tag zu Tag neue Kräfte zu. Camille Desmoulins erregte durch seine Flugschriften: „Das freie Frankreich" und „Rede der Laterne an die Pariser" großes Aufsehen. Er fand Freunde und Helfer, welche ihn in den Stand setzten, in der zweiten Hälfte des Septembers unter dem Titel „Die Revolutionen Frankreichs und Brabants" eine eigene Zeitung zu gründen. Unzählige andere Zeitschriften schossen wie Pilze aus der Erde. Wir nennen hier nur noch Marat's „Volksfreund," welcher im Laufe der Revolution eine so furchtbare Waffe der Zerstörung ward.

So lange die Reaktionspartei noch hoffte, durch Gewalt die Bewegung des Volkes niederzuhalten, gab sie sich nicht die Mühe, durch die Presse auf die öffentliche Meinung einzuwirken. Als sie aber den zunehmenden Einfluß der Tagesblätter wahrnahm, gründete sie vom September 1789 an in rascher Folge drei Zeitblätter: „die Zeitung von Paris," „die Akten der Apostel" und „das Allgemeine Journal des Hofes und der Stadt," welches letztere gewöhnlich nur der „kleine Gautier" genannt wurde.

Die reactionäre Presse sprach aus, was die reactionären Mitglieder der Nationalversammlung zu sagen nicht den Muth besaßen. Die schmutzigen Verleumdungen, mit welchen sie die Männer der Freiheit übergoß, trugen viel dazu bei, die Leidenschaften des Volkes aufzuregen. Der unverschleierte Haß, den sie gegen das für seine unveräußerlichen Rechte kämpfende Volk kund that, überzeugte dieses mehr und mehr von der Nothwendigkeit eines Krieges auf Tod und Leben gegen eine Partei, welche in solchem Tone vor die Oeffentlichkeit trat.

Die Presse gewann schneller an Kraft und Bedeutung, als die Nationalversammlung. Bis zur Zeit des Sturmes auf die Bastille gaben die versammelten Stände den Ton an. Die kühne That des Volkes brachte aber zu Gunsten desselben einen mächtigen Umschwung in der öffentlichen Meinung hervor. Alle denkenden Freunde der Freiheit erkannten, daß nicht die Nationalversammlung, sondern die Bevölkerung von Paris den drohenden Staatsstreich abgewendet habe. Die Nacht vom 4. August umgab zwar die Nationalversammlung mit einem neuen Lichtglanze, allein die darauf folgenden Verhandlungen über die Verfassung berührten zu wenig die unmittelbaren Bedürfnisse der Nation, als daß diese denselben mit gespannter Aufmerksamkeit hätte folgen können. Die einzige Frage, welche von allen Verfassungsberathungen in das Volks-Bewußtsein überging, war diejenige des Veto's. Sollte der König über der Nation und deren Vertretern, über dem Gesetze stehen? Sollte ein Monarch, welcher in der neuesten Zeit noch seine Unfähigkeit, der Staatsstreichs-Partei zu widerstehen, kund gethan hatte, die Gewalt besitzen, die ganze Staatsmaschine in's Stocken zu bringen? Die Verhandlungen über das Veto des Königs führten dem entzündbaren Volke neuen Brennstoff zu. Unter dem Veto des Königs stellten sich die vorwärts strebenden Geister nicht blos die absolute Gewalt in neuer Form, sondern auch neue Staatsstreiche, Bedrückungen und Gewaltthaten jeder Art vor.

Das Volk begriff überhaupt nicht, wie die Nationalversammlung in einer Zeit der

Gefahr, des Hungers und der Noth, ganz unbekümmert um die Bedürfnisse des Augenblicks, über eine Verfassung berathen könne, welche niemals einen festen Grund haben würde, so lange die Reactions-Partei noch so mächtig am Hofe war, wie damals. Der König besaß, trotz aller seiner Schwankungen, noch immer die Zuneigung des Volkes. Allein die Nation war in unausgesetzter Angst, Ludwig XVI. möchte unter dem Einflusse der Habsburgerin, der ausgewanderten Prinzen und Adeligen und der noch in Frankreich weilenden und vom Hofe begünstigten Staatsstreichs-Leute neue Versuche zum Umsturze der schwachen Anfänge einer freieren Regierung machen. Der Schleier, welcher früher die Geheimnisse des Hofes bedeckt hatte, war gefallen. Die Pläne, welche Maria Antoinette im Interesse des Absolutismus, der Graf von Provence aus persönlichem Ehrgeize und der Herzog von Orleans auf den Antrieb seiner wühlerischen Umgebungen schmiedeten, blieben Lafayette und anderen zwischen Volk und Hof in der Mitte stehenden Männern nicht verborgen, drangen auf verschiedenen Wegen in die Massen ein und erhielten diese in dauernder Gährung. Unstreitig hegten verschiedene Personen seit den ersten Tagen des Monats September den Plan, den König mit oder ohne dessen Willen nach Verdun und Metz zu verbringen, woselbst der Herr von Bouillé an der Spitze eines zahlreichen Heeres das königliche Banner, die Fahne der Contrerevolution entfalten sollte. Die Königin war diesem Plane gewogen, aus Haß gegen die Freiheitsbestrebungen und die Freiheitsmänner, in deren Kreise sie sich sehr unbehaglich fühlte, der Graf von Provence, weil er hoffte, bei dieser Gelegenheit die Zügel der königlichen Macht in seine Hände zu bekommen. Mit dem ältesten Bruder des Königs verhandelte der Graf von Mirabeau. Mit der Königin besprach sich der Graf von Estaing. Dieser hatte durch Lafayette die erste Kenntniß von den Plänen des Hofes erhalten, der Königin zwar anfangs schriftliche Vorstellungen dagegen gemacht, allein bei einer persönlichen Zusammenkunft von ihr sich gewinnen lassen.

Daß der Plan bestand, unterliegt keinem Zweifel, denn die hervorragenden Anstifter desselben, die Herren von Breteuil, Mercy und Bouillé machten daraus im Jahre 1794 gar kein Hehl. Dieser, wie alle übrigen Staatsstreiche Ludwig's XVI., scheiterte an dem Wankelmuthe des Königs einerseits und der Entschlossenheit der Pariser Bevölkerung anderseits.

Die reactionäre Camarilla war übrigens nicht die einzige Partei, welche damals Ränke spann und Complotte vorbereitete. Mirabeau wirkte nur scheinbar im Interesse des Grafen von Provence, dessen Geld er verzehrte. In der That arbeitete er für sich. Sein Wunsch war, den König nach Paris zu treiben, um ihn dort durch die aufgeregten Massen in dauerndem Schrecken zu erhalten. Dort, hoffte Mirabeau, den König zwingen zu können, ihn an die Spitze des Ministeriums zu berufen. Von Mirabeau ging augenscheinlich der Plan eines Weiber-Aufstandes aus. Denn er theilte denselben sogar gegen Ende des Monats September verschiedenen Personen mit, welche sich auf seine Worte sogar öffentlich im Palais Royal beriefen. Ein Weiber-Aufstand, welcher den König nach Paris trieb, war gerade, was Mirabeau wünschte. Ein Männer-Aufstand konnte dem Könige das Leben kosten. Mirabeau wollte im Namen Ludwig's XVI. herrschen, er konnte daher weder dessen Tod, noch dessen Sturz wünschen. Nicht umsonst zog Mirabeau gerade um die damalige Zeit Camille Desmoulins, welcher im Palais Royal und in der Straße besonders thätig gewesen war und bei dem Volke viel galt, an sich. Seit dem 21. September wohnte der junge Schriftsteller und Volksredner im Hause des Grafen zu Versailles. Ohne Absicht verschwendete der schlaue Staatsmann seine Gunst nicht an den Emporkömmling. Camille Desmoulins sollte ihm dienen, ohne freilich die tiefer liegenden Absichten seines Freundes zu ahnen.

Schon am 15. September, am Tage, nachdem der Graf von Estaing der Königin die Nachricht von dem Complotte, das sie selbst am besten kannte, gegeben hatte, erhielt Malouet und durch ihn der Marais Kenntniß von einem am 5. Oktober auszuführenden großen Streiche. Das Centrum bebte und berieth, brachte aber, wie gewöhnlich, nichts zu Stande. Es wollte den König bestimmen, die National-Versammlung nach Tours zu verlegen. Der König, welcher andere Absichten hatte, ging auf den Vorschlag nicht ein. Er war viel zu sehr mit den von ihm selbst, seiner Gattin und deren Freunden gehegten Plänen beschäftigt, um diejenigen seiner Gegner richtig würdigen und überwachen zu können. Die reactionäre Camarilla bediente sich der dumpfen Gerüchte eines Marsches der Pariser auf Versailles nur zu dem Zwecke, ihre eigenen Pläne zur Reife zu bringen. Unter dem Vorwande einer von Paris aus drohenden Gefahr zog der König am 23. September das Regiment von Flandern nach Versailles. Dieses suchte der Hof durch Belohnungen und Schmeicheleien zu einem willigen Werkzeuge seiner Entwürfe zu machen. So schwach war damals schon das Königthum, daß es die größten persönlichen Opfer brachte, um ein einziges Regiment Soldaten zu gewinnen. Dem Volke standen in Paris allein hunderttausend Bewaffnete zur Verfügung.

Um ein einziges Regiment zu gewinnen, stellten sich der König und die Königin persönlich dem Hasse und der Verachtung der ganzen Nation blos. In einer Zeit, da die Massen in Paris den bittersten Mangel litten, öffnete der König den Schauspielsaal seines Schlosses einem Feste, welches zwar dem Namen nach die Garden des Königs, in der That aber dieser selbst, den Offizieren des Regimentes von Flandern gab. Zweihundert und zehn Gäste wurden daselbst zu sechsundzwanzig Franken der Kopf gespeist. Mit den Weinen, dem Eise und den Wachslichtern kam der Kopf auf mehr als fünfzig Franken zu stehen. Das Mahl fand Donnerstag den 1. Oktober statt. Die Logen waren von den Herren und Damen des Hofes besetzt. Mit Begeisterung tranken die Soldaten auf die Gesundheit der königlichen Familie. Eine ängstliche Stimme brachte das Wohl der Nation aus. Sie fand keinen Wiederhall im Schlosse des Königs. Viele behaupten, der Trinkspruch sei ausdrücklich verworfen worden. Inmitten dieser Gesellschaft, deren Gesinnungen sich in so sprechender Weise kund gethan hatten, trat die Königin, ihren Sohn an der Hand. Ihr folgte Ludwig XVI. Sie reizte durch Haltung und Blick die schon zu sehr aufgeregten Krieger zu noch rauschenderen Beweisen ihrer royalistischen Gesinnungen an. Die Gardes-du-Corps, welche noch die weiße Kokarde trugen, drangen diese den Offizieren der anderen Regimenter auf, welche in Folge eines Beschlusses der National-Versammlung die dreifarbige aufgesteckt hatten. Unter Trompetenschall und Waffengeklirre wurde die weiße Kokarde begrüßt, die dreifarbige mit Füßen getreten. Auf das erste Bankett folgte am 2. Oktober ein anderes von gleichem Geiste beseeltes, wenn auch minder rauschendes Festmahl. Die Königin scheute sich nicht, ihr Entzücken über den Tag des 1. Oktobers öffentlich auszusprechen. Die bei Wein und Trompetenschall gegebene Anregung dauerte fort, nachdem Gäste und Gastgeber Zeit gehabt hatten, über die Bedeutung des Mahles nachzudenken. Doch die Zeiten ritterlicher Minne und mittelalterlicher Treue waren vergangen. Die Nation, die Menschheit war an die Stelle getreten, welche früher eine schöne Dame eingenommen hatte. Es galt jetzt nicht mehr, im Dienste einer Frau zu sterben, sondern das Joch der Vergangenheit zu brechen. Die Massen jubelten nicht mehr, wenn ihre Herren sich vergnügten. Sie wollten Theil haben an den Gütern der Erde, oder wenigstens nicht darben, während ihre Bedrücker schwelgten.

Ganz Paris kam in Aufregung, als es Kenntniß von dem im Schlosse des Königs gehaltenen Bachanale erhielt, um so mehr als gerade damals die Getreidezufuhren wieder

spärlicher anlangten. Marat rief den Parisern zu: „Ihr Todten, stehet auf!" Danton machte sich damals zuerst bemerklich, indem er den Bezirk der Cordeliers um sich versammelte und durch seine Donnerworte aufrüttelte.

Die Furcht vor einem Staatsstreiche, die Angst vor dem Veto des Königs und der Hunger machten die Bevölkerung von Paris bereit, jedwedem Winke zu folgen, welcher ihr Rettung aus drohenden Gefahren und Linderung der herrschenden Noth versprach. Am Abende des 4. Octobers zeigte es sich, daß Frauen von Paris die Worte Mirabeau's ergriffen und in ihrer Weise aufgefaßt hatten. Auf Straßen und öffentlichen Plätzen versammelten sie sich zu Tausenden und riefen: „Gehen wir, gehen wir und holen wir den Bäcker!"

Der Gedanke, nach Versailles zu ziehen, hatte sich am 4. October in der weiblichen Bevölkerung von Paris schon festgesetzt. Am 5. früh Morgens bemächtigte sich ein junges Mädchen in einem Wachthause des Quartiers Saint Eustache, unweit der Hallen, einer Trommel, schlug sie und rief: „Mir nach!" Schnell sammelten sich Frauen und Töchter von Arbeitern in großer Zahl um sie her. Der Zug wälzte sich durch die Straßen Saint Denis, Saint Martin, Montorgueil, Montmartre gegen das Stadthaus. Wer nicht folgte, wurde bedroht. Die Frauen drangen ein. Sie befreiten fünf Gefangene, welche wegen leichter Vergehen festgehalten waren, beschenkten sie und ließen sie gehen. Bewaffnete Männer mischten sich unter die Massen der Frauen. Das Waffen-Magazin des Stadthauses wurde gestürmt. Doch den Frauen flößten die wild aussehenden Männer kein Vertrauen ein. Sie suchten einen Führer und fanden ihn in Maillard, dem Helden der Bastille, welcher den ihm angebotenen Posten annahm, mehr um die Frauen von dem Stadthause zu entfernen, und den drohenden Unruhen ein Ziel zu setzen, als um solche zu fördern. Er löschte die Fackeln aus, mit welchen einige aufgeregte Frauen die Papiere des Stadthauses anzuzünden drohten. Er hängte eine Trommel um und führte den Zug gegen Versailles. In buntem Gemische wogten neben einander gut gekleidete Mädchen und Frauen in Lumpen, ausgehungerte, blasse Gestalten und frische, rosige Gesichter. Die Einen lachten und schäkerten, die Anderen trugen den Ausdruck des Mangels und der Verzweiflung. Ohne irgend einen Unfug zu begehen, gelangte der Zug bis zu dem Tuilerien-Garten. Um Streitigkeiten zu vermeiden, wollte Maillard vorbeiziehen. Die Frauen verlangten, durch den Garten geführt zu werden. Die Schildwache widersetzte sich, wurde überwältigt, entwaffnet und beseitigt, ohne Schaden genommen zu haben. Durch den Tuileriengarten wogten die Frauen zum Platze Ludwig's XV. In den elysäischen Feldern vermehrten sich die Massen durch Zuzüge aus allen Theilen der Stadt. An deren Spitze gingen die Schauspielerin Rose La Combe, Pierrette Chabry, Reine Audu, genannt „die Königin der Hallen," auf einem Pferde sitzend, Theroigne de Mericourt, alle vier berühmte Schönheiten und eifrige Revolutionärinnen. Die Vorhut zählte sieben bis achttausend Frauen, welche mit Flinten und Pistolen, Heugabeln und Lanzen bewaffnet waren und zwei Kanonen mit sich führten. Dem Zuge der Frauen folgten unter dem Befehle von Hullin als Freiwillige die Sieger der Bastille und die Vorstädter unter dem Befehle zweier Männer, welche man Hauptmann der eisenbeschlagenen Stöcke und General La Pique nannte. Auf den Wunsch Maillard's legten übrigens die meisten Frauen ihre Waffen ab und gaben den Gedanken auf, sich im Arsenale Pulver zu holen. Die Absichten der Mehrheit der Frauen erhellen am besten daraus, daß, als eine derselben sagte: „wir werden den Kopf der Königin auf der Spitze eines Degens bringen," die übrigen ihr Stillschweigen geboten.

Die städtischen Behörden wußten nicht, was sie thun sollten. Die früheren französischen Garden, welche in die Nationalgarde eingetreten waren, erschienen auf dem Grève-Platze und riefen dem Volke, das ihnen Beifall zujauchzte, entgegen: „die Nation wird

beschimpft: greift zu den Waffen und kommt!" Eine Deputation der Grenadiere sprach zu Lafayette: „Das Volk ist unglücklich: die Quelle des Uebels ist in Versailles. Man muß den König holen und ihn nach Paris bringen! Man muß das Regiment von Flandern und die Gardes-du-Corps, welche gewagt haben, die Kokarde der Nation mit Füßen zu treten, ausrotten. Wenn der König zu schwach ist, seine Krone zu tragen, möge er sie niederlegen! Wir werden seinen Sohn krönen; man wird einen Regentschaftsrath ernennen, und alles wird besser gehen." Vergebens widersetzte sich Lafayette. Um halb fünf Uhr des Nachmittags erhielt er endlich von Seiten des Gemeinderaths den Befehl zum Aufbruch nach Versailles. Mittlerweile war der Zug der Frauen hungrig, durstig und ermüdet in Sevres angelangt. Mehrere Abtheilungen Freiwilliger waren ihnen gefolgt und hatten die Nachricht von deren Vorrücken nach Paris gebracht. Die Gährung der Hauptstadt nahm zu. Alle Blicke richteten sich nach Versailles. Einer fragte den Andern: was werden die Frauen beim Könige ausrichten?

Ludwig XVI. war auf der Jagd. Als er die Nachricht von der Bewegung seiner Hauptstadt erhielt, hatte er gerade in sein Tagebuch eingetragen, daß er 81 Stücke getödtet habe. Die Königin saß in ihrer Grotte des Gartens von Trianon. Die Nationalversammlung berieth sich über eine zweideutige Mittheilung des Königs, welche die ihm zur Annahme vorgelegten Artikel der Verfassung und der Erklärung der Menschenrechte weder entschieden ablehnte, noch billigte. Der Graf von Barbantanne rief der rechten Seite zu: „diese Herren wollen noch Laternen! Nun gut, Sie werden sie haben!" Der Herzog von Chartres, der nachherige König Louis Philipp, fügte hinzu: „Ja, ja! wir brauchen noch Laternen!" Die Verhandlung wurde immer heftiger. Mirabeau verlangte, die Versammlung solle erklären, nur die Person des Königs sei unverletzlich, und fügte hinzu: „ich werde den Herzog von Guiche und die Königin anklagen." Eine Stimme fragte: „wie? die Königin?" und eine andere antwortete: „die Königin wie jede andere, die schuldig ist."

Mirabeau war der erste im Schooße der Nationalversammlung, welcher Kenntniß von dem Marsche der Pariserinnen auf Versailles hatte. Er trat hinter den Stuhl des Präsidenten und flüsterte diesem zu: „Paris rückt gegen uns." Er wußte wohl, daß nicht Paris, sondern nur ein sehr kleiner und sehr wenig kriegskundiger Theil der Hauptstadt im Anmarsche sei. Maillard hatte sogar bewirkt, daß die Frauen die zwei Kanonen, welche sie mit sich führten, der Nachhut übergaben. Die Frauen zogen in Versailles ein, indem sie das bekannte Lied: "Vive Henri IV." sangen und dazwischen riefen: „es lebe der König!"

Im Ministerrathe erklärten sich vier Stimmen dafür, die verfügbaren Truppen die Brücken über die Seine besetzen und die auf Versailles rückenden Pariser mit Gewalt zurücktreiben zu lassen, vier Stimmen waren gegen die Anwendung von Gewalt. Ludwig XVI. konnte zu keiner Entscheidung kommen. Die Gardes-du-Corps stellten sich auf dem Waffenplatze, das Regiment von Flandern links vom Schlosse, die Nationalgarde von Versailles gegenüber auf.

An der Spitze einer Deputation von 15 Frauen wurde Maillard im Schooße der Nationalversammlung aufgenommen, und sprach von der Verzweiflung des Volkes, verlangte in dessen Namen Brod und die Bestrafung der Kornwucherer. Er beschwerte sich darüber, daß die Leibgarden die Kokarde der Nation beschimpft hätten. Als aber die Nachricht kam, daß dieselben die Kokarde der Nation aufgesteckt hätten, riefen die Frauen: „es leben die Herren Gardisten." Maillard ging dann über auf das Regiment von Flandern und verlangte dessen Entfernung. Vier Pfund Brod kosteten nicht weniger als 3 Livres und 12 Sols. Tausend Mäuler mehr in der Nähe von Paris mache das Brod noch theurer. Die Nationalversammlung schickte eine Abordnung an den König, welcher sich fünf Pari-

serinnen anschlossen. Die Frauen waren entzückt über den Empfang Ludwig's XVI., welcher versprach, die Bitte der Frauen zu erfüllen. Unter dem Rufe: „es lebe der König! es lebe sein Haus! morgen werden wir Brod haben!" kehrten die fünf Frauen vom Könige zurück. Das Volk war aber nicht so leicht zu befriedigen. Es verlangte eine schriftliche Erklärung, welche Ludwig XVI. bereitwillig ertheilte. Maillard kehrte mit neun und dreißig Frauen nach Paris zurück. Er glaubte, die Sache des Volkes zu Ende geführt zu haben. Die meisten Frauen blieben aber zurück, nicht um weitere Schritte gegen den König zu thun, sondern weil sie ermüdet waren und in den königlichen Wagen keinen Platz mehr gefunden hatten. Den Frauen waren Männer gefolgt von wildem und rohem Aussehen. Die Truppen standen unter den Waffen. Die Frauen mischten sich unter sie. Es fielen Schüsse. Zwei Frauen stürzten in ihrem Blute nieder. Die Leute der Antonsvorstadt richteten die drei Kanonen, welche sie mit sich geführt hatten, auf die Leibgarde des Königs. Der Regen löschte die brennenden Lunten mehrere male aus und verhütete dadurch ein weiteres Blutvergießen. Die Befehlshaber der königlichen Truppen und der National-Garde von Versailles verschwanden im Augenblicke der Gefahr. Nur Lecointre, einer der Ober-Officiere der National-Garde von Versailles war auf dem Platze und bemühte sich, den Frieden aufrecht zu halten. Er versprach den hungernden Parisern Brod unter der Bedingung, sich nicht über Versailles auszubreiten. Doch der kleinliche Gemeinderath der Stadt verweigerte den hungernden Massen das Brod, welches sie beruhigt hätte und ging auseinander, ohne irgend eine Anordnung getroffen zu haben, welche die versammelten Pariser hätte abhalten können, zum Aeußersten zu schreiten.

Der Hunger spielte überhaupt an den Tagen des 5. und 6. October eine größere Rolle, als gewöhnlich zugegeben wird. Ohne ihn hätte weder Mirabeau, noch irgend ein anderer Volkstribun es vermocht, Massen, wie sie von Paris nach Versailles gekommen waren, in Bewegung zu setzen. Die im Verborgenen wirkenden Drahtzieher konnten nur die durch Hunger und Freiheitsliebe, durch Noth und Thatendrang aufgerüttelten Massen einigermaßen führen und in deren Mitte ergebene Diener bringen, welche die Gelegenheit suchten, zum Vortheil ihrer Zahlmeister die bestehende Aufregung auszubeuten. Die Macht des Hungers zeigte sich besonders, als bei einbrechender Nacht in Folge einiger zwischen den Leibgarden des Königs und dem Volke gewechselten Schüsse ein Pferd auf dem Schlachtfelde zurück blieb. Die hungernden Massen fielen über das Thier her, zertheilten es und aßen dessen Stücke halb roh auf. Nichts wäre leichter gewesen, als die hungernden Pariser zu beruhigen und zu entfernen, wenn man sich ihrer angenommen, ihnen Lebensmittel geliefert und mit Hülfe derselben in einige Entfernung von Versailles verlegt hätte. Allein das natürlichste, das dringendste Rettungsmittel lag ganz außerhalb des Gesichtskreises Ludwig's XVI. und seiner Rathgeber. Die Menschen, welche selbst niemals Mangel gelitten, haben Mühe, sich in die Lage der Hungernden zu versetzen und die Stimmung derselben richtig zu würdigen. Die Frage im Rathe des Königs war nur, ob Ludwig XVI. mit seiner Familie fliehen oder bleiben sollte. Nach langen Schwankungen entschied sich der König, trotz der Gegenvorstellungen Necker's, für die Flucht. Die königlichen Wagen fuhren vor, doch das versammelte Volk zwang die Kutscher, nach den Ställen zurück zu kehren. Die Schüsse, welche gefallen waren, setzten den König in Angst. Fünf Stunden hatte er den Präsidenten der National-Versammlung auf eine unumwundene Antwort warten lassen. Endlich gab Ludwig XVI. dem Drange der Verhältnisse nach. Er erkannte die Menschenrechte im Sinne der National-Versammlung an. Das Zugeständniß verlor jedoch allen Werth, da es ein augenscheinlich erzwungenes war. Wer hätte glauben können, daß der König es halten würde, falls er oder statt seiner ein anderer, kräftigerer Mann

die Zügel der Regierung wieder straff anziehen könnte! Als der Präsident Mounier der Versammlung von dem Entschlusse des Königs Kenntniß gab, fragten die in dem Saale zahlreich anwesenden Weiber: „wird das den armen Leuten von Paris Brod geben?"

Um Mitternacht rückte Lafayette mit seiner National=Garde in Versailles ein. Er fand alles ruhig in der Stadt und ahnte keine Gefahr. Der König versprach ihm, das Regiment von Flandern zu entfernen. Er übergab dem Befehlshaber der Pariser National=Garde nur die äußeren Posten des Schlosses, das Innere desselben blieb unter dem Schutze der Leibgarde. Der Wachtdienst wurde übrigens sehr nachlässig versehen, namentlich blieb der Hof des Opernhauses die ganze Nacht hindurch offen. Die National=Garde von Paris zerstreute sich, indem sie da und dort Schutz gegen den strömenden Regen suchte. Lafayette versicherte dem Könige und dem Präsidenten der National=Versammlung, daß nichts zu fürchten sei und begab sich selbst zu Ruhe in dem Hotel Noailles. Er bewährte sich in der Nacht vom 5. auf den 6. October 1789 nicht als scharfsichtiger und wachsamer Feldherr. Es giebt Augenblicke im Leben, da der Schlaf zum Verbrechen und die Ruhe zum Gegenstande nie endender Vorwürfe wird. Eine verlorene Schlacht hätte Lafayette in den Augen von Freunden und Feinden nicht so tief herabgesetzt, als die wenigen Stunden Schlafes, die er sich in dieser Nacht erlaubte.

Die Rolle der Frauen war ausgespielt. Sie hatten ihre Bitte dem Könige vorgetragen. Dieser hatte sie ihnen mündlich und schriftlich gewährt. Ihr Führer Maillard war mit einer Anzahl ihrer Genossinnen nach Paris zurückgekehrt, um die gute Nachricht dahin zu bringen. Die Pariserinnen ahnten nicht, daß der König, nachdem er ihnen so freundliche Worte gegeben hatte, mit seinen Ministern sich noch berieth, ob er gegen die von Paris anrückenden Schaaren Gewalt brauchen solle, und daß er den Beschluß faßte, aus Versailles zu entfliehen. Ganz eben so wenig dachten sie aber daran, daß ein Anschlag auf das Leben der Königin im Werke sei. Am 5. October hatten die Frauen von Paris den Ton angegeben, am 6. October spielten die Männer die ersten Rollen, und zwar nicht Männer, welche dem Drange eines begeisterten Freiheitsmuthes Folge gaben, sondern bezahlte Werkzeuge herrschsüchtiger Ränkeschmiede, oder Gauner, welche auf eigene Faust Beute machen wollten. Wohl fanden sich unter diesen Männern noch Frauenkleider, sie wurden aber von Männern getragen, welche zum Theile aus ihrer Verkleidung kein Geheimniß machten und Pistolengriffe zeigten, indem sie ihre Brust entblößten.

Einer der unverzeihlichsten Fehler Ludwig's XVI. und seiner ganzen Umgebung war der rasche Uebergang von verzweifelter Angst zu schlaffer Sorglosigkeit. Allerdings zeigte sich in der Nacht vom 5. auf den 6. October, wie in derjenigen vom 14. auf den 15. Juli, daß Ludwig XVI. auf seine von Worten der Treue und Ergebenheit überfließenden Höflinge sehr wenig rechnen könne. Sie verschwanden alle im Augenblick der Gefahr, welche sie durch ihre volksfeindlichen Rathschläge heraufbeschworen hatten. Doch blieben zur Verfügung Ludwig's XVI. hinreichende Kräfte, welche ihn und seine Familie bei umsichtiger Führung gegen jede Unbill schützen konnten. Der Hof machte von denselben keinen Gebrauch und war gegen die National=Garde von Paris zu übel gestimmt, um sich dieser rückhaltslos anzuvertrauen. Lafayette, der Einzige, welcher zugleich den Willen und die Mittel besaß, den Hof zu schützen, schlief.

Um vier Uhr des Morgens des 6. October war in der Nähe des Schlosses noch alles ruhig. Um halb sechs Uhr wurde die Königin durch das Geräusch von Schritten und Stimmen, welches aus dem Garten zu ihr drang, erschreckt. Sie hatte die Nacht in Gesellschaft ihres Anbeters, des schwedischen Barons von Fersen zugebracht. Schwerlich wird die Geschichte jemals enthüllen, was die beiden in jener Nacht und bei vielen früheren

Zusammenkünften mit einander verhandelten, ob reine Freundschaft, platonische Liebe sie vereinigte, oder ob ein verbrecherisches Verhältniß zwischen ihnen bestand. Gewiß ist, daß Herr von Fersen am Morgen des 6. Octobers nur mit Hülfe einer Verkleidung, welche Frau Campan ihm verschaffte, aus dem Schlafgemache der Königin entkam. Noch war keine Gewaltthat vorgefallen. Eine halbe Stunde, nachdem die Königin das Geräusch im Garten vernommen hatte, verging, bevor der erste Schuß fiel. Auch diese Zeit blieb unbenutzt. Die Königin hatte andere Gedanken, als das Wohl Frankreichs und selbst die persönliche Gefahr, in welcher sie sich mit ihrer ganzen Familie damals befand. Sie mußte sich mit Fersen und dessen Rettung beschäftigen. Sie vermaß sich, den König zu leiten und dessen Entschlüsse in den wichtigsten Staatsangelegenheiten zu bestimmen, und hatte nicht Umsicht genug, einen Mann, auf welchem schon längst ein düsterer Argwohn ruhte, in der Nacht der Entscheidung von ihrem Schlafgemache fern zu halten!

Um sechs Uhr Morgens drang eine kleine Schaar, unter der Führung eines National-Gardisten von Versailles, welcher im Schlosse wohl bekannt zu sein schien, in den „Hof der Minister" ein. Langsam, ängstlich und unsicher schritten die Leute voran. Als sie die Gitterthür verschlossen fanden, theilten sie sich in zwei Banden. Die eine drang durch den Hof der Capelle, die andere durch den Hof der Prinzen in den königlichen Hof ein. Dort streckte ein Schuß, welcher augenscheinlich von einem Leibgardisten abgefeuert wurde, einen der Eindringlinge dem äußern Anscheine nach, einen Arbeiter, nieder. Der Knall der abgeschossenen Pistole zog einen Menschenstrom heran. Der Anblick des Gefallenen erregte die Wuth des versammelten Volkes. Im Hofe der Minister brachte ein Leibgardist einem Füsilier der National-Garde, Namens Cardeine, einen Messerstich bei. Jetzt erst begann der Kampf. Der Leibgardist verlor sein Leben. Einer seiner Kameraden, welcher in der Nähe war, wurde ergriffen, durch den „Marmor-Hof" zur Leiche des getödteten Arbeiters geschleppt, dort aber durch einen Hauptmann der Compagnie Saint Philippe du Roule welcher mit einigen National-Gardisten herbeigeeilt war, gerettet.

Mittlerweile hatten sich die andrängenden Massen vermehrt. Unter denselben befanden sich junge Leute, welche über feinen Beinkleidern grobe Röcke trugen und deren seidene Strümpfe und silberne Schuhschnallen andeuteten, daß sie nicht zu den arbeitenden Klassen gehörten. Ein Unbekannter vertheilte unten an der großen Treppe Geld und empfahl denen, welche den Lohn annahmen, es gut zu machen. Der Mann trug die Uniform eines National-Gardisten, und auf dieser ein Malthefer-Kreuz. Ihm zur Seite stand hülfreich eine Frau, welche sagte: man muß nur den Herrn Dauphin und den Herzog von Orleans schonen.

Wer könnte zweifeln, daß das Geld des Malthesers aus einer Kasse floß, welche einem nach der Regentschaft lüsternen Manne gehörte? Zwei Zeugen sagten aus, daß der Herzog von Orleans selbst der angreifenden Schaar die Treppe, welche zu den Gemächern der Königin führte, gezeigt habe. Eine noch größere Anzahl von Zeugen bekundet, daß der Herzog in Person sich unter den Massen befand, von diesen erkannt und begrüßt wurde. Der Augenblick der Rache war gekommen. Vielleicht wußte Orleans, wer die Nacht im Schlafgemache der Königin zugebracht habe.

Das Schloß füllte sich mehr und mehr mit bewaffneten Männern. Die Leibgardisten zogen sich längs der Treppen und dann von Saal zu Saal zurück. Einer derselben, Herr von Varicourt fiel. Einer seiner Kameraden, Herr Tardivet du Repaire entkam mit Mühe durch den Saal des Königs. Die Absichten der angreifenden Schaar gingen gegen die Königin; nach deren Gemächern drangen sie mit raschen Schritten. Gegen sie waren

alle Worte, welche fielen, gerichtet. Eine Stimme rief: „wir wollen die Haut der Königin, um Bänder für die Bezirke daraus zu machen." Niemand widersprach.

In diesem Augenblicke der größten Gefahr stürzte ein Leibgardist mit blutigem Gesichte in den Saal der Garden der Königin, neben welchem das Schlafzimmer Maria Antoinetten's war und rief: „retten Sie die Königin!" Die Damen, welche dort Wache hielten, benachrichtigten ihre Herrin, welche nur Zeit hatte, einen kleinen Ueberrock von gelbem Tuche überzuwerfen, und dann entfloh in der Richtung der Zimmer des Königs. Frau von Tourzel trug ihr den Dauphin nach.

Wie war der gelbe Ueberrock in das Zimmer der Königin gekommen? War es vielleicht derselbe, welchen der Herr von Fersen zurück gelassen hatte, als er sich kurze Zeit zuvor verkleidete? Wie kam es, daß die Königin entkleidet zu Bette lag, da sich Herr von Fersen doch kaum erst entfernt hatte? Wir wollen diese Fragen nicht beantworten. Doch scheinen sie uns besser am Platze zu sein, als jene Jammertöne, welche royalistische Schriftsteller gewöhnlich den eben beschriebenen Scenen folgen lassen.

Der Leibgardist, welcher die Königin rettete, Miomandre de Sainte Marie mit Namen, erhielt einen Lanzenstich und einen Flintenkolbenschlag auf den Kopf. Er kam aber mit dem Leben davon. Ueber ihn hinweg drang die Bande in das Zimmer der Königin. Von da ging es weiter gegen den großen Saal, genannt Ochsenauge (Oeil-de-Boeuf). Dessen Thüre hatten die Leibgardisten verbarrikadirt. Bevor die angreifende Bande die Gardisten von da verdrängen konnte, kamen jene viel geschmähten und doch so wackeren französischen Garden, welche in die Nationalgarde von Paris eingetreten waren, herbei und machten dem Vordringen der bezahlten Bande ein Ende. Die Nationalgarde von Paris und Lafayette selbst folgten bald; die Gauner, welche schon angefangen hatten, zu plündern, mußten ihre Beute herausgeben. Lafayette selbst setzte sieben Leibgardisten, welche gefangen genommen worden waren, in Freiheit. Schnell kehrte Ruhe und Ordnung zurück. Der König versprach vom Balkone herab dem versammelten Volke, nach Paris gehen zu wollen. Ein tausendstimmiges: „es lebe der König! der König in Paris!" zeigte, was die Massen in Versailles gewollt hatten. Selbst die Königin wurde, als sie auf den Balkon trat, mit dem Rufe: „es lebe die Königin," begrüßt. Zwar wollten andere Stimmen den Ruf ersticken, doch als Lafayette sich ehrfurchtsvoll vor Maria Antoinette verbeugte, hörte jedes Widerstreben auf und der Ruf: „es lebe die Königin!" wurde allgemein. So versöhnlich, so wenig eingedenk der Verschwörungen des Hofes waren die Massen! Selbst der blutige Streit mit den Leibgardisten war im Augenblicke vergessen, als Lafayette einen derselben dem versammelten Volke vorstellte und die Nationalkokarde an dessen Hut heftete. Der Zorn verwandelte sich plötzlich in Bruderliebe. Die Leibgardisten traten unter die versammelte Menge. Diese umarmte und liebkoste sie.

Die Tage des fünften und sechsten Octobers 1789, welche den bezahlten Schriftstellern des Königthums so reichen Stoff zu Deklamationen gegen die Revolution, die Frauen und die Männer von Paris lieferten, lassen sich in ihrem Grund-Charakter mit wenigen Worten schildern. Die Tausende, welche nach Versailles zogen, waren von keinem andern Wunsche beseelt, als ihren Hunger zu stillen und von dem Gedanken, daß ihre Leiden erst enden würden, wenn der König seinen Wohnsitz nach Paris verlegen, dort in der Mitte seines Volkes leben, für dessen Ernährung Sorge tragen und im Geiste der Freiheit regieren würde. Mitten unter den Massen trieben sich aber theils Gauner, theils besoldete Sendlinge verschiedener, im Trüben fischender Machthaber umher. Daß deren Zahl aber sehr gering war, erhellt aus der Thatsache, daß trotz der Abwesenheit und des Schlafes des Marquis von Lafayette und trotz der schlechten Bewachung des Schlosses nur eine kleine Bande

mit Waffen in dieses eindrang, und daß das Erscheinen des Königs auf dem Balkone und dessen Versprechen, nach Paris ziehen zu wollen, genügte, die aufgeregten Massen zu beschwichtigen. Daß Einzelne finstere Pläne hegten und auf die Gelegenheit lauerten, ihren eigenen, oder ihrer Soldherren Leidenschaften zu fröhnen, ist eben so gewiß, als daß die Massen von solchen unreinen Beweggründen frei waren.

Die Fabel, daß dem Könige die Köpfe der beiden im Kampfe gefallenen Garde-du-Corps auf Picken vorangetragen worden seien, hat zwar ein Geschichtschreiber dem andern nachgeschrieben. Sie wurde dadurch nicht zur Wirklichkeit, sondern blieb, was sie ursprünglich gewesen war: eine düstere Befürchtung der Königin Maria Antoinette, welche, von einigen Höflingen aufgefaßt und weiter berichtet, im Laufe der Zeit sich, wie so manche andere Irrthümer ähnlicher Art in den nach Effect haschenden Schriften königlicher Söldlinge einbürgerten und von den handwerksmäßigen Geschichtschreibern ohne Prüfung als unumstößliche Wahrheiten angenommen wurden. Es ist eine urkundlich erwiesene Thatsache, daß die beiden fraglichen Köpfe in Paris eingetroffen und in Beschlag genommen worden waren, als der König noch fern von Paris war.

Wenn wir die verschiedenen Zeugnisse in Betreff der Vorgänge des 6. October mit einander vergleichen, so läßt sich mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß der Herzog von Orleans den Angriff auf das Schlafgemach der Königin, deren Verhältniß mit Baron Fersen er kannte, angezettelt hatte. Die Eroberung dieses Gemaches bildete nur eine Episode des 5. und 6. October, obgleich sich die royalistischen Schriftsteller bemühen, dieselbe zum Centralpunkte der Octoberbewegung zu machen. Wäre die bewaffnete Bande etwas früher in das Schlafzimmer der Königin gedrungen, oder hätte Baron Fersen etwas länger gezögert, sich daraus zu entfernen, so hätten dieselben Geschichtschreiber uns wahrscheinlich ganz andere Berichte über die Morgenstunden des 6. October gebracht.

§ 7. Der König und die National-Versammlung zu Paris (October 1789 bis Juni 1791).

Auf das stürmische halbe Jahr vom Mai bis zum October 1789 folgten zwanzig Monate verhältnißmäßiger Ruhe, innerhalb welcher das Königthum sich hätte befestigen können, falls es den Anforderungen der Nation hätte Rechnung tragen wollen. Die Revolution hörte auf, so furchtbare Schläge zu führen, wie an den Tagen des 14. Juli und 5. und 6. October; die Massen zogen sich etwas zurück, die National-Versammlung berieth die neue Verfassung des Reiches; im Schooß der Clubs sammelte und stärkte sich der Geist der Revolution. Eine neue Frist wurde Ludwig XVI., der ganzen königlichen Familie, dem Adel und der Geistlichkeit gegeben. Doch die Niederlagen, welche die privilegirten Stände an den Tagen des Sturmes auf die Bastille und des Sturmes auf das Schloß von Versailles erlitten, hatten dieselben nicht einsichtiger, sondern nur theils heuchlerischer, theils grimmiger gemacht.

Das Spießbürgerthum trug auch das seinige dazu bei, die große Masse der Nation zu reizen. Noch war der Boden nicht vorbereitet, auf welchem das neue Gebäude der Freiheit erbaut werden sollte, als die Bourgeoisie schon der Revolution Halt gebieten wollte. Kaum hatten die bewegten Massen, welche das Königthum zur Nachgiebigkeit gezwungen, sich den Schweiß von dem Angesichte gewischt, als die Spießbürger von Paris, welche an dem Kampfe keinen Theil genommen, nur darauf bedacht waren, die Früchte des Sieges für sich selbst einzuheimsen.

Der Hof brütete über Verschwörungen, die Bourgeoisie organisirte eine Polizei- und

Militär-Gewalt gegen das Volk. Doch die revolutionäre Kraft der Massen war größer, als Hof und Bourgeoisie geahnt hatten. Der von oben ausgeübte Druck erzeugte Gegendruck von unten. Die Organisation der Bourgeoisie zwang das Volk, sich auch seinerseits zu organisiren. Der Polizei der Spießbürger traten die Clubs, der Militärgewalt derselben das bewaffnete Volk entgegen.

Wir beklagen die Schrecknisse, welche der Kampf zwischen den Massen und den organisirten Gewalten in seinem Gefolge hatte. Allein wären die Leiden der französischen Nation nicht größer gewesen, wenn sich das Volk beruhigt, wenn es sich das Joch der modernen Bourgeoisie hätte auflegen lassen, bevor noch dasjenige des mittelalterlichen Vorrechts zertrümmert war? Wir betrachten die Halbheit des Spießbürgerthums in Verbindung mit der reactionären Richtung des Hofes und seiner Anhänger als die eigentliche Quelle der Aufregung der Jahre 1792—1794. Der Saame, welcher von October 1789 bis dahin 1791 ausgestreut wurde, ging in den folgenden Jahren auf. Was in zwei früheren Jahren versäumt worden war, wurde in den folgenden eingeholt. Dieses konnte nicht geschehen ohne stürmische Bewegung. Der Strom, welcher mitten in seinem Laufe eingedämmt wird, muß entweder versiechen und versumpfen, oder Ufer und Dämme überfluthen und niederreißen.

Noch hatte Ludwig XVI. sein dem Volke gegebenes Versprechen nicht erfüllt, noch befand sich die königliche Familie in Versailles, als die Königin den Grund zu neuen Verwirrungen legte. Kaum war sie von dem Balkone, auf dem sie die Huldigungen des Volkes empfangen hatte, in ihr Cabinet zurück gekehrt, so beschwor sie den König, ihr zu versprechen, daß er, falls sich ähnliche Verhältnisse wieder entwickeln sollten und eine Möglichkeit der Flucht bestünde, diese nicht ungenützt entschlüpfen lassen wolle. Ludwig XVI. gab zwar nicht mit Worten, wohl aber durch Thränen zu erkennen, welche Macht Marie Antoinette über ihn habe, und wie schwach das Band sei, das ihn an die französische Nation knüpfte, im Verhältniß zu den süßen Ketten, in welche die Habsburgerin ihn geschlagen hatte. Im Keime lag die Flucht von Varennes schon in den wenigen Worten, welche Marie Antoinette an ihren Gatten richtete, bevor beide von Versailles nach Paris gezogen waren.

Am 6. October Abends um neun Uhr traf die königliche Familie beim Stadthause von Paris ein. Es war für Ludwig XVI. eine furchtbare Demüthigung, daß er nicht zuerst am Schlosse seiner Väter, sondern am Palaste der Gemeinde von Paris abstieg, eine Demüthigung, die durch keinerlei Redensarten verflüchtigt werden konnte.

Die National-Versammlung folgte dem Haupte der Regierung nach Paris. Sie hatte am 6. October beschlossen, daß sie und der König während der damaligen Sitzung unzertrennlich seien. Erst am 19. verlegte sie jedoch ihren Sitz in die Hauptstadt des Reiches, nachdem sie in Versailles festgestellt hatte, daß die Abgaben nur durch das Volk bewilligt werden könnten, daß die Minister und Verwaltungs-Beamten für ihre Handlungen verantwortlich seien, daß die persönliche Sicherheit aller Bürger unter dem Schutze schirmender Gesetze stehe. Sie führte ein gleichmäßiges Siegel in allen Theilen des Reiches ein und schaffte mehrere anstößige Formeln des alten Königthums ab. Durch diese Beschlüsse hoffte die Versammlung, sich eine günstige Aufnahme von Seiten der Stadt Paris zu sichern.

Der Herzog von Orleans wurde unter dem Vorwande einer Gesandtschaft aus Frankreich entfernt. Vergebens suchte Mirabeau, ihn in Paris festzuhalten. Der Herzog traf schon am 21. October zu London ein. Lafayette hatte ihn zur Abreise bestimmt. Ohne Zweifel war er im Besitze von Beweisstücken gegen den Herzog, welche diesen einschüchterten. Der Herzog wollte es nicht darauf ankommen lassen, daß der Antheil, den er an den Bewegungen des 5. und 6. Octobers genommen hatte, ernstlich untersucht würde.

Die Pläne Mirabeau's, des Herzogs von Orleans und des Grafen von Provence waren gescheitert. Der König war nicht entflohen. Es war keine Regentschaft zu ernennen. Mirabeau war dem Ministerium nicht näher gerückt. Die Bourgeoisie von Paris, welche am 5. und 6. October in ähnlicher Weise, wie früher am 14. Juli, eine zuwartende und vermittelnde Stellung eingenommen hatte, wußte für sich allen erdenklichen Vortheil aus der Lage des Augenblicks zu ziehen. Der 14. Juli hatte ihr die Gelegenheit geboten, eine selbstständige Macht zu organisiren. Die Bewegungen des 5. und 6. Octobers setzten sie in den Stand, von derselben den ausgedehntesten Gebrauch zu machen. Die Bourgeoisie hegte, wenn auch nicht mit gleicher Kraft, denselben Widerwillen gegen die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit, wie die arbeitenden Klassen, die besitzlosen Proletarier, allein sie betrachtete das Königthum mit ganz anderen Augen. Sie war gerne bereit, sich dieses gefallen zu lassen, vorausgesetzt, daß es sich mit geringer Macht und äußeren Ehren begnügen und ihm als Schild gegen die wachsende Gewalt der Massen dienen und überdies ihr gestatten würde, mit Hülfe der neu errichteten National-Garde den Ton anzugeben.

Schnell, wie sich die Massen am 14. Juli, am 5. und 6. October gesammelt hatten, trennten sie sich wieder, nachdem sie ihre entscheidenden Schläge geführt hatten. Doch der Gemeinderath von Paris und die National-Garde blieben beisammen. Das einzige Zugeständniß, welches das Spießbürgerthum dem Volke machte, bestand darin, daß es der städtischen Behörde den Namen ertheilte: Vertreter der Commune von Paris.

Eine Versammlung von zweihundert und vierzig Mitgliedern übte die gesetzgebende Gewalt, ein Rath von sechszig die vollziehende aus. Sowohl diese dreihundert obrigkeitlichen Personen, als die National-Garde bestand in ihrer überwiegenden Mehrheit aus den s. g. besitzenden Klassen, und machte von der Gewalt, deren sie sich bemächtigt hatte, im Interesse der Reichen und im Kampfe mit der noch in der Entwickelung begriffenen Revolution und mit den eigentlichen Stützen derselben, den Proletariern, Gebrauch. Ein an und für sich unbedeutender Aufstand diente der Gemeinde-Behörde von Paris zum Vorwande, von der National-Versammlung ein Kriegsgesetz, ähnlich den in unseren Tagen beliebten Gesetzen über den Belagerungszustand, zu verlangen. Die National-Versammlung, welche in ihrer Mehrheit von demselben Geiste beseelt war, wie die Pariser Gemeinde-Behörde, ging mit Vergnügen auf dieses Verlangen ein. So kam es, daß Frankreich noch im October 1789 eines jener Gesetze erhielt, welches die Revolution im Keime erstickt haben würde, falls sich das Königthum aufrichtig mit der Bourgeoisie verbunden, oder das Volk den Druck von oben ruhig ertragen hätte.

Allein Ludwig XVI. und sein Hof besaßen nicht die Fähigkeit, die Vortheile, welche der Augenblick bot, zu benutzen. Die Forderungen, welche das Spießbürgerthum von Paris in Uebereinstimmung mit der Mehrheit der National-Versammlung und der ganzen Nation an den König stellte, schienen diesem übertrieben und mit dem Königthume unvereinbarlich zu sein. Ludwig XVI. ahnte nicht, daß der großen Masse des Volkes die Wünsche des Spießbürgerthums noch lange nicht genügten. Zu spät erkannte er, daß er im Kampfe mit der National-Versammlung und der Gemeinde von Paris die letzten Reste der königlichen Gewalt erschöpfte. Es blieb ihm dann gegen die andrängenden Massen keine Widerstandskraft mehr übrig.

Die höheren Stände Frankreichs hatten den Geist Voltaire's in sich eingesogen. Die bevorzugte Stellung der Geistlichkeit paßte nicht mehr zu den im Schooße des Volkes herrschenden Ansichten. Die Abgaben, welche die Geistlichen erhoben, das unermeßliche Vermögen, welches sie im Laufe von Jahrhunderten zusammengescharrt hatten, gaben zu gerechter

Klage Anlaß, um so mehr, als die einen im Widerspruch standen mit den Lehren Christi, einer vorurtheilsfreien Auffassung der Lebensverhältnisse und dem allgemein verbreiteten Widerwillen gegen das Pfaffenthum, und als die Schätze der Kirche zum größern Theile auf Kosten des gesunden Menschenverstandes und der Billigkeit erworben worden waren und weder im Geiste christlicher Liebe, noch einer gesunden National-Wirthschaft verwaltet wurden. Die Einkünfte der Geistlichkeit an Zehnten und Grundeigenthum wurden im Jahre 1789 auf 200 Millionen Franken geschätzt. Diese waren aber sehr ungleich vertheilt. Die Erzbischöfe und mehrere Bischöfe machten einen fürstlichen Aufwand, die große Masse der Pfarrer litt bittern Mangel. Einige Klöster lebten im größten Ueberfluß, andere waren auf die Mildthätigkeit des Volkes angewiesen. Sechzigtausend Priester mußten sich zusammen mit 45 Millionen jährlicher Einkünfte begnügen, also mit weniger als einem Viertheile des verfügbaren Einkommens. Viele bezogen nicht mehr als 500 Franken jährlich. Mehr als drei Viertheile der kirchlichen Einkünfte besaß eine kleine Minderheit und auch diese theilte unter sich wiederum in sehr ungleichen Theilen.

Wäre die Geistlichkeit den Forderungen der Zeit einigermaßen entgegengekommen, hätte sie den schreiendsten Mißbräuchen selbst abgeholfen, so hätte sie Mühe gehabt, dem drohenden Sturme die Spitze zu bieten. Allein mit der dem Pfaffenthum eigenthümlichen Zähigkeit bot dieses dem Zeitgeiste Trotz. Es begnügte sich nicht damit, in der National-Versammlung mit der größten Heftigkeit die Anträge zu bekämpfen, welche von dem Volke und dessen Vertretern gestellt wurden, es hetzte die noch in den Banden des Aberglaubens oder pfäffischer Gewalt liegenden unglücklichen Armen gegen die Nationalversammlung auf, verbreitete gedruckte Petitionen systematisch und suchte mit deren Hülfe das wankende Gebäude der Kirche zu stützen. Dessen ungeachtet faßte aber die Nationalversammlung am 2. November 1789 nach einer Verhandlung, welche sich durch sechs Wochen hindurch geschleppt hatte, den Beschluß, die Kirchengüter zur Verfügung der Nation zu stellen. Einige Monate später (12. Februar 1790) beschloß sie weiter, die Mönchsgelübde und die Klöster beider Geschlechter aufzuheben. Zugleich traf aber die Versammlung solche Bestimmungen, welche die Weltgeistlichen sowohl, als Mönche und Nonnen vor Mangel schützten.

Was die Klöster auf dem Gebiete der Religion, waren die Parlamente auf dem Felde der Rechtspflege. Ihre Zeit war abgelaufen. Am dritten November 1789 machte die Nationalversammlung diesen veralteten Körperschaften ein Ende, indem sie beschloß, daß die Ferien bis auf weitern Befehl fortdauern sollten. Bis zum heutigen Tage ist kein Befehl ergangen, welcher die Parlamente Frankreichs wieder in Thätigkeit gesetzt hätte. So wurden dieselben nach dem Ausdrucke des Abgeordneten Lameth lebendig begraben. Der Widerstand, welchen die Parlamente von Rouen, Metz und Rennes der Nationalversammlung entgegensetzten, wurde mit leichter Mühe überwunden und die geheime Verwahrung, welche vierzehn Mitglieder des Ferien Rathes von Paris einlegten, hatte keine andere Folge, als daß die Unterzeichner derselben während der Schreckenszeit ihre Köpfe auf dem Schaffotte verloren.

Eine der wichtigsten Arbeiten, welche die Nationalversammlung in den ersten Tagen ihres Aufenthalts zu Paris erledigte, betraf die neue Organisation und namentlich die Eintheilung des Reiches in Departemente, Bezirke und Cantone. Erst durch die Arbeiten der Nationalversammlung wurde Frankreich, welches bis dahin ein Conglomerat der verschiedenartigsten Provinzen, Diözesen, Generalitäten, Intendanzen, Statthalterschaften und anderer Bruchtheile gewesen war, zu einem aus gleichartigen Theilen bestehenden Ganzen.

Was das Wahlrecht betrifft, wurde dieses nicht gleichmäßig allen volljährigen Franzosen zuerkannt, vielmehr in mannigfaltiger Weise beschränkt. Dagegen erhoben sich kräf-

tige Stimmen, welche sagten, zur Vertheidigung des Vaterlandes sollen alle Franzosen gleichmäßig ihr Leben einsetzen, am Stimmkasten sollen aber Unterschiede gemacht werden! Ist das recht, ist es billig? Die gleiche Pflicht bedingt auch das gleiche Recht. Doch diese und andere ähnliche Gründe drangen im Schooße der National-Versammlung nicht durch. Die Mehrheit derselben war schon aus dem Grunde gegen eine strenge Durchführung des Grundsatzes der Gleichberechtigung, weil sie für das Königthum, das drückendste aller Vorrechte, günstig gestimmt war.

Uebrigens läßt sich nicht leugnen, daß die Nationalversammlung, namentlich während des ersten Jahres ihrer Thätigkeit eine außerordentliche Masse von Arbeiten bewältigte. Außer den bereits erwähnten Gegenständen beschäftigte sie sich mit der Errichtung einer National- und Credit-Bank und mit der Verbesserung der Strafrechtspflege. Sie eröffnete den Nicht-Katholiken alle Aemter und erledigte überdieß eine große Masse laufender Geschäfte von hoher Bedeutung.

Das Unglück der National-Versammlung bestand darin, daß das größte Talent in ihrem Schooße, der Graf Mirabeau, käuflich war. Seit den ersten Monaten des Jahres 1790 bestand zwischen ihm und dem Hofe ein geheimes Einverständniß. Er bezog von Ludwig XVI. monatlich 50,000 Franken und versprach dafür 1) dem Könige mit seinem Rathe, seinen Kräften und seiner Beredtsamkeit an die Hand zu gehen und zwar in dieser Beziehung den Weisungen des Grafen von Provence Folge zu leisten, und 2) im Falle abweichender Ansicht sich des Wortes zu enthalten. Der Graf von Provence war also der Vermittler zwischen Mirabeau und dem Könige. Mirabeau hatte früher Sold von demselben und wahrscheinlich auch von dem Herzoge von Orleans bezogen. Seine Vertheidiger behaupten, das Geld, das er von Ludwig XVI. erhalten, habe ihn von der Bahn nicht abgelenkt, welche sein Genie betreten. Leere Beschwichtigungen! Wer kennt denn den Weg, welchen Mirabeau eingeschlagen, falls er keinen Sold vom Hofe angenommen hätte? Mehrere Aeußerungen, welche der Graf fallen ließ, deuten an, daß er republikanische Gesinnungen hegte, und daß nur bourbonisches Geld ihn abhielt, dieselben an den Tag zu legen. Wer kennt ferner die Entschlüsse, welche Ludwig XVI. gefaßt hätte, falls er nicht gehofft, mit Mirabeau's Hülfe die Revolution zu bemeistern? Wir sehen in dem Sündenlohne, welchen Mirabeau annahm und Ludwig XVI. zahlte, eine jener Quellen, welche den bis dahin von allem Schmutze, wenn auch nicht von allem Blute rein gehaltenen Strom der Revolution trübte. Das Geld, welches Mirabeau empfing, lähmte unstreitig den Flügelschlag seines Geistes; dasjenige, welches Ludwig XVI. ihm reichte, machte ihn zum Mitschuldigen des Verbrechens der Bestechung und setzte ihn in eine durchaus schiefe Stellung gegenüber der National-Versammlung und ganz Frankreich. Niemand hätte es dem Könige verargt, wenn dieser den einflußreichsten Redner der National-Versammlung an die Spitze seines Ministeriums gestellt, oder wenigstens in dessen Schooß aufgenommen hätte. Eine heimliche Geldspende hatte aber einen ganz andern Charakter, als eine öffentliche Anstellung. Ludwig XVI. besaß nicht die Kraft, fest und unwiderruflich dem Geiste der Zeit Folge zu leisten. Er wollte demselben kein Zugeständniß machen, das er nicht zu gelegener Stunde hätte widerrufen können. Wie er mit seinem Bruder Artois und der Emigration einen geheimen Briefwechsel führte, welcher mit den von ihm öffentlich abgegebenen Erklärungen im schneidenden Widerspruche stand, so war auch sein Verhältniß zu Mirabeau ein verbrecherisches, ein unsittliches und schon aus diesen Gründen ein unkluges.

Wie konnte sich Ludwig XVI. darüber beschweren, daß die Männer der Freiheit gegen ihn conspirirten, da er dasselbe unausgesetzt gegen sie that? Zu viele Personen waren übrigens in die von dem Hofe ausgehenden Conspirationen verwickelt, oder hatten wenigstens

davon Kenntniß, um nicht einen alles durchdringenden Mißton in die Staatsangelegenheiten einzuführen, welche, so lange dieser fortdauerte, niemals harmonisch geführt werden konnten.

Wie Ludwig XVI. gegen die neue Richtung der Zeit, so conspirirte sein eigener Bruder, der Graf von Provence, gegen ihn. Die Angelegenheit des Marquis von Favras ist zwar niemals vollständig aufgeklärt worden. Dieselbe wurde durch die Hinrichtung des Marquis (19. Februar 1790) erstickt. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß der Graf von Provence der eigentliche Urheber des Complottes war, für welches Favras mit dem Tode büßte. Ohne Zweifel hatte Lafayette die Beweisstücke in Händen. Wahrscheinlich war es die Furcht vor deren Veröffentlichung, welche zur Zeit der Restauration den zum Könige gewordenen Grafen von Provence abhielt, Lafayette in den Prozeß des General Berton und der Unteroffiziere von La Rochelle zu verwickeln. Der Plan der Verschwörung des Favras ging dahin, Bailly und Lafayette ermorden, den König entführen zu lassen und die in die Nationalgarde von Paris eingereihten ehemaligen französischen Garden zu diesem Behufe zu gewinnen. Daß Favras diese Pläne nicht ohne Vorwissen des Grafen von Provence hegte, unterliegt keinem Zweifel, obgleich die Geschichte noch nicht in den Besitz der Beweisstücke getreten ist, welche den Theil der Schuld des Grafen genau feststellen.

Wie hätte das französische Volk inmitten aller dieser Conspirationen, von welchen es durch die dritte, vierte Hand, wenn nicht in klaren Worten, so doch durch geheimnißvolle Winke, Kenntniß erhielt, zu Ruhe kommen können? Der Hof und seine Anhänger waren zu sehr geschwächt und gedemüthigt, als daß sie gewagt hätten, anders, als unter der Decke zu spielen; mit weit größerer Frechheit trat aber die Geistlichkeit auf. Sie benützte die Ostern des Jahres 1790 dazu, die Gemüther aufzuregen. Zu Montpellier, Nismes und Montauban hetzten die Pfaffen die fanatischen Katholiken gegen die Protestanten auf. Im Schooße der National-Versammlung riefen sie die gehässigsten und heftigsten Verhandlungen hervor. Sie gingen sogar mit dem Plane um, im Widerspruch mit dem im Ballhause geleisteten Eide eine Neuwahl der National-Versammlung durchzusetzen. In verschiedenen Städten Frankreichs fanden blutige Auftritte statt. Die Nationalgarde von Marseille nahm die Forts der Stadt. Aller Orten wurden die von den Pfaffen angezettelten Unruhen erdrückt.

Diese Bewegungen hielten aber das Volk in beständiger Aufregung und gaben den zahlreichen Clubs, welche sich in fast allen Städten des Reiches gebildet hatten, reichen Stoff zu stürmischen Verhandlungen. Der erste derselben war schon in Versailles von Sieyes, Chapelier, Barnave, den Lameth's und Anderen gegründet worden und führte Anfangs den Namen Club der Bretagne (Club Breton). Als die National-Versammlung ihren Sitz nach Paris verlegte, versammelte sich der Club in dem frühern Jakobiner-Kloster Saint Honoré, unweit der Reitschule (Manège), woselbst die National-Versammlung zusammenkam. Von dieser Zeit an erhielt der Club den Namen der Jakobiner. Ursprünglich waren nur Abgeordnete in den Club aufgenommen worden. Später wurde er allen Bürgern eröffnet. Er hielt seine Sitzungen öffentlich und übte den größten Einfluß auf die öffentliche Meinung und selbst auf die National-Versammlung aus. Dort erhob die im Schooße der National-Versammlung besiegte Minderheit ihre Klagen und ihre Beschwerden gegen die Mehrheit, den König, die Königin, den französischen und die auswärtigen Höfe, gegen die Emigration, die volksfeindlichen Minister und Beamten. Durch Wort und Schrift wurden die von den Jakobinern gehaltenen Reden rasch über Paris und ganz Frankreich verbreitet. Viele hundert Clubs in allen Theilen Frankreichs standen mit dem Mutter-Club von Paris in lebendiger Wechselwirkung. Paris gab den Ton an, doch alle

Städte des Reiches lieferten der Hauptstadt Stoff zu ihren Verhandlungen, Oel für das dort brennende Feuer.

Nahe verwandt mit den Jakobinern waren die Cordeliers. Bei jenen gaben anfangs die Lameth's, später Robespierre und Camille Desmoulins, bei diesen Marat und Danton den Ton an. Die Verhandlungen der Cordeliers waren gewöhnlich noch stürmischer, als diejenigen der Jakobiner.

Die Reactionspartei gründete den Club der Feuillantiner (Feuillants), welcher jedoch dem Volke zu sehr verhaßt war, als daß er jemals hätte zu Kräften kommen können.

Die Clubs standen in keiner unmittelbaren Beziehung zu der Verfassung und Verwaltung des Staates. Sie konnten weder Gesetze geben, noch über den Staatsschatz verfügen. Allein sie standen in einem ähnlichen Verhältnisse zu der öffentlichen Meinung, wie die National-Versammlung zu dem Könige. Was den Pariser Clubs an verfassungsmäßiger Wichtigkeit gebrach, ersetzten sie theils durch ihre mannigfaltigen Verbindungen mit allen Städten des Reiches, theils durch ihre innigere Beziehung zu den Massen der Pariser Bevölkerung. Die Clubs bildeten gewissermaßen die Vorposten des französischen Freiheitsheeres. Alle die Leidenschaften und die ganze Begeisterung, welche Frankreich im Augenblicke der Gefahr kund that, spiegelten sich, gleich einer Fata Morgana, im Schooße dieser bewegten Gesellschaften ab. Ohne die Clubs hätte die französische Revolution einen ganz andern Verlauf genommen, ob einen bessern, bleibt dahin gestellt. Die Clubs schlossen in sich die Organisation des vierten Standes, während die National-Versammlung diejenige des dritten Standes war. Was der National-Versammlung an revolutionärer Kraft fehlte, hatten die Clubs daran zu viel. Der Mißbräuche und Gefahren waren aber damals zu große in Frankreich, als daß dieselben ohne Entwickelung der vollen Nationalkraft beseitigt werden konnten. Der revolutionäre Geist, welcher in den Clubs lebte und täglich neue Nahrung fand, verdient unsere ganze Bewunderung. Zu bedauern war nur, daß der Ton, welcher im Schooße derselben herrschte, zu schrill klang und häufig bis zur Gemeinheit, Rohheit und wilder Mordlust herabsank. Der Haß, der Grimm, der Zorn gegen die bevorzugten Stände war größer, als die Liebe zum Volke, als Freiheits- und Rechtsgefühl. Die Kraft der Zerstörung waltete vor. Im Verhältniß zu ihr waren die schöpferischen Kräfte schwach und ungeschickt. Es gereicht den Clubs gewiß zur unsterblichen Ehre, daß sie zunächst die Träger der republikanischen Idee waren, daß sie zuerst erkannten, weder Ludwig XVI., noch ein anderer Bourbon werde jemals die von der National-Versammlung beschlossene Verfassung redlich und treu handhaben, daß sie überhaupt mit den Bestimmungen dieser Verfassung nicht zufrieden waren, daß sie größere Zugeständnisse verlangten, als diese enthielt. Allein der Geist der Republik kann nicht in der Leidenschaft, er muß, wenn die Freiheit bestehen soll, in der sittlichen Kraft entspringen. War diese im Schooße der französischen Nation nicht groß genug, um das Königthum ohne Anwendung schlechter Mittel, ohne Kopfabschneidereien, Blutbäder und Verleumdungen zu stürzen, so fehlte es ihm an der ersten Voraussetzung der vollen Freiheit. Diese ließ sich durch blinde Wuth nicht ersetzen. Denn die wilden Leidenschaften toben sich schnell aus und lassen sich leicht von schlauen Despoten gewinnen. Die sittliche Kraft besteht und wirkt fort, nachdem sich die Stürme des Augenblickes verzogen haben.

Das anarchische Element war unstreitig in den Clubs zu mächtig. Was aus Frankreich werden sollte nach dem Sturze des Königthums, kümmerte die Clubisten wenig, und doch hing von der Lösung dieses Räthsels die Zukunft des Landes und namentlich die Frage ab, ob nicht dieselbe Pforte, durch welche das Königthum vertrieben würde, dieses in einer anderen Gestalt wieder einlassen könne? Um das Königthum gründlich zu beseitigen, mußten

diejenigen Leidenschaften, welche ihm zum Stützpunkte dienen, die Herrschsucht, der Ehrgeiz, die Habgier verdrängt werden. Ein Thron von Holz und Sammet läßt sich leicht verbrennen, eine Krone von Gold und Edelsteinen läßt sich zerschlagen. So lange aber noch die Mehrzahl eines Volkes lüstern ist nach den Gaben, welche von einem Throne ausgehen, so lange sie sich blenden läßt durch den Glanz des Goldes und der Juwelen, oder mit andern Worten, so lange die dem Königthume fröhnenden Leidenschaften in den Gemüthern der Menschen vorherrschen, werden immer wieder neue Throne gezimmert, neue Kronen zusammengefügt werden.

Die Aristokraten stehen der republikanischen Freiheit nicht ferner, als die Anarchisten. Wer keine Regierung, keine verfassungsmäßige Gewalt anerkennt, läßt den wilden Leidenschaften freies Spiel und kommt unfehlbar auf dem Umwege der Anarchie früher oder später bei'm Despotismus an. Denn dieser, so schlimm er sein mag, ist doch für die Völker als dauernder Zustand nicht so verderblich, wie die vollständige Unordnung, das heißt, die Herrschaft der ungezügelten Rohheit.

Die Zustände, in welchen sich Frankreich damals befand, bieten wohl viele Entschuldigungsgründe für die maßlose Heftigkeit, welche sich allmälig in die Verhandlungen der Clubs einschlich. Rechtfertigen läßt sich dieselbe darum doch nicht. Die gehässigste Seite des Königthums war diejenige, welche es dem Auslande zeigte. Mögen royalistische Schriftsteller Ludwig XVI. entschuldigen, wie sie wollen, mögen sie seine Angst, seine Sorge für Frau und Kind, seine religiösen und politischen Scrupel, noch so schwer in die Wagschale fallen lassen, es giebt durchaus keinen Grund, welcher einem Staatsoberhaupte das Recht geben könnte, vom Auslande diejenige Hülfe an Wehrkraft zu erbitten, welche ihm das eigene Volk versagt. Das Staatsoberhaupt, welches die Mehrheit seines Volkes gegen sich hat, besitzt aus diesem Grunde schon kein Recht mehr auf die Staatsgewalt. Handelt es sich von einer vorübergehenden Stimmung, so muß der Vertreter des Staates eine Veränderung derselben abwarten. Hält er sie selbst für dauernd und unabänderlich, so bleibt ihm nichts übrig, als die Abdankung. Im Anfange des Jahres 1790 stand übrigens der Thron Ludwig's XVI. noch gar nicht auf dem Spiele. Es handelte sich nur um mehr oder weniger beengende Schranken, welche diesem gezogen werden sollten. Dennoch hatte sich Ludwig XVI. damals schon in verrätherische Unterhandlungen mit dem Auslande eingelassen. Er hatte die mannigfaltigsten Pläne geschmiedet, deren gemeinsamer Boden darin bestand, den verfassungsmäßigen Berathungen der National-Versammlung Gewalt entgegen zu setzen. Diese Entwürfe waren älter, als die Clubs, konnten also nicht durch diese erst hervorgerufen worden sein. Sie reichten zurück bis auf den 15. Juli und den 6. October 1789, und dauerten fort, wenn auch mit manchen Unterbrechungen und Schwankungen bis zum Tode des Königs. Ludwig XVI. hatte sich, indem er dem Baron Breteuil Vollmacht gab, in seinem Namen hinter dem Rücken des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten geheime Verhandlungen mit den fremden Mächten zu pflegen, in die Unmöglichkeit versetzt, diesen ein Ende zu machen. Denn er konnte seine Vollmacht, ohne sich vor der ganzen Welt blos zu stellen, nicht öffentlich widerrufen, und ein geheimer Widerruf wurde von den fanatischen Aristokraten, welche den König als Gefangenen betrachteten, nicht berücksichtigt. Dasselbe Unrecht, welches Ludwig XVI. durch seine nie endenden Schwankungen an seinem Volke beging, verübte er auch an der gesammten Emigration, welche er abwechselnd in ihrem Kampfe gegen Frankreich ermunterte und von demselben abmahnte.

Die auswärtigen Mächte waren sämmtlich zum Kriege nicht geneigt, theils weil sie, wie Rußland in der Türkei, vollauf beschäftigt waren, theils weil sie, namentlich Rußland,

Oesterreich und Preußen, Eroberungspläne gegen Polen hegten, welche durch die inneren Wirren Frankreich's gefördert wurden, theils endlich, weil sie den inneren Bewegungen Frankreich's nicht diejenige Bedeutung zuschrieben, welche dieselben wirklich hatten, vielmehr sie für eine vorübergehende Aufwallung, für eine bloße Fortsetzung der durch Voltaire und die Encyclopädisten angeregten Kämpfe hielten. Die auswärtigen Mächte wurden erst durch die französischen Emigranten, namentlich durch den Herrn von Breteuil, den Grafen von Artois und die anderen Prinzen von Geblüte, durch die acht- bis zehntausend starke Armee französischer Offiziere, die sich am Rheine sammelte und in Coblenz ihr Hauptquartier aufschlug, in Aufregung gesetzt und künstlich darin erhalten. Wenn Ludwig XVI. nicht selbst die Unternehmungen der Emigration ab und zu gefördert, wenn er nicht selbst Oel in das zu Berlin, Wien, Petersburg und Stockholm angeschürte Feuer gegossen hätte, so wäre dieses bald aus Mangel an Brennstoff erloschen, um so mehr, als seit den Tagen des 5. und 6. October 1789 die Revolution verhältnißmäßig ruhig voran schritt und die National-Versammlung, nicht der bewaffnete Aufstand den Ausschlag gab.

Die natürliche Folge der schiefen Stellung, in welche sich der König zu den auswärtigen Mächten gesetzt hatte, und in welcher ihn seine eifrigsten Anhänger dauernd erhielten, war ein wohl begründeter Argwohn der Nation gegen ihren König, welcher sich namentlich kund that, als im Monat Mai 1790 die Frage in der National-Versammlung verhandelt wurde, wem das Recht des Kriegs und Friedens gebühre. Mirabeau setzte damals im Kampfe mit Barnave durch, daß dieses Recht gemeinsam dem Könige und der Nation zustehen solle.

Im Allgemeinen läßt sich gegen eine solche Bestimmung nichts einwenden. Wenn eine monarchische Verfassung bestehen soll, muß der König in allen wichtigen Angelegenheiten eine Stimme haben. Wer aber die Verhältnisse kannte, in welchen das gesammte Haus der französischen Bourbonen zum Auslande stand, wußte, daß die National-Versammlung den Bock zum Gärtner machte, als sie dem Könige eine entscheidende Stimme über Krieg und Frieden einräumte. Derselbe Mann, welcher die fremden Höfe um Hülfe gegen das französische Volk anflehte, sollte die kriegerischen Unternehmungen Frankreich's leiten? Wie konnte er Frankreich zum Siege führen, oder auch nur vor dem drohenden Untergange bewahren? Hätte die Nation von den verrätherischen Verhandlungen, welche der König mit dem Auslande pflog, Kenntniß gehabt, wäre sie schwerlich geduldig genug gewesen, sich den Beschluß ihrer Vertreter gefallen zu lassen. Das Volk hatte im Jahre 1790 noch keine Beweise, es hatte nur Verdacht, nur wohl begründeten Argwohn. Die Geschichte, welcher die von Ludwig XVI. unterzeichneten Urkunden vorliegen, bricht dem Könige den Stab und muß über die Versammlung, welche die Nation in ihren wichtigsten Beziehungen dem verrätherischen Könige so zu sagen gebunden überlieferte, einen strengen Tadel aussprechen. Im Schooße der National-Versammlung war mehr, als ein Abgeordneter, welcher Kenntniß von den mit dem Auslande gepflogenen Unterhandlungen Ludwig's XVI. besaß, unter diesen zumal Mirabeau, dessen Worte die Versammlung bestimmten.

Eine der wichtigsten Verhandlungen, welche die National-Versammlung pflog, betraf die Verwerthung der eingezogenen Kirchengüter. Der Plan, welchen ihr Bailly im Namen des Gemeinderaths von Paris vorlegte und welchen sie annahm, war vortrefflich. Demselben zufolge überwies die National-Versammlung die Kirchengüter den Gemeinden, in deren Schooße das Eigenthum lag. Die Gemeinden hatten dieses nach und nach zu verkaufen, bezahlten den Staat mit Papiergeld, mit welchem die Staatsgläubiger befriedigt wurden, welche ihrerseits von den Gemeinden Zahlung erhielten. Die Anweisungen der

Gemeinden wurden als Zahlung bei dem Verkaufe der Kirchengüter angenommen und erhielten später überhaupt Cours. Auf diese Weise entstanden die Assignaten. Die Staatsgläubiger wurden befriedigt, die Kirchengüter traten in den Besitz fleißiger und betriebsamer Bürger. Die Zahl der Grundeigenthümer mehrte sich, der Boden selbst wurde besser angebaut. Die Assignaten, welche Zinsen trugen und in den Kirchengütern eine entsprechende Hypothek besaßen, ersetzten den durch die Emigration hervorgerufenen Mangel an Circulationsmitteln. Dieser, wie so mancher andere Anfang, welcher im Laufe der französischen Revolution gemacht wurde, war trefflich. Doch wurde auch in Betreff der Assignaten nicht das gebührende Maaß gehalten. Die Folgen der Uebertreibung blieben nicht aus. Sie konnten durch Gewaltmaßregeln nicht verhindert werden.

Die National-Versammlung hatte die ersten Schritte zur Reform der Geistlichkeit gethan; allein sie konnte sich nicht auf den einzig richtigen Standpunkt dem Pfaffenthume gegenüber erheben. Sie vermochte nicht, den Staat von den Fesseln der Kirche frei zu machen. Statt die Bande zu lösen, in welche der Papst die Kirche Frankreichs und diese hinwiederum die Mehrzahl des französischen Volkes geschlagen hatte, griff die National-Versammlung selbstständig in das Gebiet der Kirche ein, machte eine neue Eintheilung der Diöcesen, warf den Bischöfen und Pfarrern Gehalte aus und faßte alle diese Maßregeln in der s. g. bürgerlichen Verfassung der Geistlichkeit zusammen. Vergebens widersetzte sich das Pfaffenthum. Die große Masse der Landpfarrer gewann bei der neuen Ordnung der Dinge und ließ sich dieselbe gern gefallen. Die Würdenträger fanden mit ihrem Geheule und Geschrei wenig Anklang im Volke. Kurze Zeit darauf (19. Juni 1790) wurden alle Adelstitel abgeschafft, leider nicht auf immer. Nur zu bald schlich sich Pfaffenthum und Adel im Gefolge des Kaiser-Despoten wieder in Frankreich ein.

Der 14. Juli 1790, der Jahrestag des Bastillesturmes kam heran. Er wurde auf dem Marsfelde von der Pariser Bevölkerung und Abgeordneten aus allen Landestheilen, zugleich in den Hauptstädten der drei und achtzig Departemente festlich begangen. Es war ein übles Vorzeichen, daß zu dem Feste nicht weniger als dreihundert Priester zugezogen wurden. Sie fügten dem Eide, welchen der König bei dieser Gelegenheit auf die neue Verfassung des Reiches ablegte, keine weitere Bürgschaft zu, im Gegentheile erinnerten sie an die bei Ablegung eines Eides in der katholischen Kirche üblichen Vorbehalte (Mental-Reservationen) und nach gebrochenem Eide ertheilten Absolutionen. Der denkende Mensch sah in der unter Zuziehung der Geistlichkeit und Abhaltung eines Hochamtes begangenen Feierlichkeit nur eine auf die Täuschung der Massen berechnete Comödie. Er wußte, daß eine vom Aberglauben lebende Kaste der Freiheit nie herzlich zugethan sein könne, und sah voraus, daß, trotz der weißen Gewänder, welche die dreihundert Pfaffen trugen, schwarzer Verrath unter denselben lauerte.

Doch das Königthum schien sich zu befestigen. Der Schein trügte. Die Revolution hatte noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht. Ludwig XVI. errang kurz nach dem Jahrestage des Bastillesturmes noch einen zweiten Triumph. Einer seiner eifrigsten Anhänger, der General Bouillé, dessen Commando von den Gränzen der Schweiz und Deutschlands bis nach den Niederlanden und in's Herz Frankreich's reichte, warf einen Aufstand seiner Truppen zu Metz und Nancy nieder und befestigte dadurch von Neuem die wankende Disciplin im Heere oder mit anderen Worten zwang die dem Bürgerthum günstig gestimmten Soldaten von Neuem, sich als blinde Werkzeuge des Königs gebrauchen zu lassen.

Das Ministerium des Königs, welches seit dem Anfange Juli's 1789 alles innern Zusammenhanges entbehrte und keiner Kraftanstrengung fähig war, verlor im

Sommer 1790 den einzigen Mann, welcher früher einige Volksthümlichkeit besessen und Hoffnungen auf eine bessere Zukunft rege erhalten hatte, Necker. Für seinen Ruhm und das Wohl Frankreich's sah dieser Minister zu spät ein, daß die Revolution ihm über den Kopf gewachsen war, daß ihm die Kraft gebrach, das Staatsschiff durch die Wogen zu steuern. Er dankte ab und bedurfte eines Befehles von Seiten der National-Versammlung, um seine Reise in die Schweiz fortsetzen zu können. Dasselbe Volk, welches ihn vor einem Jahre im Triumphe auf dem Wege nach Paris begleitet, hatte seinen Wagen angehalten und ihm die Rückkehr nach der Schweiz verweigert. Auch die Minister Saint Priest und Montmorin erhielten ihre Entlassung. An ihre Stelle traten Duport-Dutertre und Duportail. Beide waren unbedeutende Menschen. Hinter den Coulissen leitete Mirabeau die Staats-Angelegenheiten. Er schmeichelte dem Könige mit der Hoffnung, die diesem anstößigen Bestimmungen der neuen Verfassung durch die National-Versammlung selbst ausscheiden zu lassen, die Club's durch Polizeimaßregeln und das Volk durch das Heer Bouillé's zu zügeln. Auf die Frage eines Freundes, ob er auch im Stande sein werde, die Aristokratie und den Hof zu bemeistern, antwortete er: „sie haben mir alles versprochen. Wenn sie nicht Wort halten, werde ich Republikaner." Also auch Mirabeau, der Söldling des Hofes, trug, während er diesem diente, den Gedanken der Revolution in seiner Brust. Ohne den Sold, den er vom Könige bezog, hätte er seine innersten Gesinnungen gewiß längst kund gethan. Dennoch versuchte es derselbe Thiers, welcher uns diese Worte mittheilt, Mirabeau zu entschuldigen! Warum auch nicht? Thiers stand weder zur Zeit der Bourbonen, noch Ludwig Philipp's, noch endlich Napoleon's III. auf einer höheren Stufe der Sittlichkeit, als Mirabeau. Sein Talent als Redner und Schriftsteller ist aber mit demjenigen des begabtesten Mitgliedes der National-Versammlung nicht entfernt zu vergleichen. Mirabeau hatte einen kühnen Flügelschlag, obgleich die Last des Goldes, womit der Hof ihn überschüttete, dessen Kraft lähmte und dessen Aufschwung in die Lichtregionen der Republik verhinderte. Thiers war immer nur ein der Gunst des Augenblicks dienender Schwätzer.

In ähnlicher Weise, wie Mirabeau, gedachte Ludwig XVI., falls ihm nicht Wort gehalten würde, zur unumschränkten Monarchie zurückzukehren. Die französische Nation, welche von diesem schimpflichen Handel nichts wußte, sollte dessen Opfer werden. Sie hatte sich auf einen ganz andern Standpunkt gestellt. Sie erwartete, daß die Folgerungen der von der National-Versammlung aufgestellten Menschenrechte gezogen würden. Diese waren mit dem Königthum unvereinbar. Die Constitution war noch nicht fertig geworden. Sie sollte vollendet werden. Ludwig XVI. hoffte, bei Gelegenheit der schließlichen Redaction derselben einen Theil der gemachten Zugeständnisse wieder umzustoßen, die Nation dagegen, dieselben zu erweitern und zu befestigen. Hätte der König alle nothwendigen Folgsätze der von ihm beschworenen Constitution freudig, oder doch ohne Widerstreben anerkannt, hätte sich vielleicht nach und nach der gegen denselben bestehende Argwohn gelegt. Statt dessen setzte er den Freiheitsbestrebungen der Nation immer neuen, wenn auch schwachen, doch zur Befestigung des gegen ihn herrschenden Argwohns genügenden Widerstand entgegen. Besonders sträubte er sich, den von der Geistlichkeit verlangten Verfassungseid zu bestätigen, und als er dieses endlich that, schenkte er sein Vertrauen blos denjenigen Priestern, welche den Eid verweigerten, also ihre Widerspenstigkeit gegen die Verfassung dadurch klar und unzweideutig an den Tag legten. Die National-Versammlung stellte es jedem Geistlichen frei, ob er schwören wolle, oder nicht, entzog jedoch demjenigen, welcher sich des Eides weigerte, seine Würden und Aemter. Der größere Theil der Geistlichkeit verweigerte den Eid und bildete so den Kern einer der Constitution feindlichen Partei. So lange

eine solche bestand, so lange die Constitution von den Günstlingen des Königs in Frankreich selbst und an dessen Gränzen im Auslande auf's Bitterste angegriffen wurde, konnte sich der Krater der Revolution nicht schließen.

Die Geistlichkeit, deren Macht aller Orten und zu allen Zeiten nur im Aberglauben wurzelte, hetzte die dieser Geißel der Menschheit anheimgefallenen Provinzen des Westens und Südens gegen die neue Verfassung auf. Schon gegen Ende des Jahres 1790 zeigten sich die ersten Regungen jenes furchtbaren Bürgerkrieges, welcher einige Jahre später die Vendée zum Schauplatze der betrübendsten Greuelsscenen machte und das vom Auslande schwer bedrohte Frankreich an den Rand des Untergangs brachte. Damals wurde aber das von der reactionären Partei bei Jalez aufgeschlagene Lager, welches verrätherische Verbindungen mit der Emigration pflog, aufgebrochen. Doch die Geistlichkeit wühlte im Finstern fort. Nur zu bald traten die Spuren ihrer Umtriebe zum Verderben Frankreich's an den Tag. Von Turin aus wirkten die Emigranten auf Lyon. Gegen Ende des Jahres 1790 wurde die Verschwörung entdeckt und die Schuldigen, welche ergriffen werden konnten, den Gerichten übergeben. Die Anstifter des Complottes waren im Auslande und fuhren fort, von dort Frankreich zu bedrohen.

Ungeachtet des auf die Constitution geleisteten Eides unterhielt Ludwig XVI. unausgesetzte Einverständnisse mit der Emigration. Während des ganzen Winters von 1790 auf 1791 schmiedete der König Plane der Flucht, zu denen Mirabeau sich hergab. Die Stellung des Grafen wurde immer schwieriger. Am 28. Februar hielt er noch eine gewaltige Rede in der National-Versammlung, um einen die Emigration bedrohenden Antrag zu bekämpfen. Bald darauf erkrankte er und starb am 2. April 1791. Am folgenden Tage wurde seine Leiche in jenem Gebände beigesetzt, welches abwechselungsweise im Besitze der Pfaffen und des Volkes war, bald die Kirche der heiligen Genoveva, bald das Pantheon genannt, und so gewissermaßen zur Wetterfahne Frankreichs wurde, welche andeutete, ob der Wind über die dürren Wüsten des Aberglaubens und der Knechtschaft, oder von den lichten Höhen der Aufklärung und der Freiheit blies. Wir brauchen nicht zu sagen, daß heutzutage der Bau wieder Genoveva-Kirche heißt.

§ 8. Die Flucht des Königs und das Blutbad des Marsfeldes.

Wie sich Aufklärung und Aberglauben, Volk und Pfaffenthum um den Bau stritten, welcher abwechselungsweise der einen und der anderen Richtung diente, so stritten sich ähnliche Gegensätze um die Person des Königs. Am 14. Juli 1790 glaubten die Hunderttausende, welche dem Schauspiele auf dem Marsfelde beiwohnten, der König sei jetzt entschieden auf die Seite des Volkes und der Freiheit getreten. Doch der geheime Einfluß seiner nächsten Verwandten und Umgebungen, des Adels und der Geistlichkeit gewann schon bald das Uebergewicht. Trotz allen Zugeständnissen, welche die Nation dem Königthume gemacht hatte, dauerte der Kriegszustand fort, in welchen der Adel seit dem Sturme auf die Bastille, die Geistlichkeit seit den sie betreffenden Beschlüssen der National-Versammlung, Frankreich versetzt hatte. Schon gegen Ende des Jahres 1790 theilte der König dem Herrn von Bouillé seine Absicht mit, aus Paris zu entfliehen, um mit Hülfe der Waffengewalt der National-Versammlung Zugeständnisse abzudringen und den aufgeregten Massen einen Zügel anzulegen. Mirabeau hatte dem Könige gerathen, sich zu diesem Behufe nach Lyon zu begeben, und dort eine feste Stellung der Nation gegenüber einzunehmen. Doch Ludwig XVI., welcher größeres Vertrauen in die auswärtigen Mächte, als in sein eigenes Volk setzte, welcher aus Furcht vor dem Schicksale Carl's I. dieses sich

selbst bereitete, zog eine Gränzstadt vor, welche ihm fremde Hülfe näher brachte und ihm, schlimmsten Falles, die Flucht nach dem Auslande sichern sollte. Er wagte es nicht einmal, innerhalb der Mauern einer Gränzstadt Zuflucht zu suchen. Der Plan, welchen er mit Bouillé verabredete, ging dahin, sich zum Heere zu begeben und in der Nähe von Montmedi, also gewissermaßen am äußersten Grenzpfosten Frankreich's eine neue Stellung zu nehmen. Diese konnte nur sein Schwager, der deutsche Kaiser, der König von Preußen und überhaupt das Ausland decken. Koblenz und die dort versammelte Emigration bildete die Nachhut, das Heer Bouillé's die Vorhut der Angriffs-Kolonne, welche von Montmedi aus gegen Paris in Bewegung gesetzt werden sollte.

Nach mannigfaltigen Schwankungen wurde endlich die Flucht Ludwig's XVI. und der königlichen Familie auf den 19. Juni 1791 festgesetzt. Alle Anstalten sowohl in Paris, als an der Gränze waren auf diesen Tag berechnet. Kein unvorgesehenes Ereigniß trat ein. Dennoch verschob Ludwig XVI. die Flucht um einen Tag. Oft hat eine Stunde, bisweilen eine Secunde über Leben und Tod entschieden! Die vier und zwanzig Stunden, welche Ludwig XVI. durch seine Zögerung verlor, machten seinen Fluchtversuch scheitern.

Derselbe Baron von Fersen, welcher die Nacht vom 5. auf den 6. October 1789 im Schlafgemache der Königin zugebracht hatte, traf die Vorbereitungen der Flucht in Paris. Statt eines energischen Mannes, des Majors von Agoult, welchen Bouillé dem Könige empfohlen hatte, nahm dieser im letzten Augenblicke die Gouvernante seiner Kinder, die Frau von Tourzel, in die Reisebegleitung auf. Baron von Fersen verließ die königliche Familie, sobald er diese nach Bondy gebracht hatte, woselbst Postpferde bestellt worden waren.

Die Reisegesellschaft bestand aus dem Könige, der Königin, Frau Elisabeth, der Schwester des Königs, der Frau von Tourzel, den Kindern Ludwig's XVI. und drei ehemaligen Leibgardisten. Sie war viel zu groß und erforderte zu viele Pferde, um unbeachtet die Strecke von Paris nach Montmedi zurück legen zu können. Der König erhöhte die Gefahr, erkannt zu werden, noch dadurch, daß er sein auf allen Münzen Frankreich's abgebildetes Gesicht wiederholt zur Schau trug. Er wurde mehr als einmal unterwegs erkannt, ohne daß er angehalten worden wäre. Doch der Sohn des Postmeisters Drouet, welcher durch ein Kind auf die Aehnlichkeit zwischen dem Reisenden und dem Brustbilde eines Fünf-Frankenthalers aufmerksam gemacht worden war, nahm die Geschicke Frankreich's in seine Hand und hielt die Flucht des Königs auf.

Die Poststraße, welche von Sainte-Menehoulde nach Varennes führt, bildet einen Winkel. Der gerade laufende, nur Reitern oder Fußgängern zugängliche Weg war um vier Stunden kürzer. Die Wagen mit der königlichen Familie fuhren ungehindert ab. In Sainte-Menehoulde lag eine Abtheilung Dragoner, deren Commandant an dem erhaltenen Signalement die königlichen Wagen erkannte. Er befahl daher seinen Reitern, aufzusitzen. Mittlerweile hatte jedoch die Bevölkerung des Städtchens Kenntniß davon erhalten, daß die königliche Familie sich in den beiden, der Gränze zu eilenden Wagen befinde. Die Nationalgarde schloß die Thore der Ställe und widersetzte sich dem Abmarsche der Truppen. Der junge Drouet hatte sein schnellstes Pferd gesattelt und ritt im vollen Galopp auf Varennes zu, hinter ihm her ein Wachtmeister der Dragoner, der Einzige, dem es gelungen war, sich den Augen der Nationalgarde zu entziehen. Er ahnte die Absichten Drouet's, und war entschlossen, diesem den Tod zu geben und den König zu retten. Drouet war aber der Wege besser kundig, als der ihn verfolgende Dragoner. Er entzog sich, indem er durch einen Wald ritt, den Blicken des Wachtmeisters und erreichte Varennes zeitig genug, um einen bewährten Freund und Gesinnungsgenossen wecken und für seinen Plan gewinnen

zu können. Acht andere Männer schlossen sich den beiden an. Sie verhafteten den König als er im Begriffe stand, über die Brücke zu fahren, welche die obere von der unteren Stadt trennt. Wäre der König vier und zwanzig Stunden früher in Varennes angelangt, so hätte er daselbst nicht blos frische Pferde, sondern auch die Vorhut des Heeres von Bouillé getroffen, welche die kleine Schaar Drouet's mit leichter Mühe aufgerieben hätte. So aber fanden sich weder die bestellten Pferde, noch die erwarteten Officiere und Reiter Bouillé's. Der König und sein Gefolge mußten in die obere Stadt zurückkehren. Die Sturmglocke weckte schnell die schlafenden Bürger der Stadt und Umgegend. Die Brücke zwischen der oberen und unteren Stadt wurde verbarrikadirt. Von allen Seiten eilten die Nationalgarden herbei. Noch immer hoffte der König, durch die überlegenen Streitkräfte Bouillé's befreit zu werden. Doch die Wachsamkeit der Bürger vereitelte alle Anschläge der königlichen Officiere, was denselben um so leichter wurde, als die Masse der Soldaten ihnen günstig gestimmt war und trotz der unter sie vertheilten Goldstücke nicht dazu beitragen wollte, dem Könige über die Leichen freiheitsbegeisterter Männer den Weg nach dem Auslande zu öffnen. Der König mußte nach Paris umkehren. Der Herr von Bouillé floh statt seines Herrn, mit den im Complotte verwickelten Officieren.

In Paris ahnte um sieben Uhr Morgens des 21. Juni noch Niemand die Flucht des Königs. Als die Nachricht derselben sich verbreitete, bemächtigte sich eine unbeschreibliche Wuth der Bevölkerung. Selbst die getreuesten Anhänger des Königthums wagten es nicht, die Flucht in anderer Weise, als dadurch zu entschuldigen, daß sie dieselbe eine Entführung nannten.

Das Manifest, welches der König zurück gelassen hatte, legte dessen Absichten unverschleiert dar. Es enthielt namentlich folgende bezeichnende Worte: „Ihre Constitution ist ein ewiger Widerspruch zwischen den Titeln, welche sie mir verleiht, und der Gewalt, die sie mir versagt. Ich bin nur das verantwortliche Haupt der Anarchie, und die aufständische Macht der Clubs entreißt Ihnen selbst die Macht, die Sie mir entrissen haben." Das Manifest schließt mit den Worten:

„In einer solchen Lage bleibt mir nur, an das Rechtsgefühl und die Liebe meines Volkes zu appelliren, mich außerhalb des Bereiches der Aufständischen und des Druckes der National-Versammlung und der Clubs, in eine Stadt meines Königreichs zu flüchten und von dort aus in voller Freiheit für die Modificationen, welche die Verfassung erheischt, für die Wiederherstellung unserer heiligen Religion, für die Befestigung der königlichen Gewalt und die Sicherstellung einer wahren Freiheit Sorge zu tragen."

Der von dem Könige im Beisein von dreihundert Pfaffen und einer halben Million Menschen geleistete Schwur war also ein absichtlicher Meineid gewesen! Denn seit dem 14. Juli 1790 war dieselbe nicht geändert, sondern nur in ihren Folgesätzen näher bestimmt worden. Zu dem Meineide trat übrigens die Lüge und der Verrath hinzu. Die Verhandlungen in Betreff der Flucht aus Paris waren nicht blos mit Bouillé, sondern auch mit ausländischen Mächten gepflogen worden. Schon im November 1790 war der Kaiser Leopold von derselben in Kenntniß gesetzt und um deren Beförderung gebeten worden. Nicht umsonst hatte der König seine Flucht nach den äußersten Gränzen seines Reiches gelenkt. Kaiser Leopold hatte am 20. Mai 1791 versprochen, 35,000 Mann nach Flandern und 15,000 Mann nach dem Elsaß zu befehligen. Eine gleiche Zahl von Schweizern sollte gegen Lyon, eben so viele Piemonteser gegen die Dauphiné rücken. Spanien sollte 20,000 Mann an der Südwestgränze Frankreichs zusammen ziehen. Der Kaiser hatte ferner die Mitwirkung von Preußen und die Neutralität Englands zugesagt. Eine von den Königen von Neapel und Spanien und von der Infantin von Parma und

den emigrirten Prinzen unterzeichnete Protestation sollte vor den Augen der ganzen Welt kund thun, daß das gesammte Haus Bourbon entschlossen sei, die neue Verfassung Frankreich's auf Tod und Leben zu bekämpfen. In derselben Nacht, in welcher Ludwig XVI., verließ auch dessen Bruder, der Graf von Provence Paris. Von der ganzen bourbonischen Familie blieb nur der orleans'sche Zweig in Frankreich zurück. Dieser lebte in offener Feindschaft mit dem Könige. Der Herzog von Orleans war sogar, bei seiner Rückkehr aus England vor der National-Versammlung auf Anregung des Hofes angeklagt worden. Niemand, so hoffte der König, blieb in Frankreich zurück, der die Zügel der Regierung ergreifen und das Land vor der drohenden Anarchie bewahren könne. An der Spitze des Heeres von Bouillé, deutscher, spanischer, italienischer und schweizerischer Söldner und der gesammten Emigration gedachte Ludwig XVI. seinem Volke diejenige Freiheit zu geben, welche er die wahre nannte, das heißt die Herrschaft des Königthums, der Geistlichkeit und des Adels; dreier Mächte, welche durch die im Laufe der beiden letzten Jahre erlittenen Niederlagen nicht gebessert, sondern nur erbittert worden waren.

Nichts fehlte, um das Complott zum Ausbruche zu bringen, als die Ankunft des Königs in Montmedi. Doch diese erfolgte nicht. Alle mit der Flucht des Königs zusammenhängenden Fragen lassen sich zurückführen auf die eine: wer wog schwerer in der Wagschale des Rechts, der König und seine Familie, oder die französische Nation? Welche Rücksicht mußte den Ausschlag geben, diejenige für die Person des Königs, seiner Gattin, Schwester und Kinder, oder diejenige für fünfundzwanzig Millionen Franzosen? Die Frage, wer die Constitution mehr verletzt habe, der König oder die Nation, mag zweifelhaft sein. Der weitere Verlauf der Revolution bewies deutlich genug, daß die Franzosen in ihrer Mehrheit sich mit den von der National-Versammlung und vom Könige vereinbarten Reformen nicht zufrieden geben wollten. Beim Widerstreit zwischen einem Volke und einer Familie muß aber der Einzelne der Million weichen. Das Volk hat das Recht, seinen Willen im Kampfe mit einem Einzelnen durchzuführen. Es verdient unsere Verachtung, wenn es sich von einem Einzelnen Gesetze vorschreiben läßt, welche seinem Entwickelungsgang hemmen und seiner Anschauungsweise nicht entsprechen.

Die royalistischen Schriftsteller haben sich in den bittersten Ausdrücken ergangen gegen den jungen Drouet, welcher den König verhaftete, den Bürgermeister Sausse von Varennes und dessen Gattin, welche denselben festhielten, den General Lafayette, welcher den ersten und die National-Versammlung, welche den zweiten Verhaftsbefehl gegen den König ausstellten. Wir, welche das Recht einer Nation anerkennen, sich gegen unerträglichen Druck mit den Waffen in der Hand zu erheben; ihren Entwickelungsgang durch die Einsprache einer kleinen Minderheit nicht hemmen zu lassen, oder mit anderen Worten, kein Recht einem Einzelnen einräumen, einer Nation Gesetze vorzuschreiben, welche diese nicht billigt, wir können über alle diese Fragen nicht in Zweifel sein. Der junge Drouet verdiente sich durch sein heldenmüthiges, mit den größten Gefahren verbundenes persönliches Einschreiten eine Bürgerkrone. Der Bürgermeister Sausse und seine Gattin, General Lafayette und die National-Versammlung thaten in der genannten Beziehung nicht mehr, als ihre Amtspflicht gebieterisch von ihnen heischte.

Wir können bedauern, daß die aufgeregten Massen beim Anblicke des auf der Flucht nach der Gränze ergriffenen Königs und seiner Familie nicht immer innerhalb der Schranken der Mäßigung verblieben und ihren Grimm an einigen Personen ausließen, welche unklug oder frech genug waren, der Stimmung des Volkes Hohn zu bieten. Allein wir können diese Aufwallungen eines gerechten Zornes entschuldigen. Wir müssen anerkennen, daß die drei Abgeordneten, welche die National-Versammlung absandte, um der

königlichen Familie das Geleite zu geben, mit der größten Unerschrockenheit die ihrem Schutze empfohlene königliche Familie gegen jede Unbill schirmten. In der That langte dieselbe, wenn auch nicht ohne große Angst, doch ohne persönliche Mißhandlungen erlitten zu haben, (am 25. Juni) zu Paris wieder an. Die Stimmung der Nation that sich am sprechendsten durch den aller Orten befestigten Anschlag kund: „wer dem Könige Beifall zujauchzt, wird geprügelt, wer ihn beschimpft, wird gehängt werden." Die Hunderttausende, durch welche der Wagen mit der königlichen Familie sich hindurch drängte, befolgten die ihnen gegebene Weisung. Schwerlich hätten irgendwo in der ganzen Welt Aristokraten und Pfaffen solches Maß inmitten solcher Aufregung gehalten.

Die große Frage nach der Rückkehr des Königs war, was jetzt geschehen solle. Das richtige wäre unzweifelhaft gewesen, den Thron für erledigt, das Königthum für überwunden zu erklären und auf dessen Trümmern die Republik zu gründen. Ströme von Blute, furchtbare Kämpfe und Kriege wären der Menschheit erspart worden, hätte sich die National-Versammlung zu diesen Beschlüssen zu erheben vermocht. Allein das Spießbürgerthum, welches den Thron noch immer als ein Bollwerk zum Schutze seines Eigenthums betrachtete, im Bunde mit den Resten der Aristokraten-Partei that alles, was in seiner Kraft stand, das längst unhaltbar gewordene Königthum durch einen neuen Anstrich, den man diesem gab, wiederherzustellen.

Den besten Beweis, daß das Königthum für Frankreich überflüssig geworden und die Nation fähig war, sich selbst republikanisch zu regieren, gab die constituirende Versammlung selbst, als sie die Minister zu sich beschied und dieselben beauftragte, in ihrem Namen die Staatsverwaltung fortzusetzen. Die National-Versammlung war thatsächlich im Besitze der höchsten Gewalt, Frankreich war eine Republik, als Ludwig XVI. gefangen in die Tuilerien zurückgebracht wurde. Es kam nur darauf an, den Zustand, welcher sich durch die Gunst der Verhältnisse gewissermaßen von selbst gebildet hatte, zu befestigen und durch Gesetze zu sichern.

Durch die Gefangennahme des Königs waren zwar die Pläne der Reactions-Partei für den Augenblick gestört, allein so lange die Emigration drohend an den Gränzen des Reiches stand und fortfuhr, mit den auswärtigen Mächten gegen ihr Vaterland Complotte zu schmieden, war die Gefahr nicht beseitigt. Der Marquis von Bouillé richtete kurz nach seiner Ankunft in Luxemburg einen Brief an die National-Versammlung, worin er sich nicht scheute, zu erklären: „wenn ein Haar von dem Kopfe Ludwig's XVI. fällt, wird zu Paris kein Stein auf dem Steine bleiben. Ich kenne die Wege, ich werde die fremden Heere führen." Die Unterhandlungen, welche die Emigration, unter welcher sich jetzt die beiden Brüder des Königs fanden, mit den auswärtigen Mächten pflogen, nahmen seit der verfehlten Flucht des Königs einen drohendern Charakter an. Zweihundert und neunzig Mitglieder der National-Versammlung erklärten der Nation offen den Krieg, indem sie sich weigerten, an den Verhandlungen der Reichsstände ferner Theil zu nehmen.

Im Club der Cordeliers war schon am 22. Juni eine Adresse beschlossen worden, deren letzte Worte waren: „der König hat thatsächlich abgedankt, indem er seinen Posten verließ. Benutzen wir unser Recht und die Gelegenheit! Schwören wir, daß Frankreich eine Republik ist." Diese Adresse wurde an demselben Tage im Club der Jakobiner verlesen und hatte stürmische Verhandlungen in ihrem Gefolge. Im Schooße der National-Versammlung warf Petion die Frage auf: kann der meineidige König gerichtet werden? Girey Dupré antwortete darauf am 27. Juni: „wir können einen meineidigen König strafen, und sind dazu verpflichtet." Doch Barnave, welcher als Abgeordneter der National-Versammlung mit Petion und Latour Maubourg die königliche Familie von Va-

rennes nach Paris begleitet und während dieser Zeit ein für einen Staatsmann viel zu inniges Verhältniß mit der Königin angeknüpft hatte, riß die National-Versammlung zu Beschlüssen hin, welche die Unverletzlichkeit des Königs feststellten und folgeweise die Republik bekämpften. Im Schooße der Clubs und unter den Organen der Presse gewann die Republik immer zahlreichere Anhänger. Am zweiten Jahrestage des Sturmes auf die Bastille wurde eine Petition an die National-Versammlung in Umlauf gesetzt, worin es hieß: „Beauftragte eines freien Volkes, werdet ihr unser Werk zerstören? Werdet ihr an die Stelle der Freiheit die Herrschaft der Tyrannei setzen? Wenn dem so sein sollte, wisset, daß das französische Volk, das seine Rechte erobert hat, diese nicht mehr verlieren will." In der Nacht vom 14. auf den 15. Juli begaben sich viertausend Personen in den Club der Jacobiner. De Laclos brachte eine ähnliche Petition zur Sprache, verlangte, daß dieselbe an die Departemente geschickt und versprach, daß dieselbe mit zehn Millionen Unterschriften bedeckt werden würde. Man trennte sich um Mitternacht. Am folgenden Tage sollte die Petition auf dem Marsfelde unterzeichnet werden. Der 15. und 16. Juli vergingen in unglückseligen Streitigkeiten über die Fassung der Petition. Die National-Versammlung, in deren Schooße die königliche Partei die Mehrzahl bildete, gewann Zeit, sich gegen das Volk zu rüsten. Am Morgen des 17. strömten aber die Massen nach dem Marsfelde, unbewaffnet und von keinem andern Gedanken beseelt, als, friedlich eine Petition zu unterzeichnen und dieser den Umständen nach durch das persönliche Erscheinen der Bittsteller einen größern Nachdruck zu geben. Die Massen, welche sich um den auf dem Marsfelde errichteten Altar versammelt hatten, beschäftigten sich ruhig mit der Unterzeichnung der Petition. Die einzige Störung, welche vorkam, fiel zwei Invaliden zur Last, welche sich unter die Stufen des Altars geschlichen und die Bretter des Fußgestelles mit einem Bohrer durchlöchert hatten. Die Absichten derselben konnten nicht anders, als feindlich gegen die Versammlung sein. Die Invaliden behaupteten zwar, sie hätten sich nur das Vergnügen machen wollen, von unten nach oben zu sehen. Auch dieses verdiente eine strenge Züchtigung. Die Ausrede hatte übrigens im Munde alter gebrechlicher Leute durchaus keine Wahrscheinlichkeit. Ohne Zweifel waren es finstere Absichten, welche die beiden Schurken hegten, sei es, daß sie die Kraft der Bretter schwächen und den Zusammensturz des Gerüstes durch die Wucht der erwarteten Massen bewirken, oder, wie allgemein geglaubt wurde, diese mit Pulver in die Luft sprengen wollten. Vor der Eröffnung der Versammlung waren jedoch die beiden Invaliden entdeckt und nach dem Posten von Gros-Caillou abgeliefert worden. Als sie von da nach dem Stadthause geführt werden sollten, warf sich das Volk auf sie, schnitt deren Köpfe ab und steckte diese auf Picken.

Mittlerweile drängten sich die Massen nach dem Marsfelde. Die Wenigsten hatten nur Kenntniß von der Ermordung der beiden Invaliden. Doch den Spießbürgern, den Bourgeois von Paris war der Tod zweier elender Menschen ein erwünschter Vorwand, gegen die republikanische Bevölkerung der Hauptstadt zu wüthen.

Die Petition, deren Datum war: „Auf dem Altare des Vaterlandes den 15. Juli des Jahres III," begann mit den Worten: „Vertreter der Nation! die Zeit des Endes euerer Arbeiten rückt heran." Sie schloß wie folgt: „der König hat durch sein Verbrechen abgedankt. Nehmt seine Abdankung an, ruft eine neue constituirende Gewalt zusammen, bezeichnet den Schuldigen und organisirt eine andere vollstreckende Gewalt!"

Das Petitionsrecht war durch die Verfassung dem Volke gewährleistet. Die um den Altar des Vaterlandes versammelten Massen waren in ihrem guten Rechte. Niemand war befugt, sie zu stören. Doch die Bourgeoisie fürchtete, daß die großartige Manifestation, die sich auf dem Marsfelde vorbereitete, von da über ganz Frankreich getragen werden,

und die Republik in ihrem Gefolge haben würde. Wie in den Jahren 1848 und 1849 verband sie sich auch 1791 zum Verderben der Freiheit mit Königthum, Adel und Pfaffenthum. Sie wollte die Republik nicht auf friedlichem Wege, und erhielt sie folgeweise unter Strömen vergossenen Blutes. Sie gab das erste Zeichen einer massenhaften Abschlachtung zum Zwecke der Einschüchterung der gesammten Nation.

Während die auf dem Marsfelde versammelten Tausende die Feder führten und ihre Namen schrieben, rückten Lafayette und Bailly an der Spitze von zehntausend National-Garden gegen die friedlichen Bürger. An Kampf, an Widerstand dachte Niemand inmitten der Massen. Zwar ertönte der Ruf: „nieder mit der rothen Fahne! Schmach über Bailly! Tod Lafayette!" Doch kein Schwert wurde entblößt, kein Hahn gespannt, diesen Worten Nachdruck zu leihen. Nur einige Hände voll Schmutz flogen der National-Garde entgegen und erreichten das Pferd Lafayette's, die rothe Fahne und Bailly. Dieser ließ die in dem Gesetze wider aufrührische Versammlungen vorgeschriebenen Aufforderungen machen. Doch nirgends war Aufruhr. Die wenigen, welche die Aufforderungen vernahmen, lachten darüber, sowie über die Schüsse, welche Lafayette in die Luft feuern ließ. Die Bourgeoisie hatte kein Recht, die friedlichen Massen auf dem Marsfelde zu zerstreuen. Wollte sie es aber thun und bezweckte sie nichts anderes, dann mochte dieses geschehen, sei es durch das Vorrücken der Reiterei oder der Infanterie. Ohne einen Tropfen Blutes zu vergießen, hätte das Marsfeld geräumt werden können. Doch es galt, einen Staatsstreich auszuführen, Schrecken zu verbreiten, die republikanische Partei niederzuwerfen. Dazu bedurfte es der Kugeln. Die ganze Linie der Nationalgarde feuerte in die dichtgedrängten Massen. Tausende fielen. Weiber und Kinder an der Seite ihrer Gatten und Väter. Die Colonnen rückten vor, die Cavallerie ritt ein. Mit Mühe verhinderte Lafayette, daß nicht auch noch mit Kartätschen geschossen wurde. Die Menge zerstreute sich. Nur die mit der Sammlung der unterzeichneten Namen beschäftigten Männer wichen nicht eher, als bis sie die mit dem Blute der Bittsteller besiegelten Bogen gerettet hatten. Auf der Seite der Nationalgarde war nicht ein Mann gefallen. Beweis genug, daß von einem Aufruhr nicht die Rede sein konnte. Das Blutbad vom Marsfelde war das erste der französischen Revolution, eine der Hauptquellen, aus welchen alle späteren entsprangen.

Die Entrüstung des Volkes über die herzlose Metzelei des 17. Juli war groß, allein es bedurfte einiger Zeit, bevor sie sich kund thun konnte. Der Schrecken war der Metzelei vorangegangen, und folgte derselben nach. Die Führer der republikanischen Partei: Danton, Camille Desmoulins, Fréron, Brissot und die übrigen bekannten Männer hatten sich nicht zu zeigen gewagt, weil ihr Leben gefährdet war. Danton wurde, wie Camille Desmoulins bezeugt, in der Nacht vom 16. auf den 17. Juli von Mördern verfolgt und wurde in dem Hause seines Schwiegervaters zu Fontenai von einer Bande bewacht, welche ihn abhielt, am 17. Juli auf seinem Posten zu erscheinen. Fréron war, Camille Desmoulins' Angabe zufolge, auf dem Pontneuf von vierzehn Banditen überfallen und verwundet worden. Camille Desmoulins behauptet, er selbst habe die Rettung seines Lebens nur einem Fehler in seinem Signalement zu verdanken gehabt. In wie fern diese Angaben auf Wahrheit oder auf bloßer Vermuthung beruhen, ist schwer zu ermitteln. So viel bleibt jedenfalls gewiß, daß die genannten Männer sich schwer bedroht erachten mußten, um am 17. Juli nicht auf dem Marsfelde zu erscheinen. Die Pressen Marat's wurden mit Beschlag belegt. Allein Lafayette und die Nationalgarden waren doch nicht so schamlos, wie die Hainau's, Wrangel's, Radetzky's und andere Standrechtsschlächter unserer Tage. Sie fühlten, daß sie ihre Waffenehre befleckt hatten und wagten nicht, ihren Sieg

auf's Aeußerste auszubeuten. Auch wußten sie wohl, daß die Aristokraten und Pfaffen ihnen feindlich gesinnt waren. Sie konnten nicht umhin, daran zu denken, daß früher oder später die Hülfe des Volkes ihnen zur Erhaltung der Constitution unentbehrlich sein dürfte. Erst fünf Tage waren vergangen, seit Hunderttausende sich vereinigt hatten, um der Asche Voltaire's diejenigen Huldigungen darzubringen, welche dessen Geiste gebührte. Jetzt, da es sich darum handelte, Staat und Kirche nach den Winken des großen Mannes des Jahrhunderts einzurichten, konnten die Constitutionellen nicht plötzlich in offene Gegner jeder Fortschrittsbewegung umschlagen. Zudem waren die französischen Republikaner des Jahres 1791 nicht so zahm und zaghaft, als die europäischen Republikaner der Jahre 1848 und 1849. Die unmittelbare Todesgefahr mochte einen Danton, Camille Desmoulins, Fréron und Brissot einen oder zwei Tage lang, doch nicht länger zum Schweigen bringen. Schon am Abende des 17. Juli erschien Camille Desmoulins im Club der Jakobiner. Er und seine Genossen rechtfertigten öffentlich ihr Verschwinden an den vorhergehenden Tagen und griffen mit der ganzen Kraft ihrer republikanischen Seelen das Blutbad des Marsfeldes an. Allein die Constitutionellen hatten ihren Zweck, für den Augenblick wenigstens, erreicht. Die drohende republikanische Manifestation, welche ohne die Metzelei des 17. Juli wahrscheinlich den Thron der Bourbonen umgestürzt hätte, war vereitelt. Die National-Versammlung faßte wieder Muth, freilich nicht den Muth der Freiheit und des Rechtes, wohl aber den Muth der Verzweiflung und der Gewalt. Während die Feinde Frankreich's und der Freiheit in Pillnitz zusammen kamen und dort den Bund der Tyrannei abschlossen, während die verrätherischen Unterhandlungen zwischen den Bourbonen und den auswärtigen Despoten ihrem Abschlusse immer näher rückten, während der Krieg aller europäischen Mächte gegen die freien Bestimmungen der französischen Verfassung sich vorbereitete, setzte die National-Versammlung den König wieder auf den von ihm durch Meineid und Flucht aufgegebenen Thron.

Es ist schwer zu sagen, ob Unverstand oder Verrath den vorherrschenden Ton bei diesen Verhandlungen angab. Die Partei der Aristokraten und Pfaffen sah in der neuen Constitution die Brücke, welche zu dem alten Despotismus zurück führen sollte, das Spießbürgerthum wähnte, durch ein Papier und einen Eid die Gefahren der Revolution beschworen zu haben. Der verblendete Barnave freute sich, sein der Königin gegebenes Versprechen gelöst zu haben. Er dachte nicht daran, daß, wer den Wind säet, den Sturm erndtet. Der Wind war am 17. Juli auf dem Marsfelde gesäet worden. Nur zu bald ging aus dieser Saat der Sturm hervor. Der König mochte am 13. September die ihm dictirte Verfassung annehmen. Das Volk glaubte nicht daran, daß er sie halten würde. Die neue Verfassung mochte am 18. September auf dem Marsfelde vom Könige und der National-Versammlung feierlich beschworen werden. Der Riß, welcher früher das Volk von dem Throne, dem Adel und der Geistlichkeit getrennt, hatte sich am 17. Juli auf demselben Felde zu einem Spalte zwischen der Nation und der Bourgeoisie erweitert. Das Volk wollte weder einen Bourgeois-Thron, noch einen Adels- und Pfaffen-Thron. Es wollte keinen Thron, sondern die Freiheit. Es wollte an seiner Spitze nicht einen Verbündeten des gesammten europäischen Despotismus, sondern einen heldenmüthigen Vertheidiger der blutig errungenen Menschenrechte. Die Nation hatte den Meineid vom 14. Juli 1791 noch in zu frischem Andenken, als daß sie, wenn ihr auch die Verfassung genügt, an deren gewissenhafte Vollziehung geglaubt hätte. Der Schleier der Vergessenheit sollte über alle politischen Vergehen früherer Zeit gezogen werden. Allein die Verschwörungen dauerten fort. Die Emigranten kehrten nicht in's Vaterland zurück. Der König stellte

sich nicht auf die Seite des Volkes. Seine Gefühle und seine Wünsche blieben bei den auswärtigen Mächten, bei den widerspenstigen Priestern, bei dem emigrirten Adel.

Am 30. September trennte sich die National-Versammlung. Sie besaß nicht mehr dasjenige Vertrauen, welches ihr zwei Jahre früher entgegen getragen worden war. Von Anfang an waren die aristokratischen, pfäffischen und spießbürgerlichen Bestandtheile derselben zu vorherrschend gewesen, als daß die Nation in ihr den wahren Ausdruck ihrer Bestrebungen hätte finden können. So lange es nur galt, die Krone, den Adel und die Geistlichkeit zu beschränken, mochte die Nation sich ihr anvertrauen. Seither hatte es sich aber herausgestellt, daß es sich nicht um Beschränkung, sondern entweder um Vernichtung, oder Fortdauer der Privilegien handele. Die Nation wollte Gleichberechtigung als leitendes Prinzip, die bevorzugten, einschließlich des dritten, wollten auf das Vorrecht der Geburt, der s. g. Weihen und des Geldes, nicht verzichten.

Wenn ich auf die drittehalb Jahre vom Mai 1789 bis October 1791 zurückblicke, so macht auf mich nichts einen peinlichern Eindruck, als die schroffen Gegensätze zwischen revolutionärer Begeisterung und royalistischem Strohfeuer, zwischen Erhebung über religiöse Vorurtheile und Versinken in den alten Pfaffenspuck, welche die Bevölkerung von Paris und ganz Frankreich in raschem Wechsel kund that. Wer sollte glauben, daß eine Nation, welche am 14. Juli die Bastille stürmte, schon drei Tage darauf den König jubelnd begrüßen konnte, daß eine Nation, welche in den Tagen der zweiten Hälfte des Juni 1791 das Königthum so tief gedemüthigt hatte, dieses im September desselben Jahres schon wieder auf den Thron setzen konnte, daß dieselben Menschen, welche dreihundert Pfaffen zur Feier des Jahrestages des Sturmes auf die Bastille zuzogen, und bei jeder Gelegenheit ein „Herrgott dich loben wir" in deren Kirchen sangen, Voltaire's Asche in das Pantheon verbrachten! Wenn im Laufe weniger Monate solche Gegensätze sich kund thaten, wenn die Franzosen nicht fühlten, daß sie durch derartige, sich gegenseitig widersprechende Kundgebungen vor der ganzen Welt ihren Wankelmuth blos stellten, wie können wir uns darüber wundern, daß ähnliche Widersprüche im Laufe der Jahrzehnte in deren Staatsformen zu Tage traten!

Diese Kundgebungen deuteten schon in den ersten Anfängen der Revolution an, daß die Aeußerlichkeiten einen zu bestechenden Einfluß auf die Massen übten, als daß der innere Kern der Freiheitsbestrebung davon hätte unberührt bleiben können, daß die Bilder einer gereizten Phantasie und die Bewegungen eines gesteigerten Gefühls eine zu große Macht ausübten, als daß ein mäßiger Fortschritt möglich gewesen wäre. Die Sprünge, welche die französische Nation vom 14. auf den 17. Juli 1789, vom 14. Juli 1790 zum 12. Juli 1791, vom Juni bis zum September 1791 machte, waren eben so groß, als die Sprünge von der Republik zum Kaiserthum, von diesem zur Republik und hinwiederum zum Kaiserthum!

Eine Nation mit so außerordentlicher Elasticität, wie die französische, wird sich aber auch wieder einmal aus dem Kaiserthum in die Republik schwingen.

§ 9. Die neue Verfassung und die gesetzgebende Versammlung.

Wenn eine Verfassung in's wirkliche Leben eindringen soll, müssen deren Hüter und Vollstrecker Bürgschaft für die treue Erfüllung derselben leisten. Sie darf in sich selbst keinen Widerspruch enthalten, welcher es unmöglich macht, alle Bestimmungen derselben zu erfüllen. Die französische Verfassung des Jahres 1791 litt an diesen beiden Hauptmängeln. Ludwig's XVI. ganze Vergangenheit bewies, daß er einen unüberwindlichen

Widerwillen gegen viele der wichtigsten Bestimmungen jener Verfassung hegte. Jedermann wußte, daß die Königin, die Brüder des Königs, Adel und Geistlichkeit diesen Widerwillen theilten, daß manche derselben in noch höherem Grade, als der König selbst, dagegen eingenommen waren. Woher sollte der schwache, der wankelmüthige Ludwig XVI. die Kraft nehmen, im Kampfe mit seinen nächsten Angehörigen eine Verfassung aufrechtzuerhalten, welche er selbst unvereinbar mit dem Königthume hielt? Ueberdieß standen die Menschenrechte, welche an die Spitze der Verfassung des Jahres 1791 gestellt worden waren, in augenscheinlichem Widerspruche mit der dem Königthume zugestandenen Gewalt. Wenn, wie Artikel 1 derselben besagte, alle Menschen gleich an Rechten geboren werden und verblieben, so kann die Verschiedenheit ihrer Stellung im Leben nur die Folge ihrer persönlichen Verdienste, nicht aber ihrer Geburt sein. Schon der erste Artikel der Verfassung war entweder selbst eine Lüge, oder machte er die erbliche Monarchie zu einer solchen.

Im Artikel 2 der Verfassung wurde der Widerstand gegen Unterdrückung für eines der unveräußerlichen Menschenrechte erklärt. Die Revolution wurde dadurch zu einem Rechte des Volkes, neben welchem das Königthum auf die Dauer nicht bestehen konnte. Das Urtheil über die Frage, wann der Fall der den Aufstand rechtfertigenden Unterdrückung gegeben sei, konnte natürlich nur dem Volke zustehen. Es wäre klüger gewesen, eine Verfassung zu gründen, welche die Nothwendigkeit der Revolution ausschloß, als eine solche, welche dieselbe voraussetzte.

Allerdings wimmelt das menschliche Leben von inneren Widersprüchen. Manches Gesetzbuch und manche Staatsverfassung hat Jahrhunderte bestanden trotz der mannigfaltigsten Widersprüche, welche sich in deren Schooße fanden. Allein wenn der Antagonismus sich auf die brennenden Fragen des Tages bezieht und die Nation, welche denselben dulden soll, im Zustande der heftigsten Gährung begriffen ist, dann dauert der Zwiespalt fort, bis die Gährung zur Ruhe gebracht, und ein Theil der Verfassung den Sieg über den andern gewonnen hat.

Wir haben in den vorhergehenden Paragraphen die wesentlichen Bestimmungen der Verfassung bereits mitgetheilt. Es bleibt uns hier nur festzustellen, daß ein großer Theil des französischen Volkes die Unvereinbarkeit der Beschlüsse der National-Versammlung mit den persönlichen Neigungen Ludwig's XVI., die Unvereinbarkeit der Menschenrechte mit der Macht der Krone deutlich erkannt hatte, bevor das Verfassungswerk fertig geworden war. Der gesetzliche Widerstand gegen das Königthum war durch das Blutbad des Marsfeldes niedergeschlagen worden. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß dieselbe Bevölkerung von Paris, deren friedliche Bitten im Blute einer zahlreichen Versammlung erstickt worden waren, das Beispiel der Gewaltthätigkeit, welches die Vertreter der Constitution ihr gegeben hatten, nachahmte.

Der große Irrthum, dessen sich die National-Versammlung schuldig machte, bestand darin, daß sie wähnte, durch irgend einen Beschluß, derselbe sei, welcher er wolle, die Bewegung der Geister stille stellen zu können. Die Pendelschwingung, welche mit dem 4. Mai 1789 begann, hatte ihr Ende noch nicht erreicht. Keine Macht der Erde ist im Stande, einer geistigen Bewegung von derjenigen Stärke, wie die französische Revolution sie bekundete, Halt zu gebieten. Die Parteien standen sich viel zu erbittert gegenüber, als daß irgend eine derselben bereit gewesen wäre, ihre Ansichten, Wünsche und Bestrebungen den Beschlüssen der National-Versammlung unterzuordnen. Das Königthum hoffte, allmälig in den Besitz wenigstens eines Theils der ihm entrissenen Rechte wieder einzutreten. Der nach dem Ausland entflohene Adel war bereit, das Schwert zu ziehen, und in Verbindung mit den auswärtigen Mächten, die kaum beschlossene Verfassung über den

Haufen zu werfen. Die Geistlichkeit stachelte den abergläubischen und unselbstständigen Theil der Nation zum Hasse und zur Rache gegen den Geist der Zeit auf. Die republikanische Partei hatte das Blutbad des Marsfeldes nicht vergessen, und betrachtete dieses als die eigentliche Grundlage, auf welcher das Königthum in Frankreich noch ruhte.

Inmitten der beiden Parteien, welche mit der neuen Verfassung unzufrieden waren, konnte diese um so weniger feste Wurzeln schlagen, als im Augenblicke, da das Werk vollendet wurde, die Schöpferin desselben, die National-Versammlung, sich nicht blos auflöste, sondern sogar in allen ihren einzelnen Mitgliedern, von dem Schauplatze abtrat. Die einzige Macht, welche etwa die neue Verfassung hätte aufrecht erhalten können, zog sich zurück, als diese in's Leben eingeführt werden sollte.

Wäre die Verfassung freisinniger ausgefallen, so hätten die reaktionären Elemente Frankreich's sie um so heftiger angegriffen; hätte sie den Wünschen der republikanischen Partei noch weniger Rechnung getragen, so wäre diese mit verdoppeltem Grimme dagegen aufgetreten. Befestigen konnte sich die Verfassung nicht, bevor die erste Pendelschwingung der Revolution ihr Ende erreicht hatte, und dieser viele andere, minder heftige Schwingungen gefolgt waren.

Sieben Jahrzehnte sind nahezu verflossen, seit die Kämpfe der Freiheit in Frankreich begannen, und noch konnten dieselben zu keinem einigermaßen festen Abschlusse gelangen. Despoten, wie Napoleon I. und Napoleon III., mochten zwar der französischen Nation Stillschweigen auferlegen; die Pendelschwingung zu hemmen vermochten sie nicht. Dieses bewiesen die Revolutionen der Jahre 1830 und 1848. Es war kein Zufall, daß die Regierung Ludwig Philipp's länger dauerte, als die Restauration und diese länger, als das Kaiserreich. Je gewaltsamer der Druck war, welcher auf Frankreich lastete, desto kürzer dauerte er.

Die Verfassung des Jahres 1791 mußte den Freiheitsbestrebungen der Nation erliegen, weil dieselben damals ihren Höhepunkt noch nicht erreicht hatten. Das Blutbad des Marsfeldes mußte gesühnt werden, wie später die Blutbäder der Schreckenszeit. Die National-Versammlung hätte jedenfalls weiser, dem Geiste der Zeit und den Bedürfnissen der Nation entsprechender gehandelt, falls sie diese und nicht den König, nicht das Haupt der Reaktionspartei zum Schirmer und Schützer ihres Werkes bestellt hätte. Ob sich eine republikanische Verfassung auf die Dauer behauptet hätte, ist eine ganz andere Frage. Unserer Ansicht zufolge war die Reaktionspartei im Jahre 1791 in ganz Europa noch viel zu mächtig, als daß diese sich die republikanische Staatsform ruhig hätte gefallen lassen. Ohne allen Zweifel hätte sie nur etwas früher dasselbe gethan, was sie ein Jahr später that, d. h. die französischen Reaktionäre hätten das Ausland zu Hülfe gerufen und innere Wirren angezettelt. Allein die National-Versammlung hätte dann nicht das Blutbad des Marsfeldes auf dem Gewissen gehabt und ihr Werk wäre ein logisches Ganzes gewesen, während der Wunsch, die monarchische Form beizubehalten, im Widerspruche mit der ganzen Richtung des Volkes und mit der gesammten Thätigkeit der Vertreter derselben im Laufe zweier Jahre stand, nur mit Gewalt durchgesetzt werden konnte, und die noch schlummernden gewaltthätigen Leidenschaften der Nation wach rief. Wenn die Bourgeoisie Erhabenheit der Gefühle und Scharfblick genug gehabt hätte, das in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtete Königthum aufzugeben, wenn sie sich mit den Massen verbunden hätte, statt mit den privilegirten Ständen, von welchen sie gehaßt und verabscheut wurde, trotz den denselben vor Thorschluß noch gemachten Zugeständnissen, so hätte die Revolution gewiß einen minder blutigen Verlauf genommen, obgleich dieselbe gewiß durch keine Maßregel im Jahre 1791 zum Schlusse gebracht werden konnte.

Nachdem Adel und Geistlichkeit von dem dritten Stande besiegt und das Königthum gedemüthigt war, brachte es der natürliche Entwickelungsgang der französischen Nation mit sich, daß der dritte Stand von dem vierten, oder mit andern Worten, daß nach Beseitigung der Privilegien der Geburt und der Weihe auch das Privilegium des Geldes von dem gleichen Rechte, daß die ganze bevorzugte Minderheit von der gleichmäßig gedrückten Mehrheit aus dem Felde geschlagen wurde. Es lag nicht im Interesse der Bourgeoisie, es deutete keine feine Staatskunst und keine Erhabenheit des Standpunktes an, daß das Spießbürgerthum dieselben Grundsätze der Revolution, mit deren Hülfe es seine Siege gegen die mittelalterlichen Stände gewonnen hatte, verläugnete, als es sich darum handelte, die Folgesätze derselben zu Gunsten der Gesammtheit der Nation anzuerkennen. Wer mit vorurtheilsfreiem Blicke die Franzosen des Jahres 1791 betrachtete, konnte mit leichter Mühe gewahren, daß die Helden des Sturmes auf die Bastille, die Unterzeichner der Petition des Marsfeldes, die Mitglieder der Jacobiner-Clubs des ganzen Landes, die eifrigen Leser der republikanischen Blätter Frankreich's nicht geduldig unter die Zuchtruthe eines Königs zurück ke[illegible]n würden, dessen ganze Vergangenheit den Beweis lieferte, daß sein Herz nicht der Nation, sondern dem Adel, der Geistlichkeit und den ausländischen Despoten gehöre.

Je leichter dem Volke der Sieg über seinen letzten Gegner, den Bourgeois und dessen Scheinkönig, gemacht worden wäre, desto schneller hätte sich die Aufregung der Massen gelegt und desto früher wäre der Strom der Revolution in sein altes Bett zurück gekehrt. Indem die Bourgeoisie im Namen des Königthums den Handschuh aufnahm, welchen die Revolution dem Mittelalter hingeworfen hatte, entflammte sie einen Kampf, welcher in der heutigen Stunde noch nicht ausgefochten ist, und welcher erst dann zum Abschluß kommen wird, wenn sie erkannt hat, daß für sie selbst Freiheit und Gleichheit Phantome bleiben, bis sie bereit ist, diese höchsten Güter mit der ganzen Menschheit zu theilen. Die Bourgeoisie muß ihre Privilegien eben so wohl auf dem Altare des gleichen Rechts opfern, als Königthum, Adel und Geistlichkeit. Sie muß sich für das Volk erklären, falls sie nicht selbst von den bevorzugten Ständen ausgebeutet und gedrückt werden will.

Die Bourgeoisie des Jahres 1791 war freilich nicht so schlimm, als diejenige der Jahre 1848 und 1849. Sie warf sich dem Despotismus nicht rückhaltlos und unbedingt in die Arme, allein eben so wenig der Freiheit und dem gleichen Rechte. Sie hielt mit krampfhafter Zähigkeit an einem Königthume fest, das sich selbst überlebt hatte, und an das sie so wenig, als der vierte Stand glaubte. Sie hielt an dem Königthume fest, dessen Stützen sie zertrümmern geholfen hatte. Die letzte war die National-Versammlung gewesen. Maximilian Robespierre hatte dieses mit scharfem Blicke erkannt. Es war ein Meisterstück seiner Politik, daß er den Beschluß durchsetzte, kein Mitglied dieser Versammlung könne für die nächste gesetzgebende Versammlung wieder erwählt werden.

Die zweite National-Versammlung bestand folgeweise aus neuen Männern, welche mitten aus dem bewegten Volksleben Frankreich's mit frischer Kraft auf die in Paris errichtete Bühne des Staates traten. Die Stände des Adels und der Geistlichkeit hatten nicht mehr die Hälfte der Mitglieder derselben zu erwählen. Die rechte Seite der National-Versammlung verschwand vollständig. Die Meinungsschattirung, welche im Schooße der National-Versammlung die linke Seite gebildet hatte, wurde in der gesetzgebenden die rechte, und eine neue Partei, welche bis zum Jahre 1791 fast gänzlich unvertreten gewesen war, besetzte die Bänke der linkenSeite. Es trat auf diese Weise klar zu Tage, daß die National-Versammlung nicht gleichen Schritt mit der Nation gehalten hatte, daß sie vielmehr hinter deren Wünschen und Erwartungen weit zurück geblieben war. Je weniger

die Verhandlungen der National-Versammlung im Laufe ihres zweiten Jahres das Volk befriedigt, desto höhere Bedeutung hatten diejenigen gewonnen, welche im Schooße der zahlreichen Clubs Frankreich's, namentlich der Jakobiner-Clubs, gepflogen wurden. Hunderte von Rednern, welche früher nur vorbereitende, anregende Reden gehalten hatten, welche früher nur Mitglieder von Clubs gewesen waren, traten gegen Ende des Jahres 1791 in die gesetzgebende Versammlung ein und kamen dadurch in die Lage, die Ansichten, welche früher nur die öffentliche Meinung in Bewegung gesetzt hatten, in das Gebiet der Gesetzgebung und der Verfassung überzutragen.

Die Abgeordneten, welche von den Ufern der Gironde nach Paris gesandt worden waren und welche sämmtlich republikanische Gesinnungen hegten, bildeten den Kern der linken Seite der gesetzgebenden Versammlung. Der einflußreichste Staatsmann der linken war Brissot. Die Partei, deren Führer er war, erhielt von ihm den Namen Brissotisten, von den Abgeordneten der Gironde den der Girondisten.

Der außerordentliche Reichthum Frankreichs an hoch begabten Männern trat zu keiner Zeit in so strahlendem Glanze zu Tage, als im Jahre 1791, da sieben hundert drei und vierzig Abgeordnete des Volkes an die Stelle der eintausend früheren Mitglieder der National-Versammlung traten. Auf der Rechten nahmen die Abgeordneten Ramond, Girardin, Vaublanc, Dumas, auf der Linken, neben Brissot, Louvet, Vergniaud, Condorcet, Bazire, Chabot, Merlin von Thrionville, die hervorragendsten Stellen ein.

Derselbe Fortschritt der Zeit, welcher sich in der Zusammensetzung der National-Versammlung bekundete, trat auch in der städtischen Regierung von Paris ein. Statt des Constitutionellen Bailly wurde der Republikaner Petion Maire von Paris. In unsinniger Verblendung hatte der Hof selbst, und zwar sogar durch Bestechung dessen Wahl gefördert, blos um seinem grimmigen Haße gegen Lafayette, dem Mitbewerber Petion's, Luft zu machen. Lafayette legte sein Commando nieder. An dessen Stelle trat kein anderer Oberbefehlshaber der Nationalgarde von Paris, vielmehr wechselte das Obercommando unter den sechs höchsten Officieren derselben. Die nothwendige Folge hiervon war, daß die Nationalgarde, welche kein festes Haupt mehr hatte, auch jenen bestimmten Charakter verlor, welchen Lafayette ihr früher eingehaucht hatte. Die Regierung verlor daher zu gleicher Zeit fast alle ihre Stützen im Schooße der National-Versammlung und der städtischen Behörde von Paris. Wie konnte sie hoffen, unter solchen Verhältnissen dem Sturme der Zeit Trotz zu bieten? Ihr Haß gegen die constitutionelle Partei war so wüthend, daß sie demselben alle Rücksichten der Staatsklugheit aufopferte. Sie besaß nicht einmal so viel Selbstbeherrschung, um nur einigermaßen ihre der Verfassung feindliche Stimmung zu verschleiern. Wohl pochte sie auf die Verfassung, insofern diese ihr Rechte einräumte. Jede Verpflichtung, welche dieselbe ihr aber auferlegte, war ihr unerträglich. Das Veto, welches die National-Versammlung dem Könige eingeräumt hatte, war fast das einzige, was dem Hofe an der Verfassung zusagte. Ludwig XVI. bedachte aber nicht, daß demselben das dem Volke zuerkannte Recht der Revolution entsprach.

Schon in den ersten Tagen der gesetzgebenden Versammlung trat der Zwiespalt, in welchem diese zu dem Hofe stand, klar zu Tage. Der Streit über die dem Könige zu gebenden Titel wurde zwar beigelegt, indem die Versammlung den Beschluß zurück nahm, den sie früher gegen die Titel des mittelalterlichen Königthums, „Sire" und „Majestät," gefaßt hatte. Die gesetzgebende Versammlung gab in Betreff des Titels nach, in Betreff der Sache selbst, der königlichen Gewalt im Gegensatze zum Volkswillen behielt sie sich ihre weiteren Beschlüsse vor.

Drei Fragen waren es zunächst, welche die Prüfsteine des guten Willens des Königs

sein sollten; sie betrafen die Geistlichkeit, die Emigration und das Verhältniß Frankreich's zum Auslande.

Wenn wir die persönliche Freiheit des Menschen fest halten wollen, so dürfen wir dessen religiösen Ueberzeugungen nicht zu nahe treten. Allein die Frage wird, den Umständen nach, entstehen, inwiefern die Religion auf die Verhältnisse dieses Lebens einwirken dürfe? So lange es sich nur um Ansichten und Ceremonien handelt, wäre es sehr unduldsam, wenn die Staatsgewalt denselben Schranken setzen wollte. Eine ganz andere Gestalt nimmt aber die Frage an, falls die Ruhe und die Sicherheit des Landes durch die religiösen Ansichten eines Beamten, zumal des Königs, gefährdet wird. Wenn beim Widerspruche der religiösen Ueberzeugungen eines Fürsten mit den Erfordernissen der Staatsregierung jener sich hinter seine Religion verschanzen will, so wird man ihm mit Recht entgegnen: „wenn du das Reich jenseits dieser Erde dem irdischen vorziehest, so danke ab! Wir wollen dir deine persönlichen Ansichten zu gute halten, können aber nicht dulden, daß unser Staat durch dieselben zu Grunde gerichtet werde."

Wer Ludwig XVI. kannte, der war vorbereitet auf den Widerstand, welchen er den von der National-Versammlung in Betreff der Geistlichkeit gefaßten Beschlüssen leistete. Doch die Constitutionellen waren Theoretiker, welche den thatsächlichen Verhältnissen geringe Rechnung trugen. Die Geistlichkeit, welche des Beistandes des Königs gewiß war, von Rom und dem Auslande her in ihrer Widersetzlichkeit gegen die Verfassung bestärkt wurde, bildete den Kern der Reactionspartei, welche ganz offen auf den Umsturz der Verfassung und die Wiederherstellung des alten Absolutismus hin arbeitete. Die ersten Aufstände, welche die Geistlichkeit da und dort angezettelt hatte, waren zwar durch das Einschreiten der Nationalgarden und des Volkes niedergeworfen worden; allein die Umtriebe des Pfaffenthums dauerten fort und bedrohten den innern Frieden des Landes um so mehr, je gehässiger die Stellung war, welche die Emigranten an den Gränzen des Reiches und die sämmtlichen Könige Europa's der französischen Revolution gegenüber annahmen.

Sollte die gesetzgebende Versammlung ruhig geschehen lassen, daß unter dem Aushängeschilde der Religion die Verfassung des Landes untergraben und dem auswärtigen Feinde Stützpunkte im Innern des Landes erwüchsen, mit deren Hülfe diesem der Sieg über Frankreich erleichtert würde?

Die gesetzgebende Versammlung und alle verständigen Freunde der Freiheit waren der Ansicht, der Zeitpunkt sei gekommen, den Umtrieben des Pfaffenthums ein Ende zu bereiten. Es handelte sich darum, die Folgerungen zu ziehen, welche sich aus der bürgerlichen Verfassung der Geistlichkeit ergaben. Die National-Versammlung hatte in Betreff der Geistlichkeit einen ähnlichen Mittelweg eingeschlagen, wie in Betreff des Königthums. Sie hatte gewähnt, durch ihre Beschlüsse die eine, wie die andere Macht aus ihrer souverainen Stellung in die untergeordnete einer Dienerin herab drücken zu können. Sie hatte nicht erwogen, daß die Schwachen sich wohl den Beschlüssen einer gesetzgebenden Behörde fügen, nicht aber die Starken. König und Geistlichkeit hielten sich für stark genug, den Beschlüssen der National-Versammlung die Spitze bieten zu können. Diejenigen Rechte, welche die Verfassung dem Königthume, wie der Geistlichkeit einräumte, waren bedeutungsvoll genug, um denselben die Mittel zum Widerstande zu bieten. Nichts ist verkehrter, als einen auf's Aeußerste gereizten Feind, den man mit leichter Mühe unschädlich machen kann, statt dieses zu thun, in die Lage zu versetzen, großen Schaden anzurichten. Königthum und Pfaffenthum hätten im Jahre 1791 viel leichter gänzlich abgeschafft als beschnitten werden können. Die National-Versammlung glaubte, klug

zu handeln, indem sie das letztere that. Ihre Beschlüsse waren eben so unklug, als unzureichend.

Die Geistlichkeit hatte in Folge der ihr aufgedrungenen bürgerlichen Verfassung zwar ihren aus dem Mittelalter herrührenden Vermögensstand verloren, allein die ihr dafür vom Staate zugesicherten Gehalte gewährten ihr eine noch immer sehr bevorzugte finanzielle Stellung. Indem der Staat die Kosten des s. g. Gottesdienstes aus seinem Schatze bestritt, erhob er die Kirche zu einer Staatsanstalt und verlieh den Geistlichen alle Rechte von Staatsdienern. Die ihnen ausgesetzten Gehalte und anderen Rechte ließen sich die Geistlichen wohl gefallen. Allein ein großer Theil derselben weigerte sich, die damit verbundenen Pflichten zu erfüllen. Die französische Geistlichkeit spaltete sich in zwei feindliche Lager, von denen das eine den auf die bürgerliche Verfassung zu leistenden Eid ablegte, das andere sich dessen weigerte, das eine sich der Bewegung der Geister anschloß, das andere derselben widerstrebte. Im Schooße der meisten Gemeinden trat dieser Zwiespalt in bedenklicher Weise zu Tage. Auf der einen Seite stand der von der Regierung begünstigte, bezahlte, verfassungsmäßige, auf der anderen der von ihr verfolgte, den Eid verweigernde, verfassungswidrige Geistliche. Beide hetzten ihre Beichtkinder gegen einander, excommunicirten sich gegenseitig und fachten nicht selten blutige Kämpfe sogar in den Kirchen an, welche sie heilige Orte des Friedens nannten. In den Städten war meistentheils die constitutionelle, auf dem Lande die der Constitution widerstrebende Geistlichkeit vorherrschend. Die letztere war um so gefährlicher, je weniger sie am Vaterlande hing, und je inniger sie mit Rom, mit der Emigration, mit Aberglauben und Despotismus verbunden war. Der Papst unterstützte die widerspenstige Geistlichkeit mit allem ihm zu Gebote stehenden Nachdruck. Er schüchterte den bigotten König durch fanatische Mittheilungen ein und goß vermittelst wüthender Bullen, welche er erließ, Oel in das schon zu heftig brennende Feuer religiöser Aufregung.

Die gesetzgebende Versammlung konnte nicht umhin, diesen hochwichtigen Gegenstand in Berathung zu ziehen. Sie kam zu folgenden Beschlüssen: „Jeder Geistliche, welcher den Eid auf die Verfassung noch nicht geleistet hat, ist gehalten, sich innerhalb acht Tagen vor der Gemeindebehörde zu stellen und den Bürgereid zu leisten. Diejenigen, welche sich dessen weigern sollten, werden in Zukunft keine Besoldungen oder Pensionen vom öffentlichen Schatze mehr beziehen.

Diese Priester werden überdieß, in Folge der Thatsache der Eidesweigerung für verdächtig des Aufstandes gehalten und besonders überwacht werden.

Man wird sie deßhalb von ihrem Wohnorte entfernen und ihnen einen andern anweisen können.

Wenn sie sich dieser ihnen auferlegten Wohnungsveränderung weigern, werden sie eingesperrt werden.

Die zu dem vom Staate besoldeten Dienste gebrauchten Kirchen können zu keinem andern Gottesdienste gebraucht werden. Die Bürger können die anderen Kirchen oder Kapellen miethen und daselbst ihren Gottesdienst ausüben lassen. Aber dieses Recht wird den eidesweigernden und des Aufstandes verdächtigen Priestern untersagt.“

Gegen diese Beschlüsse mag man einwenden, was man will; sie waren die nothwendigen Folgesätze der von dem Könige beschworenen bürgerlichen Verfassung der Geistlichkeit. Mit Recht wurde der Priester, der sich weigerte, die von sämmtlichen Staatsgewalten zum Gesetze erhobene Verfassung anzuerkennen, für verdächtig erklärt und demgemäß behandelt. Nicht der gesetzgebenden, sondern der constituirenden Versammlung fielen daher alle Ein-

wendungen zur Last, welche man gegen die bezeichneten Beschlüsse machen konnte. Nicht diese, sondern jene hatte die Kirche mit dem Staate untrennbar verbunden.

Die Beschlüsse der gesetzgebenden Versammlung waren nicht blos in Betreff der Geistlichkeit, sondern auch in Betreff des Königs von der höchsten Bedeutung. Es fragte sich jetzt, ob dieser auf Seite der Kirche, oder des Staats gehen würde.

Ludwig XVI. hatte durch seine ganze Vergangenheit bewiesen, daß nicht blos seine wechselnden Ansichten, nicht blos seine Staatskunst, sondern etwas weit tieferes, sein ganzer Gemüthszustand, seine Religion, sein Gefühl für Recht und Sitte, für Anstand und Würde, der Verfassung des Jahres 1791 widerstrebte. Er konnte daher auf die Dauer mit keinem Ministerium offen und redlich zusammenarbeiten. Die Königin, welche kecker war, als Ludwig XVI., machte gar kein Hehl daraus, daß weder sie, noch der König die Verfassung ertragen könnten. Sie erklärte dieses unumwunden dem General Dümouriez, als dieser ihr den ersten Besuch abstattete. Dümouriez war kein Mann von Grundsätzen. Verfassung, oder Absolutismus, Freiheit, oder Knechtschaft galten ihm gleichviel, vorausgesetzt, daß er eine Rolle spielen konnte. Mit Vergnügen hätte er sich dazu hergegeben, die neue Verfassung über Bord zu werfen, wenn er nur die Möglichkeit erkannt hätte, dieses zu thun. Allein er war kein Fanatiker. Er war klug genug, einzusehen, daß das Jahr 1792 nicht der geeignete Zeitpunkt und offenes Widerstreben nicht das geeignete Mittel zum Zwecke sei. Ludwig XVI. konnte mit Dümouriez ganz eben so wenig regieren, als mit den Girondisten, denn wo es sich um die verkehrte Gefühlswelt handelte, welche der König sich unter dem Einflusse des Pfaffenthums und der Aristokratie gebildet hatte, gab er um keinen Preis nach. Er berief sich auf sein Gewissen, wenn die ihm von tückischen Pfaffen beigebrachten religiösen Vorurtheile in Frage standen, und auf seine Ehre, wenn seine aristokratischen Befangenheiten berührt wurden. Er war so kleinlich, daß mitten im Sturme der Revolution, im Augenblicke, da sein Thron, sein und seiner ganzen Familie Leben auf dem Spiele stand, elende Dinge, wie Titel und Kleidungsstücke ihm nicht blos Sorge und Kummer, sondern auch die größten Verlegenheiten bereiteten. Zu einer Zeit, da alles in Frankreich wankte, da alle Formen des Mittelalters abgestreift waren, verletzte er und sein Hof wiederholt das Nationalgefühl dadurch, daß er mit unsinniger Zähigkeit an werthlosen Aeußerlichkeiten festhielt. Er und seine Höflinge forderten den republikanischen Geist der Gleichheit dadurch heraus, daß sie demselben sogar in dieser Beziehung Trotz boten.

Ein König, welcher eine mangelnde Schuhschnalle als eine Staatsangelegenheit behandelte und sich bei jeder Gelegenheit auf sein Gewissen bezog, konnte unmöglich das Schiff des Staates durch die Wogen einer Revolution steuern. Dem Gewissen des Königs stand nicht blos das Gewissen, sondern auch der Wille und die begeisterte Stimmung des Volkes gegenüber, gerade so wie seinen Begriffen von königlicher Würde das gehobene Freiheitsgefühl der Nation feindlich widerstrebte.

Wenn sich der König damit begnügt hätte, die Folgen des Contrastes zwischen seiner Anschauungsweise und derjenigen der Nation ruhig über sich ergehen zu lassen, so könnten wir ihn als einen Märtyrer für aristokratische und pfäffische Vorurtheile bedauern. Allein er suchte die Ausgleichung in der Hülfe fremder Despoten. Er wollte keineswegs ruhig und gelassen das Schicksal dulden, das er sich durch Festhalten an veralteten Vorurtheilen selbst bereitete. Er war kurzsichtig und schwach genug, bisweilen zu glauben, seinen Willen im Kampfe mit der Nation durchführen zu können. Seine Verfassungstreue verflog stets mit diesem Wahne. Sobald diese Wendung eingetreten war, nahm Ludwig XVI. seine geheimen Unterhandlungen mit den auswärtigen Despoten wieder auf. Daß diese ver-

räterisch waren, unterliegt keinem Zweifel. Allerdings nennen royalistische Schriftsteller, welche von dem Grundsatze ausgehen, daß ein König kein Verbrechen begehen könne, sie nicht so. Wer gewöhnt ist, den Stuhl eines Königs Thron, dessen Sohn Prinz und dessen Haus Palast zu nennen, mag immerhin auch die Verbrechen desselben mit einem andern Namen belegen. Der Gegenstand bleibt darum doch derselbe. Eine That, welche von jedem Bürger begangen als Verrath bezeichnet wird, ist auch ein solcher, wenn sich ein König derselben schuldig macht. Es zeugt von keiner Schärfe des Verstandes und keiner Tiefe der Forschung, wenn ein Geschichtschreiber es nicht wagt, Gegenstände von so hoher Wichtigkeit, wie diejenigen sind, von welchen das Urtheil über einen geschichtlichen Charakter abhängt, mit dem rechten Namen zu bezeichnen.

Wie vorauszusehen war, weigerte sich der König, dem Gesetze in Betreff der eidesweigernden Priester seine Zustimmung zu geben, und nicht zufrieden damit, vertraute er sich selbst und seine Familie nur solchen an, während er die verfassungsmäßige Geistlichkeit von seinem Hofe fern hielt.

Dieselbe freiheitsfeindliche Haltung, wie in der Frage der Geistlichkeit, bekundete Ludwig XVI. auch in Betreff der Emigration und seines Verhältnisses zum Auslande.

Seit mehr als zwei Jahren hatte die Emigration immer zugenommen. Ein Theil der Ausgewanderten bestand in Offizieren des Heeres und der Flotte, welche durch ihre Fahnenflüchtigkeit nach den französischen Gesetzen ihr Leben verwirkt hatten. Alle Emigranten gaben ihre der neuen Verfassung und überhaupt den Freiheitsbestrebungen feindlichen Gesinnungen nicht blos durch Schrift und Wort, sondern auch durch die That deutlich zu erkennen. Sie begnügten sich nicht damit, alle auswärtigen Regierungen Europa's zum Kampfe gegen Frankreich aufzustacheln und innere Unruhen in ihrem Vaterlande anzuzetteln, sie theilten sich in Regimenter und Bataillone ein und bedrohten von der Gränze aus Frankreich mit einem Einfalle. Wenn der König seine Pflicht hätte thun wollen, so hätte er die Emigration theilweise wenigstens verhindern können, jedenfalls mit Nachdruck derselben entgegen treten müssen. Allein weit entfernt, das eine, oder das andere zu thun, hatte er dieselbe wiederholt begünstigt. Einzelne hervorragende Emigranten, namentlich die Herren von Breteuil und Calonne hatten sogar in seinem Namen mit den fremden Mächten unterhandelt. Er selbst hatte eigenhändig an den König von Preußen und den Kaiser von Deutschland geschrieben. Die Haltung, welche die Emigration längs der Rheingränze annahm, wurde immer drohender, um so mehr, als die auswärtigen Mächte den Plan, Frankreich zu bekriegen, fortwährend hegten.

Ludwig XVI. war zwar nach Beschwörung der Verfassung des Jahres 1791 der Emigration entgegengetreten, allein nicht mit dem erforderlichen Nachdrucke. Er hatte gegen die Emigration nur Worte der Bitte und des Wunsches, während selbst Worte des Tadels und des Vorwurfs nicht ausgereicht hätten, dem Uebel zu steuern. Da der König seine Pflicht nicht erfüllte, bemächtigte sich die gesetzgebende Versammlung des Gegenstandes und faßte nach lebendigen und aufregenden Verhandlungen den Beschluß, daß alle jenseits der Gränzen versammelten Franzosen sofort der Verschwörung gegen Frankreich verdächtig und für Verschwörer erklärt und als solche mit dem Tode bestraft werden sollten, falls sie nicht vor dem 1. Januar 1792 zurückkehrten; daß die französischen Prinzen, die Brüder des Königs, gleich anderen Bürgern, mit dem Tode bestraft werden sollten, falls sie nicht der ihnen gemachten Aufforderung Genüge leisteten; daß deren Einkünfte mit Beschlag zu belegen seien; daß endlich die Offiziere des Land- und See-Heeres, welche ohne Urlaub oder Abschied ihren Posten verlassen würden, gleich desertirten Soldaten mit dem Tode bestraft werden sollten.

Schwerlich würde irgend ein Aristokrat gegen diese Beschlüsse Einwendungen erhoben haben, falls die Regierung Frankreich's eine despotische und die Emigranten Republikaner gewesen wären. Wir haben in unseren Tagen erlebt, daß die Despoten selbst einzelne friedliche, von ihren Gränzen weit entfernte Flüchtlinge bis über den Continent von Europa, bis nach England und Nordamerika verfolgten. Dagegen fanden royalistische Minister, Schriftsteller und Zeitungsschreiber durchaus nichts einzuwenden, obgleich von einer wirklichen und drohenden Gefahr gar keine Rede sein konnte. Als aber gegen Ende des Jahres 1791 die französische Nation, nach drittehalbjähriger Geduld ernstliche Maßregeln gegen die aristokratische Emigration ergriff, ergossen sich alle reaktionären Organe in Schmähungen gegen sie. Der König schlug sich, wie in Betreff der Geistlichkeit, auf die Seite der Feinde der Verfassung und verweigerte den Beschlüssen der gesetzgebenden Versammlung seine Zustimmung.

Im innigsten Zusammenhange mit der Frage der Geistlichkeit und Emigration stand diejenige des Krieges. Nimmermehr hätten sich die auswärtigen Mächte in einen Kampf mit Frankreich eingelassen, wenn sie nicht gehofft hätten, in der Geistlichkeit, dem Adel und selbst dem Könige Frankreich's mächtige Verbündete zu finden. Ludwig XVI. sah in dem Kriege mit dem Auslande für sich persönlich keine Gefahr, wohl aber die Hoffnung, seinen wankenden Thron von Neuem zu befestigen. Für den Fall des Sieges der Feinde Frankreich's war er gewiß, mit deren Hülfe die neue Verfassung umstürzen und den alten Absolutismus wiederherstellen zu können. Sollten dagegen, wie Ludwig XVI. damals nicht glaubte, die französischen Waffen siegreich sein, so, dachte er, im Gewühle des Krieges die innere Aufregung ersticken und an der Spitze glücklicher Soldaten seinem Throne neuen Glanz verschaffen zu können. Die Girondisten sahen in dem Kriege das sicherste Mittel, den vom Auslande her drohenden Gefahren zu begegnen. Der Einzige, welcher die Frage des Krieges richtig erfaßte, war Maximilian Robespierre. Während der König, die Constitutionellen und Girondisten in die Kriegstrompete stießen, trat er im Jakobiner-Club für den Frieden in die Schranken. Seine Worte fielen so schwer in die Wagschale, daß er allein mehrere Wochen lang ganz Frankreich durch seinen Widerspruch in Spannung erhielt. Robespierre erkannte sehr genau, daß diejenigen Leute, welche damals das Steuerruder Frankreich's in Händen hatten, den Krieg niemals im Sinne der Freiheit führen würden, daß dieselben entweder unterliegen und dem auswärtigen Despotismus die Thür öffnen, oder, im Falle des Sieges, einen Cromwell emporheben würden. Von allen Seiten auf's Aeußerste gedrängt, rief Robespierre am 13. Januar 1792 aus:

„Nun gut! ich bin besiegt; ich gehe zu euch über, auch ich verlange den Krieg: doch ich verlange ihn schrecklicher und unversöhnlicher, als ihr. Ich verlange ihn auf Tod und Leben, voll Heldenmuthes, so, wie der Genius der Freiheit ihn allen Despoten erklären würde, wie ihn das Volk der Revolution unter seinen eigenen Führern machen, nicht aber wie feige Ränkeschmiede ihn wünschen und ehrgeizige und verdächtige Minister und Generale, wenn schon unter dem Deckmantel der Vaterlandsliebe, ihn führen würden."

Einen solchen Krieg wollte freilich Ludwig XVI. so wenig, als seine Freunde und Anhänger. Allein da außer Robespierre fast alle Meinungsschattirungen, wenn auch aus den verschiedenartigsten Beweggründen, den Krieg wollten, so wurde er beschlossen. Der König selbst stellte den Antrag im Schooße der gesetzgebenden Versammlung am 20. April 1792 und diese stimmte demselben bei, ohne sich auch nur einen Tag Zeit zur Besinnung zu lassen.

Wie viele Menschenleben hätten erspart, wie viele Gefahren und Schrecknisse vermie-

den werden können, wenn Frankreich den Rath Robespierre's befolgt hätte: entweder Frieden, oder einen Freiheitskrieg! Entweder die Helden der Revolution an der Spitze der Heere und der Verwaltung, oder Aufschiebung der Krisis, bis dieser Augenblick erschienen sein würde!

Der Krieg begann, doch alle diejenigen, welche ihn wünschten, hatten die Folgen ihres Irrthums bitter zu empfinden. Er brachte dem Könige keine Verbündeten, welche dessen wankenden Thron wieder befestigt hätten, den constitutionellen Generalen keinen Kriegsruhm, den Girondisten keinen Macht-Zuwachs. Die Bewegungen, welche er in seinem Gefolge hatte, warfen vielmehr denjenigen Mann, welcher allein sicher in die Zukunft geblickt hatte, Maximilian Robespierre, an das Steuer des Staatsschiffes, das er aber nicht an die Ufer des Friedens, sondern durch Wogen von Blut lenkte, bis er selbst den Tod fand welchen er so vielen und so wackeren Republikanern bereitet hatte.

§ 10. Das Ministerium Roland-Dümouriez.

Der aufmerksame Beobachter der Zeitereignisse brauchte sich nur die Namen der Minister Ludwig's XVI. zu vergegenwärtigen, um zu erkennen, daß der König nicht gesonnen sei, die neue Verfassung redlich und im Geiste der Mehrheit der Nation zu halten. Zur Zeit des ersten Zusammentritts der gesetzgebenden Versammlung bestand es aus Männern, welche als gehässige Gegner der Verfassung bekannt waren. Montmorin, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, war ein Aristokrat und Diplomat der alten Schule, unter dessen schützenden Fittigen der König seit Jahren mit der Emigration und mit dem Auslande conspirirt hatte. Delessart, der Minister des Innern, war ein gefügiger Hofmann, welcher es niemals über sich gewinnen konnte, dem Willen des Königs entgegen zu treten. Er hielt es für seine Pflicht, die Befehle Ludwig's XVI. auszuführen, ganz unbekümmert um die Frage, ob dieselben mit der Verfassung und der bekannten Richtung der Volksvertreter vereinbarlich waren, oder nicht. Der gefährlichste unter den Rathgebern des Königs war aber Bertrand de Molleville, der Marineminister. Dieser war ein entschiedener Contre-Revolutionär, welcher nur darauf ausging, die Verfassung mit möglichst geringem Aufsehen zu beseitigen. Sein Bestreben ging dahin, die Unausführbarkeit der Verfassung darzuthun, indem er den Geist derselben ignorirte und an dem Buchstaben fest zu halten schien.

Gleich in den ersten Tagen der gesetzgebenden Versammlung zeigte es sich, daß mit einem solchen Ministerium der König auf eine Stimmenmehrheit im Schooße derselben nicht rechnen könne. Ludwig XVI. war aber entschlossen, die Zügel der Regierung nicht in die Hände freiheitsliebender Männer zu legen, dieselben vielmehr nur Leuten anzuvertrauen, welche bereit waren, die Verfassung ihm zum Opfer zu bringen. Das neue Ministerium unterschied sich daher von dem alten nicht wesentlich. Montmorin trat ab; an seiner Stelle übernahm Delessart das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Bertrand de Molleville blieb. Cahier de Gerville wurde Minister des Innern. Er sollte dem Ministerium den Schein der Freisinnigkeit geben. Das Kriegsministerium wurde dem jungen Herrn von Narbonne anvertraut, welcher in den Kreisen der Constitutionellen, namentlich der Frau von Stael, sehr gefeiert wurde. Narbonne war nicht ohne Talent und Eifer; allein er verstand seine Zeit ganz eben so wenig, als die übrigen Constitutionellen, auf deren Schultern er in das Ministerium gehoben wurde. Er gewann einige vorübergehende Triumphe, welche genügten, den Neid und den Aerger Bertrand de Molleville's rege zu machen. Diesem gelang es, Narbonne zu stürzen. Um jedoch die fran-

zösische Nation zu täuschen, entließ der König zugleich Bertrand de Molleville. Heftige Verhandlungen fanden im Schooße der gesetzgebenden Versammlung statt. Diese erklärte, daß Narbonne das Vertrauen der Nation mit sich nehme. Zugleich versetzte dieselbe den Minister Delessart in Anklagestand. Duport Dutertre und Cahier de Gerville reichten ihre Entlassungen ein. Der König war mitten im Sturme der Revolution ohne Minister.

Die Girondisten, welche in der gesetzgebenden Versammlung die Stimmenmehrheit besaßen, konnten den Ausschlag geben. Es wäre ihnen ein leichtes gewesen, entweder ein durchaus republikanisches Ministerium an die Spitze der Regierung zu heben und durch dieses das die Revolution hemmende Königthum zu beseitigen, oder aber im Schooße der gesetzgebenden Versammlung Beschlüsse zu fassen, welche den König gezwungen hätten, die Krone niederzulegen. Doch der große Fehler der Gironde bestand darin, daß ihr die Kühnheit, die Offenheit, die Entschiedenheit gebrach, und daß sie vermeinte, auf Umwegen leichter zum Ziele zu gelangen, als auf dem geraden Pfade der Revolution. Brissot, das Haupt der Gironde, hielt dafür, seine Zeit sei noch nicht gekommen. Er wollte ein Uebergangsministerium schaffen, welches nach den Umständen gestürzt, oder in girondistischer Richtung verstärkt werden konnte. So kam das Ministerium zu Stande, in welchem Roland und Dümouriez die ersten, Claviere, La Coste und Duranthon die zweiten Stellen übernahmen. De Grave behielt das Kriegsministerium, welches ihm der König nach Entlassung Narbonne's übertragen hatte.

Dieses Ministerium war sehr unglücklich zusammengesetzt. Der schlaueste Kopf desselben war unstreitig Dümouriez, welcher um so gefährlicher war, je mehr er sich über jeden Grundsatz und jeden Gewissensscrupel hinwegsetzte, je leichter es ihm wurde, unter vier Augen mit dem Könige oder mit der Königin die Stelle eines Royalisten, und im Jacobinerclub diejenige eines Revolutionär's zu spielen. Das ganze Ministerium erhielt dadurch eine schiefe Stellung, daß das Herz desselben, Frau Roland, keinen eigentlichen Sitz in dessen Schooße hatte, und daß die Männer, welche dem Könige seine neuen Rathgeber aufgedrungen hatten, nicht mit voller Offenheit zu Werke gingen.

Am 23. März 1792 zeigte Dümouriez Herrn Roland dessen Ernennung zum Minister des Innern an. Roland hätte wohl gethan, zu erwägen, ob die Männer, mit welchen er zusammen zu arbeiten habe, ihm redlich zur Seite stehen würden. Nur in diesem Falle konnte er hoffen, seinem Vaterlande und der Sache der Freiheit gute Dienste zu leisten. Er mußte mit sich darüber einig sein, ob er den König der Revolution, oder die Revolution dem Könige zum Opfer bringen wollte. Ein drittes war, nach der damaligen Lage der Dinge, zur Unmöglichkeit geworden. Roland war ein einsichtsvoller, rechtschaffener und arbeitsamer Mann, doch ihm fehlte jener durchgreifende Charakter, welcher allein im Strudel der Revolution Bahn zu brechen vermag, und ihm gebrach jener Scharfblick, welcher durch alle verhüllende Schleier dringt, die geheimen Absichten von Freunden und Feinden erkennt und mit sicherem Auge den Entwickelungsgang der Zukunft voraussieht. Alle diese Eigenschaften und überdies jenen Schwung der Seele und jene Kraft der Begeisterung, welcher vor keiner Gefahr zurückbebt und jedes Hinderniß zu besiegen vermag, besaß seine Gattin. Doch sie vermochte nur anzuregen, aufzumuntern, nicht unmittelbar in die Staatsangelegenheiten einzugreifen. Sie stand wohl in der Nähe des Steuerruders, konnte auf Klippen und Sandbänke aufmerksam machen und die Richtung des Schiffes nach den Sternen des Himmels andeuten; allein das Steuer lag in anderen Händen, welche theils nicht ihre Kraft, theils nicht ihren reinen Willen besaßen, theils schon bald ihrer Warnungen überdrüssig wurden.

Der reinste, der erhabenste Charakter der gesammten französischen Revolution war Frau Roland. Sie ging durch ihre bewegte Zeit hindurch, ohne sich mit einem Tropfen Blutes oder einem Stäubchen Schmutz zu besudeln. Fest und sicher, wie später zum Schaffotte, schritt sie durch das Leben hin. Der Weihrauch, welcher ihr gestreut wurde, als sie die Seele nicht blos eines Ministerium's, sondern auch der gesetzgebenden Versammlung Frankreich's war, machte sie nicht schwindeln und trübte nicht ihren Blick. Dieselbe Einfachheit und ruhige Begeisterung, welche ihr in die ländliche Zurückgezogenheit zu La Platière gefolgt war, beseelte sie auch zu Paris im Kreise der Minister und der einflußreichsten Redner der gesetzgebenden Versammlung. Wenn sie, statt ihres Gatten, Minister Ludwig's XVI. geworden wäre, so hätte die Geschichte Frankreich's vielleicht eine andere Wendung genommen, vielleicht auch nicht; denn die Zahl der Männer, welche sie zu erfassen und die von ihr ausgehenden Anregungen unverfälscht weiter zu tragen vermochten, war leider zu geringe. Im Schooße der Partei der Girondisten waren Kopf und Herz zu weit getrennt. Unter den Jacobinern vereinigten sich beide in der Person Maximilian Robespierre's. Das Herz der Girondisten schlug im Busen der Frau Roland, schwerlich gab es in ganz Frankreich ein edleres. Der Kopf der Girondisten war Brissot. Er war nicht frei von vielen Mängeln und Schwächen. Die Gironde unterlag, weil ihr Kopf dem Herzen nicht gleich kam; die Jacobiner siegten, weil derselbe Puls im Kopf und Herzen schlug.

Maximilian Robespierre war die Säule, welche den Höhepunkt der Revolution bezeichnete. Lange stand er fern von den Fluthen derselben. Diese rauschten an ihm vorüber, ohne die Sohlen seiner Schuhe zu benetzen. Er peitschte die Wogen, daß sie immer wilder und wüthender tobten. Endlich erreichten sie ihn und begruben auch ihn in ihrem Strudel. Frau Roland trug das Ideal ihrer Republik in ihrer Seele reinem Spiegel und suchte das Volk der Franzosen für dasselbe empfänglich zu machen. Doch ihre Stimme verhallte inmitten des Getreibes wilder Leidenschaften. Frau Roland gelangte nie zur Gewalt, wie Robespierre. Doch bis auf den heutigen Tag wirbt ihr Geist der Republik noch Anhänger und Freunde, während Robespierre Millionen begeisterter Freunde der Freiheit den Glauben an die Republik entriß.

In dem bewegten Kreise, dessen Mittelpunkt Frau Roland bildete, war sie die einzige, welche stets scharf sah und das richtige wollte. Sie erkannte sofort in Dümouriez jene Falschheit des Charakters, welche später erst zu Tage trat, und jene Selbstsucht, mit welcher reine Liebe für Freiheit und Recht unvereinbar ist. Roland hatte dieselbe Uneigennützigkeit, wie seine Frau. In ruhigen Tagen würde er gewiß ein trefflicher Minister des Innern gewesen sein. Allein im Sturme der Revolution gilt es, kühne Streiche zu führen, keinen Tag, ja keine Stunde zu verlieren, das Eisen zu schmieden, so lange es glüht. Dazu war Roland nicht der Mann. Der König verstand es, durch Redensarten und freundliche Worte die Minister, welche es redlich meinten, einzuschläfern. Er verschob von einer Sitzung zur anderen Geschäfte, welche nicht einen Augenblick des Aufschubs ertrugen. Es war sehr unklug von Seiten Roland's, daß er die verantwortliche Stelle eines Ministers des Innern übernahm, ohne zuvor die Grundsätze festgestellt zu haben, welche seine Verwaltung leiten sollten und der thatkräftigen Mitwirkung seiner Amtsgenossen versichert zu sein. Der einzige Minister, auf welchen Roland einigermaßen zählen konnte, war Servan, welcher an die Stelle de Grave's getreten war. Doch auch dieser handelte nicht in Uebereinstimmung mit den übrigen Ministern, sondern auf eigene Faust. Als Kriegsminister hatte er in jener kriegerischen Zeit eigentlich das wichtigste Portefeuille inne. Ohne vorgängige Besprechung mit seinen Amtsgenossen machte er in der gesetzgebenden

Versammlung den Vorschlag, bei Gelegenheit der bevorstehenden Feier des 14. Juli ein Heer von 20,000 Mann zum Schutze der Versammlung und der Hauptstadt in deren Nähe zusammen zu ziehen. Der Vorschlag wurde angenommen, von Dümouriez im Cabinette bitter angegriffen und gab den ersten Anstoß zum Sturze des Ministeriums der Girondisten.

Servan hatte durch seinen Gesetzesvorschlag augenscheinlich zunächst beabsichtigt, kund zu thun, daß es ihm Ernst damit sei, die Verfassung durchzuführen, und daß er nicht Mitschuldiger der von dem Könige ausgehenden Zögerungen sein wolle. Von dem Grundgedanken war auch Roland beseelt. Allein das Ministerium war keiner zusammenwirkenden Thätigkeit fähig, weil der König, welcher dieselbe hätte einleiten sollen, statt dieses zu thun, nur darauf ausging, die Kraft seiner Minister, denen er kein Vertrauen schenkte, zu lähmen. Als es galt, dem Könige gegenüber fest aufzutreten, waren Claviere, La Coste und Duranthon zu keinem Entschlusse zu bringen. Roland, welcher die Verantwortung der Zögerungen des Königs in Betreff der zwei hochwichtigen Beschlüsse der gesetzgebenden Versammlung nicht auf sich nehmen wollte, entschloß sich, in einem Briefe an Ludwig XVI., seine Ansichten niederzulegen. In diesem hochberühmten Schreiben, welches nach gegenseitiger Berathung aus der Feder der Frau Roland floß und von ihrem Gatten dem Könige übergeben wurde, erklärte der Minister dem Könige: „Die Dinge können nicht in dem Stande bleiben, worin sie sind. Es ist ein Zustand der Krisis; man muß durch eine Explosion aus derselben herauskommen. Frankreich hat sich eine Verfassung gegeben, die Minderheit untergräbt, die Mehrheit vertheidigt sie.“ Nach einer lichtvollen Darstellung der Lage Frankreich's fährt das Schreiben fort: „Der Zorn der Nation wird furchtbar sein, wenn dieselbe nicht Vertrauen zu Ihnen faßt. Aber dieses Vertrauen werden Sie nicht durch Worte, sondern nur durch Handlungen erringen. Geben Sie überzeugende Pfänder Ihrer Aufrichtigkeit. Zwei wichtige Beschlüsse sind zum Beispiel gefaßt worden; alle beide berühren das Wohl des Staates, die Verzögerung, sie zu genehmigen, erregt Mißtrauen. Nehmen Sie sich in Acht! Das Mißtrauen ist nicht fern vom Hasse, und der Haß weicht nicht vor dem Verbrechen zurück. Wenn Sie der Revolution nicht Befriedigung geben, wird sie durch das Blut besiegelt werden.“ Royalistische Schriftsteller haben Roland wegen dieses Schreibens bitter getadelt. Allerdings bereitete es dem Könige Verlegenheiten. Allein Roland war sich selbst, der französischen Nation und der Sache der Freiheit schuldig, nicht länger die Zögerungen des Königs geduldig zu ertragen. Wenn Roland ein Vorwurf trifft, so besteht dieser gewiß nicht darin, daß er den Brief schrieb, sondern daß er denselben erst den 11. Juni, also zwei und einen halben Monat nach Uebernahme des Ministeriums dem Könige überreichte. Wäre dieses früher geschehen, so hätte Roland sich selbst, Frankreich und der Revolution viel Mißgeschick erspart. Die unvermeidliche Krisis wäre früher eingetreten und hätte Ende März oder Anfangs April, bevor der Krieg mit den fremden Mächten ausgebrochen war, leichter überwunden werden können, als im Juni, da die Leidenschaften der Nation durch die Zögerungen des Königs und das erste Zusammentreffen mit dem auswärtigen Feinde im höchsten Grade aufgeregt waren.

Wie Roland vorausgesehen hatte, folgte dem Briefe die Krisis auf dem Fuße nach. Wenn die übrigen Minister Roland nicht im Stiche gelassen, so hätte der König sich wohl zweimal besonnen, bevor er zuerst Servan, dann Claviere und Roland entließ. Dümouriez hätte sich nicht vermessen, an die Stelle der drei entlassenen Girondisten zwei Feuillantiner zu setzen und sich selbst zu dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten dasjenige des Krieges beizulegen, falls Düranthon und Lacoste fest zu Roland gehalten hätten.

Roland, dessen Entschiedenheit diese Krisis herbeigeführt hatte, war es dem Lande

schuldig, dieses über deren Ursachen aufzuklären. Er theilte der gesetzgebenden Versammlung den Brief mit, den er an den König gerichtet hatte. Dieselbe ließ das Schreiben drucken, sandte es an die drei und achtzig Departemente und erklärte, daß die drei entlassenen Minister das Vertrauen der Nation besäßen.

Nach wenigen Tagen schied auch Dümouriez aus dem Ministerium. Er hatte keine Neigung, das Veto, welches der König dem Decrete in Betreff der Geistlichkeit entgegensetzen wollte, zu unterzeichnen, obgleich Ludwig XVI., um die Pille zu überzuckern, die Zusammenziehung eines Heeres von 20,000 Mann in der Nähe von Paris genehmigte.

Das neue Ministerium war zugleich reactionär und talentlos. Der König fiel in vollständige Erschlaffung, aus welcher ihn Marie Antoinette erst nach zehn Tagen durch einen Fußfall und die herzbrechendsten Bitten aufzuwecken verstand.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Lage des Landes, um zu erkennen, ob die Nation diesen Mittelzustand zwischen Verrath und Schlaffheit, wie er sich im Schooße der Regierung festgesetzt hatte, ohne dringende Gefahr länger dulden konnte?

Von dem Tage an, da der König die neue Verfassung beschworen hatte, begann er, dieselbe zu untergraben. Daß er die bestimmte Absicht hatte, dieses zu thun, ergiebt sich nicht blos aus Allem, was er von dieser Zeit an that und unterließ, sondern auch aus den unumwundenen Erklärungen seiner nächsten Angehörigen und seiner vertrautesten Rathgeber, namentlich der Königin Marie Antoinette und des Bertrand de Molleville. Ludwig XVI. war ein viel zu großer Heuchler, als daß er seine Gesinnungen über die Verfassung des Jahres 1791 so offen ausgesprochen hätte, wie die beiden anderen eben genannten Personen. Offener Widerstand entsprach nicht seinem schwachen Charakter. Wenn im Ministerrathe Ansichten geäußert oder Anträge vorbereitet wurden, welche ihm nicht zusagten, so stellte er sich, als schliefe er, oder verschob unter mannigfaltigen Vorwänden die Entscheidung von einem Tage auf den andern. Dabei verstand er es trefflich, durch freundliche Worte die Personen, mit welchen er es zu thun hatte, zu täuschen. Auf diese Weise gelang es ihm, zwei Monate lang das Ministerium Roland einzuschläfern und jede Beschlußnahme in Betreff der beiden wichtigsten Fragen des Tages: der widerspenstigen Geistlichkeit und der Emigration zu vereiteln. Dieselbe heimtückische Staatskunst, welche er dem Auslande gegenüber befolgte, leitete auch die innern Angelegenheiten des Reiches. Seit den ersten Tagen der Revolution hatte er gesucht, die Kraft derselben durch Bestechungen, welche er im Lager seiner Gegner ausstreute, zu brechen. Diese Bestechungen kosteten dem Könige ungezählte Millionen. Einzelne gewissenlose Menschen, wie Mirabeau, Danton und hundert untergeordnete Redner und Schriftsteller lassen sich wohl bestechen, nicht aber eine Nation von fünf und zwanzig Millionen. Ja! die Leute selbst, welche Geld vom Könige bezogen, hielten diesem selten Wort. Sie mußten den Schein, Gegner des Königthums zu sein, um so eifriger wahren, je weniger selbständige Gesinnung sie hatten und je mehr weitere Zuflüsse aus der königlichen Kasse von der Furcht abhängig waren, welche Ludwig XVI. vor ihnen hegte. Auf die Periode der beabsichtigten Staatsstreiche, welche vom Mai bis zum 6. October 1789 dauerte, folgte diejenige des Betruges und des Verrathes, welche nur mit der thatsächlichen Absetzung Ludwig's XVI. ihr Ende erreichte.

Wir haben schon weiter oben der Verhandlungen erwähnt, welche der König mit dem Auslande pflog. Das Volk, welches von denselben nur fragmentarische Kenntniß erhielt und bis auf die letzte Zeit geneigt war, Ludwig XVI. mehr als Werkzeug schlechter Rathgeber, denn als Urheber des Verrathes zu betrachten, schrieb die mit dem Auslande betriebenen Verräthereien dem s. g. österreichischen Comité zu. Die Geschichte hat noch nicht

alle geheimen Fäden der zwischen Ludwig XVI. und dem Auslande gepflogenen Unterhandlungen entdeckt und entwirrt. Allein es liegen Thatsachen genug vor, um den Thatbestand des Verraths vollkommen festzustellen. Dieselben endigten nicht mit der Zeit der Flucht der königlichen Familie nach Varennes, sondern reichten viel weiter, sogar bis über die Zeit, da der Krieg mit Deutschland schon erklärt und wirklich ausgebrochen war.

Jeder Schritt, welchen der König that oder unterließ, war darauf berechnet, direct oder indirect die Verfassung zu untergraben. Den beiden gegen die widerspenstige Geistlichkeit und die Emigration erlassenen Beschlüssen setzte der König Monate lang weder sein Veto entgegen, noch seine Billigung hinzu, weil er hoffte, durch diese Zögerung Zeit zu gewinnen, und entweder durch Bestechung im Innern, oder durch die fremden Heere von Außen her in die Lage zu kommen, beide Beschlüsse zugleich mit der Grundlage, auf welchen sie ruhten, aus dem Felde schlagen zu können.

Nachdem die Verfassung des Jahres 1791 vom Könige beschworen worden war, hätte dieser seinen Haushalt in Gemäßheit derselben einrichten sollen. Die Verfassung, welche keinen Adel anerkannte, legte dem Könige die Verpflichtung auf, seinen Haushalt ohne Rücksicht auf die Aristokratie neu zu gestalten. Der König war aber in seinen Adels-Vorurtheilen dermaßen verstrickt, daß er um keinen Preis von denselben lassen wollte. Der s. g. bürgerliche Haushalt, im Gegensatze des militärischen, kam daher gar nicht zu Stande. Nicht einmal der Versuch wurde gemacht, denselben in's Leben zu rufen. Wozu auch? Die adeligen Herren, welchen der König sein Vertrauen schenkte, konnten ihm, so meinte Ludwig XVI., ohne förmliche Anstellung weit bessere Dienste leisten, als auf dem Grunde einer solchen. Insgeheim konnte er seinem Adel Besoldungen geben und Gnadengeschenke machen. Hätte er dieselben Leute in seinen Hofhalt förmlich aufgenommen, so würde dieses Anstoß erregt haben.

Anders verhielt es sich aber mit dem militärischen Haushalte des Königs. In diesem hoffte Ludwig XVI. sich eine neue Waffe des Widerstandes gegen die ihm unerträgliche Verfassung schaffen zu können. Um sich den Schein der Volksthümlichkeit zu geben, beschloß der König, zwei Drittheile der Mannschaft aus der Nationalgarde und nur ein Drittheil aus der Linie zu nehmen. Die Auswahl der Officiere und der Linien-Soldaten wurde aber so getroffen, daß alle freigesinnten Männer sich so bald als möglich zurück zogen. Das kam dem Könige ganz erwünscht. Die Freiheitsmänner, welche ihren Abschied bekamen, wurden ersetzt durch wüthende Royalisten. Nicht zufrieden damit, vermehrte Ludwig XVI. seine neue Leibgarde um mehr als das dreifache ihrer gesetzlichen Zahl. Statt 1800 Mann, welche das Gesetz dem Könige gestattete, zählte dieselbe nahezu 6000 Mann, und diese neu geworbenen Prätorianer benahmen sich in so übermüthiger Weise, daß das Volk darüber unruhig wurde. Zwölf Schweizer steckten zu Neuilly die weiße Kokarde auf. Es kam in Sevres zu Unruhen, bei welchen ein Archiv niedergebrannt wurde. Die gesetzgebende Versammlung schritt ein und erklärte die Verfassung für verletzt, löste die neue Leibgarde des Königs auf und versetze deren Befehlshaber, Herzog von Brissac, in Anklagezustand. Der König gab zum Scheine nach. So weit es ohne Aufsehen geschehen konnte, behielt er aber seine verfassungswidrige Garde bei, indem er unter der Hand dieselbe noch besolden ließ und folgeweise meinte, im Falle der Entscheidung auf deren Fäuste rechnen zu können.

Diese Lage der Dinge wäre eine höchst bedenkliche gewesen, wenn Frankreich außerhalb Paris sich der ungestörten Ruhe und Sicherheit, und dem Auslande gegenüber des Friedens erfreut hätte. Allein im Innern trieb die widerspenstige Geistlichkeit das Volk zum Aufstande und das Ausland bedrohte Frankreich mit einem Rachekriege. In der Vendée traten die Vorboten eines furchtbaren Bürgerkrieges immer deutlicher zu Tage.

In Avignon kam es zu blutigen Kämpfen zwischen den Anhängern der alten und neuen Zeit. Diese Grafschaft, welche früher dem Papst gehört hatte, war durch die constituirende Versammlung in ihren letzten Tagen Frankreich einverleibt worden. Ludwig XVI., treu seiner schwankenden und verrätherischen Staatskunst, hatte das betreffende Dekret so lange ohne seine Bestätigung gelassen, bis die reaktionäre Partei in Avignon Zeit gefunden hatte, sich zu organisiren und über die Anhänger der Revolution herzufallen. Am 16. Oktober 1791 setzte sie die gefangenen Verbrecher in Freiheit, und stürzte die bestehende revolutionäre Stadtbehörde. Der Stadtschreiber, Lescuyer, fiel als Opfer der Rache des aufgehetzten Pöbels. In Caen kam es in der Kirche selbst zu einem blutigen Kampfe zwischen den Anhängern der verfassungsmäßigen und der den Eid verweigernden Geistlichkeit. In dem Städtchen Mende, in Brest und vielen anderen Städten des Reiches floß das Blut in Strömen. Dieselben Gegensätze, welche sich im Schooße der bürgerlichen Gesellschaft zerfleischten, fanden sich auch im Heere wieder. Das Mißtrauen, der Argwohn hemmte die Thätigkeit der Patrioten zugleich mit derjenigen der geheimen Anhänger des Absolutismus und des Pfaffenthums. Selbst jenseits des Meeres, auf dem französischen Antheile der Insel St. Domingo brachen blutige Aufstände los. Die letzte Ursache aller dieser traurigen Erscheinungen bestand darin, daß der König, weit entfernt, die Verfassung im Geiste der Freiheit kräftig zu handhaben, in Uebereinstimmung mit dem tückischen Rathe Bertrand de Molleville's nur dahin strebte, deren Unausführbarkeit anschaulich zu machen.

Der Haß des Hofes gegen alle diejenigen, welche für die Revolution Partei genommen hatten, war so wüthend, daß der einzige Prinz vom Geblüte, welcher nebst seinen Söhnen im Lande geblieben war, der Herzog von Orleans, als dieser den Versuch machte, sich dem Könige wieder anzunähern, mit Schimpf und Schande aus den Tuilerien vertrieben wurde. Die Höflinge hatten allerdings ohne höhern Auftrag gehandelt. Allein der König schritt nicht ein, bestrafte die wüthenden Feinde des Herzogs nicht, gab diesem keine Satisfaction und drängte dadurch seinen charakterlosen Vetter in das Lager der Jakobiner, welches durch diesen reichen Prinzen neue Mittel zum Kampfe gegen das Königthum gewann.

Der Haß des Königs gegen die Revolution trat bei jeder Gelegenheit in den auswärtigen und in den inneren Angelegenheiten des Landes und sogar im Schooße seiner eigenen Familie so unzweideutig zu Tage, daß darüber alle urtheilsfähigen Menschen keinen Zweifel hegen konnten.

Die herrschende Aufregung wurde durch die ersten Vorfälle des Krieges auf's Aeußerste gesteigert. Die drei Generale, welche die im Felde stehenden Heere befehligten: Luckner, Rochambeau und Lafayette besaßen das Vertrauen des Volkes nicht. Keiner derselben konnte den Truppen den Geist der Revolution und der Freiheit, welcher in einem Freiheitskampfe allein zum Siege führt, einhauchen. Luckner und Rochambeau waren Greise, welche die Revolution nicht verstanden. Lafayette hatte das Blutbad des Marsfeldes auf dem Gewissen. Keiner von allen dreien war ein geschickter Feldherr, am wenigsten Lafayette, welcher niemals im Felde ein Heer befehligt hatte und durch seine constitutionellen Vorurtheile viel zu sehr verblendet wurde, als daß er die wahre Lage Frankreich's erkannt hätte und fähig gewesen wäre, die derselben entsprechenden Entschlüsse zu fassen. Beim ersten Zusammentreffen französischer Truppen mit dem Feinde in der Nähe von Mons ergriffen zwei Regimenter Dragoner unter dem Ausruf: wir sind verrathen! die Flucht, rissen die ganze Heeresabtheilung mit sich fort und gaben ihr Lager mit allen Vorräthen dem Feinde preis. An demselben Tage machten sich zweitausend Mann Infanterie und tausend Mann Reiterei unter dem Befehle des Generals Dillon

desselben Verbrechens feiger Flucht schuldig, und nicht zufrieden damit, hieben sie ihren General und dessen Genie-Obersten Berthois in Verbindung mit dem Pöbel von Lille in Stücken. Der Plan, Belgien zu besetzen und zu revolutioniren, scheiterte theils an der Langsamkeit der drei Obergenerale, theils an der schlechten Disciplin der Truppen.

Dieses war die Lage des Landes, als der König sein Ministerium Roland-Dümouriez entließ und die Zügel der Regierung in die Hände bekannter Reaktionäre legte. Was sollte die Nation, was die gesetzgebende Versammlung thun, um Frankreich, um die bedrohte Sache der Freiheit zu retten? Meine Antwort ist: sie mußten den offenen, den geraden Weg der Revolution gehen! Sie mußten ohne Zögern handeln. In erster Linie waren dazu die Vertreter des Volkes, die Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung aufgefordert. Thaten diese ihre Schuldigkeit nicht, so trat das Volk in seine natürlichen Rechte wieder ein. Beide konnten jedoch nur insofern ihr Ziel erreichen, als sie dieses klar erkannten und mit festem Schritte verfolgten.

§ 11. Der 20. Juni 1792.

Die Girondisten hatten die Mehrzahl in der gesetzgebenden Versammlung, allein sie wußten von derselben nicht den geeigneten Gebrauch zu machen. Seit mehr, als acht Monaten waren die Verhandlungen der zweiten National-Versammlung eröffnet worden. Glänzende Redner waren in deren Schooße aufgetaucht. An Talenten war kein Mangel, wohl aber an Staatsmännern von klarem Blicke und schöpferischer Kraft. Die erste National-Versammlung hing in ihrer Mehrheit noch zu sehr am Alten, der zweiten konnte dieser Vorwurf nicht gemacht werden. Sie war in ihrer Mehrheit revolutionär und republikanisch gesinnt, sie verstand aber nicht, ihre Gesinnung in Thaten auszuprägen. Trotz ihrer vorherrschend monarchischen Gesinnung hatte die constituirende Versammlung im Laufe der ersten acht Monate ihrer Wirksamkeit viel Größeres für Frankreich und die Menschheit geleistet, als die zweite. Diese hatte, ungeachtet aller gehaltenen Reden in acht Monaten auch nicht ein einziges Gesetz von tief eingreifender Bedeutung zu Stande gebracht. Die beiden einzigen Beschlüsse, welche die Revolution wesentlich gefördert, falls sie sofort Gesetzeskraft erlangt hätten, die Beschlüsse in Betreff der widerspenstigen Geistlichkeit und der Emigration, leisteten der reaktionären Partei den größten Vorschub. Diese konnte mit deren Hülfe die abergläubische ländliche Bevölkerung und die Reste der Adelspartei aufregen, während die Revolutionäre keine gesetzlichen Mittel besaßen, den Umtrieben ihrer Gegner die Spitze zu bieten. Wer so gewaltig zum Hiebe ausholt, wie die Girondisten thaten, als sie jene beiden Beschlüsse faßten, darf nicht Monate lang stehen bleiben, bevor er den drohenden Streich wirklich führt. Die Girondisten mußten voraus sehen, daß der König aus freiem Willen nimmermehr Partei gegen die Geistlichkeit und die Emigration ergreifen würde. Ihre Pläne mußten weiter gehen, als bis zur Fassung jener Beschlüsse. Sie mußten sich auf den Standpunkt stellen von entweder, oder: entweder Genehmigung derselben durch den König, oder Sturz des Königthums. Wollten sie ein so kühnes Spiel nicht wagen, dann durften sie ihre Trumpfkarte nicht auf den Tisch legen und geduldig abwarten, ob der König mit ihnen weiter spielen wolle, oder nicht.

In der Revolution ist derjenige immer des Sieges gewiß, welcher eine von der Mehrheit des Volks für nothwendig erkannte Maßregel betreibt. Er darf sich dann aber nicht damit begnügen, dieselbe zu besprechen, die Gemüther für sie zu entflammen. Er muß um jeden Preis sie auch durchführen, wo nicht, so rollt der Strom der Revolution über ihn hinweg und andere, kühnere Menschen stellen sich an dessen Spitze.

Im Juni 1792 erkannten die wahren Freunde der Revolution sehr wohl, daß in der bisherigen Weise, das heißt durch bloßes Redenhalten die gesetzgebende Versammlung den Sieg über das vereinigte Königthum, Pfaffenthum, Emigrantenthum und Ausland nicht davontragen könne. Die gesetzgebende Versammlung hätte, ohne ihre Zuflucht zu wilden Leidenschaften und den keiner Ordnung und keiner Mäßigung fähigen Massen zu nehmen, durch verfassungsmäßige Beschlüsse den König bezwingen können. Da sie es nicht that, ergriffen andere kühnere Menschen die Initiative, setzten sich über die Verfassung hinweg, brachten dem Königthum, zugleich aber auch dem Gefühle für Recht und Sitte, Würde und Anstand Todeswunden bei.

Die Commune von Paris, welche nach Entfernung Lafayette's und Bailly's unter dem Einflusse Petion's stand, die Jakobiner-Clubs, welche von Robespierre, Danton und Camille Desmoulins beherrscht wurden, die Vorstädter, welche durch Santerre, Legendre und Saint-Hürügue geleitet wurden, die Presse, welche den Ton von Marat, Carra und Anderen annahm, stiegen in gleichem Maße in der öffentlichen Meinung, als die gesetzgebende Versammlung in derselben fiel. Diese Leute, zu denen sich mehrere Gesinnungsgenossen gesellten, vereinigten sich in einem einsam stehenden Hause zu Charenton und beriethen sich über die Mittel, den König und die gesetzgebende Versammlung auf der Bahn der Revolution vorwärts zu drängen.

Die Volksbewegungen des 14. Juli und 5. October 1789 waren zwar auch von hervorragenden Männern angeregt worden, allein sie trugen in weit höherem Grade den Stempel der Selbstthätigkeit, als diejenige des 20. Juni 1792. Die Männer, welche im Jahre 1789 Gut und Blut einsetzten, waren weder durch den Ehrgeiz, noch durch die Herrschsucht, sondern nur durch die Liebe für Freiheit und Recht getrieben. Unter den Führern und Anstiftern der Kundgebung des 20. Juni finden wir neben manchen ehrenwerthen Männern, wie Barbaroux, andere, welche entweder, wie Marat von maßloser Wuth, oder, wie Danton, von Habgier, Ehrgeiz und Herrschsucht, oder, wie Santerre, Legendre und Theroigne von Mericourt, mehr von unruhigem Thatendrange und geistiger Verstimmung, als von reinem Freiheitsmuthe und hochherziger Begeisterung beseelt waren, oder endlich, wie Laclos und Silery, nur als Werkzeuge des Herzogs von Orleans im Trüben fischen wollten.

Unter dem Vorwande, der gesetzgebenden Versammlung und dem Könige eine Petition gegen das Veto in Betreff des Gesetzes gegen die Pfaffen und in Betreff des Lagers von zwanzigtausend Mann zu überreichen, wurde eine großartige Demonstration gegen die Tuilerien vorbereitet. Am 19. Juni hielten die Anstifter dieser Bewegung in den elisäischen Feldern ein Mittagsmahl, bei welchem sich die Führer näher traten und sich gegenseitig ermunterten.

Damals war jene unselige Spaltung zwischen Jacobinern und Girondisten, welche eine der trübsten Seiten der französischen Geschichte bildet, noch nicht in's Leben getreten. Die Häupter beider Parteien: Maximilian Robespierre und Brissot von Warville haßten sich zwar schon, doch sie hatten ihre finstere Leidenschaft noch nicht ihren beiderseitigen Anhängern eingehaucht. Jacobiner, Cordeliers und Girondisten wirkten zusammen bei den Vorbereitungen und bei der Ausführung der Catastrophe des 20. Juni. Jacobiner und Cordeliers handelten sehr klug, indem sie sich bei den Ereignissen des 20. Juni betheiligten. Denn sie vermochten weder im Schooße der gesetzgebenden Versammlung, noch der Commune von Paris den Ausschlag zu geben. Die Girondisten machten sich eines großen Fehlers schuldig, indem sie, statt in der gesetzgebenden Versammlung, in deren Schooße sie die Mehrheit besaßen, auf der Straße kämpften, statt mit den ihnen zu Gebote stehenden ver-

fassungsmäßigen Mitteln zu streiten, zur Gewalt griffen. Aus den Ereignissen des 20. Juni entwickelten sich mit unvermeidlicher Nothwendigkeit diejenigen des 10. August und des Septembers 1792 und die ganze Schreckenszeit. Mit dem 20. Juni 1792 begann die Einschüchterung. Dieser folgte der bewaffnete Angriff auf die Tuilerien. Was gegen das Königthum begonnen war, wurde gegen die Girondisten fortgesetzt. Die Herrschaft ging aus den Händen der gesetzgebenden Versammlung von Frankreich in diejenigen der Commune von Paris und des Wohlfahrtsausschusses über. Die Zahl der einflußreichen Männer nahm immer ab, in gleichem Maße, als der Schrecken gesteigert wurde, bis am Ende die ganze Staatsgewalt einer einzigen Person anheimfiel, welche an die Stelle des königlichen, den kaiserlichen Despotismus setzte.

Die Rollen waren vertheilt. Alles war vorbereitet. Pétion, der Maire von Paris, war in dem Geheimnisse, in welches übrigens zu viele Personen eingeweiht waren, als daß es im strengen Sinne des Wortes so genannt werden konnte. Seine Aufgabe war, das Einschreiten der National-Garde zu verhindern, oder mit anderen Worten, die Bewegung ungehindert vor sich gehen zu lassen. Dadurch war dieselbe gewissermaßen von vorn herein sicher gestellt. Denn nur die National-Garde besaß die Macht, einem Zuge von vielen tausend Männern das Vorrücken streitig zu machen. Der König und das Directorium des Departements hatten Kenntniß von der beabsichtigten Kundgebung. Allein Ludwig XVI. besaß kaum mehr eine andere Macht, als diejenige des Veto. Vor dieser blieb wohl die gesetzgebende Versammlung, allein nicht der Club von Charenton stille stehen. Das Directorium des Departements, welches sich neuerdings durch eine Petition gegen den Beschluß betreffend die widerspenstige Geistlichkeit allgemein verhaßt gemacht hatte, bestand aus so reactionären Elementen, daß es nur eines geringen Anstoßes bedurfte, um dasselbe zu stürzen.

Die gesetzgebende Versammlung befand sich in einer höchst bedenklichen Lage. Am 18. Juni war derselben ein Brief Lafayette's zugegangen, in welchem sich dieser tadelnd gegen das Ministerium Roland und drohend gegen die Vertreter des Volkes selbst aussprach. Der General erklärte der gesetzgebenden Versammlung:

„Frankreich steht inmitten zweier Feinde, der äußeren und der inneren. Sie müssen beide zerstören: aber Sie werden keine Kraft haben, dieses zu thun, falls Sie aufhören, verfassungsmäßig und gerecht zu sein. Blicken Sie um sich! Können Sie sich selbst verhehlen, daß eine Partei, und um jedes Mißverständniß zu vermeiden, will ich sagen, daß die jacobinische Partei so viele Unordnungen verursacht hat? Diese Partei klage ich unbedenklich an."

Lafayette bedachte nicht, daß er selbst die Verfassung verletze, indem er der gesetzgebenden Versammlung Vorschriften über den von ihr einzuschlagenden Weg ertheilte. Er klagte die Jacobiner an, hatte aber kein Wort des Tadels gegen die verrätherischen Zögerungen des Königs und dessen geheime Einverständnisse mit den erklärten Feinden der Nation. Die gesetzgebende Versammlung gerieth bei dem Verlesen des Briefes in sichtbare Verlegenheit. Sie zog sich aus derselben, indem sie den Brief an ein Comité verwies, welches die Aechtheit der Unterschrift des Generals feststellen sollte. Inmitten zwischen den Drohungen Lafayette's und den Gefahren der allgemein erwarteten Volksbewegung konnte die gesetzgebende Versammlung, wie gewöhnlich, zu keinem durchgreifenden Beschlusse gelangen.

In der Nacht vom 19. auf den 20. Juni kamen die Häupter der vorbereiteten Bewegung bei Santerre zusammen und begaben sich von da auf ihre Posten. Santerre verbürgte sich für die Unbeweglichkeit der National-Garde. Mit Tagesanbruch strömten

in verschiedenen Abtheilungen unzählige Menschenmassen auf dem Platze der in Ruinen liegenden Bastille zusammen. Männer in glänzenden Uniformen und in Lumpen, Invaliden, Gensdarmen, National-Gardisten mischten sich unter die Haufen von Bürgern. Männer und Frauen, Greise und Kinder drängten sich um Santerre, welcher, zu Pferde sitzend, und umgeben von einem aus Vorstädtern bestehenden Generalstabe in den Menschenknäuel eine gewisse Ordnung brachte. Um elf Uhr Vormittags setzten sich die Massen in Bewegung. Man schätzte sie bei ihrem Abmarsche auf zwanzigtausend Menschen, welche in drei Abtheilungen vorrückten. Die erste bestand aus den Bataillonen der Vorstädter, welche mit Bajonetten und Säbeln bewaffnet waren und von Santerre geführt wurden. Die zweite Abtheilung hatte ein weniger militärisches Ansehen, sie war zusammengesetzt aus Männern des Volkes, welche theils unbewaffnet, theils mit Stöcken und Picken versehen waren und gehorchten dem Befehle von Saint-Hürügue. Die dritte Abtheilung war ein buntes Gemische von Männern, Frauen und Kindern, an deren Spitze Theroigne von Mericourt auf einer von Arbeitern gezogenen Kanone ritt.

Die Banner, welche da und dort über die Massen emporflatterten, trugen drohende Inschriften, z. B. „die Genehmigung oder Tod!“ „Zurückberufung der patriotischen Minister!“ „Zittere Tyrann, deine Stunde ist gekommen!“ Ein Mann mit nackten Armen trug einen Galgen, an welchem das Bild einer gekrönten Frau mit der Inschrift hing: „Nimm dich in Acht vor der Laterne!“ Eine Gruppe von Frauen trug das Bild einer Guillotine mit den Worten: „National-Gerechtigkeit gegen die Tyrannen; Veto und seiner Frau der Tod!“

Von Straße zu Straße mehrte sich der Zug. Eine Bande von Metzgerjungen schloß sich an; von welchen jeder an der Spitze einer Picke das noch blutende Herz eines Kalbes trug. Um keine Zweifel über die Bedeutung des Herzens zu lassen, stand darunter: „das Herz eines Aristokraten.“

Die gesetzgebende Versammlung erlaubte dem Zuge, durch ihren Saal zu rücken. Von da ging er weiter gegen die Tuilerien. Nirgends stieß das Volk auf Widerstand. Die Truppen der Linie und der National-Garde, welche da und dort aufgestellt waren, machten von ihren Waffen keinen Gebrauch. Das Volk drang in die Tuilerien ein, und zerschmetterte die Thüren, welche verschlossen waren. Der König trat den Heranstürmenden entgegen, begab sich mit ihnen, umgeben von wenigen Getreuen in den großen Saal des s. g. Ochsenauge (Oeil de boeuf), woselbst er in einer Fensterbrüstung durch einen davorgestellten Tisch einigen Schutz fand. Fünf lange, schreckliche Stunden verlebte die königliche Familie, während ihre heftigen Feinde an ihr vorüber zogen. Manches bittere Wort mußte Ludwig XVI. im großen Saale und Maria Antoinette in einem benachbarten Zimmer vernehmen. Der König und der Dauphin mußten statt der Krone eine Jacobinermütze auf das Haupt setzen. Endlich erschien Petion und überredete das Volk, die Tuilerien wieder zu verlassen. Santerre hatte selbst den Saal der Königin geleert, und sich ihr durch einige freundliche Worte angenähert.

An dem Körper hatte die königliche Familie keine Wunde davongetragen, um so tiefer war diejenige, welche ihre Würde und ihr Selbstgefühl traf. Beleidigungen, wie der König und seine Gattin sie am 20. Juni ohne Widerstreben zu dulden hatten, lassen sich weder vergessen, noch vergeben. Deßwegen sind sie nie zu rechtfertigen, kaum zu entschuldigen. Wer einen gefährlichen Feind sich gegenüber sieht, mag diesen bekämpfen, und wenn es sein muß, vernichten. Ihn zu beschimpfen, ohne ihn unschädlich zu machen, ist entweder grausam, oder unklug, gewöhnlich beides zugleich. Die Girondisten vermeinten, sehr schlau zu sein, in der That waren sie nicht muthig genug, einen entscheidenden Streich

zu führen und nicht geduldig genug, die Hände in den Schooß zu legen. Bald kamen auf ihren Schultern die Jakobiner an die Spitze, denen es an Muth nicht fehlte und welche sich über jeden Gewissensscrupel durch die Berufung auf das öffentliche Wohl hinweg setzten.

Der Hauptfehler, welcher am 20. Juni gemacht wurde, bestand nicht in der Haltung der Massen, sondern in der Anlage, in dem Plane der ganzen Kundgebung. Die Anstifter, die Führer sind zu tadeln, nicht die aufgeregten Massen, von denen sich kaum etwas Besseres erwarten ließ, als was sie thaten.

Wenn wir uns die Ereignisse des 20. Juni vergegenwärtigen, so müssen wir viele Rohheiten beklagen, deren sich die nach den Tuilerien strömenden Massen schuldig machten. Allein es gereicht dem aufgeregten Volke zur Ehre, daß es den gerechten Grimm, den es gegen den König und dessen reactionäres Ministerium empfand, zu zügeln vermochte. Allerdings war es für Ludwig XVI. und dessen Familie sehr peinlich, einen Besuch von vierzig Tausend Menschen zu erhalten, welche ihre Unzufriedenheit mit der Regierung in unzweideutigen Ausdrücken kund thaten. Allein die Haltung, welche Ludwig XVI. in jener kritischen Zeit der französischen Nation gegenüber einnahm, war für diese nicht blos peinlich, sondern überdies im höchsten Grade gefährdend. Es handelte sich darum, dem Könige die Ueberzeugung beizubringen, daß er auf der von ihm betretenen Bahn nicht beharren könne, ohne seinen Thron und sein Leben bloszustellen.

Alle diejenigen, welche die Freiheit der Nation höher achteten, als die Gewalt des Königs, welche die ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte den Vorrechten des Königs nicht zum Opfer bringen wollten, welche die Vertheidigung des Landes gegen dessen innere und äußere Feinde für unvereinbar mit einem reactionären Könige und Ministerium hielten — alle diese waren durch die Zeitverhältnisse aufgefordert, energische Schritte zur Rettung des bedrohten Vaterlandes und der gefährdeten Freiheit zu thun.

Ob die Art und Weise, in welcher dieses geschah, die richtige war, ist eine ganz andere Frage. Das Mittel, dessen sich die Anstifter der Scenen des 20. Juni bedienten, wäre nur in sofern zu entschuldigen gewesen, wenn es kein anderes gegeben hätte, zum Ziele zu gelangen. Der Fehler, welchen die Girondisten vom Anfange bis zum Ende ihrer Laufbahn bei jeder Gelegenheit kund thaten, war, daß sie nicht offen, nicht kühn genug zu Werke gingen und eben deshalb dem Zufalle mehr überließen, als eine reife Staatskunst erlaubt. Indem die Girondisten im Bunde mit den Jacobinern die ungeordneten und meisterlosen Massen der Stadt Paris aufregten und in den Kampf gegen das Königthum führten, bedachten sie nicht, daß ihre Freunde des 20. Juni schon bald ihre Feinde werden möchten, welche ihnen selbst ein ähnliches Schicksal, wie dem Königthume, bereiten würden. Wer zu einem Mittel greift, das er nicht zu beherrschen im Stande, ist nur durch die äußerste Gefahr, durch die Verzweiflung, in der er sich befindet, zu entschuldigen. In einer solchen Lage war Frankreich in der ersten Hälfte des Juli und im Anfang des October's 1789. Damals war das Königthum noch eine Macht, welche dem Volke wohlbegründeten Schrecken einflößen konnte. Mittlerweile hatte sich in Frankreich alles verändert. Die gesetzgebende Versammlung besaß die Mittel, den König ohne Volksaufstand zur Nachgiebigkeit und selbst zur Thronentsagung zu zwingen. Es wäre eine weit richtigere, offenere und wirksamere Politik gewesen, durch Beschlüsse dieser Versammlung, als durch Aufregung der Massen die Einschüchterung oder selbst die Absetzung des Königs zu bewirken.

Man wendet vielleicht ein, daß auf diesem Wege der Zweck nicht rasch, nicht durchgreifend genug hätte erreicht werden können. Dieses hing allerdings von einer redlichen Zusammenwirkung der Girondisten und Jakobiner ab. Die Gehässigkeiten, welche vor dem 20. Juni 1792 zwischen beiden Abtheilungen der republikanischen Partei statt

gefunden hatten, waren damals noch nicht auf ihrem Gipfel angelangt. Sie hatten übrigens schon einen viel zu hohen Grad von Leidenschaftlichkeit erreicht, als daß es klug gewesen wäre, die Flamme derselben noch mehr anzufachen. Die Vorgänge des 20. Juni mußten nothwendig dazu beitragen, einerseits die schon zu große Aufregung der Gemüther zu vermehren, andererseits die Nation von dem geraden Wege der Revolution auf die krummen Pfade der Intrigue zu führen. Niemand wagte es, sich als Anstifter der Vorgänge des 20. Juni offen zu bekennen. Die Revolution war zu jener Zeit mächtig genug, mit offenem Visiere kämpfen zu können. Sie schwächte ihre eigene Kraft, indem sie zu Mitteln griff, welche sie nicht eingestehen durfte, ohne sich Blößen zu geben.

Noch war kein Jahr seit dem Blutbade des Marsfeldes vergangen. Damals war eine friedliche Bürger-Versammlung mit Gewalt auseinander gesprengt worden. Am 20. Juni begnügten sich die Bittsteller nicht damit, eine Petition zu unterzeichnen, sie brachten dieselbe an der Spitze ihrer Picken und eisenbeschlagenen Stöcke in die Tuilerien hinein. Die Männer, welche vor einem Jahre im Schooße der National-Versammlung und der Gemeindebehörde von Paris den Ton angegeben, hatten ihren Einfluß verloren. Die Girondisten konnten dem Schicksale der Constitutionellen nicht entgehen, so wenig als die Jacobiner, welche diesen folgten.

Keine Herrschaft ist weniger sicher, als diejenige, welche die Gewalt zu ihrer Grundlage und die Leidenschaft zur Führerin hat. Auf Dauer kann eine Regierung nur rechnen im Bunde mit der Ordnung, auf Anerkennung nur im Bunde mit Freiheit und Recht.

Die Bewegung des 20. Juni war eine halbe Maßregel und hatte alle Folgen einer solchen. Der König und seine Anhänger, welche keinen wirklichen Schaden gelitten hatten, erholten sich schnell von ihrer Bestürzung und suchten aus der Sachlage möglichsten Vortheil zu ziehen. Die ganze constitutionelle Partei war natürlich auf's Aeußerste erbittert und aufgefordert, ihre ganze Kraft anzustrengen, um nicht vollständig zu erliegen. Wenn Lafayette ein Mann von Entschiedenheit gewesen wäre, so hätte er zwar nicht die Revolution dauernd hemmen, wohl aber den Girondisten und Jacobinern eine schwere Niederlage bereiten können. Jetzt, oder nie, war für ihn der Zeitpunkt gekommen, seine Drohungen auszuführen. Er kam, von einem einzigen Adjutanten begleitet, nach Paris. Doch die Hauptstadt enthielt noch immer ansehnliche constitutionelle oder vielmehr königlich gesinnte Streitkräfte. Mit wenigen schnell zusammen gezogenen und kühn geführten Bataillonen mochte er die Clubs der Jacobiner und Cordeliers sprengen, die gesetzgebende Versammlung einschüchtern. Ohne den Rückhalt der Bayonette konnten seine Worte die Gegner nicht schrecken. Sie mußten dieselben zu neuen, keckeren Schritten drängen. Doch Lafayette war kein Revolutionär. Weder in der Richtung der Republik, noch in derjenigen der Monarchie konnte er jemals zu einer entscheidenden Maßregel greifen. Er war mehr Paraden-, als Schlachten-General, mehr Schwätzer, als Redner, mehr Hofmann, als Staatsmann. Am 28. Juni erschien er inmitten der gesetzgebenden Versammlung und hielt an dieselbe eine donnernde Rede. So lange die Mitglieder fürchteten, den Worten würden die Bayonette auf dem Fuße folgen, waren sie in Angst und Verwirrung. Als sie aber gewahrten, daß weder innerhalb noch außerhalb des Saales dem Generale Truppen zur Seite standen, verlor sich bald die Sorge. An deren Stelle trat der Entschluß, Lafayette nicht Zeit zu lassen, sein Heer gegen Paris zu führen. Lafayette mußte sich während seines kurzen Aufenthalts in Paris überzeugen, daß die traurigste aller Rollen diejenige eines Vertheidigers sei, welcher das Vertrauen seines Clienten nicht besitze. Der alte Groll, welchen Ludwig XVI. und Maria Antoinette dem Marquis von Lafayette widmeten, hatte selbst in ihrer damaligen kummervollen Lage nichts von der früheren Bitterkeit ver-

loren. Der Hof hatte der gesammten Schaar seiner Anhänger ähnliche Gefühle eingehaucht. Lafayette berieth sich, statt selbständig zu handeln, wovon die Folge war, daß er nichts ausrichtete und mit geschwächtem Ansehen und unter der Wucht der unversöhnlichen Feindschaft der Girondisten und Jacobiner Paris verlassen mußte.

Allein auch dann gab er den Gedanken nicht auf, dem Könige Hülfe zu leisten. Er entwarf den Plan einer zweiten Flucht, bei welcher er die Rolle Bouillé's übernehmen wollte. Allein der König hatte in Varennes und auf dem Rückwege nach Paris zuviel gelitten, als daß er das Wagniß einer Flucht noch einmal unternehmen wollte. Die Königin setzte mehr Vertrauen in die österreichischen und preußischen Generale, als in Lafayette. Sie wollte nicht fliehen, sondern mit Hülfe fremder Söldner in Paris bleiben und herrschen. So wenig hatten die Scenen des 20. Juli dem Könige und der Königin die Augen über ihre Lage geöffnet!

Der schlagendste Beweis dafür, daß die Kundgebung des 20. Juni eine durchaus verfehlte war, liegt in der Thatsache, daß sie, ungeachtet sie vollständig gelang, den Mißständen, welchen sie entgegenwirken wollte, kein Ende bereitete, vielmehr dieselben nur vergrößerte. Das Volk war ohne Widerstand in die Tuilerien gedrungen, hatte dem Könige seine Unmacht anschaulich gemacht, allein dieser gab darum doch seine Zustimmung nicht zu dem Decrete gegen die Geistlichen, die Emigranten und in Betreff des Lagers von 20,000 Mann in der Nähe von Paris. Ludwig XVI. veränderte nicht einmal sein Ministerium. Im Gegentheil wurde Petion, der Maire von Paris, durch das Directorium des Departements von seinem Amte suspendirt. Der König bestätigte diesen Beschluß. Doch die gesetzgebende Versammlung setzte den Maire wieder in sein Amt ein (13. Juli). Im Departement der Ardeche brach eine absolutistische Verschwörung aus. Die verbündeten Mächte beschleunigten den Marsch ihrer Heere gegen die Gränzen Frankreich's. Die Königin bezeichnete auf einer Landkarte das Vorrücken derselben und zählte darauf, daß in wenigen Wochen die fremden Truppen in Paris eingerückt sein und den Thron ihres Gatten durch ihre Bayonette sicher gestellt haben würden.

Der Streit in Betreff des Lagers von 20,000 Mann dauerte fort. Der König verweigerte demselben seine Bestätigung. Die Folge davon war, daß die Departemente der Mündungen der Rhonne, der Gironde und Herault zuerst und dann mehrere andere den Beschluß der gesetzgebenden Versammlung vollzogen, ohne die königliche Genehmigung abzuwarten. Sie sandten ihre feurigsten Republikaner, in Bataillonen zusammengeschaart, nach Paris. Der König mußte dann diese, wie so viele andere vollendete Thatsachen, anerkennen, indem er den Beschluß der gesetzgebenden Versammlung gut hieß, dem zufolge diese Truppen nach Paris kommen und an der bevorstehenden Feier des 14. Juli Theil nehmen sollten.

§ 12. Der 10. August und die September-Schlächtereien.

Unter düsteren Anzeichen wurde 1792 der Jahrestag des 14. Juli gefeiert. Doch ging er ohne erhebliche Störungen vorüber. Die Vorbereitungen zu dem großen Schlage, den die republikanische Partei beabsichtigte, waren noch nicht vollendet. Der Hof fing von Neuem an zu hoffen. Er verließ sich auf seine geheimen Einverständnisse mit Danton und den auswärtigen Mächten.

Wenige Tage darauf, am 25. Juli 1792 erließ der Herzog von Braunschweig, als Oberbefehlshaber der deutschen Heere, sein berühmtes Manifest. Die Wahl, welche der deutsche Kaiser und der König von Preußen getroffen, indem sie diesen alten Feldherrn an

die Spitze ihrer Heere gestellt hatten, war aus vielen Gründen eine sehr unglückliche. Der Herzog war weder ein gewöhnlicher Haudegen, welcher bereit gewesen wäre, die Befehle seiner Vorgesetzten blindlings in Ausführung zu bringen, noch ein wüthender Gegner der Revolution, welcher als solcher an dem Kriege wider dieselbe innerliche Freude gehabt hätte. Die Constitutionellen Frankreich's hatten zur Zeit, da Narbonne Kriegeminister war und Frau von Stael und Lafayette noch eine Rolle zu Paris spielten, geheime Unterhandlungen mit dem Herzoge gepflogen, und diesem sogar durch den Herrn von Cüstine Aussichten auf den französischen Thron gegeben (Januar 1791). Der Herzog hatte sich diese Eröffnungen überlegt, später zwar abgelehnt, doch nicht rasch genug, um jeden Zweifel in Betreff seiner Gesinnungen zu entfernen. Jetzt sollte er die deutschen Heere wider die Nation führen, welche ihm so glänzende Anerbietungen hatte machen lassen. Er ging sehr bedächtig zu Werke, bedächtiger, als die äußerste Vorsicht erheischte und als die Rücksicht auf die bestehenden Verhältnisse gebot. Der König von Preußen und der österreichische Hof drängten vergebens den zögernden Feldherrn. Dieser mußte, so sehr er widerstrebte, das ihm vorgeschriebene Manifest unterzeichnen. In demselben erklärten die fremden Mächte, daß sie dem Könige von Frankreich die erforderliche Sicherheit verschaffen wollten, ohne Gefahr oder Hinderniß, solche Versammlungen zu berufen, als er für zweckmäßig erachten möge, daß alle Nationalgarden, welche mit den Waffen in der Hand ergriffen, als Rebellen und Störenfriede bestraft werden sollten, daß die Bewohner der Städte und Dörfer, welche die Waffen gegen die kaiserlichen und königlichen Truppen tragen, nach der Strenge des Kriegsgesetzes gestraft und daß deren Häuser zerstört und verbrannt werden sollten. Die fremden Mächte machten die Stadt Paris und alle Bewohner derselben, insbesondere alle Mitglieder der National-Versammlung, des Departements, des Bezirks, der Gemeindebehörde und der Nationalgarde, alle obrigkeitlichen Personen und Angehörigen derselben persönlich für die Sicherheit des Königs, der Königin und der königlichen Familie verantwortlich und bedrohten für den Fall eines Angriffes auf die Tuilerien Paris mit militairischer Execution und vollständiger Plünderung und die „Rebellen" mit „verdienter Strafe." Sie erklärten ferner, daß sie keine Gesetze Frankreich's anerkennen würden, welche der König nicht im Vollgenusse seiner Freiheit erlassen haben sollte, und legten im Voraus Verwahrung gegen alle Erklärungen des Königs ein, so lange nicht dieser, die Königin und die königliche Familie sich in voller Freiheit befänden.

Dieses von Coblenz, den 25. Juli datirte Manifest wurde am 28. Juli in allen royalistischen Zeitungen der Stadt Paris veröffentlicht und rief natürlich die furchtbarste Entrüstung hervor. Zwar verleugnete es Ludwig XVI. Allein es steht geschichtlich fest, daß dasselbe niemals erlassen worden wäre, falls die geheimen Sendlinge des Königs nicht seit Jahren im Geiste desselben die auswärtigen Mächte aufgestachelt hätten. Der Herr von Calonne, der Marquis von Limon, die Brüder des Königs und die gesammte Emigration fanden darin den Ausdruck ihrer Wünsche und Bestrebungen. Die Königin verhehlte gar nicht die Freude, welche sie darüber empfand und der König hatte seit zwei Jahren immer so gehandelt, daß die ganze Welt annehmen mußte, er betrachte sich selbst nicht als frei und fähig, nach eigenem Ermessen seine Entschlüsse zu fassen.

Das natürliche Gefühl aller kräftigen Franzosen wurde durch das drohende Manifest geradezu herausgefordert, dasjenige zu thun, was ihnen durch dasselbe bei schwerer Strafe verboten wurde. Durch nichts konnten die Tuilerien mehr gefährdet werden, als durch die Strafen, welche die fremden Mächte auf einen Angriff gegen dieses königliche Schloß gesetzt hatten. In der That wurde derselbe unmittelbar nach Bekanntwerden dieses Mani-

festes beschlossen und vorbereitet. Immer allgemeiner wurde die Ueberzeugung: die Freiheit ist verloren, wenn wir dem Hofe die Zeit lassen, sie zu erdrücken.

Girondisten und Jacobiner waren gleichmäßig entrüstet über den frechen Ton, den die auswärtigen Despoten Frankreich und der Revolution gegenüber anzustimmen gewagt hatten. Die gleiche Gefahr, womit sie sich persönlich und die von ihnen vertretene Sache bedroht sahen, drängte sie zu vereinigter Anstrengung, um dieselbe abzuwehren. Petion, der Maire von Paris, unter dessen Befehlen die National-Garde stand, wurde leicht gewonnen, die Rolle, welche er am 20. Juni übernommen hatte, noch einmal zu spielen. Am Tage nach der Bekanntwerdung des Manifestes (29. Juli) trafen die Marseiller zu Charenton in der nächsten Nähe von Paris ein. Sie waren bestimmt, den Kern der gegen die Tuilerien gerichteten Angriffscolonne zu bilden. Noch in derselben Nacht trafen die Führer der Partei der thatkräftigen Revolutionäre: Danton, Marat, Camille Desmoulins, Santerre, Fabre d'Eglantine, Barbaroux und andere Männer in einem einsam gelegenen Hause jenes Dorfes zusammen, und entwarfen den Plan des Angriffs. Doch konnte dieser nicht so schnell ausgeführt werden, als damals verabredet worden war. Der Hof gewann Zeit zu Gegenvorbereitungen. Herr von Mandat, welcher am 9. August den Oberbefehl über die National-Garde von Paris führte, schickte sechzehn Bataillone nach den Tuilerien, um diese zu schützen. Sechshundert Gensdarmen zu Pferde stellten sich im Hofe des Louvre auf. Zwölf Stücke Geschütz deckten das Schloß. Im Innern desselben standen die Schweizer des Königs. Ihnen zur Seite eine Anzahl Adeliger und Pensionäre, welche theils ihre Gesinnung, theils der Sold, welchen sie zogen, zum Schutze des Königs nach dessen Schlosse trieb. Im Ganzen betrug die Besatzung der Tuilerien beiläufig vier- bis fünftausend Mann, von welchen übrigens ein großer Theil nur zum Scheine auf der Seite des Königs, der Gesinnung nach auf derjenigen des Volkes stand.

Die beiden ersten Schläge, welche dem Angriffe auf die Tuilerien vorhergingen, die Verdrängung der zweifelhaften Stadtbehörde durch eine neue, entschieden revolutionäre und die Ermordung des Herrn von Mandat, des Oberbefehlshabers der Nationalgarde, deuteten an, daß diesesmal eine weit tiefer greifende und blutigere Kundgebung beabsichtigt werde, als am 20. Juni.

Während der ganzen Nacht vom 9. auf den 10. August riefen die Sturmglocken von Paris das Volk zum Kampfe. Doch erst nach Sonnenaufgang bildeten sich in den Vorstädten Saint-Antoine und Saint-Marceau ansehnliche Massen, welche gegen das Louvre und den Pont-Royal zudrängten. Westermann, ein junger Elsäßer, damals ohne Namen und Geltung bemächtigte sich des Commando's und führte das Volk gegen die Tuilerien. Bis zu diesem Punkte hatte es der König kommen lassen, als er sich plötzlich auf den Rath der Mitglieder des Departements und namentlich des Herrn Röderer entschloß, im Schooße der gesetzgebenden Versammlung für sich und die Seinigen Zuflucht zu suchen. Dort fand er dieselbe in der Loge des Schnellschreibers. Dort nahm er sein Frühstück ein und hörte den Verhandlungen der Versammlung zu, während der Kampf in den Tuilerien wüthete und die von ihrem Haupte verlassenen Vertheidiger der Krone für ihn ihr Herzblut verspritzten.

Die Hoffnung, die Besatzung der Tuilerien werde den Angriff zurückschlagen und die zweite, die gesetzgebende Versammlung werde sich seiner annehmen, verließ den König nicht inmitten seiner unglückseligen Lage. Hätte er im Sinne und Geiste der einen, oder der anderen gehandelt, wäre für ihn vielleicht Rettung gewesen. Da er aber unsicher zwischen der einen und der anderen hin und her schwankte, da er weder die Vertheidigung der Tuilerien mit Muth und Entschlossenheit leitete, noch den guten Willen der gesetzgebenden

Versammlung durch entsprechende Zugeständnisse zu gewinnen verstand, fiel er als Opfer seiner Zaghaftigkeit ruhmlos und elend.

Ludwig XVI. that ohne Zweifel wohl, dem Sturme zu weichen, sich und seine Familie in Sicherheit zu bringen, bevor der Kampf begann. Selbst ein tapferer und kriegerischer König hätte die Tuilerien gegen die andrängenden Massen auf die Dauer schwerlich behaupten können. Allein ein Mann von Ehre und Schicklichkeitsgefühl, geschweige denn von Menschenliebe und Dankbarkeit, durfte in einem solchen Augenblicke sein Loos nicht trennen von demjenigen seiner großmüthigen und opferbereiten Anhänger. De Launay hatte vor Uebergabe der Bastille eine Capitulation abgeschlossen. Warum machte Ludwig XVI. nicht einmal den Versuch, durch einen ähnlichen Act seine letzten Freunde zu retten? Wir wollen dem unglücklichen Könige das menschliche Gefühl nicht absprechen. In der That fragte er im Augenblicke, als er die Schwelle der Tuilerien verließ: „aber was wird aus unseren Freunden werden, welche da oben bleiben?" Diese Frage kam zu spät. Sie drückte das natürliche Gefühl für die gefährdeten Freunde in viel zu schwacher Form aus, als daß sie denselben ein Rettungsanker hätte werden können. Seine Lust, zu essen und zu trinken, vergaß der König nicht zur Stunde seiner gewöhnlichen Mahlzeit. Für seine Freunde hatte er im entscheidenden Augenblicke keinen Gedanken und kein Wort. Ein heldenmüthiger König wäre lieber an der Spitze seiner Getreuen inmitten seines letzten Schlosses gefallen, als es ohne Schwertstreich zu räumen. Ein christlicher Dulder hätte den Todesstoß lieber umgeben von seinen Anhängern, als fern von denselben empfangen. Ein Märtyrer hätte sich selbst geopfert, um das bedrohte Leben der Seinigen zu retten. Doch Ludwig XVI. war weder Held, noch Christ, noch Märtyrer. Er war zwar nicht feig, aber unfähig zu handeln. Er besaß von dem Christenthume nur die römisch-katholische Schablone. Er war kein Märtyrer, sondern ein von einer Schwäche zu der anderen wankender Mensch, dessen einzige Kraft eine an Stumpfsinn gränzende Geduld war.

Marie Antoinette hatte in ihren glücklichen Tagen schwerer gefehlt, als ihr Gatte. Allein im Unglücke entfaltete sie einen Muth, eine Würde und eine Innigkeit der Liebe für ihren Gatten, welche ihr das Mitgefühl der Nachwelt sichert. Sie hätte, wenn ihr Wort den Ausschlag gegeben, die Tuilerien nicht ohne Kampf verlassen, die Freunde im entscheidenden Augenblicke der Rache grimmiger Gegner nicht schutzlos preisgegeben. Sie ertrug ihr Schicksal nicht mit Stumpfsinn, sondern mit den bewegten Gefühlen, freilich nicht einer Patriotin oder Freundin der Freiheit, wohl aber mit denjenigen einer zärtlich liebenden Gattin, Schwester und Mutter und mit dem vollen Bewußtsein einer Fürstentochter, welche bessere Tage gesehen hatte, und auf solche noch hoffte.

Selbst die Schwester des Königs, die Prinzessin Elisabeth flößt uns Achtung und Mitgefühl ein. Sie betete, während der König aß und trank. Ihre Gedanken und Wünsche beschränkten sich nicht auf das eigene „Ich." Sie vergaß dieses im Vollgefühle des Schmerzes über das Schicksal der Ihrigen. Der Prinzessin Elisabeth kann der unparteiische Geschichtsforscher keinen Vorwurf daraus machen, daß ihr der Bruder und König näher stand, als eine Revolution, die sie nicht begriff, und ein Volk, das sie nicht kannte. Ludwig XVI. aber hätte seine Zeit verstehen müssen, wenn er seinen Thron behaupten wollte. Pfaffen und Aristokraten hatten sein Gemüth von Jugend auf für die Stimme der Freiheit und der Natur unempfänglich gemacht. Sie hatten die von der Geburt an schwachen Gefühle seiner Brust künstlich abgestumpft. Der Stumpfsinn des Königs war es, welcher entmuthigend auf dessen Anhänger und erbitternd auf dessen Gegner wirkte. Für Weib und Kinder hat auch das Thier Gefühl. Es vertheidigt sie mit Zahn und

Klaue. Daß Ludwig XVI. nicht in dieser, wie in jeder anderen Beziehung stumpf war, gereicht ihm nicht zur Ehre, sondern spricht ihn nur von dem Vorwurfe viehischer Gefühllosigkeit frei, welcher ihm allerdings mit Unrecht gemacht wurde.

Ludwig XVI. hatte das Bild und die Geschichte Karl's I. von England stets vor Augen. Er konnte, so sehr er sich bemühte, dessen Schicksale nicht entgehen, er verirrte sich im Labyrinthe der Revolution. Er wurde vom Minotauren aufgezehrt, weil er weder die Keule des Theseus, noch die Liebe, noch den Faden einer Ariadne, mit anderen Worten, weder die Kraft des Helden, noch die Liebe des Menschenfreundes, noch die Weisheit der Philosophen besaß. Jede einzelne dieser drei Eigenschaften hätte ihn retten können. Da er aber alle drei entbehrte, mußte er untergehen.

Wie in der ersten Hälfte Juli's und in den ersten Tagen Octobers 1789 hatte Ludwig XVI. alles zum Kampfe vorbereitet. Wie damals gab er denselben auf, ohne ihn zu wagen. Es ist ein wahres Sprichwort: si vis pacem, para bellum, (wenn Du den Frieden willst, rüste Dich zum Kriege)! Allein wer nach erfolgter Rüstung dem angebotenen und unvermeidlich gewordenen Kampfe ausweicht, hätte besser gethan, sich nicht zu rüsten, sondern abzudanken, bevor die Leidenschaften auf's Aeußerste gesteigert waren. Hätte Ludwig XVI. dieses gethan, so hätte er sich wenigstens mit den Seinigen noch in Ehren zurückziehen können. Allein er besaß nicht einmal die zur Abdankung oder die zu einer Capitulation erforderliche Kraft.

Kaum hatte Ludwig XVI. für sich und seine Familie im Schooße der gesetzgebenden Versammlung eine Zuflucht gefunden, so begann der Kampf vor und in den Tuilerien. Der größere Theil der Truppen, auf welche der König gezählt hatte, die Nationalgarde und die Gensdarmerie, ging zum Volke über. Die Schweizer und die wenig geordneten und schlecht bewaffneten Adeligen kämpften mehr um ihr Leben und für ihre Waffenehre, als für Ludwig XVI. und das Königthum. Einmal machten die Schweizer sogar einen glücklichen Ausfall und trieben die ihnen gegenüberstehenden Massen zurück. Diese waren übrigens zu groß, als daß ein dauernder Sieg möglich gewesen wäre. Der König schickte den Schweizern den Befehl, sich zu ihm in das Reithaus (Manège) zu begeben, in welchem die gesetzgebende Versammlung ihre Sitzungen hielt. Diejenigen, welche nicht unterwegs ihr Leben verloren, fanden dort Sicherheit. Eine Zeit lang schien aber selbst die Halle der Gesetzgeber Frankreich's gefährdet.

Der Sieg des Volkes über das Königthum war entscheidend; die Niederlage des Thrones vollständig. Allein den Triumph der Revolution trübten viele dunkle Flecken. Am 10. August trat zuerst jener unversöhnliche Haß gegen das Königthum, welcher später noch so furchtbare Gräuelthaten in seinem Gefolge hatte, unverschleiert und massenhaft zu Tage. Die Eroberer der Tuilerien bekämpften nicht blos die ihnen mit den Waffen in der Hand gegenüberstehenden Feinde, sie tödteten auch waffenlose Gefangene und Leute, welche an dem Kampfe gar keinen Theil genommen hatten. Das Schlachten dauerte fort, nachdem der Kampf längst vorüber war. Einzelne Opfer fielen selbst noch am 11. und 12. August. Wohl fehlte es nicht an herzerhebenden Beweisen von Großmuth und Milde. Doch diese bildeten die Ausnahme. Die Regel war geworden: Haß und Blutdurst. Früher, selbst noch am 20. Juni war es anders gewesen. So trieben die Fehler des Hofes die Nation dem Abgrunde, welcher alles, selbst die Revolution verschlingen sollte, immer näher zu.

Die gesetzgebende Versammlung, welche zwischen Verfassung und Revolution, zwischen Monarchie und Republik in ähnlicher Weise geschwankt hatte, als Ludwig XVI. zwischen Absolutismus und Constitution hatte ein ähnliches Schicksal, wie der König. Sie nahm

Theil an den Demüthigungen der Krone, welche sie weder die Kraft gehabt hatte, zu zerbrechen, noch zu befestigen. Die neue Gemeindebehörde von Paris hatte die Eroberung der Tuilerien geleitet, sie war die Siegerin. Ihr fiel die Herrschaft zu. Der gesetzgebenden Versammlung blieb keine andere Wahl, als entweder mit dem Könige unterzugehen, oder die Befehle der Sieger in den Schleier des Gesetzes zu hüllen. Sie faßte folgende Beschlüsse:

„Das französische Volk wird aufgefordert, einen National-Convent zu bilden.

Das Haupt der Executivgewalt ist provisorisch seiner Verrichtungen enthoben; ein Decret wird im Laufe des Tages in Betreff der Ernennung eines Gouverneurs des königlichen Prinzen vorgelegt werden.

Die Bezahlung der Civilliste hört für's erste auf; der König und seine Familie werden im Gebäude des gesetzgebenden Körpers verbleiben, bis die Ruhe in Paris wieder hergestellt sein wird; das Departement wird das Luxemburg zu seiner Wohnung herrichten lassen unter dem Schutze der Bürger."

Diese Beschlüsse genügten den Siegern nicht. Sie stellten das gesunkene Ansehen der gesetzgebenden Versammlung nicht wieder her, vielmehr schwächten sie dasselbe in noch höherem Grade, indem der König nicht nach dem Luxemburg, sondern nach dem Gefängnisse des Tempels gebracht wurde. Der Gouverneur des königlichen Prinzen wurde nicht ernannt. An dessen Stelle erhielt das unglückliche Kind nur zu bald einen Handwerker zum Lehrmeister.

Die gesetzgebende Versammlung war immer einen Schritt hinter den Erfordernissen der Zeit zurückgeblieben. Hätte sie, statt den König zu suspendiren, das Königthum abgeschafft und eine republikanische Regierung eingesetzt, so wäre sie in der öffentlichen Meinung gestiegen und hätte die wieder gewonnene Macht im Interesse der öffentlichen Sicherheit, welche auch dem Könige zu statten gekommen wäre, geltend machen können.

Dieselbe Halbheit, welche die gesetzgebende Versammlung dem alten Königthum gegenüber verrieth, bekundete sie auch bei der Errichtung der neuen Regierung. Die drei von dem Könige entlassenen girondistischen Minister: Roland, Claviere und Servan wurden in ihre Stellen wieder eingesetzt. Monge erhielt das Ministerium der Marine, Lebrün die auswärtigen Angelegenheiten, Grouvelle wurde Secretär des Ministerrathes, Danton Justizminister. Dieser eine besaß Macht, denn die neue Gemeindebehörde von Paris stand ihm zur Verfügung. Die Girondisten, welche den Zahlen zu große und den Thatsachen zu geringe Bedeutung beimaßen, glaubten Macht zu besitzen, weil sie vier Stimmen (diejenigen der drei wieder hergestellten Minister und Lebrün's) im Ministerrathe hatten. Doch in revolutionären Zeiten werden die Stimmen nicht gezählt, sondern gewogen. Die Stimme Danton's wog schwerer, als diejenigen aller übrigen Minister zusammen genommen. Die Girondisten waren im Schooße des neuen Ministeriums ganz eben so verrathen und verkauft, wie früher in dem alten, nur mit dem Unterschiede, daß früher Dümouriez sie dem Königthume preisgegeben hatte, während Danton sie jetzt dem Terrorismus zum Opfer brachte. Zu spät erkannten sie, daß das veraltete Königthum für sie, wie für die Nation und die Freiheit minder gefährlich war, als der im Schooße der Verzweiflung neu geborene Schrecken.

Die Commüne von Paris schrieb der gesetzgebenden Versammlung die Beschlüsse, welche diese fassen sollte, vor. Vergebens weigerten sich einige wenige Mitglieder, das ihnen auferlegte Joch geduldig zu tragen. Die Mehrzahl fügte sich. Der größere Theil Frankreich's empfing mit Beifallsjauchzen die Nachricht von den Vorfällen des 10. August. Selbst das Heer, welches anfangs schwierig zu werden schien, schloß sich der neuen Ordnung der Dinge mit Freudigkeit an. Dümouriez übernahm das Commando desselben. Revo-

lutionäre Commissäre hauchten den Soldaten schnell den Geist der Revolution und der Republik ein. Lafayette floh mit seinem Generalstabe, wurde von den Oesterreichern gefangen genommen und viele Jahre lang von einem Kerker zum andern geschleppt.

Danton bereitete im Bunde mit der Commüne von Paris einen großen Staatsstreich vor. Die Commüne verlangte die Errichtung eines Kriegsgerichts, welche die Feinde des Volkes und die Mitschuldigen des Hofes summarisch richten sollte. Die gesetzgebende Versammlung vollzog den ihr gegebenen Befehl. Sie mußte ferner beschließen, daß die in Orleans verwahrten Staatsgefangenen nach Paris gebracht werden sollten. In der Sitzung vom 29. August verlangte Danton von der gesetzgebenden Versammlung die Ermächtigung, die Häuser der Bewohner von Paris durchsuchen zu dürfen. Sie wurde gewährt und von derselben der ausgedehnteste Gebrauch gemacht. Fünftausend Verdächtige wurden in einer Nacht aufgegriffen. Die Hälfte erhielt ihre Freiheit wieder. Die andere Hälfte vermehrte die Zahl der Opfer des Septembers. Am 2. dieses Monats begannen die von der Commüne vorbereiteten Schlächtereien. Um drei Uhr Nachmittags fuhren fünf Wagen voll von Priestern von dem Gefängniß-Depot der Vorstadt Saint-Germain nach dem Gefängnisse der Abtei. Angestellte Mörder überfielen dieselben unterwegs, tödteten die meisten und schleppten die anderen in das Gefängniß. Es war dieses nur ein Vorspiel zu dem furchtbaren Trauerspiel, welches fast gleichzeitig in allen Gefängnissen von Paris begann. In der Abtei wurden die Gefangenen nach den Listen vor ein s. g. Gericht geforcert und zum Tode verurtheilt. Wenn es hieß: "à la force," d. h. zum Gefängnisse la force, so war es das Todeszeichen. Die Wenigen, welche dem Tode entgingen, wurden durch die Worte freigesprochen: „Man setze den Herrn in Freiheit." Hundert und sechzig Menschenleben fielen in der Abtei. Darunter waren die meisten Schweizer Officiere und Soldaten und einige Leibgärdisten des Königs, Herr von Montmartin, früher Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr von Sombreuil, Gouverneur der Invaliden, mehrere Bischöfe und die Herzogin von Lamballe. Die letztere sollte gerettet werden. Schon war sie auf dem Wege zur Pforte des Gefängnisses, als ein betrunkener Perrückenmachergeselle (Charlot) die Unglückliche muthwilligerweise verwundete. Die angestellten Mörder sahen darin ein Zeichen, daß sie dem Tode verfallen sei, und stürzten sich auf sie mit Knütteln, Säbeln und Picken. Charlot hieb ihr den Kopf ab, mit welchem später noch der König im Tempel erschreckt wurde. Aehnliche Mordscenen fanden in den Gefängnissen des Chatelet, der Conciergerie, des Bicetre, der Salpetrière und im Kloster der Bernhardiner Statt. In toller Wuth wurden nicht blos die dem Tode von den Führern geweihten Opfer, sondern auch unglückliche Kranke, Schuldgefangene und Leute ermordet, welche wegen leichter Vergehungen gefangen saßen und deren Tod nur den Leichtsinn, mit welchem die Mörder verfuhren, zu Tage brachten. Aehnliche Mordscenen fielen zu Orleans, Lyon, Meaux, Rheims und Versailles vor. Die Zahl der Opfer wird verschieden angegeben. Die Einen schätzten dieselben auf zehntausend, die Anderen nur auf zwei- oder dreitausend.

Danton vereitelte alle Versuche, welche von verschiedenen Seiten gemacht wurden, dem Gemetzel Einhalt zu thun. Er dankte den Mördern nicht in seiner Eigenschaft als Justizminister, wohl aber in derjenigen als Revolutionsminister.

Vergebens forderte Roland schon am 3. September in einem sehr energischen Schreiben die gesetzgebende Versammlung auf, Schritte zur Wiederherstellung der Ordnung zu thun. Die Versammlung zollte demselben lauten Beifall, beschloß den Druck und die Absendung desselben an die Departemente. Die Gesetzgeber Frankreich's sandten Redner ab, um die Mörderbanden abzumahnen. Banditen werden durch Reden nicht im Zaum

gehalten. Umsonst bot Roland die Nationalgarde auf. Ein Blutbad wird nur durch die Gewalt erdrückt. Diese fehlte den Girondisten. Sie hatten nur die Verantwortlichkeit für ihre Ministerstellen, nicht die Macht, welche mit denselben verbunden sein sollte.

Sie hatten keine Ahnung von dem Complotte, welches in ihrer nächsten Nähe unter Mitwirkung eines ihrer Amtsgenossen geschmiedet worden war. Die September-Schlächtereien trafen sie durchaus unvorbereitet. Roland bot jeder persönlichen Gefahr mit dem größten Muthe Trotz. Allein er vermochte nicht, dem Schlachten Einhalt zu thun, noch weniger demselben vorzubeugen.

Die einzige Entschuldigung, welche sich für die Gräuelthaten des Septembers 1792 und der späteren Zeit vorbringen läßt, ist die auf's Aeußerste gebrachte Spannung der Gemüther, welche denselben nicht erlaubte, die Lage der Dinge und die zur Rettung des angegriffenen Vaterlandes und der bedrohten Freiheit erforderlichen Mittel richtig zu würdigen. Die Gefahr war dringend. Sie hatte sich in zehnfacher Größe in dem Geiste der französischen Nation abgespiegelt. Seit dem Monate Mai 1789 hatten Hoffnungen und Befürchtungen so oft und so plötzlich gewechselt, daß am Ende die natürliche Berechnung der Zukunft fast ganz außer Frage stand, die gewöhnlichen Mittel die Wirkung versagten und nur das Außerordentliche noch Hülfe zu versprechen schien.

Die eine Hälfte der Schuld fällt auf diejenigen Menschen, welche wissentlich oder unwissentlich die Revolution auf ihren Gipfelpunkt trieben. Seit dem Jahre 1789 ging die ultra-royalistische Partei, namentlich die Anhänger und Freunde des Grafen von Artois, darauf aus, die Revolution dadurch zu Grunde zu richten, daß sie dieselbe zu den heftigsten Uebertreibungen drängten. Jene Leute, die im Schooße der National-Versammlung jede Maßregel, welche ihnen übertrieben schien, mit teuflischem Lachen aufnahmen, welche sich massenhaft der Abstimmung enthielten, um den Beschlüssen der Versammlung das Ansehen zu entziehen, welches dieselben haben mußten, so lange sie das Resultat verfassungsmäßiger Berathungen waren, jene Minister, welche dem Könige riethen, an dem Buchstaben der Verfassung festzuhalten, um den Geist derselben tödten zu können, welche die Volksmänner bestachen, um mit deren Hülfe die Verfassung zu stürzen, jene Emigranten, welche im Augenblicke der Gefahr das Vaterland verließen, um ganz Europa gegen dasselbe in Waffen zu bringen, jene Geistlichen, welche von der Kanzel herab und im Beichtstuhle das Volk gegen die Verfassung aufhetzten, jene Spießbürger, welche auf dem Marsfelde friedliche Bürger massenhaft niederschossen, um dieselben abzuhalten, eine Petition zu Gunsten der Republik zu unterzeichnen, jene Königin, welche von Tag zu Tag das Vorrücken fremder Heere auf der Landkarte bezeichnete und von diesem allein sich Rettung versprach, ein König endlich, welcher seit Jahren Zugeständnisse machte und Eide leistete, blos um dieselben mit einem gewissen Scheine Rechtens brechen zu können, — diese waren die Urheber der unseligen Stimmung, aus welcher die Schreckenszeit hervorging und theilen folgeweise die Schuld derselben.

Aehnliche Vorwürfe lassen sich den Hugenotten des sechzehnten Jahrhunderts nicht machen und daher stehen den Mördern der Bartholomäusnacht die Entschuldigungsgründe nicht zur Seite, welche das Urtheil über die Terroristen des achtzehnten Jahrhunderts mildern. Alle diese Betrachtungen können übrigens das strenge Urtheil über die Septembermörder nicht umstoßen.

Mehr als sechs und sechzig Jahre sind vergangen seit jenen Tagen und noch kann kein fühlender Mensch die Berichte über dieselben lesen, ohne von Entrüstung, Abscheu und Eckel gegen die rohen Mörder und deren staatskluge Anstifter erfüllt zu werden. Das Gefühl, welches früher auf der Seite der Revolution stand und dem Königthume, der Aristokratie

und dem Pfaffenthume den Untergang wünschte, wendet sich unwillkürlich den Schlachtopfern zu und gegen deren Henker. Wie viel furchtbarer mußten diese Gräuelthaten auf die Mitwelt wirken! Wie viele Millionen begeisterter Anhänger der Revolution wurden durch diesen einen Schlag plötzlich aus Freunden in Gegner der Revolution verwandelt! Für jeden Aristokraten und Pfaffen, welche die September-Schlächter tödteten, erwuchsen der gesammten Aristokratie und dem ganzen Pfaffenthum aus Mitgefühl hundert Freunde und starben der Revolution aus Widerwillen hundert Anhänger ab. Die unter der Herrschaft des Schreckens stehenden Franzosen brauchten einige Zeit, bevor sie Kenntniß von dem ganzen Umfange und dem eigentlichen Charakter der September-Schlächtereien erhielten, auch bedurfte es in jenen sturmbewegten Tagen einiger Muße, bevor sich ein ruhiges und sicheres Urtheil im Schooße der Nation feststellte. Der Höhepunkt des Schreckens war im September 1792 noch nicht erreicht. Die Nation mußte in fortwährender Aufregung erhalten werden, um sie nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Doch der Schrecken, wie jede andere Regung des Gemüthes, kann nicht allzu lange gesteigert werden. Vor Ablauf von zwei Jahren thaten sich die Früchte der Schreckenszeit kund. Von den tausend Blüthen der Freiheit, welche in den Jahren 1789 bis Mitte 1792 zu keimen begonnen hatten, waren die meisten vollständig zerstört.

Mit welchem Rechte könnten wir den Schlächtereien eines Hainau, Prinzen von Preußen und Radetzky den Stab brechen, wenn wir nicht den größeren Marat's und Danton's zuvor den Stab gebrochen hätten? Die Waage der Geschichte muß die Verbrechen aller Parteien mit gleichem Gewichte, mit dem allein untrüglichen reiner Menschlichkeit wiegen. Wer ein Gewicht für die Partei des Fortschritts und ein anderes für diejenige des Rückschritts hat, wer jener das Verbrechen erlaubt, dieser verbietet, wer meint, durch massenhafte Schlächtereien könne ein anderer Fortschritt beschleunigt werden, als derjenige zum Rande des Abgrundes, kennt die Geschichte nicht und deren ewige Gesetze.

Etwas Anderes ist es, einen drohenden Feind mit ehrlichen Waffen, oder selbst ein gekröntes Ungeheuer mit dem Dolche in der Hand zu bekämpfen, als einen niedergeworfenen und gefangenen Gegner kalten Blutes im Kerker oder auf dem Wege von einem Gefängnisse zum andern abzuschlachten.

Worin besteht denn der Unterschied zwischen der Bartholomäusnacht des Jahres 1572 und den September-Schlächtereien des Jahres 1792? etwa darin, daß im sechzehnten Jahrhundert ein König die Loosung des Mordes gab, und im achtzehnten ein Bürger? oder darin, daß früher Hugenotten, später Katholiken als Opfer fielen, daß dort religiöser, hier politischer Fanatismus die Mordwaffe zückte?

In der Waagschaale der Geschichte fällt das Recht auf das Leben gleich schwer, ob der Mensch diesen, oder jenen Glauben hege. Der Geschichtschreiber hat, wenn es sich um Fragen des ewigen Rechtes handelt, nur einen Maßstab für König und Bettler. Er verdammt mit gleicher Entschiedenheit jede Schlächterei, sie möge ihren Vorwand in religiösen oder politischen Dogmen suchen.

Die Heldenthaten der Freiheitskämpfer der Jahre 1789 bis Mitte 1792 reichen kaum hin, die Schandthaten der Bartholomäusnacht 1572 auszugleichen. Im Laufe von sechs und sechzig Jahren hat die französische Nation die Scharte noch nicht ausgewetzt, die sie sich selbst im September 1792 schlug. Sie hat noch eine große Schuld an die Menschheit zu zahlen, bevor die Rechnung zu ihren Gunsten abgeschlossen ist. Hoffen wir, daß sie sich dessen bei dem bevorstehenden Freiheitskampfe bewußt sein werde!

Manche behaupten wohl, die Revolution wäre ohne die blutigen Maßregeln des Septembers zu Grunde gegangen. Allein wurde sie denn in der That durch dieselben

gerettet? Erlag sie denn nicht umgekehrt in deren Folge? Nicht die Revolution, nicht die Sache der Freiheit, des Rechtes und der Menschlichkeit feierte Siege nach dem 2. September 1792, sondern zuerst der französische Terrorismus und dann der französische Despotismus gegen den ausländischen Despotismus. Die Errungenschaften des Volkes wurden nach dem 2. September 1792 nicht vermehrt, im Gegentheile gingen viele derselben wieder unter. Die Freiheit der Presse, die Unabhängigkeit der Gerichte, die Freiheit der Versammlung verloren sich, eine nach der anderen. Drückende Abgaben, Staatsschulden, Staatsbankerott, Wiederherstellung des Adels, des Pfaffenthums und der Monarchie, folgten in raschen Schritten aufeinander. War etwa dieses das Ziel der Revolution gewesen? Wenn nicht, so ist es augenscheinlich, daß die September-Schlächtereien und alle Blutbäder, welche in gleichem Geiste Frankreich's Boden besudelten, die Revolution in unserem Sinne des Wortes nicht retteten, sondern zu Grunde richteten. Ob dieselbe durch andere, minder blutige Mittel hätte gerettet werden können, mag dahin gestellt bleiben, soviel ist jedenfalls gewiß, daß die Fortsetzung des in den Jahren 1789 bis 1792 so glorreich begonnenen Werkes gewiß nicht um mehr als ein halbes Jahrhundert hinaus geschoben worden wäre, wenn nicht die edelsten Männer und Frauen Frankreich's während der Schreckenszeit ihr Leben und zugleich die Menschheit ihre begabtesten Vorkämpfer verloren hätte. Sehr wahr rief Thüriot in der gesetzgebenden Versammlung aus: „Ich bete die Revolution an! aber ich erkläre, daß, wenn die Revolution nur durch ein Verbrechen triumphiren könnte, ich sie eher untergehen ließe, als daß ich mich besudelte, um sie zu retten." —

Es ist eine ewige und unumstößliche Wahrheit: die Sache des Ehrgeizes, der Herrschsucht und der Habgier kann durch unedle Mittel siegreich werden, niemals aber die Sache des Rechtes, der Freiheit und der Menschlichkeit.

Der Gnadenschatz, von welchem katholische Pfaffen faseln, hat nur insofern einen vernünftigen Sinn, als wir demselben den Schatz edler Thaten unterschieben. Jede einzelne derselben vermehrt das Gemeingut der Menschheit, aus welchem der für Wahrheit und Edelmuth empfängliche Nachkomme schöpfen kann, ohne Zuthun eines Geistlichen, ohne Ablaßzettel und Kreuzeszeichen. Auf der anderen Seite häuft sich aber in den Spalten der Geschichte auch ein Schatz von Uebelthaten an, aus welchem große und kleine Verbrecher, gekrönte und ungekrönte Despoten Ermunterung und Sporn zu Verbrechen ziehen. Sehr schön drückt unser Schiller diesen Gedanken in den Worten aus:

„Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären."

Der Sieg der Freiheit, welcher mit Hülfe des Blutdurstes und der Rohheit erzielt wird, ist immer nur scheinbar. Denn die rohen Sieger verdrängen sofort die Freiheit, unter deren Aushängeschilde sie gekämpft und triumphirt haben. Es zeigt sich dann sofort, daß nicht die Sache und nicht die Männer der Freiheit, sondern die Sache und die Männer der Rohheit den Sieg gewannen und in ihrem Geiste ausbeuteten.

So wenig, als die Freiheit, wurde durch die September-Scenen das Vaterland gerettet. Es ist eine vollständig erwiesene Thatsache, daß alle diejenigen Bataillone, welche sich auf dem Marsche zum Heere Ausschweifungen erlaubten, oder in deren Mitte die September-Mörder den Ton angaben, weit entfernt, die Wehrkraft Frankreich's zu stärken, dieselbe schwächten. Dümouriez hielt die wilden Horden fern von seinen zuverlässigen Truppen, damit diese nicht durch den Geist der Unordnung angesteckt würden, welche die September-Mörder in allen Richtungen verbreiteten. Die Geschichte kennt die Generale und die Regimenter, welche an der Schlacht bei Valmy Theil nahmen. Nicht ein Sep-

tember-Mörder fand sich darunter. Die Tapferen, welche die Preußen zurücktrieben, waren entrüstet über die September-Schlächtereien, und machten daraus gar kein Hehl. Von jeher suchten feige Mörder sich den Anschein der Tapferkeit zu geben. Doch nur gegenüber von sehr kurzsichtigen und verblendeten Menschen kann ihnen das gelingen. Die Septembermörder gehörten zu jener Sorte von Kriegern, welche beim ersten Anblick des Feindes davon liefen, über Verrath schrieen und ihre Officiere, welche sie zur Ordnung zurückzuführen suchten, ermordeten.

In den schlaffen Zeiten, welche auf die kurzen Augenblicke großartiger Aufregung folgen, sind jugendliche Gemüther oft zu sehr geneigt, die Thatkraft der Vergangenheit zu preisen. Sie erwägen aber nicht, daß der sittliche Werth jeder That nicht durch die Stärke, sondern durch den innern Charakter derselben bestimmt wird. Nur diejenige That, nur diejenige Kraft, welche aus einem tiefen, sittlichen Gefühl hervorgeht, verdient den Beifall des denkenden Menschen. Nicht darauf, was einen augenblicklichen, sondern was einen nachhaltigen Erfolg herbeiführt, legt die Geschichte großen und dauernden Werth. Es giebt Taschenspieler auch im Gebiete der Politik. Diese mögen den besonnenen Mann auf einen Augenblick stutzig machen, den gedankenlosen Menschen längere Zeit hindurch verwirren. Sie mögen augenblickliche Erfolge gewinnen. Sie bleiben darum doch nur Taschenspieler.

Die Mordscenen des Septembers 1792 waren, vom Standpunkte der Staatsklugheit betrachtet, nichts weiter als Taschenspieler-Kunststücke. Auf der Wage der Sittlichkeit gewogen, erscheinen sie uns aber als haarsträubende Schandthaten, welche sich durch keinerlei Gefahr rechtfertigen, kaum etwas entschuldigen lassen.

Der Geschichtsforscher, welcher die Wechselbeziehung zwischen Ursache und Wirkungen feststellt, findet in den letzteren keinen Grund, die erstere gut zu heißen. Die Ursache war Blutdurst in Verbindung mit einer sehr flachen Staatsklugheit, die Wirkungen waren Blutbäder mit vorübergehenden Erfolgen für die Anstifter und Förderer der Mordscenen und dauernder Beeinträchtigung der erhabenen Ideen, für deren Verwirklichung das französische Volk seine Revolution begonnen hatte.

Vor Ablauf zweier Jahre hatten alle Hauptanstifter und die meisten Förderer der September-Schlächtereien ihre Verbrechen gegen die Menschlichkeit mit dem Leben gebüßt. Schwerlich würden sie selbst ihre Thaten klug genannt haben, gewiß würden sie vor denselben zurückgebebt sein, hätten sie dieses am 1. September 1792 vorausgesehen. So wenig die September-Schlächtereien vom Standpunkte ihrer Thäter, ganz eben so wenig waren sie von denjenigen der französischen Nation und der Menschheit klug und wohl berechnet.

Keine Revolution kann dauernde Erfolge haben, welche nicht auf einem reinern sittlichen, auf einem tiefern staatlichen und einem mildern socialen Grunde ruht, als derjenige war, welcher am 2. September 1792 in Paris gelegt wurde. Unsere Aufgabe ist es, vor ähnlichen Verirrungen zu warnen, damit wir nicht durch vorübergehende, mehr scheinbare, als wirkliche Erfolge getäuscht, zu ähnlichen, jammervollen Zuständen gelangen, wie sie die französische Schreckenszeit in ihrem Gefolge hatte.

Wir wollen keinen bonapartistischen Despotismus und eben deßhalb auch nicht die Ursachen, welche mit unabweisbarer Nothwendigkeit dazu führen. Wir wollen aus der Zeit der Gewaltthat und des Unrechts heraus in die Tage der Freiheit und des Rechtes eintreten, und eben deßhalb müssen wir uns vor jeder durch das Recht nicht geheiligten That, vor jedem Tropfen unschuldig vergossenen Blutes hüten. Denn nach den ewigen Gesetzen der Weltordnung, denen zufolge kein Haar zufällig vom Haupte des Menschen

fällt, wird auch kein Tropfen Blutes vergossen, welcher nicht eingetragen würde in die Bücher der Weltentwickelung. Das Gesetz des Gleichgewichtes wirkt oft langsam, aber ununterbrochen. Das blöde Auge des Menschen erkennt dasselbe oft erst nach Jahrzehnten in den gewaltigen Explosionen, welche es herbeiführt. Der letzte Tropfen, welcher das Maaß zum Ueberlaufen bringt, das letzte Stückchen Holz, dessen Flamme das Wasser auf den Siedepunkt hebt, wäre nicht im Stande gewesen, ohne alle vorhergehenden Tropfen und Zündstoffe die entscheidende Catastrophe herbeizuführen. Eine Zeit lang mag sich der Despot oder der Ochlokrat, der Tyrann oder der Demagoge im Traume des Erfolges wiegen. Der Pendel der Weltgeschichte bleibt nicht stille stehen. Ihn hemmt keine Menschenhand. Wehe dem, welcher darauf pocht, ihn werde das Schicksal nicht erreichen, erst nach ihm werde die Sündfluth eintreten. Viele unserer Staatskünstler haben sich verrechnet, wie die Jahre 1848 und 1849 anschaulich machten. Die Guillotine der Jahre 1793 und 94 bewies, daß sich auch die Terroristen des Jahres 1792 verrechneten.

§ 13. Der National-Convent.

Die französische Nation, weit entfernt, die September-Schlächtereien gut zu heißen, gab die Entrüstung, welche sie dagegen fühlte, deutlich zu erkennen. Die Commissäre, welche die Commune von Paris in die Departemente schickte, um diese zu bestimmen, in gleichem Geiste zu handeln, wurden fast aller Orten mit Schimpf und Schande zurückgewiesen. Doch die Verbrechen blieben unbestraft.

Die Commune von Paris begnügte sich nicht damit, zu morden, sie bemächtigte sich des ganzen beweglichen Vermögens ihrer Opfer. Sie plünderte den Schatz der Civilliste, die silbernen Gefäße der Kirchen, das reiche Hausgeräthe der Emigranten und verstand es überdies, sich bedeutende Geldsummen unter manigfaltigen Vorwänden aus dem Staatsschatze zu verschaffen. Ueber alle diese Hülfsquellen legte sie niemals Rechenschaft ab.

Die Nationalgarde, welche unter dem Befehle Santerre's stand, hatte sich in ihrer Zusammensetzung durchaus verändert. Die größere Zahl der wohlhabenden Bürger hatte sich aus derselben zurückgezogen. Die größte Unordnung war im Schooße derselben eingerissen. Santerre war nicht der Mann, dieselbe im Geiste wahrer Freiheit neu zu organisiren. In der Nacht des 16. September wurde die Vorrathskammer des Königs erbrochen und geplündert. Es bestand in Paris keine Macht, welche stark genug gewesen wäre, im Kampfe mit der Gemeindebehörde der herrschenden Zügellosigkeit ein Ziel zu setzen.

Bei den Wahlen zum National-Convente trug die Commune von Paris in der Hauptstadt einen entscheidenden Sieg davon. Maximilian Robespierre und Danton, Camille Desmoulins, David, Fabre d'Eglantine, Legendre, Panis, Sergent, Billaut-Varennes, Robespierre der Jüngere, der Bruder Maximilian's, Collot d'Herbois, Philipp Egalité (Herzog von Orleans), Marat, Freron, der Kapuziner Chabot, im Ganzen zwanzig Männer vertraten Paris. Sie gehörten mit wenigen Ausnahmen der Partei der äußersten Maßregeln an. Doch im übrigen Frankreich fielen die Wahlen zu Gunsten der Girondisten aus. Die meisten Mitglieder, welche in der gesetzgebenden Versammlung bis zum Ende ausgeharrt hatten, wurden wieder erwählt. Außer ihnen mehrere andere, welche sich schon im Schooße der constituirenden Versammlung hervorgethan hatten, namentlich Büzot und Petion.

An der Spitze der Girondisten stand das Roland'sche Ehepaar, wenn in Betreff derselben überhaupt von einer Spitze die Rede sein kann. Die Männer, welche sich zur

Gironde rechneten, waren in ihrer Mehrzahl so selbstständige und abgeschlossene Charaktere, daß es ihnen sehr schwer wurde, sich über gemeinschaftliche Pläne zu vereinbaren. Die Girondisten hegten so hohe Ideale und hielten an diesen mit so glühender Begeisterung fest, daß sie denselben wiederholt die Rücksichten für die bestehenden Verhältnisse aufopferten. Sie wollten nicht blos die Freiheit, sie wollten dieses höchste Gut auch nur mit Hülfe derjenigen Mittel, welche ihren individuellen Anschauungen entsprachen.

Roland hatte sich großen Ruhm und unsterbliches Verdienst erworben, indem er den September-Mördern mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft entgegentrat und die Uebergriffe der Commune von Paris offen und entschieden bekämpfte. Als Minister des Innern hatte er in jener Zeit der Bewegung den wichtigsten Posten im Staate inne. Seine Gattin stand ihm als hochbegabte Meisterin des Styles und begeisterte Freundin der Freiheit muthig und entschlossen zur Seite. Sie schlang um alle hervorragenden Mitglieder ihrer Partei jenes unsichtbare und doch so feste Band gemeinsamer Ueberzeugung und gegenseitiger Hochachtung. Allein wie sie selbst mehr den Regungen ihres bewegten Gefühles, als den Weisungen einer kalten Staatsklugheit folgte, so ließen sich ihre Verehrer und Freunde nur zu häufig von den Impulsen des Augenblickes hinreißen. Ihr Abscheu vor dem Unrechte, ihre Entrüstung gegen die Rohheit, die Gemeinheit und das Verbrechen war zu heftig, als daß sie dieselbe mit den Rathschlägen des berechnenden Verstandes hätten in Einklang bringen können. Die Vergangenheit Brissot's lähmte, gleich einem schweren Bleigewichte dessen Flügelschlag. Louvet, welcher durch seinen Faublas eine wenig ehrenvolle Berühmtheit gewonnen, hatte gleichfalls Mühe, die Irrthümer seiner früheren Zeit in Vergessenheit zu bringen. Vergniaud, der glänzende Redner der Gironde, betrat nur selten die Bühne, welche ihm mehr Lorbeeren, als seiner Partei Siege bereitete. Wenn er gesprochen und die Versammlung hingerissen hatte, versank er gewöhnlich in Unthätigkeit, aus welcher ihn nur die dringendste Gefahr wieder erweckte. Guadet und Gensonné gehörten zu den hervorragenden Größen der Gironde. Guadet verstand es, von der wärmsten Begeisterung zu der kühlsten Ruhe überzugehen, nicht blos eine vorbereitete Rede zu halten, sondern auch Schlag auf Schlag, seine Gegner niederzuschmettern, zu überraschen und dadurch den Sieg seiner Partei zu entscheiden. Gensonné leistete durch die trefflichen Berichte, welche er abstattete, ausgezeichnete Dienste. Er war ein Mann von unerschütterlicher Rechtlichkeit und einem Muthe, welcher vor keiner Gefahr zurückbebte. Condorcet, obgleich von Geburt ein Marquis, war seinem Wesen nach, ein geborener Republikaner. Sein scharfer Blick erkannte die Fehler von Freunden und Feinden mit untrüglicher Sicherheit. Er war der tiefe Denker der Gironde. Allein es fehlte ihm der kühne Muth, welcher von der erkannten Wahrheit einen bedeutungsvollen Gebrauch zu machen versteht. Er war mehr Akademiker, als Politiker. Der Abbé Sieyes war ein gewandter Schriftsteller und stand im Rufe gründlicher staatswissenschaftlicher Bildung. Er besaß aber zu wenig prinzipielle Erhabenheit und zu viel Staatsklugheit, als daß seine Rathschläge von den feurigen Girondisten befolgt worden wären. Er rieth denselben, Danton und Dümouriez zu gewinnen, bevor sie die Commune angriffen, oder mit anderen Worten den großen Dieb und dessen Freund sich zu verbinden und dann die kleinen Diebe zu hängen. Diese Taktik fand keinen Anklang. Der Frau Roland am nächsten stand Büzot, ein Mann von reinen Grundsätzen, großem Muthe und ergreifender Beredtsamkeit. Barbaroux aus Marseille war kühn, entschlossen und fest, allein er war zu wenig Staatsmann, um im Schooße des Convents seiner Partei gute Dienste leisten zu können. Er sowohl, als sein Freund Rebecqui verdarben viel durch ihre ungestümen Naturen. Einer der einflußreichsten Männer der Gironde war Petion, welcher

als Maire von Paris eine so bedeutende Rolle in den Tagen des 20. Juni und 10. August gespielt hatte. In Folge der September=Schlächtereien hatte er sich von der Commune losgesagt.

Das Streben der Girondisten war so ächt republikanisch, daß deren Feinde zur Verläumdung schreiten mußten, um dieselben in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Sie warfen der Gironde vor, daß sie Paris aufopfern, während dieselbe doch nur die September=Mörder zur wohlverdienten Strafe bringen wollte, daß sie die einzelnen Departemente zu selbstständigen Staaten zu erheben wünsche, während in deren Berathungen nur davon die Rede war, im Falle die feindlichen Heere den Norden Frankreich's besiegen sollten, im Süden das Banner der Republik aufzupflanzen und gegen jeden Angriff zu sichern. Mit weit besserem Grunde warfen die Girondisten der Commune von Paris vor, daß diese die ganze Staatsgewalt an sich reißen wolle und theilweise schon an sich gerissen habe, daß sie durch Pöbelaufstände den National=Convent beherrschen wolle, wie sie die gesetzgebende Versammlung durch solche eingeschüchtert habe. Sie sprachen sich unzweideutig gegen die September=Schlächtereien aus und gaben zu erkennen, daß sie es für eine Schmach hielten, neben Männern zu sitzen, welche an denselben Theil genommen hätten. Die drei mächtigsten Gegner der Gironde waren: Marat, Robespierre und Danton.

Marat war der Thersites des achtzehnten Jahrhunderts. Die Gironde besaß aber keinen Odysseus, ihn zu züchtigen. Danton war bereit, sich mit den Girondisten zu verständigen, vorausgesetzt, daß diese den Schleier der Vergessenheit über die September=Schlächtereien decken wollten. Barbaroux erklärte, daß zwischen Tugend und Laster kein Bund geschlossen werden könne. Die Unterhandlungen zwischen Danton und der Gironde wurden abgebrochen. Die Girondisten selbst einigten sich über keinen Operationsplan. Alles blieb dem Zufalle anheimgegeben. Wo kein fester Plan gefaßt ist und keine bestimmte Leitung die Kämpfer in den Streit führt, gibt gewöhnlich die Kühnheit und die Festigkeit der Einzelnen den Ausschlag. An Kühnheit waren Danton und Marat, an Festigkeit Robespierre der Gironde überlegen.

Der Tag, an welchem zu Paris der National=Convent zusammentrat, der 20. September 1792, war derselbe, an welchem bei Valmy das Schicksal des ganzen Feldzuges gegen Frankreich entschieden wurde.

Das Heer, welches Dümouriez mit großer Umsicht und mit scharfem Feldherrnblick überwachte und leitete, war in großer Gefahr gewesen, durch die Horden desorganisirt zu werden, welche sich unter dem Einflusse der September=Mörder in Paris gebildet hatten, und nach den Gränzen zogen. Zehn Bataillone derselben, welche unter dem Aushängeschilde der äußersten Hingebung von Paris nach Chalons für Marne gerückt waren, brachen, als sich die falsche Nachricht von dem Rückzuge des französischen Heeres verbreitete, in offene Meuterei aus, schnitten einigen ihrer Offiziere die Köpfe ab, verführten ihre Cameraden, plünderten die Magazine, rissen den Officieren der Linientruppen ihre Epauletten ab, ermordeten den Obersten des Regiments Berin, lösten sich in kleine Banden auf, schrieen aller Orten über Verrath und verlangten den Kopf Dümouriez's, während sie selbst in eiliger Flucht nach Paris zurückkehrten.

Dümouriez sah die feigen und verrätherischen Schurken mit Vergnügen fliehen. Er hinderte deren Abmarsch nicht. Selbst die besseren derselben, welche bei der Fahne blieben, hielt er ferne von der Armee in einem besondern Lager in der Nähe von Chalons, während er selbst das letzte Bollwerk Frankreich's, das waldige Gebirge der Argonne bewachte. Dort hielt er die heranrückenden Preußen bis zum 20. September auf und schlug, ver=

einigt mit Kellermann's Truppen deren Angriff ab. Die Schlacht von Valmy war zwar an und für sich ein unentschiedenes Treffen. Sie hatte aber für Frankreich alle Folgen eines glänzenden Sieges. Die Preußen überzeugten sich, daß ihnen ein Kampf auf Tod und Leben bevorstehe, welchen sie um so weniger wagen wollten, als die Jahreszeit schon ziemlich weit vorgerückt war, als das französische Heer jeden Tag neue Verstärkungen an sich zog, und als der Herzog von Braunschweig seinen im Laufe eines langen Lebens mühsam erworbenen Kriegsruhm einem bisher noch unbekannten Feldherrn gegenüber nicht auf das Spiel setzen wollte. Er hoffte mehr von Unterhandlungen, als von Schlachten. Dümouriez hielt ihn auf, bis die Herbstregen, Mangel und Entmuthigung das feindliche Heer geschwächt hatten, und die Preußen froh waren, sich unter dem Einverständniß, von den Franzosen nicht verfolgt zu werden, auf ihr Gebiet zurückziehen zu können. Der Feldzug ging zum Ruhme des französischen, zur Schmach des preußischen Heeres zu Ende. Wie Seifenblasen waren die Drohungen der fremden Mächte geplatzt. Dümouriez kehrte nach Paris zurück, ruhte auf seinen Lorbeeren aus, verständigte sich mit Danton und bereitete weit aussehende Pläne vor, welche jedoch alle im Sturme der Revolution untergingen.

Am Tage nach der Schlacht von Valmy (21. September 1792) fing der National-Convent in Paris, nachdem er Tags zuvor die erste vorbereitende Sitzung gehalten hatte, seine geschäftliche Thätigkeit an. Nach einigen unbedeutenden Verhandlungen in Betreff des Ceremoniells ergriff Couthon das Wort und sagte: „ich fürchte nicht, daß man in der Verhandlung, welche beginnen wird, wagen werde, wieder von dem Königthume zu sprechen. Aber es kommt darauf an, nicht blos das Königthum aus unserer Constitution zu entfernen, sondern auch jede individuelle Macht, welche dahin gehen könnte, die Rechte des Volkes zu beschränken. Man hat von Triumvirat, von Protectorat, von Dictatur gesprochen; man verbreitet unter dem Volke, daß sich im Convente eine Partei für eine oder die andere dieser Einrichtungen bilde. Beseitigen wir diese eitelen Entwürfe, wenn sie bestehen, indem wir alle die volle und directe Selbstherrlichkeit des Volkes beschwören! Widmen wir gleichen Abscheu dem Königthume, der Dictatur und dem Triumvirat!"

Diese von einem Freunde Robespierre's ausgesprochenen Worte bezog Danton auf sich. Er legte bald darauf seine Stelle als Minister der Justiz nieder, um mit desto größerer Ungebundenheit im Schooße des National-Conventes, der Commüne von Paris und der Clubs wühlen zu können.

Am 10. August war das Königthum in Frankreich thatsächlich abgeschafft worden. Es kam nur darauf an, diese Thatsache gesetzlich festzustellen. Frankreich stand nicht mehr, wie vor drei Jahren, am Scheidewege. Es hatte diesen überschritten. Es hatte sich für die Republik und gegen das Königthum ausgesprochen. Eine bewegte Zeit von mehr als drei Jahren hatte der französischen Nation anschaulich gemacht, daß sie keine andere Wahl habe, als entweder mit ihrer Vergangenheit vollständig zu brechen, nicht blos den Adel, sondern auch das Königthum abzuschaffen, oder einen fortgesetzten, höchst gefährlichen Kampf zugleich mit diesen Gewalten und den verbündeten Despoten Europa's zu führen. Die Frage, ob die französische Nation auf die Dauer im Stande sein würde, sich die republikanische Staatsform zu erhalten, ob sie diejenigen Tugenden besitze, welche eine freie Verfassung voraussetzt, lag außerhalb des Gesichtskreises des National-Conventes. So viel war gewiß, daß in der damaligen Lage Frankreich's die Wiederherstellung des Königthums gleichbedeutend gewesen wäre, mit der Unterwerfung unter das Joch der Preußen und Oesterreicher, der Emigranten und der widerspenstigen Geistlichkeit. Kein vernünftiger Mensch konnte dieses wünschen. Alle Parteien beteg-

neten sich in dem Gedanken der Republik. Sie wurde einstimmig in der ersten Sitzung des National-Conventes beschlossen und von dem Volke mit ungetheiltem Beifallsjauchzen begrüßt.

Doch weiter als bis zur Verkündung der Republik reichte die Einmüthigkeit nicht. Die große Frage war, wer an deren Spitze stehen solle? Die Frage spaltete die junge Republik in zwei Lager, welche sich mit grimmigerer Feindschaft bekämpften, als früher Republikaner und Monarchisten, Constitutionelle und Absolutisten. Wenn die Frage der Macht nicht in Rede gestanden, so wäre es viel leichter gewesen, selbst über die September-Schlächtereien hinweg zu kommen. Wenn diese für sich allein und unabhängig von jeder anderen Frage zur Sprache gebracht worden wären, so würde der gesunde Sinn des National-Conventes und des gesammten Volkes entschieden Partei gegen die Mörder ergriffen haben. Allein die Girondisten vermischten in höchst ungeschickter Weise zwei Fragen, welche in der That durchaus verschieden waren, die Frage der Vergangenheit und der Zukunft, die Frage der Sühne der September-Schlächtereien und der künftigen Beherrscher Frankreich's. Statt ihre Feinde zu trennen, einen Unterschied zu machen zwischen Robespierre, welcher an den September-Schlächtereien keinen Theil genommen hatte, Danton, welcher der eigentliche Urheber derselben gewesen war und als Justizminister die Verantwortlichkeit für die in den Gefängnissen unter gewissen richterlichen Formen verübten Mordthaten trug, und Marat, welcher dieselben in seinem Volksfreunde (Ami du Peuple) angeregt hatte, suchten die heftigeren unter den Girondisten mit einem Schlage diese drei Gegner zu fällen. Sie erregten dadurch den wohlbegründeten Verdacht, daß es ihnen mehr darum zu thun sei, ihren Gegnern eine Niederlage zu bereiten, als ein großes Verbrechen zu bestrafen und der Dictatur eines Einzelnen oder der Herrschaft Dreier vorzubeugen.

Am Abende des 22. September langte die Nachricht vom Siege bei Valmy nach Paris. Der Jubel über die Verkündung der Republik wurde dadurch noch erhöht. Neue Zuversicht drang in die Gemüther. Eine erhöhte Lebensthätigkeit sprach sich in allen Kreisen des Staates aus. Der National-Convent beschloß, daß alle Mitglieder der verwaltenden und richterlichen Behörden neu gewählt werden und daß die Beschränkungen der Wahlfreiheit, welche die Verfassung des Jahres 1791 festgestellt hatte, aufgehoben sein sollten.

Am 23. September erstattete der Abgeordnete Cambon Bericht über den Zustand der Finanzen. Zwei Billionen und siebenhundert Millionen Assignate waren von den zwei ersten National-Versammlungen beschlossen und waren bis auf zweihundert Millionen ausgegeben worden. Doch da die Masse des National-Eigenthumes durch neue Emigrationen sich stets vermehrte, konnte mit Sicherheit die Ausgabe weitern Papiergeldes verfügt werden.

Roland sprach über den Zustand Frankreich's und der Hauptstadt. Er griff mit derselben Entschiedenheit, wie am 3. September und mit noch größerer Kühnheit die stattgefundenen Unordnungen an, beleuchtete deren Ursachen und drang auf Abhülfe. Er verlangte die Errichtung einer starken und lebenskräftigen Regierung, des einzigen sichern Bollwerks gegen Unordnung und Verwirrung. Auf den Antrag der Abgeordneten Kersaint und Büzot wurde sofort eine Commission niedergesetzt, um über den Zustand Frankreich's und der Stadt Paris insbesondere, über ein Gesetz gegen die Anstifter von Mord und über die Mittel zum Schutze des National-Convents vermittelst einer aus den drei und achtzig Departementen zu ziehenden bewaffneten Macht zu berichten.

Die Gefahr war dringend. Das Ueberwachungs-Comité der Commüne hatte sogar Roland auf die Proscriptionsliste setzen lassen. Zweihundert Leute hatten sich vor das

Ministerium des Innern begeben, und hatten in frecher Weise verlangt, Roland zu sprechen. Der Minister war nicht zu Hause. Frau Roland verstand es, die Leute zu entfernen. Der Anschlag mißglückte. Danton hatte den Verhaftsbefehl zerrissen. Er besaß aber in so geringem Grade das Vertrauen seines Amtsgenossen, daß dieser nicht wußte, ob es geschah, weil der Justizminister den Anschlag für mißglückt hielt, oder weil er sich selbst in Roland gefährdet glaubte. Aehnliche Versuche konnten sich jeden Tag wiederholen, so lange der Regierung nicht Mittel zur Bändigung der Commüne zu Gebote standen.

Roland war seit dem 3. September in unausgesetzter Lebensgefahr gewesen. Marat hatte die Septembermörder in seinem Blatte gegen ihn gehetzt. Nur ein schwacher Gensd'armerieposten schützte das Ministerium des Innern. Dennoch hatte Roland nicht nachgelassen, die Septembermörder und deren Anhang zu bekämpfen, sowohl in seinen an die Departemente gerichteten Schreiben, als in den ihm zu Gebote stehenden pariser Blättern, unter welchen sich die von Louvet redigirte Schildwache (Sentinelle) hervor that. Doch bald schon gelang es Danton und Fabre d'Eglantine dem Minister des Innern die zu diesem Behufe erforderlichen Mittel zu entziehen. Marat, nicht zufrieden damit, sich die königlichen Pressen zugeeignet zu haben, verlangte auch noch von Roland die Mittel zur Deckung der Kosten der von ihm veröffentlichten aufregenden Schriften. Als Roland ihm diese verweigerte, wüthete Marat noch heftiger gegen ihn. Danton verschaffte Marat die gewünschten Gelder durch den Herzog von Orleans. Marat fuhr fort, gegen Roland' dessen Frau und Freunde den Pöbel aufzustacheln. Selbst die Plünderung der Vorrathskammer der Krone lieh dem wüthenden Schreier einen erwünschten Vorwand, den Minister des Innern anzuklagen.

Roland antwortete auf diese Angriffe in einer an die Pariser gerichteten Adresse, welche übrigens nicht verhütete, daß Marat und Viele seiner Gesinnungsgenossen als Abgeordnete zum National-Convente gewählt wurden.

In der Sitzung vom 24. September wurden diese Verhältnisse zur Sprache gebracht. Die Entrüstung, welche sich im Schooße der Versammlung kund that, flößte der Commüne von Paris wohl begründeten Schrecken ein. Am folgenden Tage erhob sich Merlin von Thionville und verstand es, durch ein geschicktes Manöver den National-Convent in Verwirrung zu bringen. Er sagte: „man spricht von Tyrannen und Dictatoren. Ich verlange, daß man sie nenne und daß man mir dadurch diejenigen bezeichne, welche ich erdolchen soll. Ich fordere Lasource, der mir dieses gestern gesagt hat, auf, sie uns zu bezeichnen." Lasource ging in die ihm gelegte Falle. Es entspann sich eine heftige Verhandlung über die Gefahr einer Dictatur. Rebecqui war unvorsichtig genug, Robespierre mit Namen zu nennen. Die Versammlung, statt auf dem gesetzlichen Boden geschichtlicher Thatsachen zu bleiben, verlor sich in das Gebiet schwankender Befürchtungen. Robespierre gewann einen glänzenden Sieg, weil gegen ihn keine gegründete Anklage vorgebracht werden konnte, und Marat erhielt Gelegenheit, durch seine Keckheit den National-Convent zu überraschen und in stummes Erstaunen zu versetzen. Er nahm auf sich den Gedanken des Tribunats, des Triumvirats und der Dictatur, erklärte, daß Robespierre und Danton sich stets dagegen ausgesprochen hätten, und schloß mit den Worten: „seht ihr nicht ein Complott, um die Zwietracht unter uns zu streuen und die Versammlung von den großen Gegenständen, womit sie sich beschäftigen soll, abzulenken? Diejenigen, welche heute das Phantom der Dictatur wieder erweckt haben, mögen sich mit mir vereinigen und mit den wahren Patrioten den großen Maßregeln entgegen gehen, welche allein im Stande sind, das Glück des Volkes sicher zu stellen, dem ich jeden Tag mein Leben zu opfern bereit bin."

Was Marat unter diesen großen Maßregeln verstand, hatte er seit dem 3. September in seinem Volksfreunde deutlich genug ausgesprochen.

Alle wider ihn gerichteten Anklagen schlug Marat dadurch zurück, daß er sich auf das Volk berief, welches ihn zu dem National-Convente gewählt habe. Der Tumult, welchen die frechen Worte Marat's erregten, war so groß, daß der National-Convent den Faden der Verhandlungen vollständig verlor und den Gegenstand verließ, ohne irgend einen Beschluß zu fassen. Außer den Abgeordneten von Paris hatte es Niemand gewagt, die Uebergriffe der Commüne in Schutz zu nehmen. Die am 23. September gefaßten Beschlüsse blieben bestehen. Die Folge der Verhandlungen des 24. und 25. September war, daß der Grimm zwischen den Parteien sich steigerte, während die Gironde nur hoffen konnte, unter den Fittigen der Ruhe und der leidenschaftslosen Prüfung zu siegen.

Auf der rechten Seite nahmen die Girondisten, auf der linken die Jacobiner Platz. In der Mitte saßen jene schwankenden Gemüther, welche nach den Umständen mit der einen oder anderen Seite stimmten, und welche mehr auf ihre persönliche Sicherheit, als auf irgend etwas anderes dachten. Das Centrum wurde die „Ebene," die linke Seite der „Berg" genannt. Die Entrüstung gegen die Commüne von Paris war übrigens so groß, daß alle gegen dieselbe gerichteten Beschlüsse mit überwiegender Stimmenmehrheit durchgingen. Alle ohne Verhaftsbefehl eingekerkerten Personen wurden in Freiheit gesetzt. Die Wahlen mußten durch geheime Abstimmung vorgenommen werden und die unter dem Einfluß der Commüne öffentlich vorgenommenen Wahlen wurden für nichtig erklärt. Die Commüne von Paris mußte, wenn auch mit Widerstreben, die Beschlüsse des National-Conventes anerkennen. Für den Augenblick erlitten die Septembermörder und deren Anhang wohl eine Niederlage, allein da Keiner derselben zur Strafe gezogen wurde und mehrere ihres Anhangs im Schooße des National-Conventes noch immer bedeutende Rollen spielten, konnte schnell das Blatt sich wieder wenden.

Der National-Convent faßte den Beschluß, daß die Minister nicht Mitglieder der Versammlung sein könnten. Danton legte sein Ministerium nieder; Garat trat an seine Stelle. Servan erhielt das Commando der Pyrenäenarmee. Der Minister Lebrün übernahm vorläufig das Kriegsdepartement. Roland reichte zwar seine Abdankung ein, blieb jedoch in seinem Amte, nachdem die Versammlung sich entschieden zu seinen Gunsten ausgesprochen hatte. Der National-Convent wählte darauf verschiedene Comittee's zur Vorbereitung der laufenden Geschäfte, in welchen allen die Girondisten die überwiegende Stimmenmehrheit hatten. Das Ministerium bestand aus Männern ihrer Partei. Die Commüne war gezwungen, sich ruhig zu verhalten. Niemals hatte eine Partei glänzendere Aussichten des Erfolges.

Doch dieselbe Unfähigkeit zu raschem und durchgreifendem Handeln, welche die Girondisten im Schooße der gesetzgebenden Versammlung bekundet hatten, charakterisirte sie auch im National-Convente. Bei der Eröffnung desselben, wie ein Jahr früher, als die gesetzgebende Versammlung zusammentrat, hatten sie die Stimmenmehrheit nicht blos inmitten der gesetzgebenden, sondern auch der vollziehenden Gewalt. Ihre Aufgabe war es, den Ton anzugeben, das Ziel zu bezeichnen, nach welchem gestrebt werden sollte, und die Maßregeln, welche sicher zu demselben führen würden. An ihnen war es, die Republik in Vorschlag zu bringen. Sie ließen den Jacobinern die Ehre, dieses zu thun. Ihre Pflicht war es, die Septembermörder zur verdienten Strafe zu ziehen. Statt ein allgemein verabscheutes und bekanntes Verbrechen anzuklagen und dessen wohlbekannte Anstifter in Anklagezustand zu versetzen und durch eine rasche Führung des Prozesses das empörte sittliche Gefühl der Nation zu beruhigen, ereiferten sich die Girondisten nicht gegen ein wirk-

liches, sondern ein blos gefürchtetes Verbrechen, nicht gegen die September-Schlächterei, sondern gegen eine Dictatur, Triumvirat oder Tribunat, welches sich nicht greifen ließ, und ihnen blos als Phantom vor Augen schwebte. Im Augenblicke, da die Girondisten sich mit der Furcht vor einer zukünftigen Dictatur quälten, bestand eine wirkliche Dictatur in der Commüne von Paris. Eine Frucht, welche am Baume dieser Dictatur gewachsen, war das Blutbad des Septembers. Wenn die Girondisten nicht den Muth hatten, gegen dieses einzuschreiten und dessen verantwortlichen Urheber Danton anzugreifen, so thaten sie besser, den Schleier der Vergessenheit, welcher in jeder Revolution gar Vieles verhüllen muß, darüber zu decken. Allein gerade, wie sie nur den Muth gehabt hatten, das Königthum zu reizen, nicht aber denjenigen, es zu stürzen, so besaßen sie jetzt nur den Muth, die Septembermörder zu reizen, nicht den Muth, sie zu strafen und dadurch in der öffentlichen Meinung zu Grunde zu richten.

Von Jahr zu Jahr war die republikanische Partei gewachsen. In der gesetzgebenden Versammlung hatte die frühere linke Seite der constituirenden noch Sitz und Stimme gehabt. Im National-Convente war sie nicht mehr vertreten, oder doch nur durch einzelne wenige Stimmen, welche sich zu keiner Partei vereinigen konnten. Girondisten und Jacobiner standen sich fast ohne Mittelglied einander gegenüber. Die Gegensätze waren in demselben Maße schroffer geworden, als dieselben sich nicht sowohl auf das Ziel, als auf die unmittelbar praktischen Mittel, dieses zu erreichen, bezogen. Die Frage war jetzt nicht mehr: Monarchie oder Republik, sondern, welche Mittel sind am besten geeignet, die allgemein gewollte Republik gegen deren innere und äußere Feinde zu befestigen. Bei dieser Sachlage mußten nothwendig die Männer der That den Sieg über die Männer des Wortes davon tragen. Die Girondisten mußten unterliegen, weil sie keine praktischen Staatsmänner waren. Sie errangen Siege auf der Tribüne, welche sie ungenützt vorübergehen ließen. Die Jacobiner ertrugen ihre Niederlagen, ohne großen Schaden zu leiden, und als ihre Zeit kam, verstanden sie es, aus jedem Siege des Wortes einen größern Triumph auf dem Felde der That abzuleiten. Der glänzende Redner, welcher nicht Staatsmann ist, gleicht dem tapfern Krieger ohne Feldherrntalent. Dieses letztere vermag mehr, als alle Tapferkeit. Die staatsmännische Befähigung steht höher, als das Rednertalent.

Niemand erkannte diese Fehler ihrer Partei besser, als Frau Roland. Sehr wahr sagte sie von derselben: „sie giebt Beifall, wie die schwachen Menschen loben und preisen, wenn sie den Muth sehen, den sie nicht nachahmen können, aber welcher sie rührt und in ihnen einige Hoffnung weckt."

Der schlecht gezielte und schwach geführte Streich einiger Girondisten hatte nur die Folge, das Ansehen Robespierre's, Marat's und Danton's zu heben und dasjenige ihrer Gegner zu vermindern. Robespierre hatte keinen Theil an den September-Schlächtereien. Indem man ihn derselben indirect beschuldigte, beging man ein Unrecht an ihm und drängte ihn gegen seinen Willen, sich inniger mit den Leuten zu verbinden, gegen welche diese Anklage mit gutem Grunde hätte gerichtet werden können. Die Gemüther erhitzten sich. Robespierre, welcher wußte, daß die gegen ihn geschleuderte Anklage ungerecht war, wurde selbst ungerecht gegen seine Ankläger und deren ganze Partei.

Nichts schildert uns besser die Gemüthsstimmung von Girondisten und Jacobinern, als eine Mittheilung aus den Erinnerungen Garat's. Diesem erklärte Robespierre: „alle diese Abgeordneten der Gironde, dieser Brissot, dieser Louvet, dieser Barbaroux sind Contrerevolutionäre und Verschwörer. Sie conspiriren aller Orten, in Paris, in Frankreich, in ganz Europa. Die Gironde hat seit langer Zeit den Plan gefaßt, sich von Frankreich zu trennen, um wieder Guyenne zu werden und sich mit England zu vereinigen. Gensonné sagt

ganz laut Jedem, der es hören will, daß sie hier nicht die Vertreter, sondern die Bevollmächtigten der Gironde sind. Brissot conspirirt in seinem Journal, das eine Sturmglocke des Bürgerkrieges ist, er ist nach London gegangen, und man weiß warum. Claviere, sein Freund, hat sein ganzes Leben lang conspirirt. Roland steht in Briefwechsel mit dem Verräther Montesquiou. Sie arbeiten zusammen, um Savoyen und Frankreich den Piemontesen zu öffnen. Servan ist zum General der Pyrenäen-Armee nur ernannt worden, um den Schlüssel der Gränze den Spaniern zu übergeben. Dümouriez bedroht mehr Paris, als Belgien und Holland. Dieser Marktschreier des Heldenthums, den ich gefangen nehmen lassen wollte, speißt alle Tage mit den Girondisten."

An demselben Tage sprach sich der Girondist Salles in folgenden Worten über die Jacobiner aus: „Ich kenne ihre Pläne. Ihre Complotte haben vor der Revolution angefangen. Orleans ist das verborgene Haupt dieser Räuberbande. Laclos hat ihre Anschläge gesponnen. Lafayette ist ihr Mitschuldiger. Dieser hat, indem er sich den Schein gab, ihn zu verbannen, Orleans nach England geschickt, um mit Pitt Ränke zu spinnen. Mirabeau hatte seine Hände im Spiele. Er nahm Geld vom Könige, um seine Verbindung mit Orleans zu verbergen; er nahm mehr von Orleans, um ihm zu dienen. Es galt, die Jacobiner in ihre Complotte einzuführen. Sie haben es nicht gewagt. Man hat sich dann an die Cordeliers gewendet. Die Cordeliers waren immer die Pflanzschule der Verschwörer. Danton bildet sie in der Staatskunst, Marat gewöhnt sie an die Verbrechen. Sie unterhandeln mit Europa; sie haben Sendlinge an den Höfen. Ich besitze davon die Beweise. Sie haben einen Thron in Blut versenkt, aus neuem Blute wollen sie einen neuen Thron hervorgehen lassen. Sie wissen, daß die Seite des Convents, wo alle Tugenden sind, auch die Seite ist, wo alle Republikaner sind. Sie klagen uns des Royalismus an, um unter diesem Vorwande die Wuth der Menge gegen uns zu entfesseln. Die ganze rechte Seite soll erwürgt werden. Orleans wird auf den Thron steigen. Marat, Robespierre und Danton werden ihn ermorden. Das sind die Triumviren! Danton, der schlaueste und verruchteste der drei wird sich seiner Collegen entledigen und allein herrschen, zuerst als Dictator und dann als König!"

Wie hätten zwei Parteien neben einander bestehen können, welche sich gegenseitig solcher Schandthaten fähig hielten, wie Girondisten und Jacobiner! Die Wuth, mit welcher sich beide gegenseitig angriffen, ist nur erklärlich durch die Bilder, welche sie sich von einander entwarfen. Die guten Seiten der Gegner wurden nicht gewürdigt, die schlimmen auf's Aeußerste übertrieben, was nur einigen der verworfensten zur Last fiel, auf die Rechnung der ganzen Partei gesetzt, zwischen dieser und den einzelnen Mitgliedern derselben niemals unterschieden. Solche Verirrungen konnten nicht anders, als blutig enden. Die Republik setzt Tugend und wenn auch Wachsamkeit, doch Vertrauen voraus. An der Wiege der französischen rankten Argwohn und Verbrechen. Wie hätte sie sich behaupten, wie unter ihren Fittigen Freiheit und Recht gedeihen können? Die republikanische Tugend, welche zu schwach war, die September-Schlächtereien zu verhindern oder auch nur die September-Mörder hinterher zur Strafe zu bringen, besaß nicht Kraft genug, den später sich erhebenden Stürmen Trotz zu bieten. Eine Republik ohne Tugend ist schlimmer, als eine Monarchie ohne solche, denn von ihr erwartet man Tugend. Sie beruht, ihrem Grundcharakter nach, auf Mäßigung und Sittlichkeit. Die Monarchie, welche keine so hohe Ansprüche stellt, täuscht wenigstens nicht, weil sie die Gewalt und nicht das Recht zu ihrer Grundlage hat.

Wohl war, wie der Erfolg bewies, die französische Nation im Jahre 1792 noch nicht reif für die Republik. Dennoch war es groß, den Versuch mit der Freiheit zu wagen.

Selten ist in dem Entwickelungsgange der Völker ein erster Versuch mit günstigem Erfolge gekrönt worden. Der zweite, oder dritte gelang häufig, nachdem der erste gescheitert war. Niemals dürfen wir aber vergessen, daß die französischen Republikaner nicht blos die Royalisten Frankreich's, sondern auch diejenigen des übrigen Europa und sogar die Republikaner der Schweiz zu bekämpfen hatten. Ohne Zweifel wäre der Erfolg ein anderer gewesen, falls den Franzosen erlaubt worden wäre, ihre inneren Angelegenheiten ohne fremde Einmischung zu ordnen. Der Hauptfehler war aber, daß die Gironde es nicht verstand, auf die Massen zu wirken. Sie vermochte weder deren herrschsüchtige und blutdürstige Führer einzuschüchtern, noch das Volk in der Art zu beschäftigen, daß es der Stimme der Aufwiegelung kein Gehör mehr schenkte. Es giebt etwas schlimmeres, als die Aristokratie, die Ochlokratie, die Herrschaft des Auswurfes der Menschheit, die Herrschaft der Banditen, Mordbrenner und Räuber, oder was dieser ziemlich gleichsteht, die Gesetzlosigkeit, die Anarchie, von welcher Banditen, Mordbrenner, Räuber und Gauner natürlich immer Gebrauch machen.

In früheren Zeiten hat es Niemand gewagt, der Anarchie das Wort zu reden. In unseren Tagen, da die Aftercivilisation sich breit macht und durch Systeme rechtfertigen will, was die unverdorbene Stimme der Natur aller Orten und zu allen Zeiten verworfen, hat sich neben dem Systeme der Liederlichkeit auch das System der Anarchie Bahn zu brechen gesucht. Es giebt Menschen, welche blödsinnig oder verrucht genug sind, offen zu erklären, daß sie durchaus keine Autorität, durchaus keine Regierung, welcher Art dies immer sein möge, haben wollen. Es ist dieses nichts anderes, als Rückkehr in die Zeiten des Faustrechts, nur mit dem Unterschiede, daß die Raubritter unserer Tage weder Gottesfrieden noch irgend eine andere dem Verbrechen gesetzte Schranke anerkennen wollen.

Auf gleicher Stufe mit diesen neumodischen Raubrittern stehen jene Menschen, welche der Rohheit und dem Laster des Pöbels schmeicheln, die niederen Leidenschaften desselben als Tugenden preisen und folgeweise jeden denselben angelegten Zügel als Tyrannei oder aristokratische Sitte verschreien.

Der Fortschritt der Zeit besteht nicht darin, die Rohheit der gedrückten Massen, sondern die Bildung der höheren Stände allgemein zu machen, zu verfeinern und zu kräftigen. Die Aufgabe des Menschenfreundes ist nicht, sich in den Koth der Gemeinheit und des Lasters herabziehen zu lassen, sondern die unglücklichen Opfer der Unterdrückung und Ausbeutung zu den lichten Höhen des Wohlstandes, der Bildung und der Freiheit emporzuheben.

Ehrgeizige und herrschsüchtige Despoten haben von jeher die Massen, welche sie zu unterjochen suchten, durch Schmeicheleien verblendet, während uneigennützige Männer der Freiheit den Muth besaßen, denselben bittere Wahrheiten zu sagen.

Zwischen einem Menschen, welcher den Lastern der Aristokraten fröhnt, und demjenigen, welcher dem Pöbel schmeichelt, besteht kein wesentlicher, sondern nur ein zufälliger Unterschied. Der Eine wird die Rolle des Andern übernehmen, sobald die Verhältnisse wechseln. Aus den Lakaien eines Aristokraten läßt sich leicht ein Schmeichler des Pöbels gestalten. Das Zeug beider ist dasselbe. Der Mann von Charakter, der es verschmäht, den Tyrannen zu dienen, wird auch den Pöbel nicht verführen. Doch wer von Lüge und Schmeichelei zu leben gewöhnt ist, wird sich stets in die Dienste des höchsten Bieters begeben.

Wenn in unseren Tagen die Begriffe im Schooße der revolutionären Partei noch so sehr verwirrt sind, so dürfen wir uns nicht wundern, daß sie es im Jahre 1792 waren, daß man damals nicht den Punkt zu finden wußte, da es galt, der Revolution ein Ziel zu

stecken, und die Republik zu befestigen, statt noch immer das Werk der Zerstörung fortzusetzen. Wenn im October 1792, nachdem die Republik proclamirt war, die französische Nation Einsicht und Mäßigung genug besessen hätte, sich selbst zu beschränken, sich mit der errungenen Freiheit zu begnügen und dieselbe tiefer und tiefer durch organische Gesetze zu begründen, so hätte sie sich und der Menschheit große Leiden erspart. Sie besaß diese Kraft nicht, und fiel dem Despotismus wieder anheim.

Die Massen hatten den Thron der Bourbonen umgestoßen. Es galt, eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen. Die Nation hatte Großes geleistet in der Richtung der Zerstörung veralteter Mißbräuche. Allein auf die Zeit der wilden Aufregung mußte eine gewisse Beruhigung der Gemüther folgen, wenn sich der Bau der Freiheit über den Ruinen des Königthums, des Adels und des Pfaffenthums erheben sollte.

Die Aufgabe der Führer bestand darin, dem Sturme der Leidenschaft, welcher bis dahin nothwendig gewesen war, um die alte Verfassung niederzuwerfen, Halt zu gebieten, mit klarem Blicke die Verhältnisse zu überschauen und die Gemüther entweder durch hochherzige Vergebung zu versöhnen oder durch strenge Strafgerichte auf die Bahn der Ordnung zurückzuführen. Doch keines von beiden geschah. Girondisten und Jacobiner appellirten an die Leidenschaften des Volkes, und strebten mehr darnach, sich dessen Gunst zu verschaffen, als dasselbe auf den Weg ruhiger Entwickelung zu bringen.

Es ist ein großer Irrthum, zu glauben, daß die Massen des Volkes besser seien, als die bevorzugten Stände. Wir finden bei denselben alle die Leidenschaften, Schwächen und Verkehrtheiten wieder, welche wir an Königen, Aristokraten und Pfaffen tadeln. Wie wäre es auch anders möglich? Nimmermehr hätten die Völker Jahrhunderte hindurch das auf ihnen lastende Joch der Tyrannei getragen, wenn sie nicht aus ähnlichem Stoffe, als ihre Bedrücker bestanden wären. Der Unterschied zwischen den bevorzugten Classen und der gedrückten Mehrheit besteht nur in der Verschiedenheit der äußeren Verhältnisse, nicht in der inneren Beschaffenheit der Menschen. Es ist eben so verkehrt, der gedrückten Mehrheit, als der herrschenden Minderheit ein besseres Blut, eine bevorzugte Race beizumessen. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich Tausende aus den niederen Classen in die höheren Stände emporgeschwungen. Der neue Adel hat sich niemals besser gezeigt, als der alte. Der allerneueste Adel, der Geld-Adel unserer Tage, die reichen Bankiers, Kaufleute und Fabrikanten stehen gewiß nicht auf einer höheren Stufe sittlichen Werthes, als der Geburts-Adel und das Pfaffenthum unserer Tage. Die Vereinigten Staaten Nordamerika's, in deren Schooße es keinen Geburts-Adel und keine vom Staate bevorzugte Geistlichkeit giebt, sind darum doch von den Lastern und Fehlern der europäischen Aristokratie nicht frei. Die Emporkömmlinge, welche aus dem Schooße der gedrückten Massen auftauchen, zu Ehren, Macht und Geld gelangen, verändern allerdings ihre äußeren Verhältnisse, nehmen andere Lebensgewohnheiten an, theilen aber in der Regel die Laster und die Fehler der bevorzugten Classen, in deren Mitte sie sich eingedrängt haben.

Diese Ansicht ist die einzige, auf deren Grund die Lehre der Gleichberechtigung ruhen kann. Verhielte sich die Sache anders, so würde jeder Sieg des Volkes nur einen Personenwechsel herbeiführen.

Wer das Recht des Volkes auf Revolution aus den höheren Tugenden desselben ableiten will, springt mit einem Satze von einem Zustande der Ungleichheit in den andern. Es genügt vollkommen, daß die Massen gleiche Geistes- und Herzens-Anlagen, wie die bevorzugten Stände, besitzen, um ihnen einen Anspruch auf Gleichberechtigung und folgeweise ein Recht zu verleihen, allen auf Ungleichheit beruhenden staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen mit dem erforderlichen Nachdrucke, und daher im äußersten Falle

mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten. Erst wenn die durch den Staat begünstigten Verhältnisse der Ungleichheit beseitigt sind, ist jedem Menschen sein natürliches Anrecht auf die Genüsse dieser Erde und die Möglichkeit gegeben, die ihm innewohnenden Kräfte harmonisch zu entwickeln. Der vernünftige und freiheitsliebende Mensch strebt nicht nach Unterdrückung, sondern nach gleichem Rechte. Die Unterdrückung der politischen Gegner ist ein Unrecht, falls sie weiter geht, als die Nothwehr verlangt. Wer Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit nicht blos im Munde führt, sondern auch im Herzen hegt, darf nicht dem Hasse das Scepter in die Hand legen. Nur auf der Grundlage allgemeiner Menschenliebe läßt sich der Tempel der Freiheit und der Vernunft aufbauen.

Von Menschenliebe hatten Danton und Marat keine Spur, und im Herzen Robespierre's war dieselbe den Begriffen von Volkswohl untergeordnet, welche, wie die Schreckenszeit bewies, mit einem gesunden menschlichen Gefühle nicht vereinbar waren. Danton legte sich zur Ruhe nieder, nachdem er die September-Schlächtereien in Gang gesetzt hatte, Robespierre brachte die Nacht vom 2. auf den 3. September versenkt in schmerzlichen Betrachtungen zu. Marat fuhr auch nach dem 2. September fort, zum Morde aufzureizen.

In ähnlicher Weise wie Marat die Presse, verdarb Danton die Verwaltung Frankreich's. Marat brachte in seinen Brandschriften dem französischen Volke durchaus falsche Begriffe über viele der hervorragendsten Persönlichkeiten bei und erfüllte es mit einem krankhaften Argwohn, welcher die edelsten und besten Menschen am schwersten verletzte, über welchen sich die verworfenen leicht hinwegsetzten und welcher viel zu den September-Schlächtereien und den späteren Schreckenszeiten beitrug. Danton schob die elendesten Subjecte in den Staatsdienst, namentlich in das Kriegsministerium, in das Justizministerium und inmitten der in die Departements geschickten republikanischen Commissäre ein. Ihm fallen hauptsächlich die schlechte Versorgung der französischen Heere, die Betrügereien, welche sich die Lieferanten erlaubten, die exaltirte Stimmung vieler Städte und namentlich von Paris zur Last, welche seinen Emissären Gehör schenkten. Er war der Mann, auf welchem vor allen anderen die Verantwortlichkeit für die September-Schlächtereien lastete.

Solche Männer konnten den neuen Bau der Freiheit nicht aufführen. Dem Auslande gegenüber brachten sie die Republik schnell in schlechten Ruf, im Inlande zerstörten sie alle Bande des Vertrauens und alle Hoffnung auf bessere Zeiten.

Kaum war die Gefahr zurückgeschlagen, womit die fremden Heere Frankreich und die Sache der Freiheit bedroht hatten, als die bisher schlummernde Eroberungslust in immer steigender Wuth hervorbrach. Sie war nur eine andere Form der im Innern des Landes tobenden Parteiwuth. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, welche bis zum 10. August 1792 Tausende begeisterter Kämpfer in die Schlacht und in den Tod geführt hatten, sanken zu leeren Redensarten herab, welche nur dazu dienten, gutmüthige Schwärmer zu täuschen. Es galt nicht mehr, der Welt die Freiheit, sondern die französische Herrschaft zu bringen. Die Siege, welche die französischen Heere nach der Schlacht von Valmy errangen, waren nicht Triumphe der Sache der Freiheit über den Despotismus, sondern Frankreich's über Oesterreich, Preußen und deren Verbündete. Mit gutem Rechte trieben die Franzosen die Oesterreicher von Lille zurück, das diese vergeblich sechs Tage lang beschossen hatten. An demselben Tage (8. October), an welchem die Preußen der Argonne den Rücken kehrten, mußten die Oesterreicher unter dem Herzoge von Sachsen-Teschen sich von Lille zurückziehen. Cüstine ging über den Rhein, nahm die Städte Speier, Worms, Mainz und Frankfurt. Montesquiou drang in Savoyen ein und eroberte Nizza, Dü-

mouriez schlug die Oesterreicher bei Jemappes (6. November 1792), und nahm (14.) Brüssel ein. Am 29. fiel Antwerpen in die Gewalt der Franzosen. Ganz Belgien bis an die Maas war Ende des Jahres im Besitze der Franzosen.

Am 19. November 1792 hatte der National-Convent feierlich allen Völkern, welche wünschten, ihre Freiheit zu erlangen, Hülfe und Brüderlichkeit versprochen, und der vollziehenden Gewalt den Befehl gegeben, alle Generale französischer Armeen anzuweisen, den Bürgern, welche in der Sache der Freiheit gefährdet sein möchten, Hülfe zu leisten. Doch damals war leider in Frankreich selbst die Freiheit nicht minder gefährdet, als im Auslande. Die hochherzigsten Vorkämpfer derselben waren nirgends mehr bedroht, als in Paris. Eine derartige Erklärung hätte ihre Bedenken gehabt, wenn Frankreich im ruhigen Besitze einer fest begründeten Freiheit gewesen wäre, und wenn es sich damit begnügt hätte, sein eigenes Gebiet von auswärtigen Feinden zu säubern. Allein die Freiheit Frankreich's stand damals schon auf zu schwachen Füßen und hatte sich mit zu vielem unschuldigen Blute besudelt, als daß die Völker Europa's nach derselben lüstern gewesen wären. Die Eroberungssucht der Nation, die Habgier der Lieferanten, Commissäre und Generale fing schon an, in viel zu nackter Weise aufzutreten, als daß die Völker Europa's ungeachtet des auf denselben lastenden schweren Druckes, den schönen Worten des National-Conventes hätten vollen Glauben schenken können.

Die Verhandlungen, welche im Schooße dieser Versammlung gepflogen wurden, athmeten viel zu wenig den Geist reiner Menschlichkeit, hochherziger Selbstverleugnung und eines edeln Rechtsgefühles, als daß dieselbe willig verehrt und schweigend als höchstes Muster der Weisheit hätte angenommen werden können. Marat fuhr fort, seinen Koth auf die edelsten Vorkämpfer der Freiheit zu werfen, Danton seine Ränke zu spinnen, die Commüne von Paris neue Streiche gegen ihre politischen Gegner vorzubereiten; der Jacobinerclub entflammte die schon zu heftig tobenden Leidenschaften mehr und mehr. Louvet erneuerte (29. October) den Angriff auf Robespierre und Marat, welchen Rebecqui und Barbaroux am 25. September gegen dieselben begonnen hatten. Auch dieses mal erlitten die Girondisten eine Niederlage, welche das Ansehen ihrer ganzen Partei erschütterte.

Wenn sich zwei Parteien feindlich gegenüber stehen, genügt der persönliche Muth und die Rednergabe Einzelner nicht, den Sieg zu gewinnen. Wenn der Einzelne keine Rücksicht auf die Stimmung seiner Parteigenossen nimmt, wenn er seine persönlichen Ansichten nicht in Einverständniß mit denjenigen seiner Partei zu bringen weiß, so hat jede persönliche Niederlage eine Schwächung der Partei zur Folge. Sie bringt den innern Zwiespalt, welcher im Schooße derselben herrscht, zu Tage. Eine Partei, deren Schwächen von den Gegnern erkannt sind, hört bald auf, gefürchtet zu sein und geht ihrem Ruine entgegen.

§ 14. Ludwig's XVI. Hinrichtung (21. Januar 1793).

Es giebt ein ewiges Recht, welches höher steht, als der wandelbare Buchstabe, und diesem verfällt der Tyrann, welcher die Freiheit eines Volkes mit Füßen tritt, und der Monarch, welcher Verrath an seinem Volke übt. Die Frage, welcher Herrscher mit gutem Grunde Tyrann oder Verräther genannt werde, welchen der Vorwurf treffe, er habe die Freiheit seines Volkes, die Verfassung des Landes oder die Pflichten seiner Stellung mit Füßen getreten, beruht auf thatsächlichen Verhältnissen, welche hinterher der Geschichtsforscher mit Ruhe prüfen kann, welche aber im Strudel einer Revolution selten anders, als nach den Eingebungen der Leidenschaft entschieden wird.

Ludwig XVI. wird heute noch von den Royalisten aller Völker als ein Märtyrer verehrt, von den Revolutionären aller Nationen dagegen als ein Herrscher betrachtet, welcher die ihm zuerkannte Todesstrafe verdiente.

Der Menschenfreund, welcher alle Todesstrafen verdammt, mag, ohne sich zu irgend einer politischen Partei zu zählen, auch die an Ludwig XVI. vollzogene tadeln. Dazu hat aber derjenige kein Recht, welcher die Todesstrafe überhaupt als ein unumgängliches Mittel zur Erhaltung der Sicherheit der Person und des Eigenthums betrachtet. Allerdings gilt in der Welt das Sprichwort: kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen. Der Philosoph, der Freund der Menschheit wird wünschen, daß zuerst den großen, dann aber auch den kleinen Verbrechern die ihnen gebührende Strafe zu Theil werden möge. Der Geschichtschreiber, welcher sich auf den Standpunkt des ewigen Rechtes stellt, welcher gleiches Gewicht für König und Bettler, für Papst und Ketzer hat, wird die Thatsachen feststellen und prüfen und sein Urtheil auf diese stützen. Er wird sich weder durch Scepter und Krone, noch durch Lumpen und Fetzen verblenden lassen, den Menschen nicht beurtheilen nach dem Rocke, den er trägt, sondern nach den Thaten, die er beging.

Wer, statt auf Thatsachen, auf Aeußerlichkeiten sein Urtheil gründet, mag sich hinter dem Throne eines Monarchen verkriechen und, statt dessen Handlungen zu beurtheilen, den Medusenschild königlicher Unverletzlichkeit darüber halten. Er zieht sich dann von dem Gebiete des Forschers auf dasjenige des treuen Anhängers zurück und verzichtet dadurch selbst auf Beachtung von Seiten derjenigen, welche nicht zu seiner Sippschaft gehören. Die Wissenschaft steht auf einer höheren Warte. Sie liegt in den Banden keiner Partei und keines Volkes. Sie dringt von den äußeren Bekleidungen in den innersten Kern des Menschenlebens ein. Sie nimmt keine Rücksicht auf Gunst oder Ungunst. Sie schmeichelt keiner Leidenschaft und beugt sich weder vor gekrönten Despoten, noch vor wüthenden Pöbelhaufen.

In diesem Sinne und Geiste werden wir, wie alle übrigen Begebenheiten der Geschichte, das Gericht, welches der National-Convent über Ludwig XVI. hielt, darstellen und prüfen.

Royalistische Schriftsteller sind unerschöpflich in den Einzelheiten des Kerkerlebens der Familie Ludwig's XVI. Wir begnügen uns, zu bemerken, daß nirgends Könige ihre gefangenen politischen Gegner mit solcher Schonung behandelt haben, als der National-Convent Ludwig XVI. Allerdings wurden ihm keine königlichen Ehren mehr erwiesen, denn er war kein König mehr. Allein es wurde ihm, mit wenigen kurzen Unterbrechungen, gestattet, täglich seine Frau, seine Schwester und seine beiden Kinder zu sehen. Sein Kammerdiener Clery bediente ihn und seine Familie mit derselben Sorgfalt, wie in den früheren Zeiten. Der National-Convent setzte eine halbe Million Franken zu seinem Unterhalte aus, und wenn auch eine kurze Zeit hindurch die Familie einigen Mangel litt, so wurde diesem doch schon bald und reichlich abgeholfen. Ungeachtet der großen Zahl von Wächtern, welche ihre Augen auf den König und dessen Familie gerichtet hatten, unterhielt Ludwig XVI. mannigfaltige Verbindungen mit der Außenwelt, welche nicht alle harmloser Art waren, sondern die gewaltsame Befreiung des Königs zum Gegenstande hatten. Ein junger Mann, Namens Toulan, bildete die Hauptperson des zur Befreiung des Königs gesponnenen Complottes. Noch auf dem Wege Ludwig's XVI. zum Schaffotte wurde ein Befreiungsversuch gemacht. Er gelang zwar nicht, doch entkamen die Verschworenen. Wir erwähnen dieser Thatsachen nicht, um Ludwig XVI. daraus einen Vorwurf zu machen. Wir finden es natürlich, daß jeder Gefangene darnach strebt, seine verlorene Frei-

heit wieder zu gewinnen. Allein mit gutem Grunde läßt sich daraus ableiten, daß es außerordentlich schwierig war, den König und seine Familie im Gefängnisse festzuhalten.

Mehrere Monate vergingen nach dem 10. August, bevor sich die herrschende Staatsgewalt mit dem Loose des Königs beschäftigte. Petion warf zuerst die Frage auf, ob der König gerichtet werden könne. Morisson behauptete, daß die Verfassung des Jahres 1791 den König gegen jedes Urtheil sicher stelle und daß jede mit kaltem Blute an ihm verübte Gewaltthätigkeit ein Verbrechen wäre. Saint-Jüst, der Busenfreund Maximilian Robespierre's, trat dieser Ansicht mit der Entschiedenheit eines unerschütterlichen Republikaners entgegen. „Bürger!" rief er aus, „wenn das römische Volk nach sechs Jahrhunderten der Tugend und des Königshasses, wenn England nach Cromwell's Tode, ungeachtet ihrer Thatkraft die Könige wieder erstehen sahen, was müssen nicht die guten Bürger fürchten, wenn sie das Beil in unseren Händen zittern und ein Volk am ersten Tage seiner Freiheit das Andenken seiner Ketten achten sehen! Man spricht von Unverletzlichkeit! Es bestand vielleicht eine gegenseitige Unverletzlichkeit zwischen den Bürgern, doch zwischen Volk und König gab es keine natürliche Beziehung! Der König war außerhalb des gesellschaftlichen Vertrages, welcher die Bürger unter einander verbindet. Er kann nicht sicher gestellt werden durch diesen Vertrag, von welchem er allein eine tyrannische Ausnahme macht."

„Man beruft sich auf die Gesetze zu Gunsten desjenigen, welcher sie alle zerstört hat! Welches Verfahren, welche Untersuchung wollt ihr einleiten gegen die Verbrechen, die überall mit dem Blute des Volkes geschrieben sind? Hielt er nicht Heerschau über die Truppen vor dem Kampfe? Ergriff er nicht die Flucht, statt sie abzuhalten, auf das Volk zu schießen? Doch wozu Verbrechen suchen? Die Zeit wird kommen, da eine hochherzige Seele sagen wird, der Prozeß müsse einem Könige gemacht werden, nicht wegen der Verbrechen seiner Regierung, sondern allein wegen des Verbrechens, König gewesen zu sein! Denn das Königthum ist ein Verbrechen, für welches der Ursurpator jedem Bürger verantwortlich ist. Alle Menschen haben von der Natur den geheimen Beruf erhalten, die Herrschaft zu vernichten. Man kann nicht König und unschuldig sein. Jeder König ist ein Rebell. Und welches Recht könnte ihm das Gericht angedeihen lassen, welchem ihr das Urtheil über ihn überließet? Hätte es die Gewalt, ihm das Vaterland wieder zu überantworten und, um ihm Genugthuung zu geben, den allgemeinen Willen vor sich zu laden? Bürger, der Gerichtshof, welcher Ludwig XVI. richten muß, ist eine politische Versammlung. Das Völkerrecht richtet Könige. Vergesset nicht, daß der Geist, in welchem ihr euern Herrn richtet, der Geist sein wird, in welchem ihr euere Republik einrichten werdet. Die Theorie eueres Urtheils wird diejenige euerer Obrigkeiten sein. Das Maß euerer Philosophie bei diesem Urtheile wird auch das Maß euerer Freiheit in euerer Verfassung sein."

„Welcher auswärtige Feind hat uns mehr Uebel zugefügt? Und man sucht das Mitgefühl rege zu machen! Nehmt euch in Acht vor eueren Herzen! Volk! wenn der König jemals freigesprochen wird, erinnere dich, daß wir nicht mehr deines Vertrauens würdig sind, und sehe in uns nur Verräther!"

Im Verhältniß zu dieser furchtbaren Anklage waren die Worte, welche Fauchet zu Gunsten Ludwig's XVI. sprach, sehr schwach. „Nein," sagte er, „erhalten wir diesen verbrecherischen Menschen, welcher König war! Er bleibe ein lebendes Schauspiel der Abgeschmacktheit und der Erniedrigung des Königthumes. Er war ein König. Kein früheres Gesetz hatte seine Verbrechen vorher gesehen. Er hat die Schranken der in unserem Strafgesetze vorgesehenen Frevel überschritten. Die Nation rächt sich, indem sie ihm eine Strafe bereitet, welche furchtbarer ist, als der Tod: sie stellt ihn auf ewig vor der Welt an den Pranger, indem sie ihn auf das Schaffot der Schande stellt."

Keine Art der Vertheidigung ist tadelnswerther als diejenige, welche sich in das Gewand der Beschimpfung hüllt. Dieses war übrigens viel zu durchsichtig, als daß es einen einzigen Menschen hätte täuschen können. Jedermann erkannte die Absicht des Redners. Dieses genügte, um dessen Worte unwirksam zu machen.

Sehr treffend bemerkte Grégoire in einer der folgenden Sitzungen: „die Fiction der Unverletzlichkeit überlebt nicht die constitutionelle Fiction, welche sie schafft." Eine schreckliche Anklage lag in den folgenden Worten desselben Redners: „Tausende von Menschen wurden am 10. August in den Tuilerien erwürgt, der Kanonendonner kündigte ein furchtbares Blutbad an, und hier in diesem Saale aß er."

Zahlreiche Adressen der Departemente und der Städte verlangten den Kopf des „Mörders des Volkes."

Thomas Paine, den wir in der Geschichte der Vereinigten Staaten Nordamerika's*) kennen lernten, verlangte, daß man Ludwig XVI. als Mitschuldigen des Complottes der Verschwörung gegen die Völker richten sollte.

Die Gemüther, welche von den Scenen des 10. August's, der ersten Tage des Septembers und der heftigen Streitigkeiten zwischen Girondisten und Jacobinern noch immer stark bewegt waren, erhielten durch den im Winter des Jahres 1792 auf 1793 herrschenden Mangel an Lebensmitteln neuen Zündstoff. Die Priester schürten denselben mit tückischer Schadenfreude. Danton und Robespierre wagten es nicht, zugleich dem Königthume und dem Pfaffenthume den Kampf auf Tod und Leben anzukündigen. Als die Frage im National-Convente zur Sprache kam, ob die Geistlichkeit, nach, wie vor, vom Staate besoldet werden solle, erklärten sich beide dafür. Die Girondisten Carra, Gorsas und Brissot machten sich in ihren Journalen über sie lustig. Die Stimmung zwischen Girondisten und Jacobinern wurde immer erbitterter.

Mitten in der Zeit, da der Kopf Ludwig's XVI. auf dem Spiele stand, machte der Schlosser Gamain, welcher in früheren Zeiten mit Ludwig XVI. zu arbeiten pflegte, dem Minister Roland die Anzeige, daß er dem Könige wenige Tage vor dem 10. August behülflich gewesen sei, einen Schrank mit eiserner Thüre in den Tuilerien hinter einer Füllung von Holze in einem dunklen Gange zu verstecken. Roland fand den Schrank, öffnete ihn. Die Papiere, welche darin verborgen waren, enthielten die Beweisstücke für den Verrath Mirabeau's, einen Briefwechsel zwischen Ludwig XVI. und den französischen Bischöfen, worin der König erklärte, daß er die verderbliche bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit stets als ihm abgedrungen betrachtet habe und fest entschlossen gewesen sei, dieselbe abzuschaffen, sobald seine Gewalt wiederhergestellt sein würde.

Der Beweis, daß Ludwig XVI. sich des Verbrechens der Bestechung schuldig gemacht habe, und daß er mit dem Plane umgegangen sei, nicht blos die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit, sondern auch die wesentlichen Bestimmungen der Verfassung des Jahres 1791 zu beseitigen, ging daraus mit voller Klarheit hervor. Ueber die geheimen Beziehungen Ludwig's XVI. mit den fremden Höfen kamen im eisernen Schranke keine Papiere zum Vorschein. Doch genügten die vorgefundenen Urkunden vollständig, die herrschende Aufregung zu vermehren und den König noch verhaßter zu machen, als er schon war.

Neben dem Kampfe gegen Ludwig XVI. gingen die Streitigkeiten zwischen Jacobinern und Girondisten immer einher. Die in dem eisernen Schranke aufgefundenen Papiere boten dazu neue Veranlassung. Der Abgeordnete Chabot klagte im Schooße des National-Conventes die Frau Roland mit Bezugnahme auf eine Mittheilung des Achilles

*) Siehe Buch VIII. § 70. Seite 409 § 74. S. 431.

Viard, eines elenden Abentheuerers, eines geheimen Einverständnisses mit den nach London geflüchteten Constitutionellen an, deren Zweck sei, den Convent einzuschüchtern. Frau Roland erschien vor den Schranken des Conventes und schlug den Zeugen, welcher ihr gegenüber gestellt wurde, durch ihre edle Haltung und geistvolle Vertheidigung glänzend nieder. Ihre Verläumder hörten aber darum nicht auf, gegen sie und alle ihre Freunde Koth zu werfen. Sie dachten: es bleibt immer etwas hängen.

Am 11. December erschien Ludwig XVI. zum erstenmale vor den Schranken des National-Conventes und vernahm die gegen ihn gerichtete Anklage. Diese enthielt zwar kurz die gesammte Geschichte der Regierung Ludwig's vom 20. Juni 1789 an, legte jedoch besondern Nachdruck nur auf die geheimen Pläne und Complotte des Königs gegen die Verfassung des Reiches und dessen Freiheit. Die Grundlage dieser Anschuldigungen bildete der geheime Briefwechsel Ludwig's mit seinen Brüdern, den übrigen Emigranten, dessen geheime Unterhandlungen mit den auswärtigen Mächten, und die Zustimmung, welche Ludwig verschiedenen anderen reactionären Entwürfen ertheilt hatte. Die im eisernen Schranke aufgefundenen Papiere wurden dem Könige vorgelegt. Er besaß weder die Kraft des Wortes, noch diejenige des Schweigens. Er stellte nicht blos die ihm vorgelegten Urkunden, sondern auch den eisernen Schrank, den er selbst versiegelt hatte, in Abrede.

Der National-Convent gestattete dem Könige außer den gesetzlichen zwei Vertheidigern, noch einen dritten. Tronchet, Desèze und Malesherbes standen ihm zur Seite. Am 20. December schrieb er sein Testament nieder, welches übrigens nur die üblichen christlichen Redensarten und nichts von Erheblichkeit enthielt. Am folgenden Tage sprach Desèze vor dem National-Convente als Vertheidiger Ludwig's XVI. Dieser fügte der Rede seines Anwalts nur die Erklärung hinzu, daß sein Gewissen ihm nichts vorwerfe. Der Kampf um das Leben des Königs begann von Neuem. Nach langwierigen Verhandlungen beschloß der National-Convent über folgende drei Fragen namentlich abzustimmen: 1) Ist Ludwig schuldig? 2) Soll die Entscheidung des Conventes der Genehmigung des Volkes unterzogen werden? 3) Welches soll die Strafe sein?

Die erste Frage bejahten alle Stimmen, welche abgegeben wurden, sechshundert dreiundachtzig an der Zahl. Zehn Abgeordnete enthielten sich der Abstimmung. Ueber die Schuld Ludwig's waltete also kaum ein Zweifel ob.

Zweihundert und einundachtzig Stimmen erklärten sich für die Berufung an das Volk, vierhundert und dreiundzwanzig dagegen.

Am 16. Januar begann die Abstimmung über die dritte Frage. Die Versammlung erklärte sich für permanent bis zur Verkündung des Urtheils. Sie zählte siebenhundert und einundzwanzig stimmende Mitglieder. Von diesen erklärten sich dreihundert und vierunddreißig für Verbannung oder Gefängniß, dreihundert und siebenundachtzig für den Tod. Von diesen letzteren hatten sechsundvierzig den Aufschub der Vollziehung verlangt. Das Schicksal Ludwig's XVI. war entschieden (17. Januar 1793 Abends um 7½ Uhr).

Wir haben die Frage, ob ein Volk das Recht besitze, über seinen König Gericht zu halten, schon bei Gelegenheit der Geschichte Karl's I. *) näher geprüft. Das französische Volk befand sich dem Wesen nach, im Jahre 1793 in derselben Lage, wie das englische im Jahre 1649. Der Unterschied bestand nur darin, daß Ludwig XVI. nicht den Muth besaß, selbst zum Schwerte zu greifen, sondern sich damit begnügte, seine Brüder, seinen Adel und alle Cabinete Europa's zum Kriege gegen Frankreich aufzumuntern. Daß

*) S. Buch 7 § 87 Seite 582.

nach der monarchischen Verfassung dem Volke nicht das Recht zustehe, den König zum Tode zu verurtheilen, versteht sich von selbst. Wenn sich die Franzosen an das Gesetz des Königthums gebunden, hätten sie die Bastille nicht stürmen dürfen und überhaupt die ganze Revolution unterlassen müssen. Wer das Recht des Volks anerkennt, einen unerträglichen Druck durch Revolution zu beseitigen, muß auch die nothwendigen Folgesätze desselben zugeben. Es frägt sich daher nur, ob die Hinrichtung Ludwig's XVI. eine nothwendige und unvermeidliche Folge der französischen Revolution war?

Es ist eine unläugbare Thatsache, daß Ludwig XVI. seinen auf die Verfassung geleisteten Eid Jahre lang unausgesetzt brach, daß er gegen diese conspirirte und daß Frankreich zur Zeit der Erstürmung der Tuilerien (10. August 1792) in Folge der Conspiration des Königs in der größten Gefahr schwebte, von den Heeren der Verbündeten Ludwig's XVI. erobert und unterjocht zu werden. Diese Gefahr war, obgleich der Feind zurückgetrieben worden, noch immer nicht vollständig beseitigt. So unbedeutend die Persönlichkeit Ludwig's XVI. auch war, so wichtig und einflußreich war die Stellung, in welche seine Geburt ihn gebracht hatte. In der That war die gänzliche Beseitigung des Königthums für das von den vereinigten Königen Europa's angegriffene Frankreich das einzige Rettungsmittel. Wer den König für unverletzlich hielt, konnte mit gutem Gewissen dessen preußische, östreichische, sardinische und andere Freunde, welche Frankreich angriffen, nicht mit Nachdruck bekämpfen. Wer dagegen entschlossen war, die feindlichen Heere mit Gefahr seines Leibes und Lebens zu bekriegen, mußte folgeweise auch dem Urheber des Kampfes, Ludwig XVI., den Krieg erklären.

Vergeblich berufen sich royalistische Schriftsteller darauf, daß das Volk eben so wenig, als der König, die Verfassung gewissenhaft beobachtet habe. Denn der Wille des Volkes ist der einzige maßgebende, der einzige rechtliche in einem Staate. Jede Nation hat das Recht, zu jeder Zeit seine Verfassung zu ändern und jede Hemmniß zu beseitigen, welche sich ihr in den Weg stellt.

Die Sache scheint uns vollkommen klar zu sein: entweder Revolution mit allen ihren Consequenzen, oder Geduld mit allen den ihrigen, entweder bitterer Ernst, oder stumpfsinnige Knechtschaft. Nichts ist abgeschmackter, als eine Revolution mit zarten Rücksichten für hergebrachte Mängel und hochgestellte Feinde der Freiheit. Wer zu Klagen geneigt ist, mag bedauern, daß die französische Nation keine andere Wahl hatte, als entweder die Axt an die Wurzel des Uebels zu legen, oder dieses ruhig fortwuchern zu lassen. Wir unserseits widmen mehr Mitgefühl dem niedrigsten Freiheitskämpfer, als dem am höchsten stehenden Gegner der Freiheit. Unsere Sympathien sind alle auf Seiten des nach Freiheit ringenden Volkes, unsere Antipathien treffen den vom Marke des Volkes zehrenden Schmarotzer und Tyrannen.

Wir verachten den Schriftsteller, welcher dem Purpur, der Krone und dem Priesterrocke ein innigeres Gefühl weiht, als dem Menschen, und diesen nicht wiegt nach dem Gewichte seines innern Werthes, sondern nach demjenigen seiner äußeren Stellung. Den Millionen, welche der Krater der Revolution verschlang, schenken die aristokratischen Geschichtschreiber weniger Worte des Beileids, als Ludwig XVI., seiner Gattin und den übrigen Gliedern der königlichen Familie, welche in denselben versanken. Niemand wird behaupten, daß in dem Strudel der Revolution das Leben Unschuldiger stets heilig gehalten worden sei. Jeder Tropfen unnütz vergossenen Blutes bildet einen Flecken, welcher die Reinheit der Revolution besudelt, und für welchen vor dem Richterstuhle der Geschichte der Anstifter und der Mörder verantwortlich sind. Wer den Wind säet, wird den Sturm ernten. Wer die Leidenschaften gewaltsam aufregt, hat kein Recht, sich

darüber zu beklagen, daß dieselben, ihrer Natur gemäß, gewüthet haben. Wer mit dem Feinde seines Landes sich gegen sein eigenes Volk verschworen hat, muß es sich selbst zuschreiben, wenn er als Verbrecher behandelt wird.

Die Formen des Gerichtsverfahrens sind in einem solchen Falle unerheblich. Ob ein besonderer Gerichtshof zu diesem Behufe niedergesetzt wird, oder ob die höchste berathende Behörde des Landes selbst das Urtheil fällt, ist ziemlich gleichgültig. So viel ist jedenfalls gewiß, daß die Gefahr, in welcher Frankreich schwebte, den National-Convent mit gebieterischer Nothwendigkeit dazu trieb, zu einem raschen Abschlusse zu kommen. Dieses vorausgesetzt, konnte er in Betreff Ludwig's XVI. kaum anders handeln, als er that.

Die Nation hatte dem Könige alle seine Schwächen, seine Schwankungen und sogar die von ihm beabsichtigten Staatsstreiche vergeben. Sie hatte der Entlassung Necker's den Sturm auf die Bastille, und der dem Ausbruche nahen Verschwörung der ersten Tage October's den Zug nach Versailles entgegengesetzt. Selbst die Flucht nach Varennes war sie bereit, der Vergessenheit zu übergeben. Trotz derselben hatte sie dem Könige die Krone gelassen und sogar noch bestätigt. Allein den Verrath, welchen Ludwig XVI. beging, indem er ganz Europa gegen Frankreich in Waffen brachte, konnte sie ihm nicht verzeihen, ohne sich selbst der größten Gefahr blos zu stellen. Nur die Hinrichtung des Königs konnte diese gründlich beseitigen, indem sie thatsächlich und rechtlich zugleich dem Königthume in Frankreich ein Ende machte.

Am 21. Januar 1793 wurde die Hinrichtung öffentlich auf dem Revolutionsplatze im Angesichte der Tuilerien vollzogen. Ludwig XVI. erlitt den Tod mit Entschlossenheit und Ruhe. Er verstand besser zu sterben, als zu leben, zu dulden, als zu handeln.

Die Geschichte hat uns viele der geheimsten Unterhaltungen Ludwig's XVI. mit seinen innigsten Vertrauten aufbewahrt. Dieselben sind reich an ergreifenden Einzelnheiten. Wer könnte einen liebenden und geliebten Vater, Gatten und Bruder den letzten Abschied von den Seinigen nehmen sehen, ohne Rührung zu empfinden? Doch der denkende Mensch muß es peinlich bemerken, daß Ludwig XVI. auch nicht die entfernteste Ahnung davon hatte, daß alle die Vorwürfe, welche die Mitwelt und die Nachwelt ihm mit so großer Einstimmigkeit gemacht hatte, gegründet sein könnten. Er legte sich nicht die Frage vor, ob er gefehlt habe, indem er eine Verfassung beschwor, welche er verabscheute und entschlossen war, so bald als möglich in ihren Hauptpunkten zu beseitigen, indem er die auswärtigen Mächte zum Kriege gegen Frankreich aufstachelte, indem er zwischen seinem Eide, welcher die bürgerliche Constitution der Geistlichkeit besiegelt hatte, und den Einflüsterungen der Pfaffen hin und her schwankte. An die Voraussetzung seiner eigenen Unfehlbarkeit knüpfte er immer nur die hergebrachten Redensarten christlicher Vergebung. Wie stimmten diese zusammen mit dem von ihm heraufbeschworenen Kanonendonner von Valmy und Jemappes und den von seiner Gattin auf der Landkarte mit Frohlocken bezeichneten Vorrücken der Feinde gegen Paris?

Sechs und sechszig Jahre sind seit dem Tode Ludwig's XVI. vergangen. Der große Kampf zwischen Republik und Königthum ist noch nicht entschieden. Er hat sich von Frankreich fast über ganz Europa ausgedehnt und spaltet heute die ganze civilisirte Welt in zwei feindliche Lager. Die Frage, welche am 21. Januar 1793 auf dem Revolutionsplatze zu Paris entschieden wurde, ist in den Jahren 1848 und 1849 von Neuem aufgetaucht. Ludwig Philipp entzog sich ihr durch die Flucht. Ein gleiches that der Großherzog Leopold von Baden. Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, Ferdinand I. von Oesterreich und die meisten übrigen Monarchen Mittel-Europa's wichen ihr aus durch

Zugeständnisse, die sie dem Volke machten, und brachen, so bald sie glaubten, es ungestraft thun zu können.

Groß war, so weit das Scepter eines Königs reichte, das Geschrei, welches besoldete Schriftsteller über die Hinrichtung Ludwig's XVI. erhoben. Heftig wurde es in Frankreich erst, nachdem die Bourbonen zurückgekehrt waren.

Daß der Unwille, welchen royalistische Geschichtschreiber über die Hinrichtung Ludwig's XVI. kund thaten, nichts weiter, als Parteigeschrei war, ohne die geringste Grundlage von Rechtsgefühl und Menschenfreundlichkeit, hat sich in unseren Tagen gezeigt, als die Despoten Europa's den Freiheitskämpfern gegenüber in eine ähnliche Lage kamen, als diese 1793 Ludwig XVI. gegenüber inne hatten. Sie machten mit ihren politischen Gegnern viel kürzern Prozeß, als der National-Convent mit Ludwig XVI. Zeugen sind die Brigittenau bei Wien, die Galgen von Arad, die Wallgräben von Rastatt u. s. w. Das Haus Habsburg scheute sich nicht, ein Mitglied des deutschen Parlaments, einen der Lieblinge der deutschen Nation, Robert Blum, hinrichten zu lassen. Für den Mann des Volkes hatten dieselben Schriftsteller, welche die Hinrichtung Ludwig XVI. ein unerhörtes Verbrechen nannten, kein Wort der Vertheidigung, gegen dessen Mörder keinen Laut der Mißbilligung. Robert Blum war für das Haus Habsburg nicht gefährlich. Es konnte bestehen, wenn er lebte. Ludwig's XVI. Leben bedrohte die junge Republik Frankreich mit fortwährenden Gefahren.

Gewiß wäre es zu wünschen, wenn die Todesstrafe aus unseren Gesetzbüchern, und noch mehr, wenn sie aus unseren Gewohnheiten, namentlich in politischen Dingen, verschwände. Allein die Royalisten, welche selbst in unseren Tagen, also siebenzig Jahre nach dem Beginne der französischen Revolution, so viel edles Blut vergossen, so viele hochverehrte Männer an ihre Galgen hingen, haben kein Recht, sich darüber zu beklagen, daß im vorigen Jahrhunderte in demselben Geiste gegen ihre Gesinnungsgenossen verfahren wurde, in welchem sie selbst zu allen Zeiten gegen ihre Feinde zu Werke gingen.

Von dem Standpunkte der Menschlichkeit aus beklagen wir jede Hinrichtung, welche im Schooße einer gebildeten Nation Statt findet, weil sie uns den Beweis noch nicht überwundener Barbarei liefert. Das Urtheil, welches nicht hervorgeht aus den Grundsätzen, auf welche man dasselbe stützt, sondern aus Nebenrücksichten der Angst, des Hasses oder der Herrschsucht, kann nicht bestehen vor dem Richterstuhle des Rechtes. Das Todesurtheil, welches über Ludwig XVI. gesprochen wurde, läßt sich insofern tadeln, als manche Mitglieder des National-Convents gegen ihre Ueberzeugung stimmten, sei es aus Furcht vor dem Berge und dem Pöbel, sei es, um ihrer blinden Wuth gegen das Königthum Lauf zu lassen oder um auf den Ruinen des Königthums eine große Rolle zu spielen. Allein die Beweggründe jedes einzelnen Richters sind verschieden von dem Urtheile selbst. Ein Urtheil mag an und für sich gerecht sein, obgleich die Richter ihre Entscheidung auf irrige Gründe bauten. Wenn wir ganz absehen von den Beweggründen der Mitglieder des National-Conventes, so steht meines Erachtens fest, 1) daß Ludwig XVI. sich des Verbrechens des Verraths an der Nation schuldig gemacht hat, 2) daß er dadurch sein Leben verwirkte, 3) daß die königliche Würde ihn zwar schützte, so lange er sie besaß, allein ihn nicht mehr schützen konnte, nachdem er sie verloren hatte.

Wenn die Menschheit, oder auch nur eine einzelne Nation sich auf den Höhepunkt der Bildung geschwungen haben wird, daß Todesstrafen nicht mehr für nothwendig erachtet werden, dann ist die Zeit der Revolutionen überwunden, dann ist die Periode gesetzlicher und friedlicher Entwickelung gekommen. Leider haben wir diese schöne Zeit im Jahre

1859 noch nicht erreicht. Wir können daher den Franzosen der Jahre 1793 keinen Vorwurf daraus machen, daß sie nicht im Sinne dieser noch jetzt fernen Zukunft handelten.

Wenn der Geist der Republik, der Geist der Mäßigung, die ruhige Kraft stark genug gewesen wäre, um nicht einen jähen Rückfall in die Monarchie befürchten zu müssen, so hätte das Leben des Königs verschont bleiben mögen. Doch leider fehlte der französischen Nation diese Siegesgewißheit. Es galt, das gesammte europäische Königthum, welches Frankreich feindlich, wenn auch nicht aller Orten in offenem Kriege, gegenüberstand, einzuschüchtern, der ganzen Welt zu zeigen, daß die Republik keinen Unterschied zwischen einem hoch und einem niedrig geborenen Verbrecher mache.

Wenn der Einwand, daß Ludwig XVI. gefangen und machtlos gewesen sei, berücksichtigt werden sollte, so dürfte kein Verbrecher zur Strafe gezogen werden. An keinem Verbrecher kann ein Urtheil vollzogen werden, bevor er machtlos und gefangen ist. Ludwig XVI. unterschied sich aber dadurch von gewöhnlichen Verbrechern, daß in seiner Person nicht blos die royalistische Partei Frankreich's ihr Haupt, sondern auch sämmtliche Könige der Erde einen Verbündeten sahen, welcher durch jedwede Wendung der Verhältnisse plötzlich wieder der Republik ein höchst gefährlicher Feind werden konnte. Der Charakter Marie Antoinetten's leistete Bürgschaft dafür, daß Ludwig XVI. in diesem Falle nicht die Milde, sondern die Strenge walten lassen würde. Die Republikaner Frankreich's hatten guten Grund, dafür zu sorgen, daß Ludwig XVI. nicht in die Lage komme, über sie Gericht halten zu lassen, wie in unseren Tagen die Monarchen, nachdem sie bezwungen waren, in die Lage kamen, über uns Gericht zu pflegen.

Man kann der Ansicht sein, daß, nach den Begriffen der französischen Revolution, Ludwig XVI. sein Leben verwirkt habe und doch Mitgefühl für die gefallene Größe und den in seinem Privatleben untadelhaften Ludwig XVI. hegen. Welcher fühlende Mensch sieht nicht mit Schaudern einen gewöhnlichen Mörder hinrichten?

Die Gegner der Todesstrafe, zu welchen ja auch Robespierre gehörte, machen sich keiner Folgewidrigkeit schuldig, wenn sie im Hinblicke auf die Verhältnisse des Jahres 1793 das über Ludwig XVI. verhängte Todesurtheil billigen. Wer wünscht, daß die Todesstrafe für alle Verbrecher abgeschafft werde, spricht damit nicht aus, daß, so lange sie nicht beseitigt ist, sie nicht vollzogen werden könne. Ja, wer als Regel die Abschaffung der Todesstrafe verlangt, behält einzelne, durch besondere Verhältnisse bedingte Ausnahmen noch immer vor.

Die Hinrichtung Ludwig's XVI. beweist übrigens, daß die Todesstrafe auch an Denjenigen vollzogen werden könne, in deren Hand das Gesetz liegt, daß auch diese ein persönliches Interesse bei deren Abschaffung haben. Es war eine Zeit, da Ludwig XVI. die Gewalt besaß, die Todesstrafe, für Frankreich wenigstens, abzuschaffen. Hätte er vor dem Jahre 1789 das Beispiel befolgt, welches damals mehrere menschenfreundliche Fürsten gaben, indem sie die Todesstrafe abschafften, hätte er später, als Maximilian Robespierre im Schooße der constituirenden Versammlung die Abschaffung der Todesstrafe beantragte, im Sinne und Geiste dieses Antrags gewirkt, so hätte wahrscheinlich die französische Revolution einen minder blutigen Verlauf genommen, schwerlich wäre dann das Haupt des Königs selbst unter der Guillotine gefallen. Hoffen wir, daß die Todesstrafe, gegen welche sich das fühlende Herz mit gutem Grunde empört, bald aus unseren Gesetzbüchern verschwinde! So lange dieses aber nicht geschehen ist, möge jeder Monarch bedenken, daß sein Leben eben so wohl, wie dasjenige eines anderen Verbrechers derselben verfallen könne!

Eine der Fragen, welche mit großem Aufwande von Scharfsinn und Leidenschaftlichkeit im Schooße des National-Conventes besprochen wurde, war, ob Ludwig XVI. als

Verbrecher gerichtet, oder als Feind gemaßregelt werden solle. Beide Fragen lassen sich zurückführen auf die höhere, ob bei dem Verfahren gegen Ludwig XVI. die ewigen Grundsätze des Rechtes berücksichtigt werden sollten, oder nicht? Wenn der Beschluß des National-Conventes sich stützen sollte auf ein Recht, so konnte man dasselbe mit gutem Grunde ein Gerichtsverfahren, und den darauf begründeten Beschluß ein richterliches Urtheil nennen. Handelte es sich aber um eine Maßregel, welche nicht auf Rechtlichkeit, sondern nur auf Gewaltthätigkeit ruhte, dann handelte es sich allerdings nicht um ein richterliches Verfahren, dann konnte von keiner Hinrichtung, sondern nur von einem mit kalter Ueberlegung zu veranstaltenden Morde die Rede sein.

Wer in Ludwig XVI. nur einen Feind, und keinen Verbrecher sah, hatte durchaus kein Recht, für dessen Tod zu stimmen. Denn die Tödtung eines gefangenen Feindes galt zu allen Zeiten unter civilisirten Völkern für eine empörende Frevelthat.

Das Recht der Nation, über ihren König Gericht zu halten, war ganz eben so klar, als das Recht derselben, die Bastille und die Tuilerien zu stürmen. Wer dem National-Convente das Recht einräumte, über das gesammte Königthum den Stab zu brechen und an dessen Stelle die Republik zu verkünden, konnte folgerichtig derselben Versammlung das Recht nicht bestreiten, einem einzelnen Könige den Stab zu brechen.

Einstimmig hatte der National-Convent das Königthum für Frankreich abgeschafft. Kein Mitglied desselben konnte daher, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, dem Convente das Recht bestreiten, über Ludwig XVI. Gericht zu pflegen. Die beiden äußersten Seiten des linken und des rechten Flügels gingen in ihrem Eifer zu weit, indem die eine erklärte, es handele sich gar nicht um ein gerichtliches Verfahren, und die andere, der Convent habe nicht das Recht, über den König das Urtheil zu sprechen. Wer kein auf das Recht gegründetes Urtheil, sondern nur eine Maßregel der öffentlichen Wohlfahrt verlangte, verlor allen Boden unter den Füßen und sprang in die Luftregion der Willkür und der Leidenschaft. Wer dem National-Convente das Recht bestritt, über den König Gericht zu pflegen, der untergrub der gesammten französischen Revolution den Rechtsboden.

Die Männer, welche Ludwig's XVI. Leben retten wollten, hätten, falls sie nicht zugleich die gesammte französische Revolution in Anklagezustand versetzen wollten, sich damit begnügen müssen, nachzuweisen, daß, ungeachtet Ludwig XVI. nach dem Gesetze der Revolution den Tod verdient habe, die französische Nation stark genug sei, Gnade für Recht ergehen lassen, Milde üben zu können. Zur Begründung dieser Ansicht hätte sich anführen lassen, daß der National-Convent als Vertreter der Nation die gesammte Staatsgewalt die richterliche nicht minder, als die vollziehende, und daher auch das Recht der Gnade in sich vereinige. Allein es wäre schwer gewesen, den Beweis zu führen, daß dringende Gründe der Gnade vorlägen. Allen aus der anspruchslosen, milden und sehr wenig kriegerischen Persönlichkeit Ludwig's XVI. abgeleiteten Gründen stand entgegen das untrennbare Band, welches Ludwig XVI. mit seiner Gattin, seinen Brüdern und allen Königen der Erde verknüpfte, und die Gefahr, die junge Republik möchte bei dem ersten Stoße, den sie erlitt, dem an die Herrschaft gewöhnten und von Vielen, wenn auch heimlich, noch immer als König verehrten Ludwig XVI. wieder zufallen. Als die Bourbonen mehr als zwanzig Jahre später nach Frankreich zurück kehrten, straften sie noch die Männer, welche für Ludwig's XVI. Hinrichtung gestimmt hatten. Alle Mitglieder des National-Conventes hatten guten Grund, anzunehmen, daß sie selbst und alle Theilnehmer an dem Sturze des Königthums der Rache der königlichen Partei anheimfallen würden, falls Ludwig XVI. am Leben bliebe und durch irgend eine Wendung des Schicksals wieder auf den Thron seiner Väter gelangte.

Was für Ludwig XVI. Gnade und Milde, war für Tausende begeisterter Freiheitskämpfer Tod und Verderben. Die Milde und die Gnade, welche einem einzigen Menschen zum Vortheil, einer ganzen Partei aber zur drohenden Gefahr gereichte, ist sehr kurzsichtig und kann von einem tiefer blickenden Staatsmanne nicht gut geheißen werden.

Der stärkste Einwand, welcher sich gegen die Hinrichtung Ludwig's XVI. machen läßt, kann meines Erachtens aus dem spätern Verlauf der Revolution abgeleitet werden. Man kann mit einigem Grunde sagen: Ludwig's XVI. Tod hat die Republik nicht befestigt. Trotz desselben kehrte später die Monarchie nach Frankreich zurück, kurz auf denselben folgte die Schreckenszeit. Die Männer, welche die Hinrichtung Ludwig's XVI. durchsetzten: Maximilian Robespierre, Saint-Just, Marat und Danton haben durch die Schreckenszeit dem Despotismus die Bahn gebrochen. Während der National-Convent die ihm von Seiten Ludwig's XVI. drohende Gefahr bekämpfte, bereitete er selbst Frankreich und der ganzen Menschheit die größere des Terrorismus.

Hierauf läßt sich aber entgegnen: kein menschliches Auge reicht auf Jahrzehnte in die Zukunft. Nicht der Tod Ludwig's XVI., sondern der Kampf mit der Gironde bildet den Wendepunkt der Revolution. Ludwig's Haupt mochte fallen, und die Republik dadurch befestigt werden, falls der bittere Haß der Jacobiner nicht die edelsten Vorkampfer der Freiheit vernichtete. Nicht der Tod des Königs, sondern derjenige seiner eifrigsten und begeistertsten Gegner bahnte der Monarchie den Weg der Rückkehr. Wenn Ludwig XVI. statt zum Tode zum Gefängniß oder zur Verbannung verurtheilt worden, wäre dadurch der Kampf zwischen Jacobinern und Girondisten nicht aufgehalten worden, sondern nur heftger entbrannt.

Die französische Revolution scheiterte an der Klippe des Terrorismus, weil es der Naton an der erforderlichen sittlichen Kraft fehlte, der blinden Wuth bei ihrem ersten Auftreten, am 10. August nach errungenem Siege, am 2. September gegenüber wehrlosen Gefangenen, Schranken zu ziehen. Nicht die in den Formen des Rechtes mit Ernst und mit Würde gepflogenen Verhandlungen über Ludwig's XVI. Verbrechen, sondern die Mordlust, welche im Bunde mit Raubsucht unbestraft wüthen konnte, und die Herrschsucht, welche in Verbindung mit Parteihaß Tausende auf die Guillotine brachte, im Kartätschenfeuer und im Wasser tödtete, richtete die Revolution zu Grunde.

Der Prozeß Ludwig's XVI. war die wichtigste praktische Frage, welche der National-Convent verhandelte. Von ihr hing wesentlich die Zukunft Frankreich's und folgeweise der Parteien ab, welche diese lenkten. Wenn sich die Girondisten in dieser Lebensfrage nicht zu einigen vermochten, so war nicht zu erwarten, daß sie sich jemals über irgend eine andere Frage einigen würden. Die Jacobiner stimmten in Betreff derselben fast alle, wie ein Mann. Die Girondisten zersplitterten sich aber wieder in unzählige Bruchtheile. Vergniaud, Büzot und Brissot verlangten die Berufung auf das Volk. Es war dieses nur ein Vorwand, um das Urtheil über den König auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Barbaroux, sprach, ohne sich zu entscheiden. Gensonné ergriff die Gelegenheit des Prozesses gegen Ludwig XVI., um einen Angriff auf Robespierre zu machen. Carra sprach gegen seine Freunde Büzot und Brissot. Als Partei hatte die Gironde weder den Muth, offen für, noch gegen Ludwig XVI. aufzutreten. Der Muth, welcher immer von hoher Wichtigkeit, ist in der Revolution durchaus unentbehrlich. In ruhigen Tagen läßt sich eine muthige Minorität, den Umständen nach, das Joch einer muthlosen Majorität gefallen, nicht so in den Tagen der Revolution. Zu einer solchen Zeit schüchtert die entschlossene Minorität die wankende Majorität ein und besiegt diese. So geschah es denn auch, daß nachdem die hervorragenden Redner der Gironde fast alle in einer Weise

gesprochen hatten, welche andeutete, daß sie gern das Leben des Königs gerettet hätten, sie am Ende doch zum größern Theile für den Tod desselben stimmten, vor allen anderen Vergniaud. Die Hinterthür eines Aufschubs der Hinrichtung, welche er sich offen hielt, diente nur dazu, seine Gesinnung zu verdächtigen. Sie brachte Ludwig XVI. schon aus dem Grunde keine Rettung, weil im Laufe der Verhandlung dieselbe nicht in genügender Weise vorbereitet worden war.

Condorcet, Kersaint, Salles und die übrigen Girondisten, welche für die höchste Strafe nächst dem Tode stimmten, retteten den König dadurch eben so wenig, als ihre Gesinnungsgenossen, welche einen Aufschub des Urtheils wünschten. Sie brachten nur die Haltlosigkeit ihrer Partei klar zu Tage.

Der Herzog von Orleans konnte, als Verwandter Ludwig's XVI. sich mit gutem Grunde, der Abstimmung enthalten. Indem er dessen ungeachtet für den Tod stimmte, zeigte er sich zugleich herzlos und ängstlich. Er bereitete sich dadurch selbst das Loos vor, das ihn schon bald auf dasselbe Schaffott brachte, zu dem er das Haupt seiner Familie verurtheilte.

Wenn nichts weiter in Frage gestanden hätte, als das Leben Ludwig's XVI. so wäre es schwer gewesen, im Schooße des National-Conventes die Schranken der Mäßigung nicht zu überschreiten, denn an dieses Leben knüpfte sich die ganze Revolution, die jüngste Vergangenheit und die nächste Zukunft Frankreich's und ganz Europa's. Mit dem Haupte Ludwig's XVI. war Krieg und Frieden im Innern des Landes und den auswärtigen Mächten gegenüber untrennbar verbunden. Schwerer, als alle diese Betrachtungen fiel aber die Frage der Macht und der Volksgunst in die Wagschale. Seit der Eröffnung des National-Conventes drehten sich alle Verhandlungen um die Angel, wer den Ton in Frankreich angeben, wer die Zukunft des Landes bestimmen solle: Girondisten, oder Jacobiner? Dieser Frage mußte sich auch Ludwig XVI. unterordnen. Diejenigen, welche über den Kopf Ludwig's XVI. zu Gerichte saßen, konnten nicht umhin bei dieser Gelgenheit, an ihre eigenen Köpfe zu denken. Denn die Parteiwuth hatte im Anfange des Jahres 1793 schon jenen Höhepunkt erreicht, auf welchem Niederlage und Tod fast gleichbedeutend sind. Die Jacobiner, welche immer die Angelegenheiten des Staates mehr von dem Gesichtspunkte des Augenblicks, als der Zukunft, mehr im Anblicke auf unmittelbar praktische Maßregeln betrachteten, gewannen immer festern Boden außerhalb und innerhalb des National-Convents. Die Girondisten setzten, trotz ihrer Stimmenmehrheit nur Beschlüsse ohne praktische Bedeutung durch. So z. B. blieben die drei Beschlüsse, welche der National-Convent am 23. September auf deren Antrag gefaßt hatte, ohne die entsprechende Folge. Das Heer zum Schutze des Convents kam nie vollzählig nach Paris, das Gesetz über die Anstifter von Mord wurde nicht gegeben, der Zustand Frankreich's und der Stadt Paris wurde nicht im Sinne und Geiste der Gironde geregelt.

Jeden Tag verlor die Gironde einige Mitglieder, welche den Mantel nach dem Winde hingen. Der Club der Jacobiner, welcher eine Zeit lang sehr schwach besetzt gewesen war, nahm zu.

§ 15. Die Gironde (Januar bis Juni 1793).

Die Hinrichtung des Königs bezeichnet einen bedeutungsvollen Abschnitt in der französischen Revolution. Durch sie wurde die Beseitigung der Monarchie vollendet. Es kam darauf an, zugleich das Land gegen äußern Angriff zu vertheidigen und im Innern

republikanisch zu organisiren. Doch der Vertheidigungskampf gestaltete sich nur zu bald zu einem Angriffs- und Eroberungskrieg, und mit dem Aufbau der Republik beschäftigte man sich viel weniger, als mit der Vertilgung politischer Gegner. Die Fehde mit dem Königthume war eine nothgedrungene. Einen ganz andern Charakter hatte diejenige, welche Jacobiner und Girondisten, die Anhänger Robespierre's und Danton's miteinander führten. Die unsinnige Wuth, womit jene diese bekämpften, war eine Ausschweifung, deren Folge zugleich die Vernichtung der ausgezeichnetsten Köpfe Frankreich's und des größern Theiles der Freiheitshoffnungen der ganzen Menschheit zur unmittelbaren Folge hatte. Die Girondisten entbehrten allerdings derjenigen Energie, welche allein Frankreich vom Rande des Verderbens retten konnte. Danton und seine Anhänger waren aber zu tief in den Schlamm der Liederlichkeit versunken, als daß sie über die zur Rettung des gefährdeten Vaterlandes erforderliche Aufopferungsfähigkeit und Arbeitskraft hätten verfügen können. Die Schwäche der Girondisten war zu beklagen. Darum brauchten sie aber nicht zur Guillotine geschleppt, ihre Anhänger nicht massenhaft abgeschlachtet zu werden. Durch den Schrecken konnten sich Robespierre und seine Genossen nur einen vorübergehenden Sieg auf Kosten der Sache, die sie vertraten, verschaffen. Auf Schrecken ruht die Herrschaft der Despoten, auf Ueberzeugung diejenige freier Männer. Die Girondisten hätten vielleicht Frankreich für den Augenblick in Gefahren gestürzt. Die Terroristen bereiteten auf Jahrzehnte hinaus die Herrschaft des Despotismus vor. Die dauernde Rettung Frankreich's hätte nur aus einer Verständigung zwischen Girondisten und Jacobinern hervorgehen können. Diese scheiterte nicht an der prinzipiellen Verschiedenheit beider Theile, sondern an der zügellosen Leidenschaftlichkeit der Jacobiner und an dem Mangel an Klugheit und Entschlossenheit der Girondisten.

Der Eindruck, welchen die Hinrichtung Ludwig's XVI. hervorrief, war in Frankreich ein ganz anderer, als im Auslande. Die Franzosen welche, trotz der herrschenden Aufregung, die Lage des Landes richtiger würdigten, als die auswärtigen Völker, wurden auf der Bahn der Revolution voran getrieben. Die Ueberzeugung, daß Ludwig XVI. den Tod verdient habe, und daß sein Leben unvereinbar sei mit der republikanischen Verfassung Frankreich's und mit dessen Kriegen gegen die verbündeten Despoten Europa's, war die vorherrschende. Wohl hegten viele Millionen Mitgefühl für den frühern König von Frankreich, auch war die royalistische Partei, obgleich desorganisirt und eingeschüchtert, noch immer stark genug, um ihre Stimme einigermaßen vernehmlich zu machen. Nur zu bald brach deren Grimm in offenen Volksaufständen aus. Doch der Widerwille gegen das Königthum und die demselben zu Hülfe eilenden fremden Heere war zu allgemein und zu groß, als daß die entgegengesetzten Bestrebungen sich in der ersten Zeit, nachdem das Haupt Ludwig's XVI. gefallen war, hätten geltend machen können.

Ganz anders nahm das Ausland die Nachricht von dem Tode Ludwig's XVI. auf. Die Könige und deren ganzer Anhang sahen sich in der Person Ludwig's XVI. bedroht. Sie betrachteten die Hinrichtung desselben, als ein unerhörtes Verbrechen. Die Völker, welche unter dem Joche des Königthums seit Jahrhunderten gehalten worden waren noch nicht zum Bewußtsein ihrer ewigen und unveräußerlichen Rechte gelangt. Das Mitgefühl für eine gefallene Größe stand im Verhältnisse zu der Verehrung, welche sie ihren eigenen Fürsten zu zollen gewöhnt waren. Das Cabinet von St. James gedachte mit Schrecken der Zeit, da Karl I. auf dem Schaffotte geblutet hatte und da das Volk gegen Jacob II. aufgestanden war. Die englische Nation selbst war seit jener Zeit sehr conservativ geworden. Pitt war entschlossen, für die s. g. Rechte des Königthums in die Schranken zu treten. Der französische Gesandte Chauvelin erhielt sofort die Weisung,

innerhalb 24 Stunden England zu verlassen. Der National-Convent erklärte zugleich England und Holland den Krieg. Katharina II. von Rußland, welche sich bis dahin in den Kampf gegen Frankreich mehr durch Worte, als durch Thaten, nur durch Unterhandlungen und nicht durch ihre Heere eingemischt, hob die Handelsverträge, welche sie im Jahr 1786 mit Frankreich abgeschlossen hatte, und welche diesem Lande große Vortheile gewährten, auf, verbot ihren Unterthanen allen Verkehr mit den Franzosen und ließ den letzteren, welche sich in Rußland aufhielten, keine andere Wahl, als innerhalb zwanzig Tagen Rußland zu verlassen oder förmlich die Grundsätze der Revolution abzuschwören. Die Kaiserin war übrigens zu sehr mit ihren gegen Polen gerichteten Plänen beschäftigt, als daß sie geneigt gewesen wäre, diese durch einen ernstlich geführten Krieg im Westen Europa's zu gefährden. Sie schloß zwar mit England einen Angriffs- und Vertheidigungsbund ab, allein mehr in der Hoffnung die Aufmerksamkeit der Mächte von Polen abzulenken, als um ihre Heere gegen Frankreich rücken zu lassen. Oesterreich und Preußen, welchen es leichter schien, in Polen, als in Frankreich Siege zu gewinnen und Eroberungen zu machen, wurden durch die zweideutige Stellung Rußland's in ihren Unternehmungen gegen Frankreich gehemmt. Beide Mächte, seit langer Zeit gewöhnt, sich gegenseitig mit mißtrauischen Augen zu betrachten, hatten während des Feldzuges des Jahres 1792 zu bittere Erfahrungen gemacht, als daß sie sich inniger hätten verbinden können. Jeder Theil war zu sehr geneigt, dem andern die Schuld der erlittenen Niederlagen beizumessen, als daß eine unter demselben Feldherrn stehende Kriegführung länger möglich gewesen wäre. Der Herzog von Braunschweig blieb an der Spitze der preußischen, der Herzog von Sachsen-Coburg übernahm das Commando der österreichischen Heere. Die Ermordung des Königs Gustav von Schweden hatte den eifrigsten Gegner der französischen Revolution entfernt. England und Rußland zogen das Schwert mehr zum Scheine, als im Ernste. Holland war innerlich zerrüttet und konnte kein großes Gewicht mehr in die Wagschale des Krieges werfen. Oesterreich und Preußen mußten dessen ganze Last auf sich nehmen, und in steter Besorgniß schweben, von England und Holland verlassen und von Rußland getäuscht zu werden. Der Kampf in Italien dauerte fort. Bald brach auch der Krieg mit Spanien aus.

Wäre Frankreich nicht durch Parteiwuth zerrissen gewesen, so hätten seine militärischen Kräfte mehr als ausgereicht, um die Feinde der Revolution niederzuwerfen. Unter den Klängen der Märseillaise zog die junge Mannschaft kriegesmuthig und begeisterungsvoll nach den Gränzen. Das Mißtrauen war noch nicht in die Massen eingedrungen, doch es lähmte die Heerführer und die Ministerien.

Während der Verhandlungen des Prozesses Ludwig's XVI. war Dümouriez heimlich nach Paris gekommen. Verstimmt und mißvergnügt kehrte er zum Heere zurück. Keine der in der Hauptstadt sich gegenseitig bekämpfenden Parteien hatte ihm Vertrauen eingeflößt, keine hatte sich ihm hingegeben. Am nächsten stand ihm Danton. Doch da beide herrschen wollten, war an ein inniges Einverständniß nicht zu denken. Dümouriez begann den Feldzug gegen die Holländer in glänzender Weise. Während er gegen das Haag und Amsterdam vorrückte, rief ihn ein Befehl des Convents von seiner Siegeslaufbahn ab. Der Prinz von Coburg hatte die Belagerung von Mastricht aufgehoben und rückte gegen Belgien vor. Die französischen Generale, welche ihm gegenüber standen, mußten sich mit großen Verlusten zurückziehen. Dümouriez sollte die gefährdete Waffenehre Frankreich's wieder herstellen. Er war mehr mit seinen weit aussehenden Plänen des Ehrgeizes, als mit dem Gedanken beschäftigt, Frankreich und die Sache der Revolution zu retten. Er nahm eine Sprache gegen die republikanischen Commissäre und gegen den

National-Convent an, welche seine finsteren Entwürfe ahnen ließ. Die Stimmung des Feldherrn theilte sich durch hundert kleine Canäle dem Heere mit. Dümouriez war nicht mehr der Mann, welcher im Waldgebirge der Argonne den Preußen die Spitze geboten hatte. Bittere Worte, welche er da und dort hatte fallen lassen, rankten in den Gemüthern der Generale fort und lähmten deren Begeisterung. In der Schlacht bei Neerwinden erlitt er empfindliche Verluste. Er schob die Schuld auf den General Miranda, welcher den linken Flügel seines Heeres befehligt hatte. Der österreichische Oberst Mack knüpfte mit Dümouriez Unterhandlungen an, welche einen durchaus verrätherischen Charakter trugen. Der Herzog von Chartres und mehrere andere, dem Hause Orleans ergebene Oberofficiere, waren die einzigen, welche in das Geheimniß der Verträge Dümouriez's eingeweiht waren. Der Plan des Generals ging dahin, das Heer gegen Paris zu führen und dort der jungen Republik ein Ende zu machen. Doch die revolutionären Commissäre wachten. Am 2. April trafen sie in Dümouriez's Lager ein und brachten diesem den Befehl, nach Paris zu kommen. Als der General sich dessen weigerte, erklärte der Commissär Camus, daß er aufgehört habe, General zu sein. Dümouriez ließ die fünf Commissäre verhaften und lieferte dieselben an die Oesterreicher aus. Schon bald mußte er aber mit wenigen Anhängern fliehen und entging nur mit Mühe dem ihm drohenden Tode.

Seit längerer Zeit war das Mißtrauen des französischen Volkes gegen die Männer, welche an der Spitze der Verwaltung und der Heere standen, in stetem Wachsen begriffen. Der Verrath Dümouriez's war zwar erst am 4. April zu Tage gekommen, allein er war seit mehreren Monaten vorbereitet worden. Er trug wesentlich zum Falle der Gironde bei. Diese hatte ihm nicht näher gestanden, als der Berg. Kein Mitglied derselben war mit Dümouriez so innig vertraut gewesen, als Danton. Allein die Stimmung des französischen Volkes wurde durch den Verrath Dümouriez's gereizter. Sie wurde mit Macht zu durchgreifenden Maßregeln gedrängt, zu welchen die Gironde von Anfang an weder Neigung noch Kraft besessen hatte. Der Zwiespalt zwischen ihr und der öffentlichen Meinung wurde daher von Tag zu Tag weiter und tiefer. Die Stellung der Gironde wurde immer unhaltbarer.

Der unselige Haß zwischen Girondisten und Jacobinern hatte sich im Laufe der Verhandlungen des Prozesses des Königs noch erhöht. Die Jacobiner hatten demselben Verachtung, die Girondisten Furcht beigemischt. Jene waren scharfsichtig genug, zu erkennen, daß manche girondistische Stimme mehr aus Angst, als aus Ueberzeugung für den Tod des Königs abgegeben worden war. Die Majorität der Gironde war erschüttert. Es galt, dieselbe vollständig zu vernichten. An Versöhnung, an Vereinigung war nicht zu denken. Das Blut Ludwig's XVI. gab nur die Farbe an, welche künftig alle Beschlüsse des National-Convents bezeichnen sollte.

Die Girondisten hatten Gelegenheit gehabt, zu erkennen, daß sie der vereinigten Macht Danton's, Robespierre's und Marat's nicht zu widerstehen vermöchten. Allein diese drei Parteihäupter waren unter sich nicht einig. Danton und Robespierre haßten sich gegenseitig. Robespierre wußte, daß Danton die Revolution zu seinem Privatvortheil ausgebeutet hatte, daß er ein Schlemmer und Verschwender war und verschwieg es gar nicht. Danton begriff die Uneigennützigkeit Robespierre's nicht, hielt dieselbe für Verstellung und Stolz und betrachtete diesen seinen Nebenbuhler für einen Feigling, weil derselbe sich bisher von allen Aufständen fern gehalten hatte. Danton und Marat hatten wohl einige Punkte, in welchen sie zusammen trafen. Beide waren Männer von heftigen Leidenschaften, keck und cynisch, beide waren Verschwörer von Profession und zu durchgreifenden Maßregeln bereit. Doch Danton war zu sehr Staatsmann und Genußmensch, als daß er die blinde

Zerstörungswuth Marat's hätte billigen können. Danton's Haß gegen die Aristokraten war mehr das Ergebniß seiner Stellung, als seiner Gemüthsstimmung. Danton stand denselben in seiner Lebensweise viel zu nahe, als daß er sie gründlich hätte hassen können. Robespierre, welcher in seiner äußeren Erscheinung, in Wort und That auf Anstand hielt, fühlte sich von dem Schmutze, welcher Marat umgab, abgestoßen. Danton wünschte sehnlichst eine Verständigung mit den Girondisten und sah voraus, daß er nach diesen zu Grunde gehen würde, falls eine solche nicht zu Stande käme. Marat hatte seine Stütze in der Masse des Volkes, Robespierre in den begeisterten und thatkräftigen Republikanern, Danton in allen für Ruhm und Macht vorzüglich empfänglichen Gemüthern.

Zwischen den Girondisten einerseits und Robespierre und Marat andererseits bestanden keine Verbindungspunkte. Robespierre war viel zu systematisch, Marat zu schmutzig, als daß die Gironde sich mit einem derselben auch nur vorübergehend hätte vereinigen können. In Danton hätte sie für sich schwerlich etwas anderes, als einen Tyrannen gewinnen können. Sie wollte lieber ohne Verbündete untergehen, als mit Danton siegen. Daß sie mit Danton nicht gemeinsame Sache machte, war mehr ein Beweis ihrer Schwäche, als ihrer Kraft. Sie fühlte sich nicht stark genug, diesem einen Manne die Spitze zu bieten, falls er sich ihr anschlösse. Thatsächlich hatten die Septembermörder Amnestie erhalten. Oft im Leben müssen wir vollendete Thatsachen als solche anerkennen. Es war unklug und zeugte von Halsstarrigkeit, daß die Gironde inmitten der Gefahren, welche die Sache der Freiheit, des Vaterlandes und ihre eigene Sicherheit bedrohten, die große Kraft, welche Danton besaß, zurückstießen.

Die Revolution bedurfte dringend einer festen Majorität im Schooße des National-Conventes, mit deren Hülfe sie die Kraft gewonnen hätte, sich in großartigster Weise zu entfalten. Eine Vereinigung der Gironde mit Danton und dessen Anhange hätte eine solche gebildet. Marat hätte durch dieselbe gestürzt und zugleich der Herrschaft des Pöbels von Paris ein Ende bereitet werden können. Robespierre hätte geschont und, wenn nicht gewonnen, doch abgehalten werden können, zu den äußersten Maßregeln zu greifen, welche er in seinem Innern vorbereitete und nur zu bald ausführte. Doch die Gironde bildete niemals ein geschlossenes Ganzes, wie der Anhang Marat's, Dantons und Robespierre's. Sie konnte nie zu einem kühnen Entschlusse kommen, selbst dann nicht, wenn Leben und Tod auf dem Spiele stand. Sie mußte aus ähnlichen Gründen, wie Ludwig XVI. vor ihr, zu Grunde gehen.

Roland hatte schon zwei Tage nach der Hinrichtung des Königs sein Amt niedergelegt (23. Januar 1793). An seine Stelle trat der bisherige Justizminister Garat. Gohier übernahm das Justizministerium. Pache, welcher Lebrün im Kriegsministerium gefolgt war, trat dasselbe an Beurnonville ab. Roland zog sich in den Privatstand zurück. An ihm verlor die Gironde eine ihrer kräftigsten Stützen. Pache wurde Maire von Paris und warf sich mehr und mehr den Jacobinern in die Arme, welche durch ihn ihre Herrschaft im Schooße der Commüne wieder herstellten.

Durch diese Aenderungen verlor das Ministerium die geringe Kraft, welche es seit den Septembertagen besessen hatte, fast vollständig. Es wurde zu einem Spielballe der Parteien und namentlich der immer kühner die Häupter erhebenden Jacobiner.

Die Verlegenheiten der Republik nahmen zu. Der Hunger und die Kälte, welche im Winter des Jahres 1792 auf 1793 mit ungewöhnlicher Härte wütheten, verbreiteten eine düstere Stimmung über das Volk. Der Werth der Assignaten sank in gleichem Maße, als die Finanzen des Staates in immer steigende Verwirrung kamen. Das Volk, welches die Gesetze des Handels und des Verkehrs nicht kannte, verlangte, daß der Preis für alle

Lebensmittel von Staatswegen festgesetzt werden sollte. Marat reizte die Massen gegen die Capitalisten, Kaufleute, die Gelehrten und die ehemaligen Adeligen auf und verlangte offen eine Wiederholung der September-Schlächtereien. Die Kämpfe im Schooße des National-Conventes wurden immer heftiger. Die Sprache, deren sich Marat und seine Anhänger bedienten, war eben so roh, als die Thaten, welche sie insgeheim vorbereiteten. Schurken, Mörder und Banditen waren Worte, deren sich beide Theile nur zu häufig gegenseitig an den Kopf schleuderten.

Die Nachrichten, welche aus mehreren Theilen Frankreich's anlangten, die Unruhen von Lyon, der Aufstand der Vendée, der Verrath Dümouriez's, die Niederlagen der Franzosen am Rheine vermehrten die schon herrschende Leidenschaftlichkeit und Verwirrung der Begriffe.

Wie sich im Juni und August 1792 eine Anzahl Männer zum gewaltsamen Umsturze des Königthums vereinigt hatte, so bildete sich jetzt eine geheime Verschwörung gegen die Gironde. Das Ministerium vom März 1793 war eben so unmächtig, als dasjenige vom Juni und August 1792. Eine zahlreiche berathende Versammlung, zu deren Schutze keine entsprechende vollziehende Gewalt bereit steht, muß nothwendig zu Grunde gehen, wenn eine entschlossene Partei ihr den Untergang bereiten will. Die Organisation giebt aller Orten den Ausschlag. Eine halbe Million organisirter Menschen vermag mehr auszurichten, als vierundzwanzig Millionen, welche vereinzelt stehen. Die Jacobiner und Cordeliers besaßen nicht blos in Paris, sondern auch in den dreiundachtzig Departements eine Organisation, welche sie in den Stand setzte, auf jeden beliebigen Punkt ansehnliche Streitkräfte zu werfen. Wenn diese auch militärisch betrachtet, nicht furchtbar waren, so rissen sie doch nicht selten die bestehenden militärischen Organisationen, namentlich die Nationalgarden mit sich fort, und wurden dann zu einer unwiderstehlichen Macht.

Die Gironde hatte seit den September-Schlächtereien sechs Monate Zeit gehabt, diejenigen Truppen, auf welche sie so häufig gepocht, aus den Departementen herbeizuziehen. Ihr standen alle Hülfsmittel des Staates zu Gebote. Sie wußte von denselben keinen Gebrauch zu machen. Mit weit geringeren Geldmitteln organisirten die Jacobiner eine, wenn auch gegen den auswärtigen Feind sehr verächtliche, so doch zum Zwecke der Einschüchterung der Gironde vollkommen genügende Streitmacht. In der Nacht des 6. März hielt das Comité des allgemeinen Aufstandes eine geheime Sitzung, in welcher die blutigsten Reden gehalten wurden. Zweiundzwanzig Abgeordnete der Gironde wurden dem Tode geweiht. Die Einen schlugen vor, Vergniaud, Brissot, Guadet, Petion, Barbaroux und deren Freunde an den Zweigen der Bäume der Tuilerien aufzuhängen, die Anderen, dieselben in die Abtei zu führen und dort in der September-Manier abzuschlachten. Marat feuerte die Mörder durch den Zuruf an: „Man nennt uns Bluttrinker, nun gut! verdienen wir diesen Namen, indem wir das Blut unserer Feinde trinken! Der Tod der Tyrannen ist der letzte Grund der Sclaven. Cäsar wurde im versammelten Senate ermordet. Behandeln wir in gleicher Weise die landesverrätherischen Abgeordneten, opfern wir sie auf den Bänken der Schaubühne ihrer Verbrechen!“ Wieder Andere schlugen vor, die Girondisten in ihren eigenen Wohnungen zu ermorden. Die Nacht vom 9. zum 10. März wurde zur Ausführung des Mordplanes festgesetzt. Durch einen Zufall erhielten die Girondisten Kenntniß von diesem Anschlage und vereitelten denselben. Da aber die Anstifter diesesmal, wie früher im September, unbestraft blieben, so dauerten die Verschwörungen fort. Der Mordplan blieb, nur dessen Ausführung wurde hinausgeschoben. Die Jacobiner vervollständigten mehr und mehr ihr Mordsystem. Sie schlugen zu diesem Behufe die Organisation eines revolutionären Gerichtshofs vor, welcher aus

neun Richtern bestehen und durch keine Form beschränkt sein sollte. „Sein Gesetz sollte das Gewissen, seine Ueberführungsmittel die Willkür sein. Im Saale dieses Gerichtshofs sollte immer ein Mitglied bereit sein, Anklagen anzunehmen. Das Tribunal sollte alle diejenigen richten, welche der National-Convent ihm zuschicken würde." Die Gironde erkannte wohl die furchtbare Waffe, welche sie durch die Errichtung dieses revolutionären Tribunals ihren Feinden in die Hände gab. Vergniaud rief aus: „diese Inquisition ist tausendmal furchtbarer, als diejenige von Venedig." Dennoch half die Gironde das Beil schmieden, unter welchem die Häupter ihrer Partei fallen sollten. Der Tod und die Einziehung des Vermögens war die einzige Strafe, welche der Schuldigerklärung auf dem Fuße folgen sollte. Doch das Revolutions-Tribunal genügte den Jacobinern noch nicht. Es konnte ja erst anfangen zu morden, nachdem der National-Convent ihm die Opfer bezeichnet hatte. Noch waren die Girondisten stark genug, die Mitglieder ihrer Partei vor dem Schaffotte sicher zu stellen. Ein zweiter Mordanschlag wurde in dem geheimen Comité des allgemeinen Aufstandes berathen. Danton vereitelte denselben, da er noch immer wünschte, sich mit der Gironde auszusöhnen. Mit der einen Hand schärfte er den Dolch und lenkte ihn mit der anderen von der Brust der bedrohten Opfer ab. Vergniaud bezeichnete die drohende Gefahr. Marat machte sich über die Gironde lustig, und der National-Convent ordnete zugleich den Druck beider Reden an.

Die Jacobiner hatten das Revolutions-Tribunal in Anregung gebracht. Auf den Vorschlag des Girondisten Isnard wurde der erste Wohlfahrts-Ausschuß niedergesetzt. Da übrigens im Schooße beider Ausschüsse die feindlichen Parteien gleich stark vertreten waren, rieben sie sich mit deren Hülfe nicht gegenseitig auf.

Danton konnte sich mit Robespierre ganz eben so wenig vereinigen, als mit den Girondisten. Marat war ihm zuwider. Danton nannte ihn einen Elenden, welcher Blut, Blut, immer Blut und nichts als Blut verlange. Seine erste Frau war gestorben, und seine zweite, welche mit ihrer ganzen Familie noch in den Banden des Pfaffenthums und aller Vorurtheile der alten Zeit lag, hielt ihn von weiteren Mordanschlägen ab. Doch Danton besaß nicht sittliche Kraft genug, ohne Rücksicht auf seine persönliche Stellung in die wirren Verhältnisse des Augenblickes einzugreifen. Der Faden, welchen die Familie Gely um sein Herz gewunden hatte, war zu schwach, um ihn auf der abschüssigen Bahn, welche zum Verderben führt, zurück zu halten. Die Gironde wollte sich mit Danton nicht versöhnen. Danton schwor ihr den Untergang. Er, so wenig als Marat, erhob, trotz allen Redensarten, welche beide machten, das Wohl des Vaterlandes und die Sache der Freiheit nicht über alle anderen Rücksichten. Das Königthum war gestürzt, die Republik verkündet, doch es fehlte die republikanische Tugend, welche weder durch irgend eine Proclamation, noch durch Revolutionstribunale und Schaffotte hervorgerufen werden kann. Der Haß war stärker, als die Liebe, die Parteiwuth mächtiger, als der Freiheitsdrang und das Rechtsgefühl. Sonst hätte die revolutionäre Partei nach allen den Siegen, welche sie seit dem 20. Juni 1792 davon getragen hatte, mit den ihr zur Verfügung stehenden ordentlichen Mitteln die Republik aufrecht erhalten und befestigen können.

Die Frage, welche, allen verhüllenden Redensarten zum Trotze, den Ausschlag gab, war die Frage der Macht. Die Verschiedenheiten der Meinung in Betreff der künftigen Verfassung Frankreich's waren nicht groß genug und besaßen eine viel zu geringe unmittelbar praktische Bedeutung, als daß sie uns einen genügenden Erklärungsgrund für die zügellose Wuth geben könnten, mit welcher sich Girondisten und Jacobiner gegenseitig zerfleischten. Beide Theile fühlten, daß die Leidenschaften einen Höhepunkt erreicht hatten,

auf welchem keine Versöhnung mehr möglich und die Niederlage im Schooße der gesetzgebenden Versammlung mit Tod und Vernichtung gleichbedeutend war.

Der eigentliche Kampf begann daher im Augenblicke, als Danton die Ueberzeugung gewann, daß die Gironde ihm nicht vergeben würde. Lange hatte Danton zwischen den Girondisten und Jacobinern hin und her geschwankt. Als aber Lasource im National-Convente die Ernennung einer Commission verlangte, um die Mitschuldigen Dümouriez's zu strafen, als er bei dieser Gelegenheit gegen die Bank deutete, auf welcher Danton saß, als er ausrief: „lang genug sieht das Volk den Thron und das Capitol, es will jetzt den tarpejischen Felsen und das Schaffott sehen," als er die Verhaftung Orleans' und Sillery's verlangte und zum Eide aufforderte, demjenigen, welcher den Versuch machen würde, sich zum Könige oder Dictator aufzuwerfen, den Tod zu geben — fühlte sich Danton persönlich bedroht, warf die Scheide weg und stürzte sich auf die Gironde, um sie zu vernichten. Die unmittelbare Folge der unbestimmten und schwankenden Anklage Danton's und der darauf folgenden Anklage Marat's war die durch Danton veranlaßte Anklage der hervorragenden Führer der Gironde, zwei und zwanzig an der Zahl. Der von den Girondisten gegen Danton geführte Streich war unsicher und schwach, dem gegen Marat gezielten gab die Gironde nicht den erforderlichen Nachdruck. Nur zweihundert und zwanzig Stimmen erklärten sich für die Verhaftung desselben. Der Beschluß hätte eine ganz andere Bedeutung gehabt, wenn alle Girondisten auf ihren Plätzen gewesen wären. Im Schooße des National-Conventes machten sich zwar nur zwei und neunzig Stimmen gegen die Verhaftung Marat's bemerklich, allein außerhalb desselben schaarten sich um den „Freund des Volkes" so viele tausend Männer, daß die Gironde nicht wagte, die Verhaftung desselben zur Ausführung zu bringen.

Robespierre, welcher mit Gewalt die Ideale seiner Seele in's wirkliche Leben einführen wollte, und dessen Fehler wesentlich darin bestand, daß er wähnte, durch Niederwerfung der Gegner seines Systems diesem Eingang verschaffen zu können, vereinigte sich mit Danton und folgeweise mit Marat zum Sturze der Girondisten. Er bereitete dadurch Marat's Triumph und die Schreckenszeit vor. Er war in einer unseligen Verblendung befangen, indem er dem Reiche der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit durch den Schrecken Bahn brechen wollte. Indem er den Untergang der Gironde vorbereitete, zertrümmerte er die einzigen Stützen, welche, nach Beruhigung der tobenden Leidenschaften, den von ihm entworfenen Bau einer besseren Zukunft hätten tragen können. Die Theorien Robespierre's konnten in einem Lebemenschen, wie Danton und einem gleichmäßig in seinem Haße gegen die höheren und in seiner Liebe für die niederen Classen des Volkes überspannten Menschen, wie Marat, niemals, wohl aber in Männern, wie Roland, Vergniaud, Guadet, Gensonné, Condorcet u. s. w. geistesverwandte Anhänger finden.

Es war ein großer Fehler von der Gironde gewesen, daß sie Robespierre nicht in den Constitutionsausschuß aufgenommen hatte. Sie konnte nicht verhindern, daß derselbe seine Systeme im Schooße des National-Conventes und noch weniger, daß er dieselben im Jacobinerclub zur Verhandlung brachte. Er hatte ein gutes Recht, zu erwarten, daß er gehört werde. Er machte davon einen minder schonenden Gebrauch, als er vielleicht gethan haben würde, falls er Gelegenheit gehabt hätte, dieselben im Schooße des Constitutions-Ausschusses zu entwickeln. Eine geistige Kraft, wie Robespierre, läßt sich nicht ignoriren.

Aus den Grundsätzen, für welche Robespierre in die Schranken trat, heben wir hier die folgenden hervor:

„Die Gesellschaft ist verpflichtet, für den Unterhalt aller ihrer Mitglieder zu sorgen,

sei es, daß sie denselben Arbeit, oder daß sie denjenigen, welche außer Stande sind, zu arbeiten, die Existenzmittel verschafft.

„Die dem Mangel nothwendige Hülfe ist eine heilige Schuld der Reichen gegenüber den Armen; das Gesetz hat die Art und Weise, in welcher diese Schuld abgetragen werden soll, zu bestimmen.

„Die Bürger, deren Einkünfte nicht dasjenige, was sie für ihre Existenz bedürfen, übersteigt, sind der Pflicht entbunden, zu den öffentlichen Ausgaben beizutragen; die anderen müssen sie in zunehmendem Verhältnisse ihres Vermögens erhalten."

Der Standpunkt, auf welchen sich Robespierre in den auswärtigen Angelegenheiten stellte, war nicht minder erhaben, als derjenige in Betreff der inneren. Er spricht sich in folgenden Sätzen aus:

„Die Menschen aller Völker sind Brüder, und die verschiedenen Völker müssen sich gegenseitig helfen nach ihrer Kraft, wie die Bürger desselben Staates.

„Wer eine einzige Nation unterdrückt, ist der Feind aller.

„Die Könige, die Aristokraten, die Tyrannen aller Art sind Sclaven, welche sich gegen den Selbstherrscher der Erde, das Menschengeschlecht, und gegen den Gesetzgeber der Welt, die Natur, empört haben."

Gewiß kann kein denkender und fühlender Mensch diesen erhabenen Wahrheiten seine Zustimmung versagen. Die Frage ist nur, wie sie sich in's Leben einführen lassen? Im Laufe von mehr als sechs Jahrzehnten haben sie im Schooße der civilisirtesten Völker nur wenige Anhänger im praktischen Leben gefunden. Wann werden Neger, Neuseeländer oder Botokuden dafür empfänglich werden? Bevor sie dieses sind, kann ihnen damit nicht geholfen werden.

Weiser wäre es gewesen, wenn Robespierre sich darauf beschränkt hätte, in seinem Vaterlande den Boden für seine wohlgemeinten Bestrebungen zu finden, in Betreff der übrigen Völker aber abzuwarten, in wie weit diese geneigt sein möchten, mit Frankreich gemeinsame Sache zu machen. Keine Nation hat das Recht, für die ganze Erde Gesetze zu geben, und eben so wenig die Macht, dieselben in Ausführung zu bringen. In demselben Maße, als Robespierre seinen Standpunkt erhöhte, erschwerte er sich die Ausführung seiner Theorien. Es giebt auch einen Despotismus der Menschenbeglückung, wie einen Despotismus der Menschenseligmachung. Der selbstthätige Mensch läßt sich den einen eben so wenig, als den andern gefallen.

Während der National-Convent den von seinem Ausschusse vorgelegten Verfassungs-Entwurf berieth, verhandelte der Jacobinerclub denjenigen Robespierre's. Da und dort waren übrigens diese Berathungen nur Scheingefechte, welche mehr den Zweck hatten, die Aufmerksamkeit des Volkes von den wirklichen Streitgegenständen abzulenken, als in dem Verfassungswerke voranzuschreiten.

Wie wäre es möglich gewesen, ernstlich über die zukünftige Verfassung Frankreich's zu berathen in einer Zeit, da die gegenwärtige Verfassung und das Leben der Conventsmitglieder durch die Umtriebe der Parteien in der äußersten Gefahr schwebte, da die Guillotine auf dem Revolutionsplatze aufgepflanzt war, da das Revolutionstribunal das Fallbeil über das Haupt jedes Bürgers drohend erhob, und da neben allen diesen einigermaßen durch das Gesetz beschönigten Gewaltmaßregeln noch die geheimen Complotte der Jacobiner einhergingen?

Der Widerspruch zwischen den menschenfreundlichen Reden der Parteiführer und deren gegenseitigem Hasse war viel zu groß, als daß die Verfassungsverhandlungen etwas anderes, als eine Comödie hätten sein können. Eine Verfassung hat nur dann einen

Sinn, wenn sich erwarten läßt, daß sie den herrschenden Leidenschaften Schranken zu setzen vermöge, daß sie heilig gehalten werden solle. Wer hätte daran glauben können zu einer Zeit, da die Guillotine als einziges Rettungsmittel betrachtet und der Mord im größten Maßstabe von Marat und dessen Genossen gepredigt wurde, von demselben Marat, den der Convent in Anklagezustand versetzt hatte, welchen er nicht zu verhaften wagte, und welcher am 24. April nicht blos freigesprochen, sondern im Triumph durch die Hauptstraßen von Paris getragen wurde?

Die hohen Ideale, welche einzelne hervorragende Geister damaliger Zeit in sich trugen, lassen sich niemals mit Hülfe von Mord und Todtschlag in's Leben einführen. Das Werk der Zerstörung war in Frankreich weit genug vorgeschritten, um einer entgegengesetzten Thätigkeit, dem schöpferischen, neugestaltenden, wiederherstellenden Genius Raum zu geben. Doch Marat besaß durchaus keine schöpferische Kraft. Danton hatte keinen hohen Geistesflug; er hatte nur Sinn für augenblickliche Organisationen und dauernde Zerstörungen. Robespierre's Ideale standen dem wirklichen Leben so fern, daß sie, nach dessen eigener Ansicht, nur mit Hülfe der Guillotine sich verwirklichen konnten. Eine solche Gehülfin ist trefflich, wenn es sich um Zerstörung, vernichtend, wenn es sich um Neugestaltung handelt. Robespierre brach seinem Systeme selbst den Stab, indem er es durch Blut zusammen zu kitten und festzustellen suchte.

Am Tage nach dem Triumphe Marat's (25. April) rief Guadet im Schooße des Conventes aus: „Bürger, eine erniedrigte Nationalvertretung hat schon aufgehört zu sein. Jedes Palliativmittel, um ihre Würde sicher zu stellen, ist eine Feigheit. Die Behörden von Paris wollen nicht, daß Sie geachtet werden. Es ist Zeit, den Streit zwischen einer ganzen Nation und einer Handvoll Aufständischer, welche sich hinter dem Namen Patrioten verstecken, zu endigen. Ich verlange, daß der National-Convent beschließe, daß am Montage seine Sitzung zu Versailles abgehalten werden solle."

Dieser Antrag war eben so unklug, als dessen Begründung irrig. Wenn eine Handvoll Aufständischer im Stande gewesen wäre, die National-Versammlung mit Füßen zu treten, dann wäre die Flucht nach Versailles durchaus nicht motivirt gewesen. Nicht blos eine Handvoll Aufständischer, sondern eine wohlorganisirte Masse von vielen Tausend Gurgelabschneidern, die gesammte Stadtbehörde von Paris und die Hälfte der Mitglieder des National-Conventes stand der Gironde feindlich gegenüber. Die Verlegung des National-Conventes nach Versailles hätte, falls sie ausgeführt werden konnte, die Vertreter der Nation gegen die Angriffe ihrer Feinde schwerlich sicher gestellt. Allein der Hauptfehler des Antrags Guadet's bestand darin, daß derselbe so wenig, als die gegen Marat gerichtete Anklage, voraussichtlich durchgeführt werden konnte. Weit richtiger, als Guadet, bezeichnete Büzot die Lage der Dinge, indem er erklärte: „die Jacobiner sind aller Orten Meister. Sie herrschen im Schooße der Armeen, der Ministerien, der Departemente, der Gemeindebehörden. Was hört man an den öffentlichen Orten, welche an unsere Ringmauern gränzen, in den Straßen, welche zu unseren Hallen führen, an unseren Thoren in unseren Gerichtshöfen? Wüthendes Geschrei! Was sieht man? Scheußliche Gestalten, mit Blut und Verbrechen bedeckte Menschen! So hat es die Natur gewollt. Wer einmal seine Hände in das Blut seinesgleichen getaucht hat, ist ein Ungeheuer, das in einer ordentlichen Gesellschaft nicht mehr leben kann. Er lechzt nach Blut, immer nach Blut, um seine Gewissensbisse zu betäuben. Sie beklagen Alle, davon bin ich überzeugt, die Lage, in der wir uns befinden. Ich appellire an Ihre Herzen. Ich fordere die Geschichte auf, es zu sagen: wenn Sie diese großen Frevel nicht bestraft haben, so war es, weil Sie nicht konnten. Sehen Sie die Folgen der Straflosigkeit! Wenn Sie nach den Ursachen

dieser Wirren fragen, lacht man Sie aus. Erinnern Sie an die Vollziehung der Gesetze, lacht man Sie und Ihre Gesetze aus. Strafen Sie einen der Ihrigen, so bringt man Ihnen denselben im Triumphe zurück, um Ihrer zu spotten. Betrachten Sie diese auf immer berühmte Gesellschaft (die Jacobiner), es befinden sich darin nicht mehr dreißig ihrer eigentlichen Begründer. Man findet darin nur Leute, welche sich durch Schulden und Verbrechen zu Grunde gerichtet haben. Lesen Sie die Zeitungen und sehen Sie, ob Sie, so lange diese abscheulichen Höhlen bestehen, hier bleiben können!"

Diese aufregenden Worte hatten, wie gewöhnlich, wenn sie aus dem Munde der Girondisten hervorgingen, keine Folgen. Wenige Tage darauf veröffentlichte Camille Desmoulins ein wüthendes Pamphlet gegen die Gironde. Nicht zufrieden damit, Roland, Petion, Condorcet und Brissot dem Hasse der aufgeregten Massen preiszugeben, griff er auch Frau Roland, welche damals schon verfolgt und schwer bedroht umherirrte, als blutdürstige Courtisane an. Die Jacobiner eigneten sich diese verläumderische „Geschichte der Brissotiner" als Manifest des Berges gegen die Gironde an und verbreiteten sie in hunderttausend Exemplaren über ganz Frankreich. Die Flucht des Herzogs von Chartres und der Verrath Dümouriez's hatten damals die Gemüther auf's Heftigste gegen das Haus Orleans aufgeregt. Es gab keine schwerere Anklage, als Hinneigung zu demselben. Philipp Egalité war Mitglied des Jacobiner-Clubs. Mit diesem war das Haus Orleans lange Zeit in sehr inniger Verbindung gestanden. Die Girondisten hatten sich keiner Geldunterstützungen von Seiten desselben zu erfreuen gehabt. Allen diesen bekannten Thatsachen bot Camille Desmoulins den frechsten Trotz. Auf Wahrheit kam es ihm nicht an, ja nicht einmal auf Wahrscheinlichkeit. Er wollte nur die Massen irre führen und deren schon zu wild tobenden Leidenschaften noch mehr aufstacheln. Die Zeit war gekommen, da der Herzog von Orleans die Früchte der von ihm ausgestreuten Saaten erndten sollte. Ohne allen andern Grund, als die Flucht seines Sohnes wurde Philipp Egalité von dem National-Convente einstimmig geächtet. Er kam zuerst in das Gefängniß der Abtei, wurde von da nach Marseille verbracht. Erst der Tod auf dem Schaffotte setzte ihn wieder in Freiheit.

Von Tage zu Tage wurden die Verhandlungen im Schooße des National-Conventes stürmischer. Das Leben aller Mitglieder der Gironde war keinen Augenblick sicher. Mitten im Sturme einer bewegten Sitzung stellte Guadet folgende Anträge: „Die Behörden von Paris sind cassirt. Der Gemeinderath wird innerhalb 24 Stunden durch die Präsidenten der Bezirke ersetzt werden. Die Stellvertreter des National-Conventes werden sich zu Bourges vereinigen, um daselbst eine National-Versammlung zu bilden, welche den Gewaltthätigkeiten von Paris nicht bloßgestellt ist, und um die Gewalt der Republik daselbst zu concentriren, sobald sie Nachricht von einem Angriff auf die Freiheit des Conventes erhalten sollte." Auf den Antrag des Berichterstatters des Wohlfahrts-Ausschusses, Barrère, wurde sodann beschlossen, einen Ausschuß von zwölf Mitgliedern zu wählen, welcher die für die öffentliche Ruhe nothwendigen Maßregeln ergreifen, und die Handlungen der Commüne untersuchen sollte. Die Wahl fiel nicht auf gemäßigte, sondern auf solche Girondisten, welche des Royalismus verdächtig waren. Die Wuth der Jacobiner wurde dadurch auf's Aeußerste gesteigert. Am 24. März erstattete de Vigée Bericht im Namen des Ausschusses der zwölf. Auch dieser diente nur dazu, die herrschende Aufregung zu vermehren, ohne dem National-Convente die geringste Sicherheit für die Freiheit seiner Verhandlungen zu bieten. Hébert, einer der Substituten der Commüne und wüthender Jacobiner wurde vor den Zwölfer-Ausschuß gerufen und durch denselben verhaftet. Diese Maßregel reichte nicht hin, um die Jacobiner einzuschüchtern und konnte

daher nur neue Complotte hervorrufen. Schon am 29. wurden Hébert und einige Mitangeklagte wieder in Freiheit gesetzt und der Zwölfer-Ausschuß aufgehoben. Es zeigte sich nur zu bald, daß dieser, wie alle früheren Streiche der Gironde in die Luft geführt worden waren. Am folgenden Tage machte zwar Lanjuinais den Versuch, den Beschluß des vorhergehenden Tages wieder umzustoßen, allein vergebens.

Während die Girondisten im Schooße des National-Conventes nutzlose Verhandlungen führten, bereiteten die Jacobiner ihre Complotte vor. Sie schickten ihre Leute mit drohenden Petitionen an die Schranken des National-Conventes, umgaben die Versammlung mit Mörderbanden von Sansculotten und schüchterten mehr und mehr die Gironde ein. In der Sitzung vom 31. Mai wurde die Aufhebung des Zwölfer-Ausschusses von Neuem beschlossen. Die Gironde mußte Zeuge sein des allgemeinen Jubels, mit welchem der von den Jacobinern aufgestachelte Theil der Bevölkerung von Paris diesen Beschluß begrüßte.

Die Niederlage, welche die Girondisten am 31. Mai erlitten, ging wesentlich aus der Erschlaffung dieser Partei hervor. Die unglücklichen Mitglieder derselben hatten seit langer Zeit weder bei Tag, noch bei Nacht Ruhe. Sie schwebten in unausgesetzter Lebensgefahr und besaßen am Abende des genannten Tages nicht mehr die Kraft, den letzten Angriff Robespierre's zurückzuschlagen und den Tribünen entschlossen die Spitze zu bieten. Als die schwankenden Mitglieder der Ebene auf der einen Seite das Ungestüm der Jacobiner, auf der anderen die Mattigkeit der Girondisten wahrnahmen, hängten sie, ihrer Wetterfahnen-Natur zufolge, den Mantel nach dem Winde und stimmten für den stärkern und gegen den schwächern Theil. In diesem entscheidenden Augenblicke bot sich der Gironde eine große Kraft an, welche vielleicht für jenen Abend wenigstens deren Niederlage hätte beschwören können. Sie wußte davon keinen Gebrauch zu machen.

Dieselbe Commüne, welche den National-Convent einschüchterte, hatte am 31. Mai einen Verhaftsbefehl gegen Roland ausgestellt. Dieser hatte den an ihn abgeschickten Leuten erklärt: „Ich kenne diese Gewalt nicht in der Constitution und ich werde nicht freiwillig den Befehlen gehorchen, welche von einer ungesetzlichen Gewalt ausgehen." Die Häscher hatten sich darauf entfernt. Herr Roland fand Zeit, zu entkommen. Frau Roland eilte nach den Tuilerien, woselbst der National-Convent damals seine Sitzungen hielt. Sie verlangte, vor die Schranken der Versammlung geführt zu werden. Sie drang in Vergniaud, ihr das Wort zu verschaffen. „Ich werde," sagte sie, „mit Kraft Wahrheiten vortragen, welche der Republik Nutzen bringen und den Convent aus seiner Betäubung erwecken werden. Ein Beispiel des Muthes kann eine Nation beschämen." Vergniaud verstand es nicht, die Kraft, welche diese hochherzige Frau beseelte, zu würdigen. Er drückte ihr die Hände und verschaffte ihr nicht das Wort. Ein zweites Mal kehrte sie wieder mitten in der Nacht, doch es war zu spät, die Sitzung war geschlossen. Die Schlacht war verloren. Als sie nach Hause zurückkehrte, wurde sie verhaftet. Hätte Vergniaud, Condorcet, Sieyes und so viele andere Sterne der Gironde den zehnten Theil des Muthes der Frau Roland gehabt, so hätte die Gironde und mit ihr die Republik den Sieg davongetragen. Doch Frankreich und die Menschheit besaß nur eine Frau Roland und diese hatte keine Stimme im Rathe des Volkes. Wenn die Jacobiner sich keines andern Verbrechens schuldig gemacht hätten, als desjenigen der Verläumdung dieser wahrhaft großen Frau, wenn ihnen kein anderes Blut an den Händen klebte, als dasjenige dieses Ehepaars, so müßte ihnen aus diesem Grunde allein der Stab gebrochen werden. Eine Partei, welche die reinsten Charaktere ihrer Zeit auf Tod und Leben verfolgt, kann nicht das Gute wollen, kann nicht zum Guten führen.

Der 31. Mai hatte über das Schicksal der Gironde entschieden. Es blieb nur, zu vollenden, was an jenem Tage begonnen worden war. Vom 31. Mai bis zum 2. Juni dauerten die wohl organisirten Einschüchterungsmaßregeln der Jacobiner fort. Der National=Convent berieth unter dem Messer gedungener Mörder und einer zur äußersten Wuth aufgestachelten rohen Volksmenge, unter dem Läuten der Sturmglocke und dem Donner der Alarm=Kanone. Ein geistiger Kampf, ein Austausch von Gedanken und Gefühlen, eine freie Ueberzeugung war unmöglich unter diesen Umständen. Die Gewalt gab den Ausschlag, Mord war die Losung. Couthon verlangte den Beschluß, daß die schon seit langer Zeit angefeindeten zweiundzwanzig der hervorragendsten Größen der Gironde, überdieß die Mitglieder der Zwölfer Commission und die Minister Clavière und Lebrün verhaftet, für's erste aber nur in ihren Wohnungen bewacht werden sollten. Der Beschluß wurde gegen zwanzig Mitglieder gefaßt. Drei der ursprünglichen Angeklagten, Düssaulx, Lanthenas und Dücs, wurden auf Marat's Antrag von der Liste gestrichen, und an deren Stelle Valazé gesetzt. Die Männer, welche durch den Beschluß vom 2. Juni zum Scheine zwar nur der Verhaftung, in der That aber dem Tode geweiht wurden, sind die folgenden: Brissot, Vergniaud, Guadet, Gensonné, Louvet, Barbaroux, Grangeneuve, Petion, Buzot, Salles, Chambon, Gorsas, Lanjuinais, Lehardy, Lesage, Biroteau, Lidon, Rabaud, Lasource und Valazé.

Durch den wider diese zwanzig Männer gefaßten Beschluß des Convents, die Verhaftung der Frau Roland und den gegen Roland erlassenen Haftbefehl, war die Niederlage der Gironde besiegelt. Diese verlor dadurch ihre hervorragendsten Talente und Charaktere, allein weit mehr als dieses dadurch, daß die Masse derselben sich stumpf und schlaff ihrer Führer berauben ließ.

Wenn alle Girondisten so gehandelt hätten, wie sie früher sprachen, wenn sie verlangt hätten, das Schicksal ihrer Gesinnungsgenossen und Freunde zu theilen, wenn sie sich von dem National=Convente freiwillig ferngehalten hätten, wie sie sich früher gezwungen fernhielten, so hätten sie das gefährdete Leben derselben, jedenfalls ihre eigene Ehre gerettet. Doch sie glaubten, dem Vaterlande und der Freiheit besser zu dienen, indem sie fortfuhren, an den Berathungen einer Versammlung Theil zu nehmen, in deren Schooße nicht die Ueberzeugung, sondern der Schrecken den Ton angab. Zu diesem Zwecke waren die Vertreter des Volkes nicht nach Paris gesandt worden. Im Augenblicke, da die Gewalt den Ausschlag gab, hörte die Sendung der Erwählten des Volkes auf. Sie begann erst wieder nach Herstellung der Freiheit des Wortes.

Werfen wir, bevor wir in der Erzählung der Tagesereignisse fortschreiten, einen Blick auf jene Männer, welche in dem großen Kampfe der französischen Revolution bis zum 2. Juni 1793 eine so hervorragende Rolle spielten!

Einer der sichersten Prüfsteine des sittlichen Werthes des einzelnen Menschen und ganzer Parteien ist die Wahrhaftigkeit. Der Mensch, oder die Partei, welche häufig oder gar systematisch Unwahrheiten verbreiten, können nicht gewissenhaft sein. Wer dieses nicht ist im Worte, kann es auch nicht sein in der That. Die Unwahrheiten, welche Marat und seine Anhänger über die hochherzigsten Vorkämpfer der Freiheit unter die Massen streuten, waren nicht blos verwerflich als Lügen, sie waren es in weit höherem Grade in ihrer Eigenschaft als Aufforderungen zu Mord und Todtschlag. Die Lügen, welche Marat und Camille Desmoulins gegen Frau Roland, Herrn Roland, und deren Gesinnungsgenossen, vermischt mit dem Ausdrucke des wüthendsten Hasses verbreiteten, waren eben so viele Dolche, welche nach dem Leben, oder Brandfackeln, welche nach den Häusern dieser Republikaner geworfen wurden.

Der Kampf der Gironde gegen den Berg zeigt uns mehr, als irgend ein anderes Ereigniß der Geschichte die Schatten- und die Lichtseiten der romanischen Race in ihrem Höhepunkte. Eine Fülle der Gedanken, eine Kraft des Ausdrucks, eine Beweglichkeit und Geschmeidigkeit in Wort und That, eine Heftigkeit des persönlichen Hasses und der Vaterlandsliebe, eine Schnelligkeit des Wechsels zwischen den mannichfaltigsten Stimmungen, wie sie sich in der ersten Hälfte des Jahres 1793 im Schooße des National-Conventes kund thaten, sind wahrhaft erstaunenswerth.

Die Girondisten gossen immer Oel in die lodernde Flamme des jacobinischen Fanatismus, statt dieselbe entweder zu löschen, oder durch Niederwerfung der gefährdeten Gebäude in deren Schutte zu ersticken, oder mit anderen Worten statt dieselbe durch Worte ruhigen Ernstes oder durch entschlossene Handlungen zu bekämpfen. Sie drohten, wo sie entweder schweigen oder zuschlagen, sie reizten, wo sie entweder beruhigen oder vernichten mußten. Man mag übrigens von der Gironde denken, wie man will, soviel ist gewiß, ihre Zögerungen waren die Folgen ihres Widerwillens gegen Blutvergießen. Sie wollten auf dem Wege redlicher Abstimmung siegen, sie wollten auf die Ueberzeugung wirken, während die Jacobiner auf Ueberzeugung niemals Rücksicht nahmen, sondern nur auf die That. Daher kam es, daß viele, welche im Anfange der Revolution sich durch ihre Charakterlosigkeit und Halbheit unrühmlich hervorthaten, in demselben Maße, als die Jacobiner an Gewalt und Einsicht zunahmen, wüthender und grausamer wurden, z. B. Barrère.

Die Girondisten waren immer für Vernunftgründe empfänglich und kämpften mit redlichen Waffen, nicht so die Jacobiner. Diese waren von der Leidenschaft in dem Maße irre geführt, daß jedes Mittel, das zum Zwecke zu führen schien, ihnen recht war. An ruhige Vorbereitung der Wahrheit und Hebung des sittlichen Gefühls dachten weder Marat noch Danton, noch selbst Robespierre. Marat folgte dem Hasse, der ihn trieb, Danton seiner Selbstsucht. Robespierre bemühte sich nur, das System, das er für das allein beglückende hielt, durchzuführen, und ging dabei in ganz ähnlicher Weise zu Werke, wie die katholische Kirche bei Verbreitung ihres Glaubens, d. h. er betrachtete jeden Gegner als einen Verbrecher gegen den heiligen Geist seines Systems.

Die Jacobiner trugen für den Augenblick den Sieg davon, erregten aber auf Jahrzehnte hinaus solchen Abscheu gegen die Revolution, daß diese bis auf unsere Zeit nie wieder zu der Kraft gelangen konnte, welche sie im Jahre 1792 gehabt hatte. Die öffentliche Meinung Frankreich's und der ganzen civilisirten Welt wandte sich von der Revolution ab. Dieselbe öffentliche Meinung, welche die in dem Jahre 1793 verübten Greuel der französischen Revolution verdammte, bricht in unseren Tagen den Schandthaten den Stab, welche Napoleon III. in Frankreich, der Lazaroni-König in Neapel, und die deutschen Monarchen in Wien, Dresden, Baden verüben ließen. Man hat den Revolutionen der Jahre 1848 und 1849 den Vorwurf gemacht, daß es denselben an der erforderlichen Energie gebrach. Der Vorwurf ist nicht ungegründet, er läßt sich aber auch in die Worte fassen, daß die Revolutionäre der Jahre 1848 und 1849 zu nachsichtig, zu wenig geneigt, Blut zu vergießen, waren. Dieser Vorwurf ist es gerade, welcher die öffentliche Meinung mehr und mehr für die Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 günstig stimmen muß, und welche der nächsten Revolution den Sieg erleichtern wird. Die Völker sind des Blutvergießens müde. Die Zeiten sind milder geworden. Die Sache, welche nur durch Ströme von Blut ihr Ziel erreichen kann, ist nicht die Sache des Volkes. Die Despoten Europa's sind verhaßt wegen des Druckes, den sie ausüben und wegen des unschuldigen Blutes, das sie vergossen haben und fortwährend verspritzen. Keine Revolution wird in

unseren Tagen volksthümlich sein, welche September-Schlächtereien und eine Schreckenszeit in Aussicht stellt.

Wenn wir die hervorragenden Persönlichkeiten der Girondisten und der Jacobiner mit einander vergleichen, so müssen wir die Palme der Gironde zuerkennen. In deren Schooße spielte kein Fanatiker des Hasses und der Gemeinheit, wie Marat einer war, kein gewissenloser Lebemensch, wie Danton, eine Hauptrolle. Der Berg schloß keinen Charakter in sich, welcher so fleckenlos, so erhaben durch die Revolution hindurch schritt, als Frau Roland, keinen Geist, welcher eine so lebendige Freiheitsliebe mit einem so großartigen Talente verband, wie sie. Wir wollen dem Charakter und dem Talente Maximilian Robespierre's und seines Freundes Saint-Just nicht zu nahe treten, allein Beiden fehlte das menschliche Herz, welches kein System der Philanthropie zu ersetzen vermag und welches sie abgehalten hätte, die Hauptrollen zur Zeit des Schreckens zu spielen. Die Jacobiner zählten in ihrer Mitte keinen Mann, welcher den redlichen Willen, die Uneigennützigkeit und den ruhigen Muth Roland's, die Beredtsamkeit Vergniaud's, die tiefe wissenschaftliche Bildung Condorcet's besessen hätte. Nur eines fehlte der Gironde, um sie zum Siege zu führen: die Entschlossenheit. Dieser eine Mangel gab in der Waagschale der Revolution den Ausschlag. In diese fällt die Entschlossenheit schwerer, als Tugend, Beredtsamkeit, Wissenschaft und Menschlichkeit. Die Entschlossenheit der Jacobiner gab ihnen den Sieg des Augenblicks, die Tugend verlieh den Girondisten den Sieg vor dem Richterstuhle der Nachwelt. Die Entschlossenheit, welcher nicht die Tugend und die Wissenschaft, sondern der Fanatismus und die Verblendung zur Grundlage dient, muß jede Sache, deren sie sich bemächtigt, früher oder später zu Grunde richten.

Die Jacobiner erfreuten sich nicht lange ihres Sieges. Sie bezahlten ihn nicht blos mit ihrem Blute, sondern auch mit dem Verdammungsurtheile, welches die ganze civilisirte Welt mit seltener Einstimmigkeit über sie gesprochen hat. An den Händen der Girondisten klebte kein unschuldig vergossenes Blut, an denjenigen der Jacobiner nicht blos dasjenige der Schlachtopfer des Septembers und der Girondisten, sondern auch das Blut ihrer eigenen und nächsten Freunde. Nichts beweist mehr den fieberhaften Zustand der Jacobiner, als die blinde Wuth, in welche sie verfielen nach dem Siege über die Gironde. Der Saame, welcher aufging in der Schreckenszeit, wurde ausgestreut, als die Gironde noch lebte und die Mehrheit hatte im National-Convente.

Nicht von den Händen der Girondisten, sondern von denjenigen der Gesinnungsgenossen und Mitverschworenen der ersten Hälfte des Jahres 1793 sollten die Jacobiner in brudermörderischem Kampfe fallen. Schön war der Tod der Girondisten, glorreicher, als ihr Leben. Der Tod der Jacobiner hatte nichts Erhebendes. Sie erndteten nur, was sie gesäet hatten. Die Girondisten hatten nicht den Tod gesäet. Das Mitgefühl der Nachwelt folgt ihnen auf ihrem Wege zum Schaffotte. Kein Verbrechen, keine Reue lastete auf ihrer Seele, als sie für das Vaterland und für die Freiheit in den Tod gingen. Das Andenken an republikanische Hochzeiten, Kartätschungen und die Blutbäder der Guillotine schwebten ihnen nicht vor den Blicken, als sie das Schaffott bestiegen. Wie ganz anders mußten die Jacobiner ihren letzten Gang antreten! Wie viel bitterer mußte ihnen der Tod sein, da sie alles nur auf den Erfolg berechnet hatten! Die Girondisten, welche der Idee gelebt hatten, konnten ihr auch mit Freudigkeit sterben. Doch welchen Trost hatten die Jacobiner, da sie nur für die Wirklichkeit gestrebt und gekämpft hatten?

Ob die Gironde die Kraft gehabt hätte, nach Besiegung des Berges den äußern Feind zurückzuschlagen, ist zweifelhaft, es ist sogar nicht wahrscheinlich. Denn da sie dem Blutvergießen abgeneigt war, und die Jacobiner schwerlich anders als durch zahlreiche Hin-

richtungen hätten zur Ruhe gebracht werden können, wäre ein langer, mühsamer Kampf mit ihnen jedenfalls nothwendig gewesen, und dieser hätte immerhin einen großen Theil der Kraft der Nation in Anspruch genommen.

Allein nimmermehr hätte die Niederlage der Franzosen in dem Kampfe mit dem auswärtigen Despotismus der Revolution einen so dauernden Schaden bereitet, als die Niederlage derselben in deren Kampfe gegen den innern Terrorismus. Denn die schwerste aller Niederlagen ist diejenige, welche eine Sache vor der öffentlichen Meinung der ganzen civilisirten Welt erleidet. Heutzutage, sechs und sechzig Jahre nach der Versetzung der Girondisten in Anklagezustand, hat sich die französische Nation noch nicht von der ihr dadurch beigebrachten Niederlage erholt.

§ 16. Die Jacobiner (Juni bis September 1793).

Es giebt ebensowohl geistige, als körperliche Epidemien, sowohl geistige, als körperliche Ansteckung. Jene beruhen auf ähnlichen Gesetzen wie diese, haben einen ähnlichen Anfang und Verlauf und führen zu einem ähnlichen Ende.

Die körperliche Epidemie hat ihren Grund in physischen Zuständen, denen sich nur die kräftigste Natur bei geeignetem Verhalten entziehen kann, die geistige Epidemie den ihrigen in dem geistigen Zustande der menschlichen Gesellschaft, welcher seinen Einfluß auf alle nicht mit heroischer Kraft und seltener Umsicht ausgestatteten Gemüther geltend macht. Die geistige Epidemie hat, je nach ihrer inneren Stärke und der Schnelligkeit ihrer Entwickelung einen kürzer oder länger dauernden Verlauf. Das Ende ist immer, daß ein Theil der derselben ausgesetzten Menschen ihr erliegt, ein anderer, zwar genest, allein eine merkliche Schwäche als Folge der Krankheit zurückbehält.

Die ersten Spuren dieser Epidemie von einiger Bedeutung traten während der französischen Revolution am 10. August und 2. September zu Tage. Sie brachen mit verstärkter Wuth im Mai 1793 hervor und erreichten ihren Höhepunkt im Juli 1794. Die Krankheit war eine politische gewesen. Sie ließ daher in derselben Beziehung, in welcher sie gewüthet hatte, also in politischer Beziehung, eine Schwäche zurück, welche die französische Nation am heutigen Tage noch nicht überwunden hat. Es ist sehr zu fürchten, daß derselbe Ueberreiz, welcher die erste französische Revolution zu Grunde richtete, ihr auch künftig feindlich entgegentreten werde, falls eine neue Revolution ausbrechen sollte. In den Jahren 1830 und 1848 kam es dazu nicht. Diese Bewegungen litten vielmehr an dem entgegengesetzten Mangel, sie waren nicht kräftig genug, um die der Freiheit widerstrebenden Elemente aus dem Felde zu schlagen. Die Furcht, die Nation möchte wieder in einen ähnlichen Zustand verfallen, wie in den Jahren 1793 und 1794 wirkte erschlaffend auf die Gemüther.

Die französische Nation hat das unsterbliche Verdienst, der ganzen Menschheit die erste Anregung zu einem kräftigen Fortschritte auf politischem Gebiete gegeben zu haben. Allein die Fieberhitze, in welche sie verfiel, brachte sie nicht blos um alle noch zu hoffenden, sondern auch um viele der schon gereiften Früchte der Revolution.

An den übrigen Nationen Europa's ist es, durch ihre größere Ruhe und ihren tiefern Ernst, die von Frankreich ausgegangene Bewegung fruchtbringend für die ganze Welt zu machen. Viele der Errungenschaften der französischen Revolution haben sich die Nachbarvölker, namentlich die Deutschen, angeeignet, freilich sehr langsam und sehr wenig vollständig. Allein der Anfang ist gemacht und hat von Jahrzehent zu Jahrzehent eine immer

größere Ausdehnung und zunehmenden innern Gehalt gewonnen. Was die französische National-Versammlung in einer Nacht (4. August 1789) durchsetzte, gewannen die Deutschen Stück für Stück, aber noch immer nicht ganz im Laufe von siebenzig Jahren. So langsam geht die friedliche Entwickelung im Verhältnisse zum Sturme der Revolution! Wer in einer Nacht einen so großen Zeitraum durchläuft, mag wohl schwindlig werden, oder in Fieberhitze verfallen. Er mag sich, in Folge der übermäßigen Anstrengung schwach und krank fühlen. Der Gewinn, den er davon trägt, bleibt im Verhältnisse zu der aufgewandten Kraft. Er braucht, im Ganzen genommen, sich der Folgen nicht zu schämen, er braucht sie nicht zu bedauern. Auf die Pendelschwingung in der einen, folgt die zweite in der entgegengesetzten Richtung. Unter dem Gesetze des Pendels schreitet die Welt voran, unter ihm bewegen sich die Sterne des Himmels.

In den ersten Tagen Juni's 1793 hatte der Pendel der französischen Revolution seinen Höhepunkt noch nicht erreicht. Allein es waren damals schon Theorien aufgestellt, Ansichten ausgesprochen und Thaten verübt worden, welche andeuteten, daß die Nation einem Zustande der furchtbarsten Aufregung entgegen gehe.

Saint-Just fing damit an, das Königthum, ganz unabhängig von einer einzelnen That, für ein Verbrechen zu erklären. Man ging nur einen Schritt weiter auf derselben Bahn, indem man den Föderalismus, d. h. die föderative, im Gegensatze der centralisirenden, Republik dafür ausgab. Von dem Augenblicke an, da man eine politische Idee, ohne Rücksicht auf die Frage, ob dieselbe sich im Leben geltend gemacht habe, für verbrecherisch erklärte, kam man folgerecht zum Gesetze, welches den Verdacht an die Stelle des Beweises setzte. Die Gedanken hörten auf, zollfrei zu sein. Alle Grundsätze des Rechtes wurden über den Haufen geworfen, mit andern Worten: die Willkür trat an die Stelle des Rechtes. Auf diesem Wege gelangt man zum Despotismus, aber nicht zur Freiheit.

Es mag sein, daß eine föderative Republik dem Zustande Frankreich's nicht entsprach. Paris hatte unter dem Königthume über das ganze Land despotisch geherrscht. Es wollte sich diese Herrschaft nicht entreißen lassen. Es zog dieselbe der Freiheit vor. Die Franzosen waren zu allen Zeiten mehr auf eine kräftige Stellung dem Auslande gegenüber, als auf eine friedliche Organisation der Freiheit bedacht. Das wird so bleiben, so lange eine Meinungsverschiedenheit als Verbrechen bestraft wird, so lange Paris den Ton in Frankreich angiebt, so lange die ländliche Bevölkerung roh und ungebildet und die übrigen Städte des Reiches zu schwach sind, Paris die Spitze zu bieten. Daß aber die föderative Verfassung darum doch weder Verbrechen noch Unsinn ist, beweisen die Republiken Griechenlands und der Schweiz, die Vereinigten Staaten der Niederlande und Nordamerika's. Frankreich wird noch manche schwere Stürme erleben, bevor es sich auf diejenige Stufe politischer Entwickelung emporgeschwungen haben wird, welche die genannten Staaten vor langer Zeit besaßen, oder jetzt besitzen.

Daß die eben angeführte Theorie Saint-Just's und viele ähnliche, welche er und sein Freund Robespierre vertraten, Uebertreibungen waren, welchen die Girondisten mit vollem Rechte entgegentraten, ist nicht zu bestreiten. Doch wer einen Kampf beginnt, muß entweder denselben mit Kraft durchsetzen, oder ihn aufgeben. Halbe Maßregeln verderben alles, namentlich im Strudel der Revolution, mitten unter tobenden Leidenschaften.

Der erste Fehler der Gironde war gewesen ihre schwache Stellung gegenüber den September-Schlächtern und den Terroristen, welche den National-Convent einschüchterten, der zweite, weit größere, bestand darin, daß sie, statt ihre Niederlage ruhig zu tragen, bessere Zeiten abzuwarten oder vorzubereiten, einen Bürgerkrieg entflammte. Sie bot dadurch allen reactionären Elementen: Royalisten und Pfaffen die beste Gelegenheit, der jungen

Republik, wenn nicht den Tod, so doch Todeswunden zu geben. Sie drängte die Jacobiner, welche genugsam bewiesen hatten, daß sie vor keinem Mittel, es sei auch noch so blutig, zurück bebten, auf der Bahn der Grausamkeit vorwärts. Dieselbe Spaltung zwischen den feurigen Mitgliedern der Gironde einerseits und den besonneneren andererseits schwächte später, wie früher, die an und für sich geringe Thatkraft der Partei. Es war in den Tagen, da die Gironde noch die Mehrheit im Convente besaß, ein großer Fehler, daß sie, statt ihre Pariser Feinde durch Gewalt in der Ordnung zu halten, der Hauptstadt der Republik mit den Departementen drohte. Es war ein noch größerer Verstoß, daß sie später, als ihre Macht schon gebrochen war, den Versuch machte, diese Drohung zu vollziehen. Indem sie dieses that, wurde sie durch die unwiderstehliche Macht der Verhältnisse gezwungen, gemeinsame Sache nicht blos mit den äußeren Feinden Frankreich's, sondern auch mit den inneren Gegnern der Republik zu machen. Diese Betrachtung allein hätte die Gironde abhalten sollen, der bestehenden Centralgewalt feindlich entgegen zu treten. Rebecqui fühlte zu spät das Schreckliche der Lage seiner Partei und gab sich selbst den Tod. Doch was geschehen ist, kann keine Macht auf Erden ungeschehen machen. Der Bürgerkrieg war entzündet. Er wurde durch Ströme menschlichen Blutes gelöscht. Niemand kann den Jacobinern einen Vorwurf daraus machen, daß sie mit aller Macht den Widerstand der Departemente zu brechen suchten. In dieser Beziehung waren sie in ihrem guten Rechte. Traurig war es allerdings, daß sie von demselben einen so furchtbaren, einen so blutigen Gebrauch machten.

Girondisten und Jacobiner in ihrer Vereinigung enthielten alle Elemente einer tüchtigen republikanischen Staatsverwaltung. Die Jacobiner waren voll Thatkraft, Entschlossenheit und kühnen Muthes. Die Girondisten besaßen Hochherzigkeit, Edelmuth, republikanische Einfachheit, Aufopferungsfähigkeit und großartiges Rednertalent. Beide Parteien konnten sich nicht versöhnen, weil die Girondisten, wenn auch nicht frei von Eitelkeit und dem Wunsche, die Zügel der Herrschaft in Händen zu behalten, trotz ihrer Unzulänglichkeit, die von den Jacobinern begangenen und noch zu befürchtenden Verbrechen für eine unübersteigliche Scheidewand hielten. Sie wäre es nicht gewesen, falls die Girondisten es verstanden hätten, Marat von Danton und Robespierre los zu trennen, Danton vergeben und sich mit Robespierre verbunden hätten. Der Hauptfehler bestand aber in der Gewaltthätigkeit der Jacobiner, welche, von Marat gereizt und aufgestachelt, einen Höhegrad erreichte, welcher seit dem Ende April 1793 jede Annäherung unmöglich machte. Die Grundursache des Scheiterns einer redlichen Zusammenwirkung lag in der übertriebenen Leidenschaftlichkeit der Jacobiner. Dieser mochte es gelingen, die inneren Aufstände nieder zu werfen und die äußeren Feinde zurück zu schlagen. Denn im Kampfe giebt die Kraft der Zerstörung den Ausschlag. Allein zum Aufbau des Tempels der Freiheit sind ganz andere Kräfte erforderlich, dazu bedarf es vor allen Dingen der gewissenhaften Abwägung der Rechte der Bürger, der milden Berücksichtigung der bestehenden Verhältnisse und einer richtigen Würdigung der Wünsche und Bestrebungen der Nation.

In den Jahren 1848 und 1849 scheiterte die Revolution, weil girondistische Halbheit zu sehr vorherrschend war. Eine durchgreifende, dauernd siegreiche Revolution können wir erst dann erwarten, wenn girondistische und jacobinische Elemente, welche sich immer wieder finden, Selbstverläugnung genug besitzen werden, um wenigstens so lange vereint zu wirken, bis ihnen keine reactionären Feinde, keine Könige, keine Aristokraten, keine Pfaffen, keine Priveligirten irgend einer Art mehr die Spitze bieten können. Wenn sie die Kraft haben, so lange ihre Familienstreitigkeiten unentschieden zu lassen, dann werden sich diese ohne September-Schlächtereien und massenhafte Hinrichtungen auf verfassungs-

mäßigem Wege nach und nach erledigen lassen; fehlt ihnen dazu die Kraft, dann werden sich, wenn auch unter anderen Formen, immer im Gefolge jacobinischer Siege neue Despoten, im Geleite girondistischer Triumphe die alten Despoten wieder einstellen. Den neuen Despoten kann nur durch Mäßigung vorgebeugt, den alten nur durch Entschiedenheit die Herrschaft entrissen werden. Der Weg zwischen altem und neuem Despotismus ist breit genug, daß alle Nationen West-Europa's denselben betreten könnten. Die Schrecknisse beider Despotismen sind den Völkern der Erde klar genug vor Augen geführt worden, um ihnen zugleich Mäßigung und Entschiedenheit anzurathen. Mit der Entschiedenheit muß begonnen werden, die Mäßigung dem Siege auf dem Fuße folgen. Wer mit Mäßigung beginnt, wird es nie zum Siege bringen. Wer den Sieg nicht mit Mäßigung benützt, wird bald schon dessen Früchte ganz oder theilweise wieder verlieren.

Wenn wir den Girondisten als Partei das Zeugniß der Kühnheit, der Entschlossenheit und der Geistesgegenwart versagen, so trifft dieser Vorwurf nicht alle einzelnen, sondern nur die Masse. Viele derselben zeichneten sich durch Furchtlosigkeit und Heldenmuth aus, so namentlich das Roland'sche Ehepaar, Vergniaud, Petion, Barbaroux, Rebecqui, Büzot, Lanjuinais, Valazé, Brissot, Louvet. In ihrer Mitte fand sich kein Marat, welcher, gestützt auf den Pöbel durch Furcht, kein Danton, welcher in Verbindung mit den Massen und einem großen Theile des Convents, eine zwingende Gewalt auf seine Gesinnungsgenossen ausübte, kein Robespierre, welcher seinem Systeme jede Rücksicht der Menschlichkeit aufopferte und dadurch die Commüne, die Ausschüsse und den Convent beherrschte. Die Girondisten ließen in ihrer Mitte keinen Despoten aufkommen, besaßen aber nicht Einmüthigkeit genug, um ohne solchen in geschlossener Phalanx zu kämpfen. Einzeln waren sie ihren Gegnern in jeder Beziehung, nur nicht an Kühnheit überlegen.

Kaum war die Macht der Gironde gebrochen, so traten die herrschsüchtigen Absichten Marat's deutlich zu Tage. Doch Danton und Robespierre besaßen Macht genug, um vereint jede Dictatur eines Dritten zu vereiteln. Billaud Varennes trat Marat mit Keckheit entgegen und dieser entschuldigte sich mit den Worten: „Ich verlange einen Führer und nicht einen Meister, das ist sehr verschieden."

Danton hatte seit langer Zeit voraus gesehen, daß der Sturz der Gironde den seinigen zur Folge haben werde. In der That griff ihn Varlet, welcher in dem geheimen Club des Erzbisthums die blutigsten Anträge gegen die Girondisten gestellt hatte, heftig an. Camille Desmoulins vertheidigte ihn. Doch in revolutionären Zeiten genügt oft ein Angriff, auch wenn er zurückgeschlagen wird, dazu, einem Parteihaupte den Untergang zu bereiten, namentlich wenn dieses nicht durch unausgesetzte Thätigkeit die Massen zu beschäftigen versteht. Danton war des Kampfes müde. Seine zweite Frau und deren Familie lähmte seine Kraft. Die September-Schlächtereien hatten jetzt für ihn ein ganz anderes Ansehen, als in den ersten Tagen des Monats, in welchem sie verübt worden waren. Er zog sich schon bald nach Arcis für Aube zurück, woselbst er sich von aller politischen Thätigkeit fernhielt. Wenn es den Girondisten zum Verbrechen gemacht wurde, daß sie nicht entschlossen genug für die Republik gekämpft hätten, so mußte Danton noch schwerern Tadel auf sich laden, indem er ganz aufhörte, zu kämpfen.

Robespierre und seine Anhänger schmiedeten das Eisen, so lange es glühte. Schon am 3. Juni ließen sie sämmtliche Ausschüsse, nur nicht den Wohlfahrts-Ausschuß erneuern und mit ihren treuesten Anhängern besetzen. Der Berg entfernte die Minister, welche den Girondisten günstig gesinnt gewesen waren, schickte in die zweifelhaften Departements Commissäre ihrer Wahl, beseitigte den von den Girondisten vorgelegten Verfassungsentwurf und beauftragte den Wohlfahrts-Ausschuß innerhalb acht Tagen einen durchaus

demokratischen auszuarbeiten. Die Jacobiner bemächtigten sich der gesammten Staatsgewalt und machten von derselben den ausgedehntesten Gebrauch. Die Berathungen hörten auf im Schooße des Conventes. Die Sitzungen desselben enthielten nur noch entweder kurze Anträge, welche sofort zu Beschlüssen erhoben und an die verschiedenen Ausschüsse zur Vollziehung überwiesen wurden, oder Ausschuß-Berichte, welchen die That auf dem Fuße folgte. Seitdem jede Meinungsverschiedenheit mit Lebensgefahr verbunden und die Partei, welche diese nicht gescheut hatte, vernichtet war, verschwand die Beredsamkeit aus dem Convente. An deren Stelle trat das mit dem Despotismus untrennbar verbundene Stillschweigen.

Die in Anklagezustand versetzten Girondisten hätten alle entfliehen können. Nur ein Theil derselben machte von der ihnen absichtlich gebotenen Gelegenheit Gebrauch. Auch jetzt hätten sie sich vielleicht noch retten können, wären sie einig gewesen, sei es im Handeln, oder im Dulden. Allein sie waren es nicht. Der kühn'ere, weniger staatskluge Theil derselben: Büzot, Barbaroux, Guadet, Louvet, Salles, Petion, Bergoing, Lesage, Cussy, Kervélégan, Lanjuinais warfen sich auf die Normandie und suchten die Departemente des Nordens gegen den National-Convent aufzuwühlen. Biroteau und Chasset setzten den Streit in Lyon, Grangeneuve, Fonfrède und Dücos in Bordeaux fort. Marseille, Toulon, die Departemente des Westens und des Innern, im Ganzen genommen siebzig Departemente erklärten sich gegen den National-Convent. Allein fast aller Orten war der Widerstand gegen die Centralgewalt nur sehr schwach. Er that sich mehr durch Worte, als durch Thaten kund und verschwand, sobald die wohlorganisirten Truppen unter der Leitung entschlossener Commissäre heranrückten.

Der National-Convent, welcher durch keine Meinungsverschiedenheit mehr gehemmt war, fand Zeit, nicht blos die laufenden Geschäfte rasch zu erledigen; in acht Tagen machte er die neue Verfassung fertig, deren Entwurf Hérault de Séchelles ihm vorgelegt hatte.

Die Nachrichten, welche aus den Departementen von den inneren Aufständen und von den Grenzen in Betreff des äußern Krieges einliefen, erhielten Paris in dauernder Aufregung. Nicht lange blieb das Schicksal der ausgestoßenen Girondisten zweifelhaft. Robespierre drang darauf, daß sofort Bericht über die verhafteten Abgeordneten abgestattet werde. „Man will," rief er aus, „ihre Verbrechen kennen lernen. Ihre Verbrechen, Bürger, sind die Unglücksfälle des Staates, die Kühnheit der Verschwörer, die Coalition der Tyrannen Europa's, die Gesetze, welche sie uns verhindert haben, zu machen, die heilige Verfassung, die sich erhoben hat, seit sie nicht mehr unter uns sind! Bürger! möge kein Kleinmuth euch bestimmen, der Schuldigen zu schonen, mit euch ist das Volk." Saint Just stattete den endlichen Bericht über die Ereignisse des 31. Mai ab. Er entblödete sich nicht, die Gironde einer großen Verschwörung zur Wiederherstellung des Königthums und zum Verrathe der Republik an das Ausland, zu beschuldigen. Auf diesen Bericht wurden Büzot, Barbaroux, Gorsas, Lanjuinais, Salles, Louvet, Bergoing, Biroteau und Petion für Vaterlandsverräther erklärt, Gensonné, Vergniaud, Mollevault, Gardien und Condorcet in Anklagestand versetzt.

Marat erschien nicht mehr im National-Convente. Er beschäftigte sich nur noch damit, der Guillotine neue Opfer zuzuführen. Von seinem ärmlichen Schreibzimmer aus erhob er seine Anklagen gegen die Männer, welche er für verdächtig hielt, und trieb den National-Convent und die Ausschüsse zu immer neuen Maßregeln der Strenge an. Doch seine Tage waren gezählt. Den gefürchteten Staatsankläger, den gefeierten Mann der Presse, entriß der Arm einer Jungfrau der Nation, die ihn vergötterte, als er auf dem Höhepunkte seiner Wirksamkeit angekommen war. Die Enkelin des großen französischen

Dichters Corneille, welche diese That ausführte, war eine zarte Jungfrau von ernster Schönheit, erst vier und zwanzig Jahre alt. Einer alt-adeligen Familie entsprossen, lebte Charlotte von Corday d'Armont, nachdem sie mit dreizehn Jahren ihre Familie verlassen hatte, in einem Frauenkloster zu Caën. Die Philosophie, welche zur Zeit der ruhmreichen Revolution Frankreich erleuchtete, war auch gedrungen durch die dichten Mauern und Eisengitter in die Seelen der Wesen, welche dort wohnten. Charlotten's Geist ward durchglüht von dem Feuer der Philosophie und ihr Herz sehnte sich danach, zu wirken für das Ideal, welches ihr vorschwebte. Im Kloster hatte Charlotte keine Vorbereitung für das Leben außerhalb düsterer Mauern erhalten.

Eine alte Tante, Frau von Bretteville, nahm sie in ihr Haus. Hier hatte Charlotte volle Muße, ihren Geist mit philosophischen, politischen und geschichtlichen Werken zu nähren, aus welchen sie die Zukunft ihres Vaterlandes erkennen wollte.

Mit der größten Spannung harrte sie einer Gelegenheit, ihre Gefühle zur That werden zu lassen.

Die Gesetze Frankreich's hielten auch zur Zeit der Volksherrschaft (1793) das Weib ferne von jeder politischen Thätigkeit. Charlotte konnte nur wünschen und denken, nicht aber handeln für das Vaterland. Wäre es ihr vergönnt gewesen, thätigen Antheil an den Bestrebungen ihres Vaterlandes zu nehmen, wäre sie inmitten des Volkslebens gestanden, sie hätte eingesehen, daß der Tod Marat's nicht die von ihr gewünschte Wirkung haben würde, sie hätte erkannt, daß sie den Feinden in die Hände arbeite und daß der Tod eines Führers das Volk nicht milder stimmt, sondern rasend macht! In Marat wähnte Charlotte den schlimmsten Tyrannen Frankreich's zu tödten und das Vaterland zu retten.

Am 9. Juli verließ sie früh Morgens das Haus ihrer Tante. Am 11. Juli, Mittags 12 Uhr, kam sie in Paris an. In der Straße der Cordeliers bewohnte der „Freund des Volkes" den ersten Stock eines zerfallenen Hauses. Die Wohnung zeigte den Stolz, welchen Marat darein setzte, arm zu sein. Das Elend war das Aushängeschild des Volkstribunen. Die Haushaltung Marat's war diejenige eines bescheidenen Handwerkers. Eine Magd und ein Ausläufer versahen die Arbeiten innerhalb und außerhalb des Hauses. Die Thätigkeit Marat's war durch die zehrende Krankheit, an welcher er litt, nicht geschwächt oder verzögert worden. In seinem Bette sowohl, als in seinem Bade hörte er nicht auf, zu schreiben und die Nation anzureden. Er drohte dem Convente, er werde sich sterbend auf die Tribüne tragen lassen, um die Volksvertreter in ihrer Verweichlichung zu beschämen. Marat hatte sich, nach dem Beispiele J. J. Rousseau's, an einem schönen Tage, Angesichts der Sonne, mit Albertine verheirathet. Diese hütete vor allen Anderen die Schwelle ihres Gatten. Die Liebe, das Mißtrauen und der Patriotismus bewachten ihn mit scharfem Auge bei Tag und bei Nacht.

Dennoch gelang es Charlotten, einzudringen und die treuesten Wächter zu täuschen. Zwar verweigerte die Pförtnerin zuerst Charlotten den Eintritt in den Hof. Doch diese schritt kühn vorwärts und die Stufen der Treppe hinauf, ohne des Rufes, welcher ihr nachfolgte, zu achten. Der Lärm, der hieraus entstand, veranlaßte die Frau Marat's, die Thüre halb zu öffnen. Charlotte bat sie dringend, doch umsonst, ihr zu erlauben, einige Worte mit Marat zu sprechen. Frau Marat gestattete Charlotten nicht, einzutreten und hielt die Thüre besetzt. Das Gespräch drang aber theilweise zu Marat's Ohren, der aus den unterbrochenen Erklärungen Charlotten's entnahm, daß die Besucherin die Fremde sei, von welcher er im Laufe des Tages zwei Briefe erhalten habe. Mit starker, gebieterischer Stimme rief er, daß man die Fremde eintreten lassen solle.

Albertine befolgte widerstrebend und zankend, sei es aus Eifersucht oder aus Mißtrauen,

den Befehl ihres Gatten. Marat saß in seinem Bade. Ein schlecht gehobeltes Brett lag über der Wanne, bedeckt mit Briefen und Papieren. Während Marat gezwungen war, seinem Körper Ruhe zu gönnen, ließ er doch seine Seele nicht feiern. Er erkundigte sich nach den Namen der Deputirten, welche nach Caën geflüchtet und schrieb sie auf mit den Worten: „Nach acht Tagen werden sie Alle nicht mehr sein!" In diesem Augenblicke zog Charlotte ihren Dolch und versenkte ihn mit außerordentlicher Kraft bis zum Hefte in Marat's Herz. „Liebe Freundin, zu mir, zu mir!" rief Marat aus und verschied.

Ohne zu erbleichen, hörte Charlotte das Todesurtheil an, welches die Richter einstimmig über sie sprachen. Unter Blitz, Donner und heftigem Regen fuhr sie zum Richtplatze. Das Volk wogte in unzähligen Massen hinter dem Karren her und verfluchte die Mörderin Marat's. Es war 7 Uhr am 19. Juli 1793. Im Augenblicke, da das schöne Haupt fiel, ergriff ein roher Mensch dasselbe, zeigte es dem Volke und beging die unwürdige That, es zu schlagen. Ein Murmeln der Entrüstung, ein Schreckensschauer bemächtigte sich der Masse. Man glaubte, zu bemerken, daß die Wangen bei dem Schlage sich rötheten.

So endete Charlotte Corday, von welcher Vergniaud sagte: „sie tödtet uns, aber sie lehrt uns sterben." Der Eindruck des Todes der Corday war fürchterlich; er erweckte eine schwärmerische Liebe zum Tode. Die ruhige Unerschrockenheit, die sie bekundet hatte, zog unwiderstehlich an. Mehr als einer, der sie kaum gesehen hatte, fühlte eine unnennbare Sehnsucht, ihr zu folgen, sie zu suchen in unbekannten Welten.

Charlotte hatte den Todesreigen eröffnet. Erst nachdem sie hingegangen war, nahmen die massenhaften Hinrichtungen ihren Anfang. Das Volk von Paris schrie laut nach Rache! Es verehrte das Andenken Marat's, wie dasjenige eines Gottes. Das Volk pilgerte in Massen nach dem Grabe seines Freundes. Die Plätze und Straßen von Paris änderten ihre Namen, um denjenigen Marat's anzunehmen. Die Frauen von Paris errichteten seinem Andenken einen Obelisken. Die Journalisten nannten ihre Blätter „Marat's Schatten." Der Name Marat's wurde das Losungswort des Patriotismus. Das Volk verlangte, daß Marat's Asche in das Pantheon gebracht werde. Andere wollten, daß sein Körper einbalsamirt und in allen Departementen bis zu den Grenzen der Welt, zur Verehrung herumgeführt werde. Noch Andere wollten, daß unter allen Freiheitsbäumen ein leeres Grab zu Ehren Marat's errichtet werde. Der Convent beschloß, in Masse dem Leichenbegängnisse Marat's beizuwohnen; der Maler David ordnete dieses an.

Der Dolch der Charlotte Corday schien alle Adern Frankreich's geöffnet zu haben. Aus diesen floß der Blutstrom, welcher bald sich über das ganze Land ergoß. Erst nach Marat's Tode ging der Saamen der Zerstörung auf, den er im Laufe von vier Jahren so reichlich ausgestreut hatte. Die Vergötterung Marat's war gleichbedeutend mit der Vergötterung des Geistes der Zerstörung.

Die Todtenfeier Marat's unterbrach nur auf kurze Zeit die Thätigkeit des National-Conventes. Um jeden Widerstand mit größerer Leichtigkeit nieder zu werfen, organisirte er von Neuem den Wohlfahrtsausschuß. Dem Namen nach hatte dieser zwar schon seit dem Monate März bestanden. Doch da die Girondisten darin vorherrschten, erfüllte derselbe seinen Zweck nicht. Jetzt wurden demselben die ausgedehntesten Vollmachten ertheilt, so daß er die gesammte Staatsgewalt umfaßte. Die Mitglieder desselben waren: Saint-Just, Couthon, Barrère, Thüriot, Hérault de Séchelles, Robert Lindet, Jean Bon Saint-André, Maximilian Robespierre, Carnot, Prieur de la Côte d'Or, Billaud Varennes und Collot d'Herbois. Dieser Ausschuß herrschte vierzehn Monate lang mit

unumschränkter Gewalt über Frankreich, vertheilte unter sich die Geschäfte der verschiedenen Ministerien und organisirte den Schrecken. Der folgende Beschluß des Conventes bezeichnet am klarsten die Stimmung des damaligen Frankreichs:

„Von diesem Augenblicke an und bis zum Tage, da die Feinde vom Gebiet der Republik verjagt sein werden, haben sich alle Franzosen für den Dienst der Heere unausgesetzt bereit zu halten. Die jungen Leute werden zum Kampfe gehen; die verheiratheten Männer werden Waffen schmieden und Lebensmittel transportiren; die Frauen werden Zelte und Kleider machen und in den Spitälern dienen; die Kinder werden zum Verbande der Verwundeten altes Leinen zupfen; die Greise werden sich auf die öffentlichen Plätze tragen lassen, um den Muth der Krieger, den Haß gegen die Könige und die Liebe für die Republik anzuregen. Die Häuser der Nation werden in Kasernen, die öffentlichen Plätze in Waffenwerkstätten umgewandelt werden. Der Boden der Keller wird gewaschen werden, um daraus Salpeter zu ziehen; die Musketen werden ausschließlich denjenigen anvertraut, welche gegen den Feind rücken. Die Jagdflinten und blanken Waffen werden dem Heere im Innern vorbehalten. Die Reitpferde werden abgeliefert, um die Reiter-Regimenter zu vervollständigen. Alle Zugpferde, welche nicht für den Ackerbau nothwendig sind, werden für die Artillerie und die Lebensmittel verwendet. Der Wohlfahrtsausschuß wird beauftragt, alles zu schaffen, alles zu organisiren, alles zu requiriren zur Vollziehung dieser Maßregeln, Menschen und Sachen. Die in ihre betreffenden Kreise gesandten Volksvertreter sind zu diesem Behufe mit unumschränkten Gewalten bekleidet. Die Erhebung wird allgemein sein. Die Bürger, welche nicht verheirathet oder kinderlose Wittwer sind, von achtzehn bis fünf und zwanzig Jahren, werden zuerst ausrücken. Sie werden sich ungesäumt an den Hauptort ihres Bezirks begeben und werden daselbst bis zum Tage des Abmarsches zu den Heeren in den Waffen geübt werden. Die Fahne jedes organisirten Bataillons wird die Inschrift tragen: „Das französische Volk im Kampfe gegen die Tyrannen."

Cambon brachte Ordnung in die zerrütteten Staatsfinanzen. Vier Milliarden Assignaten waren im Umlauf. Ein den Reichen auferlegtes gezwungenes Darlehen brachte eine Milliarde ein. Cambon verbrannte sie. Eine zweite Milliarde rückständiger Abgaben ließ Cambon in den Staatskassen liegen. Er ordnete die Staatsschuld, indem er dieselbe in das große Buch eintragen ließ, mit fünf vom Hundert verzinste und für unaufkündbar erklärte.

Die Telegraphenlinien wurden vervollständigt, die Einheit des Gewichtes und des Maaßes hergestellt, der republikanische Kalender eingeführt. Die übrigen Maßregeln des Conventes drangen entweder nicht in's Leben ein, oder waren nur auf den Augenblick berechnet. Manche verfehlten ihren Zweck ganz und gar, namentlich der Beschluß, welcher für die nothwendigsten Lebensmittel den höchsten Preis festsetzte. Die Folge davon war, daß der Handel stockte und daß es den Armen schwerer wurde als zuvor ihre Bedürfnisse zu befriedigen.

Diese Maßregel diente nur dazu, die herrschende Aufregung zu vermehren. Robespierre sprach zwar ab und zu gegen unsinnige Anträge. Allein er veranlaßte selbst andere, welche den Schrecken mehr und mehr organisirten. An einem Tage erließ der Convent auf den Antrag Barrère's folgende Beschlüsse: „Ein Heer von sechstausend Mann und zwölfhundert Kanonieren wird aufgestellt, um die Contrerevolutionäre zu unterdrücken und die Beschlüsse des Convents in Ausführung zu bringen. Brissot, Vergniaud, Gensonné, Clavière, Lebrün und Baudry wurden vor das Revolutionstribunal gewiesen. Die nächtlichen Haussuchungen wurden wieder eingeführt und das Revolutionstribunal

wieder hergestellt. Die Richter und Geschworenen dazu wählte der Convent unter den unbeugsamsten, hartnäckigsten und fanatischsten Jacobinern. Am 13. September beschloß der Convent auf den Antrag Martin's von Douai das berüchtigte Gesetz der Verdächtigen, dem zufolge nicht blos alle Arten von Verdächtigen, sondern auch die vom Verdachte frei gesprochenen der Willkür des Revolutionstribunals preis gegeben wurden. Nach diesen Vorbereitungen begann die eigentliche Schreckenszeit.

Vorher schon (28. August 1793) war das Haupt des Generals Custine gefallen. Er hatte sich geduldig inmitten seines Heeres verhaften lassen. Nicht die entfernteste Spur eines Rechtsgrundes lag gegen ihn vor. Custine hatte sich seit dem Jahre 1789 mit Begeisterung der Revolution angeschlossen. Er hatte die französischen Waffen mit Ruhm gekrönt. Die wider denselben gerichtete Anklage war nichts weiter, als eine niederträchtige Verleumdung. Custine vertheidigte sich selbst in glänzender Weise. Doch die Terroristen von Paris hatten seinen Untergang beschlossen. Sämmtliche Generale des Heeres sollten eingeschüchtert werden. Es konnte dies, wie die Machthaber dachten, nicht besser geschehen, als durch die Enthauptung Custine's, des berühmtesten Feldherrn des damaligen Frankreich's.

Während der Convent durch Gesetze und Gerichte, verbreiteten die Heere den Schrecken durch Kanonen und Bayonette. In der Normandie war der Widerstand gegen Paris durch die ersten Schüsse, welche abgefeuert wurden, niedergeschlagen worden. Weit ernster war der Kampf in Marseille, Bordeaux, in Toulon, Lyon und in der Vendée. Das Blut floß in Strömen. In Toulon und Lyon wurde der Kampf so furchtbar, weil dort die Engländer, hier die Royalisten daran Theil nahmen.

In Lyon war die Geistlichkeit noch immer mächtig. Die reichen Kaufleute und Fabrikanten bildeten ein starkes Gegengewicht gegen die von Chalier aufgeregten Massen der Jacobiner. Lange schwankte im Innern der Stadt der Sieg der Parteien unsicher hin und her. Am Tage nach den Pariser September-Schlächtereien versuchte Chalier ähnliche Greuelscenen in Lyon aufzuführen. Doch sein Versuch scheiterte an der Wachsamkeit und der Thatkraft des Maire Nivière. Die Sieger begnügten sich damit, den Centralclub aufzulösen. Dieser nahm die Hülfe seiner Brüder von Paris in Anspruch. Doch die Bataillone von Aix und Marseille, welche in Lyon einrückten, vereitelten die Pläne der Jacobiner, und als diese am 29. Mai 1793 zu den Waffen griffen, wurden sie zurückgeschlagen. Chalier büßte seine Verbrechen unter der Guillotine. Die Aussöhnung mit den Jacobinern wurde dadurch unmöglich. Lyon unterwarf sich nicht den Befehlen des Convents. Der Bürgerkrieg begann. Die Beschießung der Stadt nahm am 10. August ihren Anfang. Lyon vertheidigte sich heldenmüthig, erlag aber der Uebermacht am 9. October 1793.

Der Einzug der Sieger in die eroberte Stadt wurde durch keine Schandthaten besudelt. Um so furchtbarer wütheten die Commissäre des Convents später.

§ 17. Die Schreckenszeit (October bis December 1793).

Die Schreckenszeit läßt sich in drei Abschnitte theilen: der erste reichte bis zur vollständigen Vernichtung der Gironde und der Niederwerfung der Aufstände von Toulon und anderen Städten; der zweite bis zur Hinrichtung Danton's; der dritte bis zum Falle Robespierre's. Jeder dieser Abschnitte ist bezeichnet durch die verruchtesten Schandthaten. Keines der hervorragenden Opfer war der ihm zur Last gelegten Verbrechen schuldig, und eben deshalb ist es sehr verkehrt, Robespierre von Ehrgeiz und Herrschsucht

frei sprechen zu wollen. Diese Leidenschaften allein können die Verleumdungen erklären, deren er sich gegen alle Diejenigen schuldig machte, deren Häupter er abschlagen ließ. Die gegen die Girondisten vorgebrachten Anklagen waren ebenso grundlos, als diejenigen, welche den Vorwand zu der Hinrichtung Danton's, Camille Desmoulins' und aller Anderen bildeten, welche nicht an Robespierre glaubten. Er verfuhr nicht anders, als die ersten Nachfolger Mohammed's, nur mit dem Unterschiede, daß er sich des Wortes Republik bediente, wo er weit richtiger Robespierre gesagt hätte. Daß namentlich die Hinrichtung Danton's keinem andern Beweggrunde, als der Eifersucht Robespierre's zugeschrieben werden kann, ist sonnenklar. Wenige Wochen, bevor Robespierre Danton, Camille Desmoulins und deren Anhänger auf's Schaffott brachte, hatte er deren Vertheidigung im Jacobinerclub übernommen. Seit dieser Zeit hatte Danton nichts gethan, was ihm zum Vorwurfe gereichen konnte. Er hatte aber einen Wortwechsel mit Robespierre gehabt, aus welchem dieser entnehmen konnte, daß sich Danton ihm nicht gefügig unterordnen wollte. Als Robespierre Danton und Camille Desmoulins vertheidigte, bedurfte er deren noch, um sich der Hébertisten zu entledigen. Sobald ihm dieses gelungen war, legte er die Maske ab und brachte seinen letzten Gegner von Bedeutung zum Tode.

Daß Robespierre außer denjenigen Lastern, welche die Geschichte ihm mit Recht vorwirft, nicht noch andere hatte, gereicht ihm nicht zur Ehre. Seine Brust füllten der Ehrgeiz und die Herrschsucht so vollständig aus, daß daneben die Habgier und die Wollust keinen Platz mehr hatten. Der denkende Mensch würde ihm gerne einige Schwächen der letzteren Art verziehen haben, falls er dafür etwas weniger Blut vergossen hätte. Darin trafen die Despoten aller Völker und aller Zeiten mit ihm überein, daß sie sich berufen hielten, etwas Großes zu leisten. Attila nannte sich Gottes Geißel, Ludwig Napoleon den Wiederhersteller der Ordnung. Dieser Glaube entschuldigt keine Schandthat. Es war eine furchtbare Selbstüberhebung, daß Robespierre sich mit Freiheit, Recht und Volksglück identificirte, indem er eine ganze Nation in die Bande des Schreckens schlug. Es klingt wie bitterer Hohn, wenn er sich auf die erhabensten Grundsätze beruft im Augenblicke, da er dieselben mit Füßen tritt, und jede Meinungsverschiedenheit selbst der Vergangenheit als Verbrechen bestraft.

Eine Republik ohne Freiheit der Berathung im Schooße der obersten Behörden ist ein Unding. Dieselbe wurde aber mehr und mehr zur Unmöglichkeit. Die Mitglieder des Conventes hatten alle das Schwert des Damokles über den Häuptern seit dem 31. Mai 1793. Die Ausstoßung und Anklage eines Theils und die Schuldigerklärung eines andern Theils der hervorragendsten Mitglieder der Gironde genügte aber den Jacobinern noch nicht.

Nach den empörenden Vorfällen des 31. Mai und 2. Juni hatten drei und siebzig Mitglieder des Convents am 6. und 9. Juni eine Verwahrung eingelegt. Nach dieser Zeit hatten dieselben das Joch der Mehrheit geduldig getragen. Doch die Terroristen hatten ihnen nicht vergeben. Am 3. October sprach der Convent auf den Antrag Amar's die Verhaftung gegen dieselben aus. Die Terroristen besaßen die unbestrittene Stimmenmehrheit, ja eine vollständige Stimmeneinhelligkeit im Schooße des Conventes, denn seit dem 3. Juni wagte Niemand mehr einen Widerspruch gegen die herrschenden Gewalthaber. Die Vorfälle des 31. Mai und 2. Juni ließen sich durch die Macht der Verhältnisse, durch den Drang der Nothwendigkeit in den Augen vieler rechtlicher Männer entschuldigen, oder sogar rechtfertigen. Allein seit jenem Tage wurde es immer klarer, daß das Vaterland und die Sache der Freiheit nicht die einzigen Beweggründe der Jacobiner gewesen waren. Die Gironde sollte nicht blos von dem Steuerruder des Staates

entfernt, sie sollte den Haß und den Grimm ihrer Gegner fühlen, sie sollte in ihren hervorragendsten Männern abgeschlachtet werden. Blut sollte fließen, nicht blos dasjenige gefährlicher, im Felde stehender Gegner, sondern auch dasjenige überwundener, eingekerkerter, ehemaliger Feinde. Die Listen der Gefangenen wurden durchgesehen. Das Geschrei blutdürstiger Sanscülotten wurde für die Stimme des Volkes ausgegeben und als solche berücksichtigt.

Die auf dem Revolutionsplatze stehende Guillotine hatte im Laufe von sechzig Tagen acht und neunzig Köpfe abgeschlagen (damals konnte man die Opfer noch zählen), als der Wohlfahrtsausschuß dem Staatsankläger Fouquier-Tinville den Befehl gab, den Prozeß Marie Antoinetten's zu beschleunigen. Man sagt, einer der Gründe, weshalb Danton sich von den Geschäften zurück gezogen habe, sei gewesen, daß er sich mit dem Blute der Königin nicht habe beflecken wollen. Marie Antoinette hatte aufgehört, gefährlich zu sein. Im Januar 1793 mochte man noch die Reste der königlichen Partei fürchten. Mittlerweile war die Revolution weit über das Königthum hinweg gefluthet, sie hatte die Gironde bereits mit sich fortgerissen und stand im Begriffe, dieselbe in ihren Wogen zu begraben. Nicht die Furcht vor dem Königthum, sondern nur der demselben gebotene Haß lechzte nach dem Blute der königlichen Familie. Am 15. October 1793 fiel das Haupt Maria Antoinetten's.

Der unparteiische Geschichtschreiber muß festhalten an den Thatsachen, der Freund der Freiheit und des Rechts muß dem Despotismus und dem veralteten Unrechte den Untergang wünschen. Allein der Mensch darf auch mitten im Sturme der Revolution die sanften Regungen des Herzens nicht verbannen. Brutus verdammte seine Söhne zum Tode, weinte aber doch Thränen des Schmerzes bei deren Hinrichtung. Sollten wir gefühllos auf das Unglück der königlichen Familie blicken? Wir erkennen die Entfernung Ludwig's XVI. vom Throne seiner Väter als eine durch das öffentliche Wohl gebotene Nothwendigkeit. Kein Gefängniß in Frankreich war sicher genug, um diese letzte Hoffnung der königlichen Partei festzuhalten, als das Grab. Wir können daher auch das über den König gefällte Todesurtheil gut heißen. Aber dieselbe traurige Nothwendigkeit erstreckte sich nicht auch auf die Königin. Die Grausamkeit beginnt, wo die starre Nothwendigkeit das Blutvergießen nicht rechtfertigt.

Gewiß war das Ende der Familie Ludwig's XVI. ein furchtbares und die Schicksale, welche derselben im Laufe von fast vier Jahren vorhergingen, höchst peinlich. Wir können der Gattin des Königs unser Mitgefühl nicht versagen. Gern würden wir auch dem Könige ein minder herbes Loos gewünscht haben, falls ein solches ohne Schaden der Sache der Freiheit möglich gewesen wäre.

Kurz auf die Hinrichtung der Königin folgte diejenige der Häupter der Gironde. Da am 2. Juni mehr als zwanzig derselben in Anklagezustand versetzt worden waren, wurde eine gleiche Zahl am 30. October zum Tode verurtheilt. Es waren aber nicht dieselben. Die Zahl wurde voll gemacht durch neue Opfer. Diejenigen, welche entkommen waren, wurden ersetzt durch andere Männer. Die Namen der am 30. October zum Tode verurtheilten Girondisten waren die folgenden: Dücos, Fonfrède, Boileau, Mainvielle, Düprat, Antiboul, du Chastel, Carra, Lauze de Perret, Gardien, Lacaze, Lesterpt, Beauvais, Gensonné, Lehardy, Lasource, Vigée, Sillery, Valazé, Fauchet, Brissot und Vergniaud. Valazé hatte der Guillotine vorgegriffen.

Wer die Berichte liest von den glänzenden Vertheidigungsreden der Girondisten und diese vergleicht mit dem schändlichen Gewebe von Lügen und Verleumdungen, welche Camille Desmoulins zuerst verbreitet und der Staatsankläger abgeschrieben hatte, kann sich

eines Gefühles der tiefsten Entrüstung nicht erwehren. Camille Desmoulins selbst, dieser leichtfertige Verläumder, welcher die Bedeutung seiner Worte nicht geahnt hatte, gerieth in Verzweiflung, als das Todesurtheil über die Opfer seiner Anklagen gesprochen worden war. Schwerlich wurde jemals, seit die Welt steht, durch ein einziges Urtheil eine so große Anzahl außerordentlicher Menschen, begeisterter Freunde der Freiheit zum Tode gebracht. Robespierre soll mit Widerstreben seine Zustimmung zu diesem Blutbade unter richterlichen Formen gegeben haben. Er sagte zu dem Minister des Innern Garat: „Ich selbst könnte sie nicht retten." Doch seine Pflicht war, mit den Gründern der Republik zu leben oder zu sterben. Im October 1793, kämpfend für das Leben seiner politischen Gegner, hätte er sein Haupt weit stolzer und freier zum Schaffotte tragen können, als im Juli 1794. Es giebt Lagen im menschlichen Leben, da der Mann keine andere Wahl hat, als die unterdrückte Unschuld zu retten, oder mit ihr zu sterben. In einer solchen befand sich Robespierre im October 1793. Was half es ihm, daß er den Bluthunden, in deren Mitte er sich befand, und die er verachtete, nachgab? Von einem Schritte zum andern mußte er durch das edelste Blut Frankreich's waden, bis sein eigenes floß. Wie viel schöner, wie viel größer war der Tod der einundzwanzig Girondisten! Sie konnten auf ihrem letzten Wege mit fester Stimme die Marseillaise singen, sie konnten mit vollem Rechte die Worte betonen: „Gegen uns ist das blutige Banner der Tyrannei erhoben."*) Der Mann aber, welcher dieses blutige Banner schwang, oder doch schwingen ließ, war Maximilian Robespierre. Er und Saint-Just hatte mit Fouquier-Tinville den Anklageact besprochen, er, damals der mächtigste Mann in Frankreich, hatte diese Schmähschrift gutgeheißen. Er hatte es zugegeben, daß Menschen, die nicht werth waren, den einundzwanzig Girondisten die Schuhriemen aufzulösen, über dieselben zu Gerichte saßen. Sehr wahr sind des Dichters Worte:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld."

Wer würde nicht lieber mit den Girondisten gestorben sein, als belastet mit der Schuld ihres Todes gelebt haben? Ein großer Versöhner ist der Tod, doch nur für den, welcher selbst nicht ungerechter Weise Blut vergoß. Der heldenmüthige Tod der Girondisten deckt einen Schleier der Vergessenheit über deren Schwächen, bespritzt aber alle diejenigen mit Blut, welche Schuld daran tragen. Die Geschichte kann allen Mördern eher verzeihen, als denjenigen der einundzwanzig Girondisten. Nach diesen konnten wohl noch einzelne große Menschen, und große Massen kleiner Menschen abgeschlachtet werden. Doch Frankreich zählte keine einundzwanzig Männer mehr, um welche die Freundschaft ein so inniges Band geschlungen und welche die Natur mit gleichen Gaben des Herzens und des Geistes ausgestattet hatte. Die Bartholomäusnacht verhüllte ein furchtbares Verbrechen, die September-Schlächtereien flößen uns Abscheu und Eckel ein; allein eine so tiefe Wehmuth, einen so herben Schmerz, als die Ermordung der einundzwanzig Girondisten rufen sie kaum hervor. So viel Begeisterung für Freiheit und Recht, so hohe Fähigkeiten sind an keinem Tage durch rohe Mörderhände vernichtet worden, als am 31. October 1793. Der Kampf zwischen brutaler Gewalt und erhabenem Geistesfluge tritt uns nirgends in so abschreckenden Zügen entgegen, als vor dem Revolutions-Tribunale des 30. October 1793. An demselben 30. October, an welchem die einundzwanzig zu Paris anwesenden Girondisten in Anklagestand versetzt, wurden die flüchtigen Girondisten für Vaterlands-Verräther erklärt: Büzot, Barbaroux, Gorsas, Lanjuinais, Salles, Louvet, Bergoing, Petion,

*) "Contre nous de la tyrannie l'étendard sanglant est levé."

Guadet, Chasset, Chambon, Lidon, Valady, Kervélégan, Henry Larivière, Rabaut, Saint-Etienne, Lesage, Cüssy, Meillan und Biroteau.

Viele derselben hatte der Tod schon erreicht. Andere hielten sich da oder dort versteckt. Ihr Schicksal war härter, als dasjenige ihrer zu Paris guillotinirten Brüder.

Das nächste Opfer des jacobinischen Blutdurstes war der Herzog von Orleans. Es lagen gegen ihn keine Beweise eines Verrathes vor. Er war durch dick und dünn mit dem Berge gegangen, sogar über die Leiche seines Vetters, Ludwig's XVI hinweg. Dieser und die Königin mochten sich mit Recht über ihn beklagen. Die Jacobiner hatten dazu keinen Grund. Doch wenn, wie Saint-Just, behauptete, das Königthum ein Verbrechen war, so war auch die Verwandtschaft mit demselben ein solches, und da für derartige Verbrechen keine andere Strafe als der Tod bestand, so war die Hinrichtung des Herzogs eine nothwendige Schlußfolgerung aus diesen beiden Vordersätzen. Allein gerade diese Logik beweist uns, wie gefährlich es ist, falsche Behauptungen als Grundsätze aufzustellen. Saint-Just war eben so logisch, als die katholische Kirche und die spanische Inquisition. Unglücklicherweise waren seine Vordersätze eben so irrig, als haarsträubend grausam.

Am 7. November fiel das Haupt des Herzogs von Orleans. Wenige Tage darauf dasjenige der Frau Roland. Eine Republik, welche für einen so freien Geist und ein so reines Herz, keinen Platz hat, ist dadurch schon gerichtet. Ein System, neben welchem eine Roland nicht bestehen kann, muß ein verruchtes sein. Sie hatte an der Wiege der Republik gestanden, und das schwache Kind mit ihrem Blute genährt. Sie war, was sich von wenigen Franzosen sagen ließ, eine wahre Republikanerin. Sie besaß nicht blos die Redensarten, sondern auch die Tugenden, die Gesinnungen einer solchen. Sie hatte die Republik schon vorbereitet, als Robespierre noch fragte, was denn eine Republik sei? Sie war den ersten Ausschweifungen derselben Hand in Hand mit ihrem Gatten entschlossen und todesmuthig entgegengetreten. Weil die Jacobiner wußten, daß das Roland'sche Ehepaar ihre Mordpläne niemals begünstigen oder auch nur ruhig dulden würde, warfen sie ihren Haß auf diese beiden hochherzigen Menschen. Royalistische Schriftsteller mögen Klagelieder über den Tod Ludwig's XVI. und Marie Antoinetten's singen, die meinigen wählen sich ihren Gegenstand nicht nach dem Maaßstabe der Geburt und der äußeren Stellung, sondern nach demjenigen des sittlichen und intellectuellen Werthes. Diesem zufolge stand schwerlich irgend ein Kopf höher, schlug schwerlich irgend ein Herz reiner, als dasjenige der Frau Roland. Manche der classischen Reden, welche Büzot, Vergniaud, Barbaroux und Andere hielten, verdankten ihre Entstehung den Eingebungen der Frau Roland. Ihr Muth hielt die Männer aufrecht, wenn diese zu zagen begannen, ihre Begeisterung erwärmte die Freunde, wenn die erschlaffenden Einflüsse des Alltagslebens deren Ausdauer zu beugen drohten. Robespierre selbst entlehnte ihr viele seiner Ideen. In ihrem Zimmer ward zuerst festgestellt, daß Frankreich eine Republik werden müsse. Frau Roland achtete in früheren Zeiten Robespierre als einen eifrigen Kämpfer für die Freiheit. Derselbe kam damals oft zu den Sitzungen des kleinen Comité's und stand mit Roland und dessen Frau in freundschaftlichem Briefwechsel. Frau Roland bewies Robespierre ihre Freundschaft durch die That. Nach dem Blutbade des Marsfeldes ward Robespierre angeklagt, mit den Verfassern der Absetzungspetition conspirirt zu haben und als Aufständischer von der Rache der Nationalgarde bedroht. Er mußte sich verbergen. Frau Roland, begleitet von ihrem Manne, ging nach seinem Verstecke, um ihm einen Zufluchtsort in ihrem eigenen Hause anzubieten. Er war aber schon anderswo geborgen. Von da eilte sie zu Büzot, ihrem und damals auch Robespierre's Freunde, und beschwor diesen, Robespierre zu schützen, was er auch that. Noch im Kerker erinnerte sich die edele Frau

mit innerer Herzensfreude des Dienstes, welchen sie dem Manne erwies, der ihren Tod beschlossen hätte.

Vierundzwanzig Tage schmachtete Frau Roland im Kerker ohne Verhör. Endlich ward ihr plötzlich angekündigt, daß sie frei sei, doch dabei die Frage nach ihres Mannes Aufenthalte wiederholt. Sie lächelte, ohne etwas zu erwiedern. Frau Roland eilte nach Hause, doch bemerkte sie nicht ohne Unruhe, daß Bewaffnete ihr in einiger Entfernung folgten. Sie war noch nicht auf der Hälfte der Treppe angelangt, als diese sie zum zweiten Male verhafteten. Frau Roland ahnte, daß ihr Tod von den Feinden beschlossen sei; aber ihr Muth war nicht kleiner, als das Schicksal, welches sie erwartete. Sie dachte jetzt nur daran, die Lebensfrist, welche ihr blieb, wohl zu benützen. Der Tod hatte niemals etwas Furchtbares für sie gehabt, doch der Gedanke an ihren Gatten und ihre Tochter erschwerte ihr die Trennung von diesem Leben.

Frau Roland brachte in der Abbaye und St. Pélagie über fünf Monate zu. Ihre Denkwürdigkeiten liefern uns den trefflichsten Beweis ihrer ungetrübten Geistesruhe. Wie Frau Roland im Kerker den Muth ihrer Mitgefangenen belebte, so richtete sie auch auf ihrem letzten Wege die Schicksalsgenossen auf, welche mit ihr zum Richtplatze fuhren. Ihre Augen fielen auf die Bildsäule der Freiheit, die vor ihr stand. Eine Welt des Schmerzes lag in diesem Blicke!

„Freiheit, welche Verbrechen werden in deinem Namen verübt," rief sie aus, und Thränen verschleierten ihre Augen. Sie senkte ihr Haupt, das Eisen fiel und sie war nicht mehr (12. November 1793). Sie hatte noch nicht ihr neununddreißigstes Jahr vollendet. Als Bürger Roland in seinem Verstecke den Tod seines Weibes vernahm, verließ er dasselbe und stieß sich auf der Straße von Paris seinen Stockdegen in die Brust. Sechsundsechzig Jahre sind nahezu vergangen, seit jenes große Weib gestorben. Ihr Leib ruht nicht bei denen, die sie geliebt und die gleich ihr dahin gegangen waren. Er wurde in die Gräben von Clamart geworfen. Ihr Geist aber, dieser hohe Geist der Freiheit und des Muthes, er wird nimmer sterben und so lange es eine Geschichte giebt, wird Manon Roland leben.

Die Jugend möge sich bilden nach ihr, wie sie streben für die Freiheit und, wenn es sein muß, sterben wie Manon Roland gestorben. Sie möge die Worte beherzigen, welche die Bürgerin Roland im Kerker niedergeschrieben: „die Freiheit! sie ist für die stolzen Seelen, welche den Tod verachten, und ihm in's Auge sehen können. Sie ist für ein weises Volk, welches die Menschheit liebt, Gerechtigkeit übt, seine Schmeichler verachtet, seine wahren Freunde erkennt und der Wahrheit treu ist. So lange Ihr nicht ein solches Volk seid, meine Mitbürger, werdet Ihr vergeblich von Freiheit sprechen. Ihr werdet nur Zügellosigkeit haben, als deren Opfer Ihr Einer nach dem Andern fallen werdet. Ihr werdet Brod verlangen, man wird Euch Leichen geben und Ihr werdet damit enden, geknechtet zu werden!"

Manon Roland starb getrennt von allen ihren Gesinnungsgenossen und Freunden. Doch diejenigen, welche noch lebten, gedachten ihrer und die Nachricht von ihrem Tode wirkte wie ein Blitzschlag auf sie.

Während die in Paris verbliebenen oder dahin zurückgebrachten Häupter der Gironde ihr Leben unter dem Fallbeile aushauchten, irrten die von da entflohenen Girondisten unstät ihrem Tode entgegen. Der erste Kanonenschuß hatte die s. g. Föderalisten aus der Normandie verjagt. Petion, Louvet, Barbaroux, Salles, Meilhan, Kervélégan, Gorsas, Girey-Düpré, Marchenna, Espaniol und Riouffe, reihten sich unter die Freiwilligen von Finnistère ein, um mit diesen nach der Bretagne zu entkommen. Guadet

war in Caën zu ihnen gestoßen. Büzot, Chastel, Bergoing, Lesage, Valady schlossen sich diesen Bataillonen an, Lanjuinais war ihnen nach Brest, Heinrich Larivière und Mollevault nach Quimper vorangeeilt. Zu Lamballe trennten sie sich, neunzehn Mann stark, von dem Bataillone von Finnistère. Nach unzähligen Mühseligkeiten und Gefahren erreichten sie Quimper, woselbst sie sich in mehreren Abtheilungen versteckt hielten. Einige derselben schifften sich nach Bordeaux ein. Dort hatten mittlerweile die Commissäre des Berges einen vollständigen Umschwung herbeigeführt. Die Vertreter der Gironde durften sich in ihrer Heimath nicht zeigen. Louvet kehrte nach Paris zurück. Grangeneuve und Biroteau, Guadet, Salles und Barbaroux wurden zu Bordeaux geköpft. Die Leichen Büzot's und Petion's fand man, von wilden Thieren zerrissen, auf dem Felde. Einer nach dem Andern erlag seinem Schicksale. Alle ertrugen dasselbe mit Würde und Entschlossenheit.

Die Jacobiner waren nicht damit zufrieden, die Gegner, welche ihnen in der letzten Zeit den Sieg streitig gemacht hatten, bis auf den Tod zu verfolgen; sie erstreckten ihre Rache auch auf solche, welche sich längst von dem Schauplatze zurückgezogen hatten. Barnave, nach Mirabeau's Tode der gefeiertste Redner der constituirenden Versammlung, Düport-Dütertre, Justizminister vor dem Ministerium Roland-Dümouriez, Bailly, einst der Liebling von Paris, wurden einer nach dem andern hingerichtet, der letztere derselben nachdem er von dem versammelten Pöbel fünf Stunden lang gequält worden war. Das Blutbad des Marsfeldes lebte noch in zu frischem Andenken. Es wurde an Bailly furchtbar gerächt.

Bis in die Zeiten Ludwig's XV. griffen die Jacobiner zurück. Frau du Barry büßte zwei Jahrzehnte nach dem Tode ihres königlichen Buhlen die Sünden der Vergangenheit. Der General Biron, welcher unter dem Namen des Herzogs von Lauzün am Hofe eine große Rolle gespielt, sich aber der Revolution angeschlossen, in den Armeen des Nordens, des Rhein's, der Alpen und der Vendée mit Muth gekämpft und die Liebe der Soldaten gewonnen hatte, starb gleichfalls unter dem Fallbeile (31. December 1793). Sein Verbrechen war seine Geburt gewesen und ein Streit mit dem jacobinischen Generale Rossignol.

Blutig endigte das Jahr, blutig sollte das folgende beginnen.

In Paris, unter den Augen Robespierre's wurden die Opfer der Parteiwuth einzeln unter dem Scheine des Gesetzes abgeschlachtet. In den Provinzen setzte man sich über diese hemmenden Förmlichkeiten hinweg und mordete in größerem Maßstabe. Furchtbar waren namentlich die Hinrichtungen zu Lyon und Nantes. So lange Couthon in Lyon den Wohlfahrtsausschuß vertrat, suchte er der Wuth der Jacobiner Einhalt zu thun. Als aber die Volksvertreter Albitte und Javogues daselbst anlangten und Dorfeuille Präsident der Commission der s. g. Volksjustiz wurde, nahm das Morden seinen Anfang. Mehr als ein Monat war seit der Einnahme Lyon's vergangen, als (am 12. November 1793) auf Anregung Dübois-Crancé's der National-Convent den Beschluß faßte, eine aus fünf Mitgliedern bestehende außerordentliche Commission sollte die Contrerevolutionäre militärisch bestrafen lassen. Die Stadt und namentlich die Häuser der Reichen sollten zerstört, die Güter der Reichen und Contrerevolutionäre unter die Patrioten vertheilt werden. Es füllten sich die Gefängnisse. So viele der Eingekerkerten auch abgeschlachtet wurden, neue Verhaftungen ersetzten die Lücken. Albitte wurde abberufen. Er schien den Jacobinern noch zu milde. Collot d'Herbois und Fouché fingen an, zu wüthen. Die Guillotine arbeitete ihnen zu langsam, obgleich das Blut, welches sie vergoß, das ganze Stadtviertel verpestete und den Fluß roth färbte. Die Hand des Menschen war nicht schnell genug in

der Zerstörung, man ersetzte sie durch das Pulver, mit welchem man die Häuser in die Luft sprengte. Neunzig Tage lang dauerte das Morden. Massenweise wurden die Gefangenen mit Kartätschen und durch das Flintenfeuer eines ganzen Bataillons abgeschlachtet. Wer von der Kugel nicht erreicht wurde, fiel unter dem Bayonette und dem Säbel. Das alles geschah im Namen der Freiheit!

Dorfeuille nannte die massenhaften Hinrichtungen, welche er anordnete, Feste der Tugend, gerade so, wie Torquemada und seine Nachfolger die massenhaften Hinrichtungen der s. g. Ketzer Feste des Glaubens genannt hatten. Das Verbrechen bleibt dasselbe, ob es unter dem Aushängeschilde der Tugend, oder des Glaubens begangen wird. Parteihaß und Blutdurst mögen sich immerhin in das Gewand der Tugend oder des Glaubens hüllen, sie werden den scharfen Blick des Forschers nicht irre führen. So weit war die französische Revolution ausgeartet, daß sie der Glaubenswuth vergangener Jahrhunderte in Wort und That gleich kam!

In Marseille wüthete der General Carteaux. Acht Tausend Bewohner dieser unglücklichen Stadt suchten in Toulon Zuflucht. Der Aufstand, welcher hier nur im Sinne der Girondisten begonnen hatte, nahm bald, von unwiderstehlicher Macht getrieben, einen royalistischen und sogar vaterlandsverrätherischen Charakter an. Der englische Admiral Hood, welcher mit einer zahlreichen Flotte im Mittelmeer kreuzte, stellte sich den Bewohnern von Toulon als Verbündeten und Befreier dar. In ihrer Verzweiflung nahm die Stadt die Hülfe an. Sie mußte schwer dafür büßen. Vor Toulon that sich zuerst Napoleon Bonaparte hervor. Er war damals erst Artillerie-Capitän, wurde zum Bataillonschef ernannt und übernahm das Commando der Artillerie des Belagerungsheeres. Seiner Geschicklichkeit und Entschlossenheit verdankten es die Jacobiner, daß die Stadt am 20. December 1793 in ihre Macht fiel. Bevor die Engländer abzogen, zerstörten sie die französische Flotte, das Arsenal und alle Schiffbau-Vorräthe des Hafens. Die unglücklichen Bewohner der Stadt und die Marseiller Flüchtlinge überließen sie ihrem Schicksale. Nur sieben Tausend konnten auf englischen und spanischen Schiffen eine Zuflucht vor der Rache der Jacobiner finden. Diese und mit ihnen Frankreich und die Menschheit bezahlten ihren Sieg theuer. Denn der Eroberer von Toulon schwang sich schnell zum Despoten der besseren Hälfte Europa's auf. Heute noch lasten auf Frankreich die Folgen der Belagerung und Einnahme von Toulon; sie waren furchtbarer als diejenige der Einnahme von Lyon.

So legt aller Orten die blinde Wuth selbst durch ihre Siege den Keim künftigen Verderbens. Der grimmige Haß der Jacobiner führte einen Zustand herbei, in welchem nur Männer der Zerstörung eine große Rolle spielen konnten. Große Zerstörungskünstler waren zu allen Zeiten geneigt, sich zu Despoten aufzuwerfen. Nur als Dienerin kann uns die Zerstörung frommen, als Herrscherin führt sie mit unvermeidlicher Nothwendigkeit zum Despotismus.

Den Uebergang von den großen Geistern der Freiheit, welche die ersten Jahre der Revolution beseelten, zu dem großen Despoten, welcher Frankreich in neue Ketten schlug, bildeten jene kleinen Menschen, welche groß zu sein glaubten, weil sie sich aufblähten und auf Stelzen gingen.

Wenn Menschen von Geist und von Kraft eine Zeitlang in gewisser Richtung gearbeitet haben, so kann man immer darauf rechnen, daß Leute ohne Geist und andere Kraft, als diejenige der Leidenschaft, glauben, weit größere Verdienste zu haben, falls sie ihre Vorgänger und Muster nicht an Tiefe des Gefühles oder Erhabenheit des Gedankens, sondern an Heftigkeit der Sprache und Maßlosigkeit der Ansprüche überbieten. Dieses

war das Verhältniß zwischen Girondisten und Jacobinern. Die Massen, welche durch die großen Geister einmal in Bewegung gesetzt sind, lassen sich, wenn diese schwerste und gefahrvollste aller Arbeiten gelungen ist, nur zu leicht täuschen. Die neuen Propheten ohne Geist und Herz erheben sich dann auf den Schultern der alten. Die Nationen, welche sich auf solche Weise irre führen lassen, gerathen zuerst in blinde Wuth, auf welche früher oder später der alte Stumpfsinn folgt.

Stumpfsinn und Wuth verhalten sich zu einander wie kaltes und siedendes Blei. Der Stoff beider ist derselbe, nur mit dem Unterschiede, daß auf jenen die Kälte, auf diese die Hitze wirkt. Nur der Mensch, welcher Jahre lang im Stumpfsinn dahinlebte, ist blinder Wuth fähig. Er sinkt in den alten Stumpfsinn zurück, sobald die Aufregung des Augenblicks vorüber ist. Der Stahl wird nicht stumpf in der Kälte und bleibt noch hart bei einem Grade von Hitze, welcher das Blei schmilzt.

Während die Jacobiner in blinde Wuth geriethen, versanken die meisten der Anhänger der Gironde in Stumpfsinn.

Dieselben Leidenschaften, Schwächen und Irrthümer, welche wir an den hervorragenden Männern der Revolution zu rügen haben, dieselben Tugenden, welche die Führer an den Tag legten, finden wir, nur in verringerter Kraft, im Schooße der Massen wieder. Sobald ein Führer entweder zu hoch über den Gesichtskreis der Massen steigt, oder aufhört, über denselben hervor zu ragen, verliert er seinen Einfluß und seine Macht über die Geister. Alle Männer, welche sich an die Spitze des Volkes stellen, es redlich mit diesem meinen, und sich nicht zu Tyrannen aufwerfen wollen, müssen sich darauf gefaßt machen, so bald die Massen in ihre gewöhnliche Erschlaffung zurück sinken, von diesen verlassen und angefeindet zu werden. Ein Cromwell, ein Napoleon I. und III. konnten sich mit Hülfe bezahlter Söldner auf eine gewisse Zeitlang behaupten. Männer, welche ohne persönlichen Ehrgeiz und ohne despotische Gelüste dem Volke dienten, konnten nur so lange an der Spitze der Bewegung bleiben, als der Aufschwung der Massen dauerte, was niemals lange war.

Die Girondisten hatten einen zu hohen sittlichen Werth, als daß die Massen sie zu würdigen verstanden. Die Uebertreibungen der Jacobiner entsprachen den Leidenschaften der Massen besser, als die Ruhe, der Ernst und die Würde der Girondisten.

So lange die Uebertreibungen nur Ansichten, Systeme oder Meinungen betreffen, führen sie zum Unsinn. Wenn sie aber Maßregeln zu ihren Gegenständen haben, wenn wilde Leidenschaften ihnen zu Grunde liegen, dann kommen jene Greuel zu Tage, wie sie die französische Schreckenszeit in sich schloß. Auf der einen Seite der Schrecken, auf der anderen die blind wüthende herzlose Grausamkeit, oder mit anderen Worten: auf der einen Seite das Extrem der Sorglichkeit, auf der anderen das Extrem des Zerstörungstriebes, — dieses waren die Elemente der Schreckenszeit. Schrecken und Zerstörungswuth sind Regungen, deren auch der Tiger und die Hyäne fähig sind. Rechtsgefühl, Menschenliebe, Sinn für das Erhabene, das Große und Schöne, Scharfblick und Tiefe der Erkenntniß — alle diese, den Menschen über das Thier erhebenden Eigenschaften kamen in sehr untergeordneter Weise in der Schreckenszeit vor. Diese Betrachtung genügt, um den sittlichen Unwerth derselben festzustellen. Ganz andere, weit höhere Beweggründe hatten die Stürmer der Bastille und der Tuilerien in den Jahren 1789 und 1792 beseelt. Damals war es der Freiheitsdrang, das Rechtsgefühl und die Menschenliebe, welche die Tausende in den Kampf führten. Eben so tief, als der Schrecken unter dem Freiheitsgefühle, und der Zerstörungstrieb unter der Menschenliebe, stand die Schreckenszeit unter den Tagen des Sturmes auf die Bastille und auf die Tuilerien. Groß war zur Schreckenszeit die Organisation

des Volkes, der Wohlfahrtsausschuß, das Revolutionstribunal, der National-Convent, ganz Frankreich nur in der Zerstörung. Diese Größe war um so betrübender und um so verkehrter, je mehr schon vorher im Laufe von vier Jahren zerstört worden war. Die Aufgabe des National-Conventes war, zu schaffen, einzurichten, neu zu gestalten. Statt Frankreich für den Frieden, für die Freiheit und für das Recht zu organisiren, machte der National-Convent aus dem Lande eine große Zerstörungsmaschine. Wie fern stand eine solche von den Idealen einer Frau Roland, eines Condorcet und selbst eines Robespierre! In demselben Maße, als die Schreckenszeit von diesen Idealen verschieden war, wich sie von der geraden Bahn der Revolution ab, von der Freiheit zum Despotismus, von dem Rechte zur Willkür, von der Menschenliebe zum Hasse und zum Argwohn. Mögen immerhin flache Menschen die Schreckenszeit preisen, oder doch als ein nothwendiges Uebel entschuldigen! Wohl war sie eine nothwendige Folge der bis zum Aeußersten getriebenen Zerstörungswuth, eine nothwendige Folge der Ausartung der Revolution, vielleicht auch eine nothwendige Folge des Charakters der französischen Nation; alle diese Nothwendigkeiten rechtfertigen sie aber nicht. Sie erklären nur. Nothwendiger war alles, was geschehen ist, wenn wir von dem Wechselverhältnisse zwischen Ursache und Wirkung sprechen. Nothwendig ist, daß ein Mensch sterbe, dem der Kopf abgeschlagen wird. Darum ist der Mord nicht gerechtfertigt und bleiben die Folgen desselben nicht aus.

Jede Uebertreibung von der einen Seite hat regelmäßig eine entsprechende von der anderen in ihrem Gefolge. Im Großen und Ganzen war die französische Revolution die Folge der Uebertreibungen der privilegirten Stände. Das unmäßige Vorrecht rief ein zu heftiges Streben nach Gleichheit hervor, zu heftig, weil es das Maaß reiner Menschlichkeit überschritt und den Unterschied zwischen den Talenten und Charakteren nicht zu würdigen verstand. Der Terrorismus, welcher selbst die concentrirte Wirkung zweier Jahrhunderte voll aristokratischer, pfäffischer und königlicher Grausamkeiten gewesen war, hatte in seinem Geleite das Kaiserreich, die Restauration und die Herrschaft des Hauses Orleans. Bis auf diesen Tag leiden wir an den Nachwehen der Schreckenszeit. Die Furcht vor einer Wiederkehr derselben bildete den mächtigsten Hebel, dessen sich Ludwig Napoleon zur Wiederherstellung des Kaiserreichs bediente.

So rächt sich jeder Tropfen unschuldig vergossenen Blutes nicht blos an den einzelnen Personen, sondern auch an den Parteien, welchen er zur Last fällt. Jahrzehnte der Knechtschaft folgen auf Jahre überspannter Freiheitsliebe, Jahrzehnte der Ungleichheit auf Jahre mißverstandener und fanatisch angestrebter Gleichheit.

Wer die Ueberlegenheit des reinen Charakters und des großen Genies nicht anerkennen will, wird von schmutzigen Tyrannen und geistlosen Geburts-Aristokraten unterjocht werden. Entweder siegt die Reinheit über die Unreinheit, die Erhabenheit über die Niedrigkeit, die Tugend über das Laster, oder umgekehrt. Gleichheit findet sich nur unter den Sclaven, nur unter den Massen, welche keinen andern als Zahlenwerth besitzen. Ungleichheit ist untrennbar von individuellem Streben, von sittlichen und intellectuellen Reibungen. Jeder Mensch hat als solcher seine ewigen und unveräußerlichen Rechte. Diese schließen aber eine freiwillige Unterordnung der minderbegabten und eine gezwungene der lasterhaften Bürger nicht aus. Ein Staat, welcher nicht weiß, den begabten und rechtlichen Mann dem talentlosen und schlechten vorzuziehen, welcher sein Vertrauen gleichmäßig dem einen und dem andern schenkt, oder gar den fanatischen Schreier dem umsichtigen Manne der That vorzieht, ein Volk, welches seine großen und kleinen Verbrecher nicht in den Schranken der Ordnung zu halten versteht, verfällt der Knechtschaft.

Die Ursache geht immer der Wirkung vorher. Royalistische Schriftsteller haben sich

vergeblich bemüht, die natürliche Ordnung der Dinge umzukehren. Der Despotismus der Könige, die Tücke der Pfaffen und der Uebermuth des Adels waren früher, als der Sturm auf die Bastille und der Zug der Weiber nach Versailles, wie der Terrorismus früher war, als das Kaiserreich. Gleichwie dieses hatte auch jener seine Wurzeln in der Vergangenheit. Die Aufgabe des Geschichtschreibers ist es, die Verbindung zwischen Wurzel und Stamm, Ursache und Wirkung nachzuweisen. Wer die Schreckenszeit der Jahre 1793 und 1794 in Schutz nimmt, verfällt in denselben Fehler, wie derjenige, welcher den Despotismus Ludwig's XIV. und seiner Nachfolger gut heißt. Für den denkenden und forschenden Geist giebt es keine Wunder auf Erden, sondern nur mehr oder weniger klar zu Tage tretende Entwickelungen. Den Charakter der Vergangenheit können wir erst in demjenigen der nachfolgenden Zeit klar und bestimmt würdigen. An den Früchten erkennt man den Baum. Monate vergehen, bevor sich die Blüthe zur Frucht entwickelt, Jahre und bisweilen Jahrzehnte, bevor die im Schooße der Weltgeschichte empfangene Frucht zu Tage kömmt.

Manche glauben, daß ein noch größerer Terrorismus, als derjenige der Jahre 1793 und 1794 der Sache der Freiheit den Sieg verschafft hätte. Diese gleichen jenen Schuldenmachern, welche durch neue wucherische Anleihen wähnen, ihre Finanzen in Ordnung bringen zu können. Die französische Schreckenszeit sollte allen Revolutionären eine ernste Warnung sein. Der Schrecken kann zerstören, nicht schaffen. Der Fortschritt der Zeit besteht aber nicht in der größeren Kunst der Zerstörung, sondern in ihrer erhöhten Fähigkeit des Bauens, nicht in der massenhaften Abschlachtung, selbst der Feinde, sondern in der größeren Milde gegen Freund und Feind, in der Heilighaltung des Lebens und in der größeren Duldsamkeit auch gegen abweichende M e i n u n g e n. Der That, der Gewalt müssen wir allerdings auch Thaten, auch Maßregeln der Gewalt entgegensetzen. Allein wenn diese zum Ziele der Freiheit führen sollen, muß die Idee des Jahrhunderts, der Geist der Klarheit, das Gefühl der Menschenfreundlichkeit sie beseelen. Der Zerstörungstrieb muß immer im Dienste der schöpferischen Kräfte stehen. Der Krieg muß zum Zwecke des Friedens, der Kampf in der Richtung der Freiheit geführt werden. Wenn die Völker Europa's die blinde Wuth der Schreckenszeit nicht zu vermeiden wissen, wenn sie nicht die Kraft besitzen, ohne solche den Sieg über den Despotismus zu gewinnen, so ist es besser, sie bleiben so lange noch unter dem Joche, bis ihre Kraft stark genug geworden ist, dasselbe auch ohne so gefährliche Bundesgenossen, wie Rache, Grimm und Haß es sind, zu brechen.

Wer behauptet, daß Frankreich nur mit Hülfe des Schreckens habe gerettet werden können, bricht diesem Lande den Stab und fällt über dasselbe ein weit ungünstigeres Urtheil, als derjenige, welcher der Ansicht ist, daß die Nation edlerer und hochherzigerer Beweggründe fähig war, als ihre jacobinischen Führer ihr zutrauten. Wenn es wahr wäre, daß auch bei dem besten Willen und unter günstigeren Verhältnissen das französische Volk nur mit Hülfe des Schreckens seine inneren und äußeren Feinde bezwingen konnte, dann hätte dasselbe damals sehr wenig Scharfblick und sehr geringe sittliche Kraft besessen, weniger, als zur Zeit Karl's VI. oder Ludwig's XIV., denn unter diesen Königen schützten sich die Franzosen auch ohne Schrecken vor dem Untergange.

Die Vergangenheit läßt sich nicht ändern. Allein die Fehler derselben lassen sich bezeichnen und feststellen, damit sie nicht wiederholt werden. Wer die Geschichte nicht kennt, vermag sich deren Lehren nicht zu Nutze zu machen. Wer aber in dem Buche der Vergangenheit zu lesen versteht, vermeidet die Klippen, an welchen seine Vorgänger scheiterten.

Die Führer des Volkes, zumal Danton, doch auch Robespierre und andere erkannten sehr wohl die Verwirrung, in deren Mitte sie sich befanden, oder fühlten wenigstens die Schrecknisse der Lage, welche auch über ihren Häuptern das Damoklesschwert aufhing. Allein sie hatten selbst dazu mitgeholfen, dieselbe zu schaffen und waren daher unfähig, ihr zu steuern. Sie hatten so oft und in so kräftigen Ausdrücken an die Massen appellirt, daß sie deren früher so hoch gepriesene Weisheit nicht später in Zweifel ziehen konnten. Sie hatten deren Leidenschaften selbst so künstlich und systematisch aufgestachelt, daß sie dieselben nicht wieder einzulullen vermochten.

Der Fehler des National-Conventes begann nicht erst Ende 1793 oder Anfangs 1794, nicht erst Mai und Juni 1793, sondern schon in den ersten Tagen seines Zusammentritts. Er fing damit an, die September-Schlächtereien ungestraft zu lassen, und schritt durch die Duldung der Umtriebe Marat's und der Commüne, durch die Anregung der Scenen des 31. Mai bis 2. Juni immer weiter auf der Bahn der Anarchie und der Zerstörung voran. Der Fehler der Terroristen bestand nicht sowohl darin, daß sie durch den Schrecken herrschten, als daß sie eine Lage hervorriefen, in welcher kein anderer Hebel, als derjenige des Schreckens mehr für wirksam galt. So wenig die republikanische Tugend aus dem Haupte Jupiters, gleich der Minerva, in voller Stärke hervorgeht, ganz eben so wenig entsteht der Schrecken, welcher sich einer ganzen Nation bemächtigt, in einem Augenblicke. Die ersten Spuren der Schreckenszeit zeigten sich schon am Tage des Sturmes auf die Bastille in der Ermordung de Launay's und der anderen Opfer der Volkswuth, am 6. October 1789 durch das Umhertragen der Köpfe der Leibgardisten auf Stangen. Hätte die französische Nation sittliche Kraft genug besessen, diese ersten Ausbrüche der Rohheit zu züchtigen, so hätten sie sich nicht wiederholt. Allein die falschen Freunde des Volkes gingen über diese ersten Symptome des Schreckens so leicht hinweg, und schmeichelten demselben so lange, bis es für Heldenthaten hielt, was nur Acte der Brutalität waren. Die Linie, welche die erlaubte Selbsthülfe von der unerlaubten, den hochherzigen Kampf für Freiheit und Recht von der unedelen Rache gegen überwundene Feinde scheidet, wurde von den Franzosen niemals festgehalten. Bis auf den heutigen Tag schneiden diese in Afrika ihren Feinden die Köpfe ab und hängen dieselben an die Mähnen ihrer Pferde oder stecken sie auf Lanzenspitzen. Wer in den ruhigen Tagen der Vorbereitung nicht den richtigen Ton anschlägt, kann denselben in der Aufregung des Kampfes nicht finden. Wer vier Jahre lange zu den wilden Leidenschaften gesprochen hat, kann nicht erwarten, daß seine Stimme gehört werde, falls sie sich plötzlich an die Gegensätze derselben, an die sittliche Kraft, an Mäßigung und Ruhe wendet. Der Fehler der Terroristen Frankreich's lag viel tiefer, als gewöhnlich angenommen wird. Er reicht bis zu den ersten Anfängen der Revolution zurück und ging hervor aus einem Mangel an sittlicher Kraft und an Tiefe des Verstandes, welcher sich in ähnlicher Weise, obgleich in anderer Form auch 1848 kund that. Der Dünkel, die Privatrache, der Ehrgeiz und die Herrschsucht spielten in der Schreckenszeit eine größere Rolle, als die Rücksicht für Freiheit und Vaterland selbst in ihrer gesteigertsten Auffassung. Die Einen wurden geschlachtet um dem Volke den Willen zu thun, die Anderen, um dieses oder jenes Machthabers persönliche Feinde oder Nebenbuhler zu entfernen. Die Herren der Guillotine bezahlten sich gegenseitig die Gefälligkeiten, die sie einander erwiesen, mit Köpfen. Das Vaterland hatte nicht minder Schaden dabei, als die Sache der Freiheit. Die Köpfe sanken zu einer Waare herab, mit welchen politisches und bisweilen auch finanzielles Capital gemacht wurde. In der letzten Zeit des Schreckens bedienten sich die feind-

lichen Parteien im Schooße der Ausschüsse derselben als Wurfgeschütze, mit deren Hülfe sie sich gegenseitig zu Grunde richten wollten.

Man wendet vielleicht ein, daß nur im Sturme der Leidenschaften ein wohl organisirter Despotismus gestürzt werden könne. Die Frage ist immer, ob die sittliche Kraft des Volkes größer oder geringer ist, als die unsittliche Kraft des Despoten. Wenn Leidenschaft gegen Leidenschaft kämpft, giebt die stärkere den Ausschlag, und die Nation kann nie gewinnen. Sie wechselt nur ihre Herren. Es kommt darauf an, der Leidenschaft der Despoten die sittliche Kraft der Nation entgegen zu stellen. Der Angriff muß sich gründen auf Wahrheit und nicht auf Lüge und Verleumdung. Das Ziel des Kampfes muß sein die Freiheit und nicht die Rache. Nur diejenigen Revolutionen, welche von reinen Beweggründen getragen wurden, errangen dauernde Erfolge: die Schweizer in ihrem Kampfe mit dem Hause Habsburg, die Niederländer in ihrem achtzigjährigen Kriege gegen die spanischen Philippe, die Nordamerikaner in ihrem Widerstande gegen das Haus Hannover. Drei germanische Stämme machten sich in ihren Freiheitskämpfen keiner Frevelthaten schuldig, wie wir sie eben geschildert. Sie ernteten den Lohn ihres heldenmüthigen Aufschwunges.

Was errangen aber die Franzosen, nachdem sie am 10. August 1792 dem Königthume ein Ende bereitet hatten? Sie mochten Ludwig XVI., seiner Gattin und Schwester die Köpfe abschlagen, die Monarchie kehrte darum doch zurück! Sie mochten in Deutschland, Belgien, Holland und Italien Eroberungen machen. Im Frieden mußten sie dieselben wieder herausgeben. Die Wohlthaten, welche der Nation vor dem Jahre 1792 zugefallen waren, sind ihr, zum Theile wenigstens, geblieben. Von den Gesetzen, welche die Republik später gab, sind die einen längst untergegangen, die anderen nicht im Geiste der Freiheit erlassen worden. Wenn die französische Revolution keine anderen Früchte getragen hätte, als diejenigen der Schreckenszeit, so würde die ganze Welt sie verwünschen. Doch bevor die Terroristen sich ihrer bemächtigten, war glücklicher Weise schon viel Böses zerstört, viel Gutes geschaffen worden. Darin allein besteht der Gewinn der französischen Revolution. Dadurch allein erhalten die Verbrechen späterer Zeit ihr sittliches Gegengewicht.

§ 18. Die Schreckenszeit (Januar bis April 1794).

Seit die Girondisten zum National-Convente hinausgeworfen worden waren, trat an die Stelle eines sittlichen Maßstabes der Handlungen der Menschen das Maß des vergossenen Blutes. Wer die größte Zahl der Opfer abgeschlachtet hatte, gab sich den Schein der wärmsten Liebe für Freiheit und Vaterland. Zwar behielt man zum Scheine gewisse Formen bei. Robespierre legte großes Gewicht darauf, daß nicht in der Septembermanier, sondern nach vorgängigem Urtheile, nicht mit Säbel oder Lanze, sondern mit der Guillotine gemordet wurde. Er bildete sich ein, weit rechtlicher, als Danton zu handeln, weil er seine Mordthaten auf öffentlichem Platze vollziehen ließ und Staatsankläger, Richter und Geschworene zuzog. Er bedachte nicht, daß, wenn auch nicht die Zeitgenossen, so doch die Nachkommen Muße finden würden, die Anklagen Fouquier-Tinville's und die Sprüche seiner Geschworenen und Richter zu prüfen. Wer sich durch den dünnen Schleier gerichtlicher Formen nicht täuschen läßt, erkennt, daß der öffentlich vollzogene Mord frecher ist, als derjenige, welcher das Licht des Tages scheut, daß der handwerksmäßige Mörder verächtlicher ist, als derjenige, welcher in der Aufregung des Augenblickes, wenn dieser auch einige Tage lang andauerte, endlich, daß der Mord in Verbindung mit schändlicher Lüge

weit verabscheuungswerther ist, als ohne diese Zuthat. Fürwahr, die Hinrichtungen, welche Tag für Tag zu Paris und an anderen Orten Frankreich's Statt fanden, waren empörend genug; sie wurden es zehnmal mehr durch die damit verbundenen niederträchtigen Verleumdungen.

Viertausend sechshundert Gefangene befanden sich zu Anfang des Jahres 1794 allein in den Kerkern von Paris. Niemand besaß Entschlossenheit genug, der herrschenden Zerstörungswuth mit Nachdruck entgegen zu treten. Die Commüne von Paris und an deren Spitze Hébert, Chaumette, Momoro, Ronsin, Vincent und Andere verlangten immer noch mehr Köpfe. Neben dem Blutvergießen gingen die schönsten Reden zu Gunsten der Armen und Schwachen, der Wittwen und Waisen, der Gewissensfreiheit und der Moral einher.

Königthum und Adel waren vernichtet. Eine mächtige Partei, an ihrer Spitze Chaumette, Hébert, Momoro, Anacharsis Cloots und Bourdon de l'Oise, wollten nunmehr auch der Kirche ihr Ende bereiten. Sie brachten es dahin, daß der constitutionelle Bischof von Paris, Gobel, die Bischöfe Gayvernon und Lalande und mehrere Pfarrer im Schooße des National-Conventes die Erklärung abgaben, daß sie ihre Verrichtungen als Diener der Kirche nieder legten. Am 9. November führte der National-Convent den s. g. Dienst der Vernunft ein. Am 20. December wurde derselbe feierlich in der Domkirche von Paris begangen. Die Sinnlichkeit, gereizt durch schöne, wenig verhüllte Frauen, spielte dabei eine zu große Rolle, als daß nüchterne Menschen die Vernunft erkannt hätten. Diese Göttin würde, falls sie geherrscht hätte, dem Blutvergießen schnell ein Ende gemacht haben.

Der Haß der aufgeregten Menge und ihrer Führer ging über die Lebenden hinaus and warf sich auf die Gräber der Vorzeit. Auf Befehl des National-Conventes wurden die Grüfte der Könige zu Saint-Dénis zerstört. Nur die Leiche des Generals Türenne fand Gnade vor den Augen des Volkes.

Das Beispiel von Paris wirkte ansteckend auf ganz Frankreich. Die Commissäre des National-Conventes wütheten da und dort auf eigene Faust noch furchtbarer, als die Ausschüsse desselben zu Paris. Carrier überbot an raffinirter Grausamkeit noch die Schandthaten Collot d'Herbois' zu Lyon. Er schonte weder Frauen noch Kinder. Er erfand die massenhaften Ertränkungen vermittelst der Oeffnung von Klappen, durch welche das Wasser eindrang und die Schiffe mit ihrer Ladung von Menschen verschlang. Er verband mit der Mordgier die Wollust, indem er die Ertränkungen in demselben Schiffe, auf dessen Verdecke er schwelgte, vornehmen ließ. Er bot jedem Schamgefühle Hohn, indem er junge Leute verschiedenen Geschlechtes zusammen binden und in den Fluß stürzen ließ. Man nannte dieses republikanische Hochzeiten. Mehrere Monate dauerte dieses Morden fort, bevor Robespierre den Bluthund Carrier abberief.

Joseph Lebon wüthete zu Arras, Cambray und in den Departementen des Nordens und Pas-de-Calais; Eulogius Schneider mordete im Elsaß. Er trieb sein Unwesen so stark, daß ihn Saint-Just und Lebas am 21. September 1793 verhaften und nach Paris bringen ließen. Am 1. April 1794 büßte er seine Verbrechen mit dem Kopfe. Im Süden wüthete Maignet. Er rühmte sich in einem Schreiben an Couthon, mehr als fünfzehn tausend Bürger in die Gefängnisse geworfen zu haben. Zu Bordeaux befehligten Ysabeau, Baudot und Tallien die Hinrichtungen. Sieben hundert und fünfzig Köpfe waren gefallen, als Tallien, von der Schönheit und den Reizen der Frau Fontenay, der Tochter des Grafen von Cabarrus gerührt, eine andere Bahn einschlug. Er sagte sich in seinem Geiste von Robespierre los. Dieser haßte Tallien, nicht wegen seiner Mordthaten, welche er

demselben leicht verzieh, sondern wegen des Luxus, welchen Tallien trieb und den Robespierre verabscheute.

Maximilian Robespierre, sein Bruder, Saint-Just, Couthon, Lebas, der Italiener Buonarotti hatten manche republikanische Tugenden. Sie waren unbestechlich, rein in ihrem Familienleben und voll von Idealen einer schöneren, besseren Zukunft. Bisweilen schritten sie auch gegen die Ausschweifungen ihrer Amtsgenossen ein, jedoch niemals mit Gefahr ihrer politischen Stellung. Saint-Just setzte als Commissär bei den Heeren wiederholt sein Leben ein. Robespierre der Jüngere machte dem Morden zu Vesoul und zu Besançon ein Ende. Allein sie alle hatten sich zu weit von dem Blutstrome fortreißen lassen, als daß sie gegen denselben hätten schwimmen können. Die ruhigen, für Mitgefühl empfänglichen Bürger hatten sich zurück gezogen, die Hefe des Volkes gab den Ton an. Ihr schmeichelten die Führer. Mit ihr wagte Keiner auf Tod und Leben zu kämpfen. Hébert, Chaumette, Vincent, Ronsin und Pache auf der einen, Danton, Camille Desmoulins und ihr Anhang auf der anderen Seite wollten sich nicht blindlings Robespierre und dessen Freunden unterwerfen. Es bestanden drei verschiedene Cliquen unter den Machthabern zu Paris, wovon keine der anderen traute und jede geneigt war, sich der anderen zu entledigen. Danton, auf welchem die Erinnerung der September-Schlächtereien gleich einem schweren Alpe lastete und welcher einen sichtbaren Ekel gegen die fortgesetzten Hinrichtungen hegte, war im Anfange des Jahres 1794 weniger gefährlich für Robespierre, als Hébert und dessen Genossen. Hébert entfaltete in den Spalten seines "Père Duchesne" die ganze Gemeinheit und Wildheit seiner Seele. Chaumette sprach in gleichem Geiste zu den Massen. Sie hatten nicht blos den männlichen, sondern auch den weiblichen Pöbel von Paris auf ihrer Seite. Da die Frauen in dem Club der Jacobiner und Cordeliers keine Stimme hatten, gründeten sie verschiedene Gesellschaften ihres Geschlechtes, unter welchen die revolutionäre Gesellschaft zu Saint-Eustache durch ihre Ausgelassenheit sich besonders hervor that. Rose Lacombe führte darin das große Wort. Viele Mitglieder der Ausschüsse fürchteten sich vor ihr und nahmen Rücksicht auf ihre Worte der Gnade sowohl, als der Aufreizung. Als aber Robespierre sich gegen die revolutionäre Gesellschaft aussprach, wurden die Clubs der Frauen vom Convente geschlossen und verschwanden schnell von der Schaubühne. Weit gefährlicher, als die Frauen, waren die Männer. Camille Desmoulins wagte es zuerst, unter dem Schutze Danton's und dem stillschweigenden Einverständnisse Robespierre's in seinem "Vieu Cordelier" die Hébertisten anzugreifen. Robespierre trat später im Jacobinerclub den Hébertisten offen entgegen. Er warf ihnen vor, daß sie unter dem Vorwande, den Aberglauben zu zerstören, aus dem Atheismus eine Art Religion machen wollten und bewirkte die Ausstoßung dreier derselben: Proly's, Dübüisson's, Pereyra's. Hébert, welcher fühlte, daß der Streich ihm galt, setzte zwar Anfangs seine Verfolgungen gegen die Kirche fort, demüthigte sich aber bald, als Danton und Robespierre gemeinsame Sache im Convente gegen ihn machten. Robespierre konnte damals noch nicht wagen, Danton und Camille Desmoulins anzugreifen. Er nahm beide im Jacobinerclub unter seine Fittige, griff aber um so heftiger die Hébertisten an. Mit besonderer Gehässigkeit warf er sich auf Anacharsis Cloots, und machte demselben seine deutsche Abstammung und seinen Baronentitel, seine Reichthümer und seine persönlichen Beziehungen zum Verbrechen. Nach diesen Vorarbeiten sprach Robespierre im Schooße des Conventes seine Gesinnungen deutlicher aus, als früher. „Zwei Parteien," sagte er, „machen uns zu schaffen: die eine drängt uns zur Schwäche, die andere zur Uebertreibung. Die Einen nennen sich die Gemäßigten, die Anderen sind die falschen Revolutionäre." So stellte sich Robespierre in die Mitte zwischen Danton und Hébert und theilte

seine Streiche nach beiden Seiten hin aus. Der Wohlfahrt=Ausschuß ließ drei Freunde von Vincent und Ronsin: Grammont, Düret und Lapalus verhaften. Hébert versuchte vergeblich, einen Aufstand herbeizuführen. Ronsin, Hébert, Vincent, Momoro, Dücroquet, Cook, Saumür, Leclerc, Pereyra, Anacharsis Cloots, Desieux, Dübüisson und Proly wurden verhaftet und am 24. März 1794 guillotinirt. Kurz darauf wurden Chaumette, der Bischof Gobel, Herault de Séchelles und Simon verhaftet. Dieser Streich galt Danton. Fabre d'Eglantine, Bazire und Chabot hatten dasselbe Schicksal. Auch sie waren Freunde Danton's. Robespierre ging gegen Danton eben so systematisch zu Werke, als zuvor gegen Hébert.

Danton hätte merken können, daß die Reihe bald an ihn kommen würde; doch er überschätzte seine Macht und schlug den Muth Robespierre's zu niedrig an. Er hielt diesen für feig, weil derselbe sich von allen Aufständen fern gehalten hatte. Er bedachte nicht, daß es keines Aufstandes bedürfe, um ihn, nach so vielen anderen Opfern, auf das Schaffott zu bringen. Sein Aufenthalt zu Arcis=sür=Aube und zu Sèvres hatte seinen Einfluß auf den Convent geschwächt. Während Danton mit einigen wenigen Freunden zechte und schwätzte, hatte Robespierre seine Macht unausgesetzt erweitert und befestigt. Noch ein Versuch wurde gemacht, die beiden Parteihäupter mit einander zu versöhnen. Er mißglückte. Sie kamen zu Charenton bei Paris zusammen. Danton sprach von dreißig Tyrannen. Robespierre warf seinem Gegner die September=Schlächtereien vor. „Der September," antwortete Danton, „war ein unüberlegter Instinkt, ein namenloses Verbrechen, welches Niemand gut heißt, welches aber Niemand am Volke bestrafen kann. Der Wohlfahrts=Ausschuß vergießt das Blut tropfenweise, gewissermaßen um den Abscheu vor den Todesstrafen und die Gewohnheit derselben dauernd zu machen." Robespierre erwiderte: „Es giebt Leute, welche es lieber in Masse vergießen." Danton: „Ihr führt eben so viele Unschuldige als Schuldige zum Tode." Robespierre: „Ist ein einziger Mensch ohne Urtheil gestorben? Hat man ein einziges Haupt getroffen, das nicht vom Gesetze verfehmt war?" Bei diesen Worten brach Danton in bitteres Lachen aus: „Unschuldige! Unschuldige!" rief er, „ vor dem Ausschusse, welcher der Kugel in Lyon und der Loire in Nantes sagte, zu wählen: Du scherzest, Robespierre! In euren Augen ist der Haß, den man euch weiht, Verbrechen! Ihr erklärt alle euere Feinde für schuldig." Robespierre entfernte sich mit den Worten: „Nein! und der Beweis ist, daß Du lebst."

Dieser Beweis blieb nicht lange bei Kraft. Zwei Tage darauf wurden Danton, Camille Desmoulins, Philippeaux, Lacroix und Westermann verhaftet. Am 5. April fielen ihre Häupter zugleich mit denjenigen ihrer früher gefangen gesetzten Freunde. Ein Opfer genügte Robespierre nicht. Vierzehn Köpfe fielen in einer Stunde.

Robespierre und Saint Just hatten persönlich diese Opfer vom Convente und vom Wohlfahrts=Ausschusse verlangt. Ihre treuesten Anhänger hatten das Urtheil gesprochen. Danton büßte mit seinem Kopfe und mit den Häuptern seiner dreizehn besten Freunde dafür, daß er gewagt hatte, dem Tyrannen die Wahrheit zu sagen, und daß er sich von ihm nicht als blindes Werkzeug der Zerstörung gebrauchen lassen wollte.

Camille Desmoulins war der erste gewesen, welcher im Jahre 1789 die Bürger von Paris zu den Waffen gerufen. Er hatte seit dieser Zeit unausgesetzt in den vordersten Reihen der Revolution gekämpft. Sein Fehler war gewiß nicht, wie ihm der National=Convent vorwarf, Mitschuldiger des Herzogs von Orleans und Dümouriez's gewesen, so wenig, als ein Feind der Republik und Verschwörer zur Wiederherstellung der Monarchie zu sein. Der Fehler seines ganzen Lebens war Leichtfertigkeit, sein wirkliches Verbrechen bestand in seiner Anklage gegen die Girondisten. In den Augen Robespierre's war er

aber des Todes schuldig, weil er Danton's Freund und dem fortgesetzten Morden abgeneigt war. Westermann war der Held des 10. August 1792. Ihm verdankte das Volk die Erstürmung der Tuilerien. Er hatte auch nachher am Rheine und in der Vendée treffliche Dienste geleistet.

Danton hatte den Sturm auf die Tuilerien, welchen Westermann ausführte, organisirt. Wenn die Girondisten sich rühmen konnten, von der Tribüne aus die Republik gegründet zu haben, so theilte Danton jedenfalls diesen Ruhm mit ihnen. Er hatte sich nicht damit begnügt, auf der Tribüne gegen das Königthum zu sprechen. Er hatte wie kein zweiter, am 10. August dessen Sturz herbeigeführt. Camille Desmoulins und Westermann hatten nach ihm dabei die ersten Rollen gespielt. Alle drei setzten zugleich ihre Köpfe ein. Robespierre hatte sich von allen gefährlichen Unternehmungen der Jahre 1789 bis 1792 möglichst ferne gehalten. Der Gedanke, daß er erst später und nur auf der Tribüne großen Ruhm erworben habe, mochte auch dazu beitragen, seinen Haß gegen Danton noch bitterer zu machen. Selbst auf der Rednerbühne wagte er nicht, Danton entgegenzutreten. Als Robespierre seinen gewaltigen Nebenbuhler von der Tribüne des National-Conventes den Fehdehandschuh entgegenwarf, war dieser schon im Kerker und konnte sich nicht mehr vertheidigen. Die Spitze der Anklage gegen Danton lag in den Worten: „du siehst mit Abscheu auf die Revolution vom 31. Mai."

Die trübe Ahnung, welche Danton seit langer Zeit gehegt hatte, daß er in Folge des Sturzes der Gironde seinen Untergang finden würde, trat in Erfüllung, doch auch die Vorhersagung, welche er aussprach, als ihm das Todesurtheil gesprochen wurde. „Man opfert uns einigen feigen Räubern auf, aber sie werden ihren Sieg nicht lange genießen; ich ziehe Robespierre nach. Der Feige! ich allein besaß die Macht, ihn zu retten." Hundert und zehn Tage, nachdem Danton's Haupt gefallen war, endigte Robespierre auf demselben Schaffotte, welchem er so viele Opfer zugesandt hatte.

Welcher Antheil Robespierre und Saint Just an dem Falle vieler gewöhnlichen Köpfe beizumessen ist, hat die Geschichte noch nicht vollständig zu Tage gebracht. Soviel ist aber gewiß, daß das Blut der Hingerichteten und zu Tode gehetzten Girondisten, der Frau Roland und ihres Gatten, Danton's, Camille Desmoulins' und Westermann's an ihren Händen klebt. Diese Blutschuld genügt, um das Andenken Beider auf alle Zeiten hinaus zu beflecken. Ihre Thaten waren barbarisch; sie lassen sich durch Redensarten weder übertünchen, noch entfernen.

Die Barbarei verändert ihren Charakter nicht dadurch, daß sie systematisch zu Werke geht, sondern verbindet dann nur mit den ihr eigenthümlichen Scheußlichkeiten diejenigen, wozu die Kunst und die Wissenschaft ihr die Mittel bieten. Leider kann alles Gute und Schöne dadurch entweiht werden, daß es zum Knechte des Bösen herabgewürdigt wird. Die Barbarei besteht nicht in dem Mangel an Kunst und Wissenschaft, sondern darin, daß sie von derselben keinen der Menschheit förderlichen Gebrauch zu machen weiß. Die Barbarei ist die Verleugnung des menschlichen Gefühls. Sie wird um so verderblicher wirken, je systematischer sie zu Werke geht.

In unseren Tagen, da die Afterbildung eine so große Rolle spielt, glauben Manche, es genüge, irgend eine Schändlichkeit systematisch zu behandeln, um dieselbe zu rechtfertigen. Es liegt darin eine große Ueberschätzung des Verstandes und eine beklagenswerthe Geringschätzung des sittlichen Gefühls. Harmonie durchdringt das Leben des Einzelnen, der Familien und der Nationen nur dann, wenn das sittliche Gefühl: Menschenliebe und Gewissenhaftigkeit den Ton angiebt und alle übrigen Kräfte des Menschen es dienend begleiten.

Daß die Schreckenszeit barbarisch war, erhellt nicht blos aus den im Laufe derselben verübten Schandthaten, sondern auch daraus, daß sie die Brücke bildete zum napoleonischen Despotismus. Der Schrecken war der Boden, auf welchem Napoleon das Gebäude seiner Herrschaft errichten konnte. Unter den Fittigen der Freiheit hätte er wohl Siege über den auswärtigen Feind, über die inneren Gegner der Republik, niemals aber über diese selbst erringen können.

Robespierre, welcher immer von Tugend sprach, hatte keine Ahnung davon, daß in der Schule, in welcher die Guillotine, die Kanone und der Säbel als Zuchtruthen dienen, die Tugend sich nicht entwickeln kann. Er war nicht verblendet genug, um die Lasterhaftigkeit der Werkzeuge, deren er sich bediente, zu verkennen. Er sah wohl ein, daß die verruchten Mörder, welche die massenhaften Abschlachtungen leiteten, den verderblichsten Einfluß auf die Sittlichkeit des Volkes übten. Er tröstete sich bisweilen mit dem Gedanken, das Volk von seinen Verführern, wie von seinen Tyrannen zu befreien. Er ahnte nicht, daß er selbst der schlimmste Tyrann war, welchen Frankreich jemals gehabt hatte. Unter seinen Papieren fand man einen Zettel, worin er die Frage aufwarf: „wann wird das Volk aufgeklärt sein?" und dieselbe dahin beantwortet: „wenn das Interesse des Reichen und dasjenige der Regierung mit demjenigen des Volkes vereinigt sein wird." Auf die weitere Frage: „wann dieses der Fall sein werde?" antwortet er „niemals!"

Robespierre hegte also selbst bisweilen die Befürchtung, daß alle die massenhaften Abschlachtungen, welche er entweder anordnete, oder doch duldete, nutzlos sein möchten. Dieselbe mußte sich ihm von Monat zu Monat, je größer die Zahl der Opfer wurde, mehr und mehr aufdrängen.

Man hat der Gironde mit Recht den Vorwurf gemacht, daß sie nicht mit der erforderlichen Kraft den Jacobinern entgegengetreten sei und nicht die Kunst verstanden habe, die Republik, nachdem sie beschlossen war, in's wirkliche Leben einzuführen und darin zu befestigen. Diese Vorwürfe treffen aber mit noch größerer Gewalt ihre Gegner: zuerst Danton und Camille Desmoulins, welche Robespierre gewähren ließen, und ihm erst spät und schwach entgegentraten, dann Robespierre, Couthon, Saint-Just und Lebas, welche Collot d'Herbois, Hébert, Chaumette, Ronsin, Carrier, Carteaux, Dorfeuille, Fouché und anderen Bluthunden kein, oder doch sehr spät erst ein Ziel steckten.

Der Unterschied zwischen den Girondisten und den Jacobinern bestand nur darin, daß jene sich vom Strome der Revolution nicht weiter als bis zur Schreckenszeit fortreißen ließen, daß sie ihr Leben einsetzten, um dieselbe zu verhüten, während Danton und Robespierre sie veranlaßten, eine Zeit lang mordeten und morden ließen und dann erst versuchten, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, als der Blutdurst so wüthend geworden war, daß sie demselben nicht mehr Einhalt gebieten konnten.

Die Vorwürfe, welche der Gironde gemacht werden, verlieren dadurch einen großen Theil ihres Gewichtes, daß sie auch ihre Gegner treffen. Es erhellt daraus, daß die Grundursache der Leiden Frankreich's mehr der Macht der Verhältnisse, dem unwiderstehlichen Strome der Zeit, der Naturanlage der Nation, als den Fehlern irgend eines Bruchtheiles derselben beizumessen ist. Das Volk im Allgemeinen besaß mehr Empfänglichkeit für blinde Wuth, als für Mäßigung und Ruhe. Die Partei, welche gegen die massenhaften Abschlachtungen, gegen die Aufregung der finsteren Leidenschaften des ungebildeten Theiles der Nation war, fand in der Gesammtheit nicht die erforderliche Unterstützung. Ein Theil des Volkes wollte morden, der andere sah ruhig zu. Die kleine Schaar, welche dem Morden Einhalt thun wollte, war zu schwach, um zu siegen. Je schwächer sie war, desto mehr gereichte es ihr zur Ehre und zum Verdienste, daß sie doch den Kampf mit dem herrschenden Fanatismus wagte.

Es wäre ein großes Unrecht, behaupten zu wollen, daß die beiden Brüder Robespierre, Saint-Just, Couthon, Lebas und deren treueste Anhänger blutdürstig gewesen seien. Das waren sie nicht. Allein ihr Fehler bestand darin, daß sie zuerst die Leidenschaften des Volkes auf den Höhepunkt des Blutdurstes brachten und dann sich auf den blutigen Wogen schaukeln ließen, ohne denselben, sei es auch mit Gefahr ihres Lebens, ein Ziel zu setzen. Der Fehler aller dieser Männer bestand darin, daß die Systeme, welche sie sich von Freiheit, Volksbeglückung und Machtentwickelung gebildet hatten, ein größeres Gewicht auf ihre Handlungen ausübten, als Menschenliebe und Rechtsgefühl.

Aus den zahlreichen Briefen dieser Männer, in welchen sie ihre innersten Herzensergießungen niederlegten, aus vielen mündlichen Mittheilungen, welche uns aufbewahrt worden sind, ergiebt sich klar und deutlich, daß dieselben milderer Regungen keineswegs unfähig waren. Diese standen aber unter der herrschenden Gewalt der Systeme, welche sie sich gebildet hatten. Ein systematischer Mensch ist im Bösen, oder auch nur im Irrthume weit gefährlicher, als der Mensch des Augenblicks und der Gelegenheit. Ein solcher war Danton, ein solcher war Camille Desmoulins. Beide fielen als Opfer der Systeme Robespierre's, nachdem sie selbst dadurch, daß sie sich im entscheidenden Augenblicke zu dessen Gunsten und gegen die Gironde erklärt, wesentlich zum Siege der Terroristen beigetragen hatten.

Die Aufregung wurde so furchtbar in ganz Frankreich, weil fast jede Stadt, ja manches Dorf seinen Marat, Danton und Robespierre, seinen Hébert und seinen Chaumette besaß. Die Revolution glich einem Rosse, welches das Gebiß zwischen die Zähne genommen hatte und in wüthenden Sprüngen dem Abgrunde zulief, der es verschlingen sollte. Der Abgrund war der Schrecken. Durch denselben floß ein Blutstrom.

§ 19. Die Schreckenszeit. (April bis Juli 1794.)

Die Häupter aller Nebenbuhler Robespierre's waren gefallen. Der Convent und der Wohlfahrts-Ausschuß hatten ihm keines versagt, das er verlangte. Doch das Morden dauerte fort, nahm an Zahl und an innerer Scheußlichkeit noch zu. Zwar so große Köpfe, als früher, konnten nicht mehr abgeschlagen werden. Unter den Größen der Zeit war schon vollständig aufgeräumt worden. Allein die Massen mußten aushelfen, da die Einzelnen, welche getroffen werden konnten, die öffentliche Aufmerksamkeit nicht mehr in gleichem Maße, wie früher, auf sich ziehen konnten. Was den Opfern an Erhabenheit fehlte, wurde ersetzt durch deren Unschuld und deren Geschlecht. Saint-Just hatte die Bestrebungen Danton's und Camille Desmoulins', dem Morden Einhalt zu thun, Gnade ergehen zu lassen, für „Schwächen" erklärt. Es galt, der Welt zu zeigen, daß er und sein Herr und Meister Maximilian solcher Schwächen unfähig seien. Robespierre hatte sich, als er Danton anklagte, öffentlich gerühmt, daß er, trotz seiner Freundschaft Petion und trotz seiner näheren Bekanntschaft Roland aufgegeben und angeklagt habe. Auch mit der Wittwe Camille Desmoulins', mit der unglücklichen Lucille Düplessis war Robespierre befreundet gewesen. Er hatte deren kleinen Sohn Horace oft auf seinen Knieen gewiegt. Er sollte der Schwiegersohn der Frau Düplessis werden. Wäre Lucille Desmoulins eine dem Staate gefährliche Verbrecherin gewesen, so mochte man Robespierre entschuldigen. Sie war eine unglückliche Gefangene, seit dem Tode ihres Gatten ein gebrochenes Herz, eine entblätterte Rose. Doch es war die Rede davon gewesen, sie sollte den Versuch machen, ihren Gatten und dessen Freunde zu retten. Die Liebe zu ihrem Gatten war ihr einziges Verbrechen. Robespierre konnte es ihr nicht verzeihen. Mit ihr zugleich saß

auf dem Todeskarren die Wittwe Hébert's, einst eine Nonne. Der Haß, welchen Robespierre auf ihren Gatten geworfen hatte, übertrug sich auf die Wittwe. Auch sie mußte sterben. Mit den beiden Wittwen zugleich wurden fünfundzwanzig andere Opfer zum Schaffotte geschleppt, darunter der General Arthur Dillon, Chaumette, die Adjutanten Ronsin's, der General Beysser, der Bischof von Paris Gobel, die beiden Schauspieler Grammont (Vater und Sohn) und Lapalus. Die Bewegung, welche die Hinrichtung Danton's hervorgerufen hatte, sollte durch diese neuen Todesopfer niedergeschlagen werden. Zu dem öffentlichen Morde wurde jetzt noch die öffentliche Beschimpfung hinzugefügt. Eine Horde entarteter Frauen wurde angestellt und bezahlt, damit sie die zum Tode Verurtheilten auf ihrem letzten Wege schmähen und beschimpfen sollte. Robespierre glaubte, auf diese Weise die öffentliche Meinung zu täuschen. Man sollte glauben, die bezahlten Megären sprächen die Gesinnungen Frankreich's aus.

Der Mechanismus des Todes war ganz vortrefflich eingerichtet. Die Anklage füllten das Zimmer Fouquier-Tinville's, die Gefangenen die Kerker Frankreich's. Jeden Abend begab sich der Staatsankläger in den Wohlfahrts-Ausschuß und verlangte dessen Befehle. Dieser übergab ihm die Listen des Todes. Hatte sich der Ausschuß über die Opfer nicht geeinigt, so überließ er dem Staatsankläger die Wahl. Fouquier-Tinville verständigte sich mit dem Gerichts-Präsidenten. Der Anklage folgte die Verurtheilung, dieser die Hinrichtung auf dem Fuße nach. Die Rache beschränkte sich nicht mehr auf eine Person, sie erstreckte sich auf die ganze Familie, auf Standes- und Gesinnungsgenossen und Freunde. Da der General Cüstine hingerichtet worden war, mußte auch sein Sohn das Leben verlieren. Einige wenige Girondisten hatten sich eine Zeit lang der Hinrichtung entzogen. Condorcet wurde entdeckt und in das Gefängniß geworfen. Er kam der Hinrichtung durch Gift zuvor. Clavière stieß sich im Kerker den Dolch in's Herz, seine Gattin vergiftete sich. Malesherbes hatte den König vertheidigt. Er starb dafür nicht allein, sondern mit seiner ganzen Familie, mit seinem Schwiegersohne, zwei Enkelinnen und deren Gatten auf dem Schaffotte. Auch der alte Luckner wurde aus dem Kerker, in dem er lange geschmachtet hatte, auf das Schaffott geschleppt.

Niemand wagte, dem Morden Einhalt zu thun. Doch die Straßen, durch welche die Todeskarren zogen, leerten sich. Die Besitzer der Häuser, an welchen die Todesopfer vorbeigeschleppt wurden, schlossen ihre Fenster und Thüren. Die Miether zogen aus, die Hausherren beklagten sich bei der Commüne. Das Blut von zwei bis dreitausend Schlachtopfern hatte den Boden des Revolutionsplatzes getränkt. Es verbreitete verpestende Dünste. Die Spaziergänger vermieden die Tuilerien und die elisеischen Felder. Die Commüne wechselte den Platz der Hinrichtung. Sie stellte die Guillotine in der Vorstadt Saint-Antoine an der Barriere des Thrones auf.

Als der König von Preußen im Jahre 1792 Verdün eingenommen hatte, gab ihm die Stadt ein Fest, zu welchem die Eltern ihre Kinder führten. Diese ergriff die in Paris herrschende Mörderbande und schleppte sie zum Schaffotte. Das älteste der Mädchen zählte achtzehn Jahre. Die Henker weinten mit den Kindern. Sie hatten noch Thränen nach all dem Blute, das sie vergossen. Sie hätten Gnade ergehen lassen. Doch Robespierre und Saint-Just waren solcher „Schwächen" unfähig. Am Tage nach der Hinrichtung der Mädchen von Verdün wurden sämmtliche Nonnen der Abtei von Montmartre zum Tode geführt. Von Tage zu Tage wurde die Reihe der Todeskarren länger. Auf einmal führten sie eines Tages fünfundvierzig obrigkeitliche Personen von Paris und dreiunddreißig Mitglieder des Parlaments von Toulouse, ein andersmal siebenundzwanzig Kaufleute von Sedan, nicht selten sechzig bis achtzig Personen zum Schaffotte.

Die Stimmung von Paris änderte sich. Das Volk rief den Verurtheilten nicht mehr Verwünschungen nach. Als eines Tages der Abbé Fénélon, ein Greis von neun und achtzig Jahren, zum Tode geführt wurde, folgte ihm eine große Schaar ärmlich gekleideter Kinder nach. Er hatte denselben Vaterstelle vertreten, — sie von der Straße um sich gesammelt. Die armen Savoyarden hatten vergeblich in Masse den National-Convent um Gnade gebeten. Sie folgten ihrem Wohlthäter bis zum Schaffotte, empfingen von dort aus dessen Segen. Mit ihnen zugleich fiel das ganze versammelte Volk auf die Kniee. Die Vorstadt Saint-Antoine, der Stadttheil, in welchem die Revolution zuerst ausgebrochen war und woselbst die wildesten Revolutionäre wohnten, wurde unwillig über die auf sie gefallene Wahl. Auch sie erhob Einsprache gegen die Guillotine, welche in ihrem Gebiete aufgestellt worden war. Diese Zeichen wieder erwachten menschlichen Gefühles und früherer Lebensgewohnheiten beunruhigten den Wohlfahrts-Ausschuß. Fouquier-Tinville wurde gerufen. Collot d'Herbois sagte ihm: „Das Volk fängt an, sich abzustumpfen; man muß seine Gefühle durch imponirende Schauspiele erwecken. Richte dich darauf ein, daß von jetzt an hundert und fünfzig Köpfe täglich fallen."

Noch stand einer, welcher durch seine Verwandtschaft und Geburt eine gewisse Bedeutung hatte. Die Prinzessin Elisabeth lebte noch. Am 9. Mai 1794 wurde sie von ihrer Nichte getrennt, am 10. mit vier und zwanzig Personen beiderlei Geschlechts vor das Revolutionstribunal gestellt, zum Tode verurtheilt und hingerichtet.

Von der Familie Ludwig's XVI. blieben in Frankreich nur noch dessen Sohn Ludwig Karl und dessen Tochter übrig. Der erstere, geboren den 27. März 1785, erhielt nach dem Tode seines ältern Bruders (4. Juni 1789) den Titel Dauphin. Er hatte die Leiden der Gefangenschaft seines Vaters getheilt, war später von seiner Mutter getrennt und einem rohen Schuster, Namens Simon, übergeben worden. In Folge der grausamen Behandlung, welche der unglückliche Knabe von Simon und dessen Gattin zu erleiden hatte, verkümmerte er. Im Februar 1795 erhielt der Gemeinderath von Paris Nachricht von dem traurigen Zustande des Knaben und sandte den berühmten Arzt Düssault zu demselben. Die Hülfe kam zu spät. Der Knabe starb am 8. Juni 1795. Mehrere Gauner gaben sich später für denselben aus und wußten, eine Zeitlang wenigstens, ihre Rolle so gut zu spielen, daß sie einige gutmüthige Schwärmer täuschten. Unter den Geschichtsforschern waltet aber kein Zweifel über den Tod des Knaben ob.

Die Tochter Ludwig's XVI., Maria Theresa Charlotte, welche später den Herzog von Angoulême, den ältesten Sohn des Grafen von Artois, ihren Vetter, ehelichte, wurde am 25. December 1795 ihrer Haft entlassen, indem sie gegen die fünf von Dümouriez den Oesterreichern überlieferten republikanischen Commissäre, gegen Sémonville und Maret ausgewechselt wurde. Wir werden auf dieselbe in der späteren Geschichte Frankreich's noch zurück kommen. Sie erlebte den zweiten Sturz der Bourbonen, nachdem sie bei dem ersten der drohenden Todesgefahr entgangen war.

Inmitten aller bisher mitgetheilten, unter den Formen des Rechtes stattfindenden Schlächtereien ist es wohl am Platze, die Frage der Rechtmäßigkeit der Todesstrafe in's Auge zu fassen. Ich stelle dieselbe mit vielen Rechtsgelehrten und Philosophen durchaus in Abrede. Ich will damit nicht behaupten, daß der Mensch nicht das Recht der Nothwehr habe. Allein wo die Nothwehr entscheidet, besteht nicht der Rechtszustand, sondern der Zustand der Noth. In demselben Maße, als in einem Staate der Nothzustand die seltene Ausnahme und der Rechtszustand die allgemeine Regel ist, nähert sich derselbe dem Ideale einer wohl organisirten Gesellschaft an. Je häufiger die nur durch die Noth zu rechtfer-

tigenden Todesstrafen sind, desto niedriger steht er auf der Stufe der Bildung und des Rechtes.

Die französische Revolution schwang sich, selbst in ihren schönsten Tagen, nicht so hoch empor, daß sie die Todesstrafe abgeschafft hätte. Statt dieses zu thun, führte man eine Maschine ein, mit deren Hülfe der Tod schneller und sicherer gegeben werden konnte. Am 25. April 1792 wurde zum ersten Mal die Guillotine in Bewegung gesetzt. Die gesetzgebende Versammlung, welche diese Veränderung beschloß, ahnte nicht, daß diese neue Zerstörungsmaschine so vielen ihrer Mitglieder, so vielen der gefeiertsten Männer der Welt den Tod geben würde. Ludwig XVI., welcher den Antrag der gesetzgebenden Versammlung genehmigte, dachte nicht, daß sein Haupt eines der ersten sein würde, welches unter der Guillotine fallen sollte.

Unsere deutschen Fürsten befinden sich jetzt in einer ähnlichen Lage, wie Ludwig XVI. im vorigen Jahrhunderte; sie können sich nicht entschließen, die Todesstrafe abzuschaffen, wie die Menschenfreunde verlangen. Sie führen, wie vor ihnen Ludwig XVI., da und dort statt des Schwertes und des Galgens die Guillotine ein. Wer weiß, ob dieselben nicht in ähnlicher Art, wie Ludwig XVI. dafür zu büßen haben werden?

Die massenhaften Hinrichtungen der Jahre 1793 und 1794 machen anschaulich, wie schwer es ist, Maß zu halten, wenn einmal die Unvermeidlichkeit der Todesstrafe gesetzlich anerkannt ist. Zu allen Zeiten haben die Vertheidiger veralteter Mißbräuche und Grausamkeiten sich auf die Nothwendigkeit derselben berufen. Nicht selten haben sie das Unrecht derselben erst erkannt, wenn sie es selbst zu empfinden hatten. So viel bleibt gewiß, wir sind von einem Staate des Rechtes und der Menschlichkeit noch weit entfernt, so lange unsere Gesetze noch eine Todesstrafe als Regel für eine Mehrzahl von Verbrechen anerkennen. Wenn die Todesstrafe überhaupt nicht gebilligt werden kann, so verdient sie den heftigsten Tadel in ihrer Anwendung auf politische Verbrechen. Denn in Betreff dieser wechselt die Meinung am schnellsten und wird daher ein nicht wieder gut zu machendes Uebel am frühesten bereut und beklagt.

Politische Verbrechen sollten niemals in Massen bestraft werden, schon aus dem Grunde nicht, weil sie voraussetzen, daß die Richter einer entgegengesetzten Partei, als derjenigen der Angeklagten, angehören, und von solchen daher keine Gerechtigkeit zu erwarten ist. Politische Verbrechen massenweise geübt, sind immer die Folgen politischer Mißstände, welche nur durch weise Gesetze mit Nachdruck bekämpft werden können. Unter allen Verhältnissen ist Milde ein Hauptbestandtheil der Weisheit.

So lange eine politische Partei der anderen drohend und feindlich gegenüber steht, begründet Freiheitsdrang und das Streben nach den unveräußerlichen Rechten der Menschheit den einzigen sichern Maßstab von Recht und Unrecht. Derselbe Maßstab bleibt, wenn die eine von der anderen niedergeworfen ist. Die positiven Gesetze haben zwar wohl ihre Bedeutung, allein eine weit höhere im praktischen Leben, als in der theoretischen Beurtheilung von Recht und Unrecht. Denn theils sind sie selten der reine Ausdruck des Volkswillens, vielmehr gewöhnlich nur der Ausdruck des Willens einiger Machthaber, theils sind sie aber oft nur das Ergebniß entweder augenblicklicher Leidenschaftlichkeit, oder einer überwundenen Vergangenheit.

In den Jahren 1793 und 1794 verlor sich übrigens der Gedanke der Strafe und des Rechtes bei Anwendung der Guillotine, der Kartätschen und des Wassers ganz und gar. Was man Todesstrafe nannte, war in der That nichts weiter, als Einschüchterungsmittel.

Viele der von den Jacobinern hingemordeten Schlachtopfer hatten sich die größten

Verdienste um die Republik erworben, z. B. das Roland'sche Ehepaar, der General Cüstine die zwanzig ersten Girondisten, Andere waren durchaus unschuldig, wie die Kinder von Verdün. Von den Schuldigen selbst hatten nur Wenige, nach den damals in Europa herrschenden Begriffen, den Tod verdient. Man schätzt die Zahl, welche innerhalb und außerhalb Frankreich's, sei es auf dem Schaffotte oder nach gesprochenem Todesurtheile, oder auf Schlachtfeldern, in Gefängnissen und Hospitälern, auf der Flucht oder in Jammer und Elend durch den Schrecken in den Tod getrieben wurden, auf zwei Millionen. Darunter war die Blüthe Frankreich's. In der ersten Zeit waren es wohl Aristokraten und Pfaffen, welche geopfert wurden, später aber zum größten Theile Republikaner, Männer der Freiheit, voll der reinsten Begeisterung. Bis auf den heutigen Tag hat Frankreich den Verlust nicht verschmerzt. Eine solche Menge hervorragender Geister, wie in den Jahren 1789—1792, fand sich später nicht wieder im Schooße einer und derselben Versammlung zusammen. Wer weiß, ob Frankreich sie jemals ersetzen kann.

Man hat sich viel darüber gestritten, wer den größten Theil der Blutschuld der Jahre 1793 und 1794 auf dem Gewissen habe. Sie vertheilt sich unter die Machthaber der damaligen Zeit im Verhältnisse zu dem Einflusse, welchen sie auf die Staatsregierung überhaupt, auf den Wohlfahrts-Ausschuß und die Revolutions-Tribunale besaßen. Allerdings bestanden im Schooße dieser Körperschaften mannichfaltige Meinungsverschiedenheiten. Auch wechselte der Antheil, welchen einzelne Machthaber an den Hinrichtungen nahmen. Allein der größte Theil der Schuld fällt unstreitig Robespierre zur Last, schon aus dem Grunde, weil er nicht blos im Schooße des Wohlfahrts-Ausschusses und des Conventes, sondern auch der gesammten französischen Nation die erste Stimme hatte. Er war seit dem Sturze der Gironde das eigentliche Haupt der französischen Nation, obgleich er nicht den Titel eines Kaisers, Dictators oder Präsidenten besaß. Er war unausgesetzt zu Paris anwesend. Er war vor allen Anderen berufen, dem Morden Einhalt zu thun.

Die Aufgabe eines Führers besteht nicht blos darin, die unter ihm stehenden Leute anzufeuern. Wenn die Hitze derselben zu groß ist, muß er verstehen, sie zu mäßigen und zu bändigen. Robespierre gab sich zwar ab und zu den Anschein, als wolle er die herrschende Aufregung in Schranken halten. Als er Hébert, Ronsin und Genossen auf das Schaffott bringen wollte, nahm er die Rolle eines Friedenstifters an. Daß er aber bei dieser Gelegenheit, wie bei mancher anderen, nur eine Rolle spielte, nicht einem klar erkannten Principe folgte, erhellt daraus, daß die Hinrichtung der Hébertisten keinen Wendepunkt in der Schreckenszeit bildete, daß diese vielmehr unausgesetzt sich steigerte, bis Robespierre, nach Vernichtung aller seiner hervorragenden Gegner, durch die Vereinigung der verschiedenen Gruppen seiner untergeordneten Feinde zu Falle kam. Das Ziel, nach welchem Robespierre strebte, war, wie er selbst in einem lichten Zwischenraume erkannte, unerreichbar. Vermittelst massenhafter Hinrichtungen entfernte er sich und zugleich Frankreich und die Menschheit immer weiter von demselben.

Man hat den Girondisten mit Recht ihre Schwankungen vorgeworfen. Allein schwankten ihre Gegner, selbst die entschlossensten, schwankten Danton und Robespierre weniger, als sie? Die Schwankungen fanden immer statt, als es galt, von der Verneinung zur Bejahung, von der Zerstörung zur Schöpfung überzugehen. Die Girondisten schwankten vom April 1792 bis 1793, Danton vom Juni 1793 bis April 1794 und Robespierre vom April bis zum Juli 1794. Während die Gironde schwankte, verschanzte sie sich hinter die Rednerbühne. Als Danton schwankte, zog er sich auf das Land, nach Arcis-sür-Aube und später nach Sèvres, zurück. Robespierre verdeckte seine Schwankun-

gen durch die Guillotine. Wie unschuldig, wie verzeihlich waren die Schwankungen der Girondisten und selbst diejenigen Danton's im Verhältnisse zu den Schwankungen Robespierre's! Die Girondisten konnten die Republik nicht feststellen, weil der Kampf gegen die Jacobiner ihnen weder Zeit noch Kraft dazu übrig ließ; Danton vermochte es nicht, weil er den Genuß zu sehr liebte, um sich in einen Kampf mit Robespierre einzulassen. Dieser Letztere hatte alle seine principiellen Gegner niedergeworfen. Wenn er schöpferische Kraft besessen hätte, so wäre es ihm leicht gewesen, auf dem durch die Guillotine geebneten Boden einen neuen Bau aufzuführen. Allein er besaß nur Kräfte der Zerstörung. Er mußte vor seinem Falle dieses selbst erkennen. In seiner Verzweiflung rief er aus: „Nein, ich bin nicht geschaffen, um zu regieren, ich bin geschaffen, um die Feinde des Volkes zu bekämpfen." Leider hatte er nicht blos die Feinde, sondern auch die begeistertsten Freunde des Volkes bekämpft und zwar auf Tod und Leben, bis zur Vernichtung.

Die Schwankungen der Girondisten finden ihre Entschuldigung nicht blos in der Macht ihrer Gegner, sondern auch in der Reinheit ihrer Beweggründe und in der Erhabenheit ihrer Ideale. Die Jacobiner hatten freies Feld. Sie standen den Vorurtheilen und den wilden Leidenschaften der Massen viel näher, als die Girondisten. Die Jacobiner schwankten zwischen dem unsinnigsten Aberglauben und dem wüthendsten Unglauben, zwischen der grausamsten Unduldsamkeit und der wildesten Ausgelassenheit hin und her. Die Girondisten verbanden Duldsamkeit mit Aufklärung, Widerwillen gegen Laster und Verbrechen mit Freiheitsliebe. Ihre Fehler fallen der gesammten französischen Nation zur Last, welche sie nicht mit dem erforderlichen Nachdruck unterstützte. Die Jacobiner machten sich das ganze französische Volk unterwürfig. Doch mit einem unterworfenen Volke läßt sich keine Republik schaffen oder befestigen. Ein unterworfenes Volk ist nur noch des Despotismus fähig. Die Girondisten hatten nicht daran gedacht, die Nation zu unterwerfen. Ihr Bestreben war gewesen, das Volk aufzurichten, zu erleuchten, für Freiheit und Recht zu erwärmen. Die Girondisten waren zu gut, die Jacobiner zu schlecht für die Masse des französischen Volkes. Dieses war in großen Zügen das Verhältniß zwischen Girondisten und Jacobinern. Einzelne Ausnahmen auf beiden Seiten bleiben natürlich vorbehalten. Die Regel wird dadurch nur bestätigt.

Robespierre hatte die französische Nation an den Rand des Abgrundes geführt, an welchem keine andere Ordnung, als diejenige des Despotismus möglich ist. Seine Freunde erkannten diese Lage und drangen in ihn, die Dictatur zu ergreifen. Er hatte sich nicht gescheut, vierzehn Monate lang ohne den Titel die Gewalt eines Dictators auszuüben. Im entscheidenden Augenblicke sträubte er sich gegen den Titel.

„Warum," sagte er seinen Freunden, „habe ich mein Leben, meine Gedanken, meine schlaflosen Nächte, mein Wort, meinen Namen, mein Blut der Revolution geweiht? Um die Könige und Aristokraten zu entthronen, um die Gewalt dem Volke zurück zu geben und um das Volk fähig und würdig zu machen, selbst und allein seine natürliche Selbstherrlichkeit auszuüben. Was schlägt man mir vor, jetzt, da die Tyrannen und Aristokraten niedergeworfen sind und da das Volk durch seine National-Repräsentanten herrscht? Mich selbst an die Stelle dieser Tyrannen zu setzen, welche wir zerstört haben und in meiner Person, im Namen des Volkes die niedergeworfenen Tyrannen wieder herzustellen!

„Ich gebe zu, daß ich die höchste Gewalt nicht mißbrauche und daß meine Dictatur nur die Dictatur der Vernunft und der Wahrheit über die Republik sei" (so dachten auch Cromwell und Napoleon I.; so denkt jetzt noch Napoleon III.), „aber ich hätte, indem ich sie ergriff oder annahm, das verführerischste Beispiel den Ehrgeizigen und das verderblichste der Freiheit gegeben."

„Die Gefahr der Dictatur liegt nicht sowohl in der Dictatur, als in der Einrichtung selbst. Dieses Amt ist dasjenige der Verzweiflung der Nationen. Es ist gegründet gegen die Tyrannen und verändert sich unwillkürlich in dauernde Tyrannei. Es rettet einen Tag, um ein Jahrhundert zu Grunde zu richten. Möge der Tag verloren gehen und die Zukunft gerettet werden!"

In diesen Worten sprach Robespierre einen Theil seiner Gesinnungen aus. Allein aus seinen nachgelassenen Papieren erhellt klar und deutlich, daß der Hauptgrund seiner Zögerungen in seinem Bewußtsein bestand, daß er unfähig sei, die Nation in einen Zustand der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, wie er denselben oft besprochen hatte, empor zu heben.

Wenn übrigens Robespierre Zeit gelassen worden wäre, so hätten sich wohl seine Scrupel verloren. Die Anträge, welche er in Betreff des höchsten Wesens und der Unsterblichkeit der Seele stellte, das Fest des höchsten Wesens, welches er zu Stande brachte (20. Prairial oder 8. Juni 1794), und bei welchem er nicht undeutlich die Stelle desselben übernahm, waren augenscheinlich vorbereitende Schritte in der Richtung zur Dictatur. Die Lage der Sache war aber nicht ganz so, wie Saint-Just, Couthon, Lebas und Buonarotti sie ihrem Freunde Robespierre vorstellten. Nicht alle Mitglieder der Ausschüsse waren eben so geneigt, wie Saint-Just, die Ueberlegenheit Robespierre's anzuerkennen. Der Convent trug zwar das Joch, welches Robespierre ihm auferlegte, mit scheinbarer Geduld, und nahm sogar bisweilen die Larve der Begeisterung vor. Allein dieses war eben nur Schein und Larve.

Viele, welche dem Feste des höchsten Wesens beiwohnten, erkannten den geheimen Gedanken Robespierre's und mischten ihm bittere Tropfen des Wermuths in den Freudenbecher, welchen er an seinen Mund brachte. Während Robespierre vom Marsfelde nach den Tuilerien zurückkehrte, drang ein finsteres Gemurmel bis zu seinen Ohren. Mitten aus der Menschenmenge hörte man rufen: „Vom Capitole zum tarpejischen Felsen ist nur ein Schritt." „Es giebt noch Brutusse." „Siehst du diesen Menschen? Er hält sich schon für Gott und will die Republik daran gewöhnen, einen anzubeten, um sich später verehren zu lassen." „Er hat Gott erfunden, weil dieser der oberste Tyrann ist." „Er will dessen Opferpriester sein." „Er könnte wohl dessen Opfer werden."

Die Menge jubelte, doch sie hatte längst ihre Kraft und ihre Selbstthätigkeit verloren. Die Menge duldet wohl Tyrannen. Nur eine organisirte Gewalt kann dieselben stützen. An einer solchen gebrach es aber Robespierre. Die meisten Mitglieder der Ausschüsse trugen mit Widerstreben das Joch Robespierre's. Die Mehrzahl im Schooße des Conventes war gegen ihn.

Saint-Just machte den Versuch, seinem Herrn und Meister durch den Wohlfahrts-Ausschuß die Dictatur zuerkennen zu lassen. Doch außer Lebas ging Niemand auf den Vorschlag ein. Billaud-Varennes sagte unverholen: „Man verlangt nicht die höchste Gewalt, man nimmt sie; er möge sich ihrer bemächtigen, wenn er es wagt." In vielen namenlosen Briefen, welche Robespierre erhielt, standen nur die Worte: „Wagt es!"

Am Tage nach dem Feste des höchsten Wesens erließ der Convent auf den Antrag Robespierre's und seiner Anhänger eine Reihe menschenfreundlicher und wohlthätiger Beschlüsse. Doch schon Tags darauf legte Robespierre selbst einen Gesetzentwurf vor, durch welchen das Revolutionstribunal im Sinne des furchtbarsten Despotismus organisirt werden sollte. Trotz des entschiedensten Widerspruchs von Seiten der Deputirten Rüamps und Bourdon de l'Oise wurde der Antrag Robespierre's angenommen, allein in der folgenden Sitzung wurde derselbe von Neuem besprochen. Bourdon de

l'Oise trug darauf an, daß der Convent sich das Recht vorbehalte, seine eigenen Mitglieder in Anklagezustand zu versetzen. Dem Beschlusse wurde eine solche Erklärung beigefügt, daß Robespierre seinen Zweck fast gänzlich verfehlte. Tags darauf verlangten die Abgeordneten Delbrel und Mallarmé neue Erklärungen. Der Streit entbrannte wiederum. Er wurde besonders bitter zwischen Robespierre einerseits, Bourdon de l'Oise und Tallien andererseits. Diesesmal siegte aber die Partei Robespierre's. Die Erklärung des vorhergehenden Tages wurde umgestoßen, das Leben der Mitglieder des Convents der Willkür des Wohlfahrts-Ausschusses preisgegeben.

Zur Zeit des Despotismus hat jede Meinungsverschiedenheit eine ganz andere Bedeutung, als in den Tagen der Gesetzlichkeit und der Milde. Robespierre stieß nicht blos im Schooße des Conventes, sondern auch in den Ausschüssen auf Widerstand. Nur im Jacobiner-Club beugte sich alles vor ihm. Wenige Tage nach den heftigen Verhandlungen über das Revolutions-Tribunal klagte Robespierre Fouché daselbst an, nicht etwa wegen der zügellosen Wuth, mit welcher dieser Lyon heimgesucht hatte, nicht wegen des von ihm unschuldig vergossenen Blutes, sondern — wer sollte es glauben? — weil Fouché in Nantes den Atheismus gepredigt habe! Dahin war es also in Frankreich gekommen, daß es wieder eine Staatsreligion gab, gegen welche man nicht mehr sprechen durfte. In der That wurde die Anklage für begründet erachtet, und Fouché aus dem Club gestoßen.

Robespierre fühlte, daß seine Stellung unhaltbar geworden war. Seine Anhänger im Wohlfahrts-Ausschusse drangen darauf, die ihnen feindlichen Mitglieder des Convents mit Hülfe des Gesetzes vom 24. Prairial auf's Schaffott zu bringen. Die Mehrheit war dagegen. Billaud-Varennes sagte Robespierre unumwunden: „du willst also den ganzen Convent guillotiniren?" Carnot und Collot d'Herbois warfen Robespierre in bitteren Worten den Druck vor, den er ausübe. Carnot, welcher sich bisher fast ausschließlich mit dem Kriege beschäftigt hatte, und durch die Einmischung Saint-Just's, der vom Kriege nichts verstand und dennoch in Angelegenheiten desselben das große Wort sprechen wollte, auf's Aeußerste gereizt war, nahm eine Robespierre entschieden feindliche Stellung an. Vadier erklärte, daß er die Familie Sainte-Amaranthe, mit welcher Robespierre Verbindungen hatte, in Anklagestand versetzen werde und blieb darauf bestehen, als derselbe ihm drohte, sich in diesem Falle von den Verhandlungen des Wohlfahrts-Ausschusses zurückziehen zu wollen. In der That nahm er an diesen keinen Theil mehr. Allein er vertrat Saint-Just während dessen Abwesenheit in der Polizei-Direction und benützte diese Stelle, um Stoff zu neuen Anklagen zu sammeln.

Während Robespierre selbst seine Feinde von der Polizei-Direction aus beobachtete, vertrat ihn Couthon im Wohlfahrts-Ausschusse, David und Lebas im Ausschusse für allgemeine Sicherheit, Coffinhal im Revolutions-Tribunal, Payan im Schooße der Commüne. Er nahm die seine ganze Kraft zusammenfassende und den Feind scharf bewachende Stellung des Tigers vor dem Sprunge an. Er bereitete alles zu einem vernichtenden Schlage vor. Dazu drängten ihn auch zahlreiche namenlose Zuschriften, wovon die einen ihn als den Stellvertreter der Menschheit und Wiederhersteller der Welt darstellten und ihn aufforderten, seine Feinde niederzuschmettern, die anderen ihn einen blutdürstigen Tiger, einen Henker seines Landes nannten und ihm mit dem Tode drohten, falls er wagen sollte, sich zum Tyrannen aufzuwerfen.

Im Schooße seiner eigenen Familie stieß Robespierre auf Widerstand. Seine Schwester mißbilligte die Handlungsweise ihres Bruders und machte daraus gar kein Geheimniß.

Die Ausschüsse, weit entfernt, sich dadurch beugen zu lassen, daß Robespierre in ihrer

Mitte nicht mehr erschien, arbeiteten in ihrer ränkevollen Weise gegen ihn. Damit Robespierre sie nicht beschuldigen könne, sich der „Schwäche" hinzugeben, ließen sie mehr Köpfe, als früher, abschlagen, allein sie schoben die Verantwortlichkeit dafür auf ihn. Robespierre's Gegner in den Ausschüssen, namentlich Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Barrère, Vadier, Amar, Lacoste ließen auf den Bänken des Conventes Listen herumgehen, welche die Namen derjenigen enthielten, auf deren Köpfe es Robespierre wirklich abgesehen hatte, überdieß aber auch manche andere, deren Tod Robespierre nicht wollte. Barrère sagte: „wenn Robespierre nur die Köpfe von Tallien, Bourdon und Legendre verlangt, so läßt sich darüber sprechen, allein was die Köpfe aller Führer des Conventes betrifft, welche ihn beunruhigen, so viel Blut kann ihm nicht zugestanden werden."

Die gefährdeten Gegner Robespierre's und überdieß manche Convents-Mitglieder, welche nicht bedroht waren, wurden auf diese Weise gewaltsam gegen Robespierre aufgestachelt. Geheime nächtliche Zusammenkünfte fanden statt, an welchen Tallien, Barras, Fréron, Lecointre, Garnier de l'Aube, Rovere, Thirion, Geffroy und die beiden Bourdon Antheil nahmen. Es galt, den eigenen Kopf zu retten, nicht, für irgend ein Prinzip in die Schranken zu treten. Die meisten, welche sich gegen Robespierre verbanden, waren lange Zeit Werkzeuge desselben gewesen und hatten sich theilweise größere Verbrechen zu Schulden kommen lassen, als ihnen von oben herab befohlen worden waren. Sie unterschieden sich alle aber dadurch von Robespierre, daß sie keinem Systeme huldigten, keinen Ton angaben, sondern nur den vom Wohlfahrts-Ausschusse ausgegangenen Anregungen Folge gegeben und bei dieser Gelegenheit, den Umständen nach, ihren eigenen niedrigen Leidenschaften gefröhnt hatten.

Die Ausschüsse begnügten sich nicht damit, besonders viele Köpfe abschlagen zu lassen, sie griffen Robespierre in ähnlicher Weise an, als dieser früher Hébert und Danton angegriffen hatte, indem sie Köpfe, welche Robespierre in Schutz nahm, unter die Guillotine brachten. Ein gewisser Ladmiral hatte einen Angriff auf das Leben Collot d'Herbois' gemacht, ein Mädchen Namens Cecile Renault, war in dem Vorzimmer Robespierre's auf den Grund zweier kleiner Messer, welche sie in einem Körbchen trug, mörderischer Absichten gegen Robespierre beschuldigt worden. Ladmiral erklärte, daß er ganz auf eigene Faust gehandelt habe, Cecile Renault stellte jede mörderische Absicht in Abrede. Es lagen gegen sie durchaus keine Beweise vor. Dessen ungeachtet wurde auf den Grund dieser Thatsachen eine großartige Verschwörungsgeschichte gebaut, in welche man unter anderen auch die Familie Sainte-Amaranthe verflocht, mit welcher Robespierre in Verbindung gestanden hatte. Zweiundsechzig Angeklagte wurden in dieses s. g. Complott verwickelt und Robespierre zum Trotze zur Guillotine geschleppt. Um mit dieser Execution mehr Aufsehen zu erregen, hatte man die ausersehenen Opfer mit dem rothen Hemde bekleidet. Ladmiral rief aus: „nicht ein einziger hat meine Absichten gekannt." Die Bevölkerung von Paris wurde unwillig über diese Schlächterei. Sie kannte die geheimen Feindschaften der Ausschuß-Mitglieder nicht und setzte diese, wie alle früheren Schlächtereien auf Robespierre's Rechnung. So wurde dieser mit seinen eigenen Waffen bekämpft.

Die Freunde Robespierre's sahen keinen andern Ausweg aus dem Labyrinthe, worin sie sich befanden, als die Dictatur ihres Herrn und Meisters. Diese wollten sich die meisten Mitglieder der Ausschüsse nicht gefallen lassen. Der Versuch, der noch einmal gemacht wurde, Robespierre mit seinen Gegnern auszusöhnen, mißlang, obgleich beide Theile sich den Anschein gaben, sich wieder näher gerückt zu sein.

Im Laufe einer Zeit von vierzehn Monaten hatten sich beide Theile sehr genau kennen gelernt. Sie wußten, daß es sich um ihre Köpfe handele, daß Robespierre nicht

mehr Schonung für seine jetzigen Gegner, als für seine früheren an den Tag legen, falls er die Gewalt an sich reißen würde. Die Dictatur Robespierre's war für sie gleichbedeutend mit ihrem Todesurtheile. Die Mitglieder der Ausschüsse, welche in offener Spaltung mit Robespierre lebten, regten die Feinde auf, welche dieser im Convente hatte. Eine Crisis war unvermeidlich. Robespierre hoffte, sie werde mit seinem Triumphe endigen. Er verließ sich auf den Jacobiner-Club, in dessen Schooße seine Stimme den Ton angab, auf den Schrecken, den er dem Convente eingejagt hatte, auf die Commüne, welche vor ihm bebte, auf die Nationalgarde, deren Befehlshaber Hanriot ihm unbedingt ergeben war, und auf seine große Popularität. Er bedachte nicht, daß der Convent das ihm auferlegte Joch mit dem äußersten Widerwillen trage, daß diesen nichts, als die Furcht, verhindere, dasselbe abzuwerfen. Es kam nur darauf an, dem Convente die Hoffnung einzuflößen, daß dieses geschehen könne, um denselben zu entscheidenden Beschlüssen gegen Robespierre zu bestimmen. Lange Zeit hatte der Convent kaum eine andere Stimme, als diejenige Robespierre's vernommen. Die drohende Lebensgefahr gab einer Anzahl entschlossener Männer denjenigen Muth, welchen diesen das Gefühl für Recht und Freiheit nicht einflößte. Hauptsächlich erwog Robespierre aber nicht, daß der Schrecken ein zweischneidiges Schwert sei, welches sich eben so leicht gegen denjenigen gebrauchen lasse, welcher es bisher geschwungen hatte, und daß mit Ausnahme einer sehr geringen Zahl treuer Anhänger, fast alle Menschen, welche damals in Paris Macht und Einfluß besaßen, charakterlose Schwätzer oder liederliche Subjekte waren, welche entweder den Mantel nach dem Winde zu hängen gewöhnt, oder dermaßen im Laster versunken waren, daß sich Niemand auf sie verlassen konnte.

Die Schreckenszeit hatte die Militärherrschaft vorbereitet. Unter den Fittigen der Freiheit entwickeln sich Charaktere, welche bereit sind, für ein Prinzip zu leben und zu sterben, nicht aber unter dem Damoklesschwert der Tyrannei. Ueberdieß handelte es sich im Juli 1794 gar nicht mehr um ein Prinzip, sondern nur um persönliche Sicherheit. Mit den Männern, welche für ihre Prinzipien gestorben, waren diese selbst aus dem praktischen Leben verdrängt worden. Die Frage war nur noch, welche Köpfe fallen sollten: diejenigen Robespierre's und seiner getreuesten Anhänger, oder diejenigen seiner Gegner. Um die Folgen kümmerten sich die Wenigsten. Die Zahl derjenigen Männer, deren Köpfe für den Fall des Sieges Robespierre's bedrohte, war so groß und der Einfluß derselben so bedeutend, daß nur eine außerordentliche Kraftentfaltung Robespierre retten konnte. Dazu war dieser unfähig geworden.

§ 20. Sturz Robespierre's.

Dahin war es gekommen in der französischen Republik, daß es sich nur noch um die Köpfe handelte, welche abgeschlagen werden sollten. Robespierre konnte sich nicht behaupten, falls der Wohlfahrts-Ausschuß Tallien, Fouché, Fréron, Barras, Bourdon, Legendre und deren Freunde nicht aufopferte. Diese Männer wußten sehr wohl, daß ihre Köpfe auf dem Spiele standen. Sie sagten ihren Freunden im Wohlfahrts-Ausschusse: „wenn Ihr unsere Köpfe abtretet, werdet Ihr die Eurigen zu vertheidigen haben. Die Tyrannei verstellt sich nur, um sich Euch unbemerkt anzunähern. Wenn Ihr derselben die Köpfe Euerer einzigen Vertheidiger im Convente bewilligt haben werdet, wird der Ehrgeiz Robespierre's auf unseren Leichen wachsen und Euch selbst mit der Waffe schlagen, welche Ihr derselben geliehen habt.“ Billaud-Varennes, Collot d'Herbois und Badier

waren in die Geheimnisse des Schreckenssystems tief genug eingeweiht, um die ihnen drohende Gefahr zu erkennen. Sie versprachen, kein Mitglied des Conventes solle aufgeopfert werden. Die Unterhandlungen zwischen den bedrohten Mitgliedern des Convents und der beiden Ausschüsse dauerten fort. Auf der anderen Seite drängten die Freunde Robespierre's diesen zu entscheidenden Schritten. Robespierre war kein Mann der Aufstände. Er hatte alle seine Streiche unter gesetzlichen Formen, sei es von der Rednerbühne herab, oder aus dem Schooße des Wohlfahrts-Ausschusses geführt. Er konnte sich daher auch jetzt nicht entschließen, die Hand zu einem Aufstande zu bieten. Er bereitete eine große Rede vor und betrat mit dem Manuscripte derselben in der Hand die Tribüne des National-Conventes (8. Thermidor.). Die Hauptgedanken derselben waren: „es gilt, die Fackeln der Zwietracht auszulöschen. Die Feinde der Republik nennen mich einen Tyrannen. Wenn ich es wäre, so würden sie zu meinen Füßen kriechen, ich würde sie mit Gold vollstopfen, ich würde ihnen das Recht zusichern, alle Verbrechen zu begehen, und sie würden dankbar sein. Wenigstens sechs Wochen sind vergangen, seit ich nicht den geringsten Einfluß auf die Regierung gehabt habe. Ist in dieser Zeit der Patriotismus besser geschützt gewesen? Waren die Parteien furchtsamer, das Vaterland glücklicher?" In diesem Tone beklagte sich Robespierre über seine Feinde, ohne sie namentlich zu bezeichnen. Dieses sollte erst in einer zweiten Rede geschehen, welche Robespierre am folgenden Tage halten wollte. Doch gab er seine Unzufriedenheit mit den beiden Ausschüssen bestimmt genug zu erkennen, um deren Mitglieder für ihre Köpfe besorgt zu machen. Der Convent hörte die Rede schweigend an. Niemand wagte, allein gegen einen so mächtigen Gegner aufzutreten. Endlich erhob sich Lecointre und verlangte den Druck der Rede. Bevor der Antrag zur Abstimmung gebracht wurde, erhob sich Bourdon :e l'Oise und rief: „Ich widersetze mich dem Drucke dieser Rede, sie enthält Gegenstände, velche reifliche Erwägung verdienen. Sie kann Irrthümer sowohl, als Wahrheiten ent'alten. Die Klugheit macht es dem Convente zur Pflicht, sie zur Prüfung den beiden lusschüssen der Wohlfahrt und Sicherheit zu überweisen." Barrère sprach in zweideugen Worten. Couthon verlangte nicht blos den Druck, sondern auch die Versendung r Rede an alle Gemeinden der Republik. Sein Antrag wurde angenommen. Vadier hob sich. Robespierre will ihm das Wort abschneiden. Vadier läßt sich nicht einüchtern; er gibt zu erkennen, daß er im Besitze vieler Geheimnisse sei, durch welche seine kläger blosgestellt würden und vertheidigt den Ausschuß allgemeiner Sicherheit. mbon tritt kühner, als alle anderen auf. Er ruft: „es ist Zeit, die ganze Wahrheit zu 'n. Ein einziger Mann lähmt den National-Convent und dieser Mann ist Robesre." Das Gewicht dieser Worte fällt so schwer auf Robespierre und scheint auf den ional-Convent einen so mächtigen Eindruck zu machen, daß Robespierre sich erhebt sich entschuldigt, Cambon's Rechtlichkeit angegriffen zu haben. Billaud-Varennes ıngt, daß die beiden angeklagten Ausschüsse sich über ihr Verhalten aussprechen sollten. :spierre antwortet: „ich greife nicht den Ausschuß an. Um übrigens viele Streitig: zu vermeiden, verlange ich, mich vollständig zu erklären." „Wir verlangen es Alle," zweihundert Mitglieder des Berges, indem sie sich erhoben. Billaud-Varennes 'ort: „ja, Robespierre hat Recht, man muß die Maske abreißen, auf welchem Gesichte befinde." Panis rief aus: „Robespierre hat eine Liste entworfen, auf welche er n Namen gesetzt und meinen Kopf für die nächste massenhafte Hinrichtung bestimmt Ein Sturm fortgesetzter Entrüstung erhebt sich bei diesen Worten gegen Robespierre. setzt demselben eine feste Ruhe entgegen und ruft aus: „wie! ich hätte den Muth in dem Schooße des Conventes Wahrheiten auszusprechen, welche ich für das

Wohl des Vaterlandes nothwendig halte, und man sollte meine Anklage der Prüfung derjenigen zuweisen, welche ich anklage!"

Charlier: „wenn man sich rühmt, den Muth der Tugend zu haben, muß man den Muth der Wahrheit haben. Nennt diejenigen, welche Ihr anklagt!" „Ja! ja! nennt sie," wiederholte eine Gruppe des Berges, indem sie mit herausfordernden Mienen aufsteht. Robespierre schweigt. Amar ruft aus: „diese Rede beschuldigt die beiden Ausschüsse. Der Ankläger nenne die Mitglieder, die er bezeichnet! Ein Mann darf sich nicht an die Stelle Aller setzen. Der Convent soll nicht durch die Interessen eines verletzten Stolzes in Verwirrung gebracht werden. Er bezeichne näher seine Vorwürfe, dann urtheile man!" Thirion fügt hinzu: „die Absendung einer solchen Rede an die Departemente wäre eine vorläufige Verurtheilung Derjenigen, welche Robespierre beschuldigt." Bréard führt aus, daß der Convent sich selbst schuldig sei, den Beschluß zu widerrufen, welcher den Druck und die Absendung einer der Republik gefährlichen Rede an die Departemente anordne. Eine überwiegende Mehrheit stimmt mit Bréard.

Geschlagen im National-Convente eilte Robespierre in den Jacobiner-Club, und verlas dort die vom National-Convente zurückgewiesene Rede. „Brüder," sagte er zum Schlusse, „diese Rede ist die Urkunde meines Todes. Der Bund der Schurken ist so stark, daß ich ihm nicht entgehen kann. Ich unterliege ohne Bedauern. Ich hinterlasse Euch mein Andenken; es wird Euch theuer sein und Ihr werdet es vertheidigen." Die Jacobiner brechen in Thränen aus. Viele derselben stehen auf und beschwören Robespierre, das Vaterland und zugleich sich selbst zu vertheidigen. Hanriot ruft mit den Mienen eines Wüthenden aus: „ich habe noch Kanoniere genug, um den Convent stimmen zu machen." „Nun gut," erwiederte Robespierre, „trennet die Bösen von den Schwachen! Befreiet den Convent von den Schurken, die ihn erdrücken! Gebt ihm die Freiheit zurück, die er, wie am 31. Mai und am 2. Juni von Euch erwartet! Rückt aus, wenn es sein muß und rettet das Vaterland! Wenn wir, ungeachtet dieser hochherzigen Anstrengungen unterliegen, werdet Ihr mich den Schirling mit Ruhe trinken sehen." David ruft: „Robespierre, wenn Du den Schirling trinkst, werde ich ihn mit Dir trinken!" Tausende von Stimmen rufen: „wir Alle, Alle, werden mit Dir untergehen!"

Der Augenblick war entscheidend. Wenn Robespierre ihn ergriffen und mit den zu seiner Verfügung stehenden Jacobinern die in den benachbarten Tuilerien versammelten Ausschüsse überfallen hätte, so wäre seine Sache vielleicht für den Augenblick gewonnen gewesen, auf längere Zeit gewiß nicht. Jede neue Hinrichtung hätte die Zahl seiner Feinde vermehrt, auf die Dauer hätte er diesen nicht zu widerstehen vermocht.

Collot d'Herbois, welcher im Club erkannt worden und mit Mühe den Fäusten der Jacobiner entronnen war, berichtete im Wohlfahrtsausschusse die Vorgänge des Jacobinerclubs. Ein heftiger Streit entspann sich mit Saint-Just, welcher kurz zuvor vom Heere zurück gekommen und im Wohlfahrtsausschusse erschienen war. Saint-Just zog sich zurück. Die übrigen Mitglieder des Ausschusses beschlossen, Hanriot wegen seiner im Jacobinerclub gesprochenen Worte am folgenden Tage verhaften und Fleuriot, den Nationalagenten von Paris, vor die Schranken des Conventes fordern zu lassen.

Die ganze Nacht hindurch bereiteten sich die Gegner Robespierre's auf den Kampf des folgenden Tages vor. Besondere Thätigkeit entwickelte Tallien. Er hatte nicht blos seinen, sondern auch den Kopf seiner Geliebten Theresia Cabarrus zu vertheidigen, welche vom Gefängnisse aus ihren Freund zum Kampfe auf Tod und Leben aufstachelte. Robespierre zählte auf die Ebene, die unglücklichen Ueberreste der Gironde. Doch Bourdon, Tallien und andere entschlossene Mitglieder des Conventes hatten diese gewonnen. Am

folgenden Tage (9. Thermidor) ergriff zuerst Saint-Just das Wort. Er sprach in Räthseln, erklärte, daß er mit geringem Bedauern ein Leben verlassen würde, in welchem er entweder Mitschuldiger oder stummer Zeuge des Bösen sein müsse, und schwor, daß er die Partei Robespierre's nur nehme, weil sie die Partei der Tugend sei. Zum Schlusse bemerkte er: „Robespierre hat sich gestern nicht deutlich genug erklärt. Es hat ein Plan bestanden, die Gewalt zu usurpiren durch die Aufopferung einiger Mitglieder der Ausschüsse. Billaud-Varennes und Collot d'Herbois sind die Schuldigen! Ich stelle keine Anträge gegen sie, aber ich klage sie an. Ich wünsche, daß sie sich rechtfertigen und daß wir dadurch weiser werden."

Tallien ergreift das Wort: „Ich verlange, daß der Vorhang vollständig zerrissen werde!"

Unermeßlicher Beifall krönt diese Worte. Billaud-Varennes erhebt sich und sagt: „Gestern war die Gesellschaft der Jacobiner voll bestellter Leute. Man hat die Absicht entwickelt, den Convent zu erwürgen. Ich sehe auf dem Berge einen dieser Menschen, welche die Vertreter des Volkes bedrohen." „Verhaftet ihn! verhaftet ihn!" ruft es von allen Seiten. Die Thürsteher stürzen sich auf den ihnen von Billaud-Varennes bezeichneten Mann und schleppen ihn zum Saale hinaus. Billaud fährt fort: „Die Versammlung darf sich nicht verhehlen, daß sie in der Mitte zwischen zwei Blutbädern ist, sie wird zu Grunde gehen, wenn sie schwach ist." Alle Mitglieder des Conventes erheben sich, schwenken ihre Hüte und rufen: „nein, nein!" Die Tribünen rufen: „Es lebe der Convent! es lebe der Wohlfahrtsausschuß!"

Billaud fährt fort: „Ihr werdet vor Abscheu zittern, wenn Ihr die Lage kennen lernt, in der Ihr Euch befindet, wenn Ihr wissen werdet, daß die bewaffnete Macht vaterlandsverrätherischen Händen anvertraut, daß Hanriot als Mitschuldiger der Verschworenen bezeichnet worden ist."

„Robespierre hat Euch nicht gesagt, daß er sich, nachdem er allein sechs Monate lang die Ausschüsse beherrscht, von denselben aus dem Grunde zurückgezogen hat, weil er darin auf Widerstand stieß, als er den Beschluß vom 22. Prairial, diesen Beschluß, welcher in den unreinen Händen, welche er gewählt hatte, den Patrioten verderblich sein konnte, zur Ausführung bringen wollte. Ja, wisset, daß der Präsident des Revolutions-Tribunals gestern im Jacobinerclub offen vorgeschlagen hat, aus dem Convente die Mitglieder zu verjagen, die man opfern solle. Doch das Volk ist da. Die Patrioten werden zu sterben wissen, um die Volksvertretung zu retten. Nicht ein einziger Volksvertreter ist hier, welcher unter einem Tyrannen leben wollte. Die Menschen, welche ohne Unterlaß von Gerechtigkeit und Tugend sprechen, sind diejenigen, welche diese mit Füßen treten. Ich verlangte die Verhaftung eines Sekretärs des Wohlfahrts-Ausschusses, der die Nation bestohlen hatte, Robespierre war der einzige, der ihn beschützte! und uns klagt man an! Wir, die Menschen, welche vereinzelt sind, welche Niemanden kennen, welche Tag und Nacht in den Ausschüssen zubringen, welche die Siege vorbereiten (alle Augen richten sich auf Carnot), diese Menschen wären Verschwörer? und diejenigen, welche Hébert erst aufgaben, als es ihnen nicht mehr möglich war, ihn zu begünstigen, wären tugendhafte Menschen? Der Abgrund ist unter Eueren Füßen. Wir müssen ihn mit unseren Leichen ausfüllen, oder die Verräther hineinstürzen."

Jeder Satz dieser Rede brachte Robespierre eine Todeswunde bei und erweckte ihm neue Feinde. Häufig wurden die Worte Billauds durch stürmischen Beifall unterbrochen. Am Schlusse seiner Rede war dieser fast einstimmig.

Robespierre stürzt sich der Rednerbühne zu. Vom Berge herab ertönt der Ruf:

„Nieder mit dem Tyrannen! nieder mit dem Tyrannen!" Tallien springt auf die Rednerbühne, stößt Robespierre auf die Seite und spricht: „Der Vorhang ist zerrissen, die Verschwörer sind entlarvt, sie werden vernichtet werden, die Freiheit wird triumphiren. Ich habe gestern der Sitzung der Jacobiner beigewohnt. Ich habe die Armee des neuen Cromwell sich bilden gesehen und habe mich mit einem Dolche bewaffnet, um ihm das Herz zu durchbohren, falls der National-Convent nicht den Muth haben sollte, ihn in Anklagezustand zu versetzen. Doch nein, es wird keinen 31. Mai, es wird keine Aechtungen geben. Die nationale Gerechtigkeit allein wird die Schurken treffen. Ich verlange die Verhaftung Hanriots, damit die bewaffnete Macht nicht durch ihre Führer irre geleitet werde. Nachher werden wir die Prüfung des Beschlusses vom 22. Prairial verlangen, welcher auf den Antrag des Mannes, mit dem wir uns beschäftigen, gefaßt wurde. Wir sind nicht Gemäßigte, aber wir wollen, daß die Unschuld nicht unterdrückt werde. Ich verlange, daß wir die Fortdauer unserer Sitzung beschließen, bis das Schwert des Gesetzes die Republik sicher gestellt und ihre Creaturen getroffen haben wird.

Die Anträge Tallien's werden durch Zuruf angenommen. In die Liste der zu Verhaftenden wird noch Dümas, Vice-Präsident des Revolutionstribunals, und der ganze Generalstab Hanriots aufgenommen.

Robespierre versucht umsonst zu sprechen. Der Ruf: „Nieder mit dem Tyrannen!" erstickt seine Stimme. Barrère, welcher sieht, daß Robespierre verloren ist, geht zu dessen Feinden über und reißt alle Schwankenden mit sich fort. Vadier folgt ihm und häuft Spott und Hohn auf das Haupt Robespierre's. Tallien führt die Verhandlung auf die Rede zurück, welche Robespierre Tags zuvor im Jacobinerclub hielt.

Robespierre, welcher sich von der Tribüne zurückgestoßen sieht, geht die Stufen zum Berge hinan. Der Ruf: „Zurück von den Bänken, wo der Schatten Danton's und Camille Desmoulin's Dich abweist," tönt ihm entgegen und zwingt ihn zur Umkehr. Vom Berge wendet er sich an die Ebene und setzt sich auf einen leeren Platz. „Elender! das war der Platz Vergniaud's," rufen ihm die Reste der Gironde zu.

Noch einmal schlägt Robespierre den Weg zur Rednerbühne ein. Mit geballter Faust ruft er: „Präsident von Mördern, willst Du mir das Wort geben?" „Du wirst es an Deiner Reihe haben," antwortete Thüriot, welcher nach Collot d'Herbois den Präsidentenstuhl bestiegen hatte. „Nein, nein, nein," rufen Alle diejenigen, welche entschlossen waren, ihn nicht zum Worte kommen zu lassen. Die Stimme versagt Robespierre. Garnier de l'Aube ruft ihm zu: „Danton's Blut erstickt Dich!" Louchet ergreift das Wort und sagt: „Ich verlange einen Verhaftsbefehl gegen Robespierre." Die Versammlung schweigt. Endlich geben einige Bänke des Berges das Zeichen des Beifalls, welcher immer allgemeiner und am Ende einstimmig wird.

Robespierre der Jüngere sucht, seinen Bruder zu retten, indem er ruft: „Ich bin eben so schuldig, wie mein Bruder, ich habe seine Tugenden getheilt, ich will sein Schicksal theilen!" Robespierre ruft dazwischen: „Ich nehme meine Verurtheilung an, ich habe Euern Haß verdient; aber, Verbrechen oder Tugend, er ist nicht schuldig dessen, wofür Ihr mich straft." Dieser Zwischenfall erregt wenig Aufmerksamkeit. „Präsident," ruft Düval, „soll es heißen, daß ein Mensch der Herr des Conventes sei?" „Er war es zu lange," ruft ein Anderer. Fréron bemerkt mit einem Seufzer: „Ach, wie schwer ist es, einen Tyrannen niederzuschlagen!" „Abstimmung! Abstimmung!" ruft es von allen Seiten. Die Verhaftung wird einstimmig beschlossen. Alle Mitglieder des Conventes erheben sich und rufen: „Es lebe die Republik!" „Die Republik," entgegnet Robespierre, „sie ist verloren, wenn die Räuber triumphiren." Lebas folgt dem Beispiele Robespierre's des Jüngeren, und verlangt selbst

seine Verhaftung. Sein Name wird in den Beschluß aufgenommen, welcher die Verhaftung der beiden Robespierre, Couthon's und Saint-Just's anordnet.

Gerade, als die Gensd'armen die Angeklagten über den Carrousselplatz zum Hotel von Brienne führten, woselbst der Ausschuß für allgemeine Sicherheit seine Sitzungen hielt, bewegte sich ein Wagenzug, welcher fünf und vierzig Verurtheilte enthielt, durch die Antons-Vorstadt zum Schaffotte. Das Volk hatte Kenntniß von dem Sturze Robespierre's erhalten und faßte denselben als den Sieg der Milde über die Grausamkeit auf. Es schaarte sich zusammen und bewirkte, indem es „Gnade" rief, daß die Wagen umkehrten. Hanriot, welcher nur unter der Herrschaft des Schreckens eine Rolle spielen konnte, eilte mit einigen Schergen herbei, trieb das Volk auseinander und setzte durch, daß die Opfer dem drohenden Tode nicht entgingen. Es war die letzte Heldenthat Hanriots. Sein eigener Kopf fiel schon am folgenden Tage. Doch sein Tod konnte den Dichtern Roucher und Andreas Chénier das Leben, welches sie am letzten Tage der Schreckensherrschaft verloren, nicht wieder geben.

Der Ausschuß für die Allgemeine Sicherheit hatte angeordnet, daß die fünf Angeklagten in fünf verschiedenen Gefängnissen untergebracht werden sollten. Die Kerkermeister nahmen dieselben jedoch nicht auf, wahrscheinlich weil sie von den Anhängern der Gefangenen dazu bestimmt worden waren. Payan und Coffinhal hatten den Gefangenen einige Banden nachgeschickt, um dieselben zu befreien. Vom Stadthause aus wurde der Aufstand organisirt. Die Jacobiner hatten sich in ihrem Club versammelt. Die Kanoniere Hanriot's und die nationale Gensd'armerie schworen auf dem Platze vor dem Stadthause, den Convent von dessen Unterdrückern zu befreien. Die Sturmglocke ertönte von einigen Thürmen der Vorstädte von Paris. In den Straßen der Vorstädte Saint-Antoine und Saint-Marceau wurde der Appell geschlagen. Die Nationalgarde eilte von allen Seiten auf ihre Sammelplätze. Hanriot erschien mit seinen Kanonieren in der Nähe des Carousselplatzes, wurde aber dort verhaftet und im Zustande völliger Trunkenheit in einen der Säle des Allgemeinen Sicherheitsausschusses gebracht. Coffinhal befreite denselben und trieb die Mitglieder der Ausschüsse aus ihren Sitzungslocalen. Mittlerweile hatte sich der National-Convent wieder versammelt. Bourdon und Merlin theilten ihm die Vorfälle des Nachmittags mit. Während sie sprachen, erschien Hanriot vor dem Eingange des Sitzungslocales und befahl seinen Kanonieren, die Thüren niederzuschmettern. Der Convent erklärt Hanriot außer dem Gesetze. Amar spricht zu den Kanonieren. Diese schwanken. Hanriot zieht sich mit seinen Kanonen auf das Stadthaus zurück. Die Kanoniere versagen ihm den Gehorsam. Der Convent ernennt an Hanriot's Stelle Barras zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde und aller zu seiner Verfügung stehenden Streitkräfte. Fréron, Leonard Bourdon, Legendre, Goupilleau de Fontenay und Bourdon de l'Oise werden ihm beigegeben. Zwölf Commissäre werden ernannt, um mit den Bezirken zu fraternisiren, die öffentliche Meinung aufzuklären und die Nationalgarde für den Convent zu gewinnen. Barras und Bourdon rücken auf verschiedenen Wegen gegen das Stadthaus vor, wohin mittlerweile die fünf Gefangenen gebracht worden waren. Umsonst hatten Coffinhal, Fleuriot, Payan und Andere Robespierre gebeten, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, welche sich zu seinen Gunsten vorbereitete. Er verharrte in seiner Unthätigkeit. Barras und Bourdon rückten vor, ohne auf Widerstand zu stoßen. Bourdon dringt zuerst in den Saal ein, in welchem die fünf Gefangenen saßen. In diesem Augenblicke giebt sich Lebas selbst den Tod durch einen Pistolenschuß. Robespierre der Jüngere springt zum Fenster hinaus, um den Sturz seines Bruders nicht zu überleben. Coffinhal, ergrimmt über den betrunkenen Zustand Hanriot's, wirft diesen zum Fenster

hinaus. Maximilian Robespierre erhält einen Pistolenschuß, welcher ihm die Unterlippe durchbohrt und die Zähne zerschmettert. Fleuriot, Payan, Düplay, die achtzig Mitglieder der Commüne werden verhaftet und in das Local des Conventes gebracht. Coffinhal allein entkömmt in der Verwirrung. Maximilian Robespierre wird blutend in einer Sänfte getragen. Robespierre der Jüngere, welcher den erwünschten Tod nicht gefunden, sondern nur ein Bein gebrochen hatte, wird von zwei Bürgern auf den Armen getragen. Auch Hanriot hatte seinen Sturz aus dem Fenster überlebt. Die Verwundeten wurden im Hotel Dieu verbunden. Sämmtliche Gefangene trafen in der Conciergerie zusammen. Dümas, Vivier, Präsident des Jacobiner-Clubs, Düplay, seine Frau und seine Töchter, in deren Hause Robespierre gewohnt und deren älteste Tochter er zu seiner Braut erkoren hatte und die alte Frau Lavalette wurden gleichfalls dahin verbracht. Um drei Uhr wurden die Gefangenen vor das Revolutions-Tribunal gestellt. Sie waren außerhalb des Gesetzes erklärt worden. Es handelte sich nur darum, die Identität der Personen herzustellen. Die Zahl der Gefangenen betrug zwei und zwanzig — dieselbe Zahl wie diejenige der ersten Opfer der Parteiwuth! Zwei und zwanzig Girondisten hatten den Reigen des Schreckens eröffnet, zwei und zwanzig Jacobiner schlossen ihn. Diese starben schweigend. Nur Maximilian Robespierre stieß einen Schmerzensschrei aus, als ihm der Henker das blutige Tuch von seiner Wunde riß. Keine Hand erhob sich zu Gunsten Robespierre's, nachdem er gefallen war. Der Schrecken hatte ihm seine Anhänger geworben. Als dieser aufhörte, vor ihm herzugehen, war seine Macht gebrochen. Für die Girondisten hatten sich nach deren Falle viele Tausende bewaffnet, nicht so für Robespierre. Er mußte auf seinem letzten Wege mit eigenen Augen sehen, daß der Haß gegen ihn sogar in die Brust der Kinder gedrungen war und sich auf seine Wohnung übertragen hatte. Als er am Hause Duplay's vorbei fuhr, bespritzte ein Kind dasselbe, nachdem es einen Besen in einen mit Blut gefüllten Metzgereimer getaucht hatte. Robespierre schloß die Augen. Es war dieses das einzige Zeichen von Theilnahme an den um ihn her stattfindenden Ereignissen, welches er im Laufe von sechs und dreißig Schmerzensstunden gegeben hatte.

Maximilian Robespierre ist das merkwürdigste Beispiel von Selbsttäuschung, welches die ganze Weltgeschichte bietet. Er glaubte, rechtlich zu handeln, indem er die von ihm hervorgerufenen blutigen Gesetze ausführen ließ. Er wähnte, kein Tyrann zu sein, weil er weder König, noch Dictator, noch Volkstribun, nach den hergebrachten Begriffen dieser Worte genannt werden konnte. Er meinte, ein echter Republikaner zu sein, weil er einfach lebte und jedes Amt ablehnte, welches den republikanischen Verfassungen der Vorzeit nicht entsprach. Der Form nach war er kein Tyrann, wie Pisistratus, Dionys von Syrakus, Cromwell, Napoleon I. und Napoleon III. Doch die Form, der Titel, das Amt giebt nicht den Ausschlag, sondern die Handlungsweise des Menschen. Kein Machthaber der neueren Zeit und nur Wenige der vergangenen Jahrhunderte vergossen so viel unschuldiges Blut, als Maximilian Robespierre. Umsonst suchte er bei seinen Lebzeiten und bemühten sich seine Anhänger nach des Meisters Tode, diese Blutschuld auf andere Mitglieder des Wohlfahrts-Ausschusses zu wälzen. Robespierre war ein ganzes Jahr lang das einflußreichste, das gefürchtetste und das vom Volke am meisten gekannte Mitglied des Wohlfahrts-Ausschusses, des Conventes, des Jacobinerclubs und der Commüne von Paris. Kein Anderer konnte mit geringerer Gefahr, als er, den Ausschweifungen des Volkes und der Beamten desselben entgegentreten. Er that es nicht, so oft er auch die Hoffnung anregte, es thun zu wollen. Insofern seine innersten Gefühle den herrschenden Ansichten und Gewohnheiten widerstrebten, besaß er die Kraft, gegen den Strom zu

schwimmen. Er trug kein Bedenken, den Glauben an ein höchstes Wesen und Unsterblichkeit der Seele zu beantragen und bei der von ihm veranstalteten Feier des höchsten Wesens die Rolle des letztern selbst zu übernehmen. Hätte er denselben Widerwillen gegen die blutigen Theorien der damaligen Zeit empfunden, wie gegen Atheismus, so hätte er gewiß auf dem Felde der Menschlichkeit, statt auf demjenigen der Uebersinnlichkeit seinen Muth und seine Entschlossenheit an den Tag gelegt. Er glaubte an seine Tugend, weil er diese auf den engen Kreis der Einfachheit des Lebens und der Gesetzlichkeit beschränkte. Er hatte keine Ahnung davon, daß die Menschlichkeit die Quelle aller Tugenden sei, und daß, wo diese fehlt, nur der Schein oder die äußere Hülle der Tugend, nie aber deren inneres Wesen sich finden könne. Die Tugend baut ihren Tempel nicht auf Leichenhügeln. Der tugendhafte Mensch wird lieber sich selbst ermorden lassen, als unschuldiges Blut vergießen. Alles schuldige Blut, welches während der Schreckenszeit vergossen wurde, mag Robespierre vielleicht vergeben werden, obgleich er auch damit verschwenderisch war. Doch die Ströme unschuldigen Blutes, welche er fließen machte, kann keine Revolution, kein Fanatismus und keine Selbsttäuschung rechtfertigen oder auch nur beschönigen.

Robespierre wollte seine Gegner in den Ausschüssen dadurch stürzen, daß er die letzten Wochen vor dem 9. Thermidor an deren Sitzungen keinen Theil nahm. Es war dieses blos eine Kriegslist, keine Lossagung von der Mitschuld. Jeder Tropfen Blutes, welcher vergossen wurde, so lange er, vermöge seines Amtes, verpflichtet war, an den Sitzungen des Wohlfahrtsausschusses Theil zu nehmen, klebt mit an seiner Hand. Seine Aufgabe war, entweder bestimmt und unzweideutig auszuscheiden, oder thatkräftig mitzuwirken. Wäre er Menschenfreund gewesen, so hätte er seine Stimme in den Ausschüssen, im Convente, im Jacobinerclub, im Schooße der Commüne und in der Presse gegen die Schlächtereien erhoben. Das that er nicht. Seine Abwesenheit von den Sitzungen kann ihn daher nicht entschuldigen. Sie war nur ein Parteimanöver.

Petion hatte von Robespierre gesagt: „Er ist argwöhnisch, mißtrauisch und sieht aller Orten Complotte und Abgründe; sein gallsüchtiges Temperament, seine schwarze Phantasie legt die Farbe des Verbrechens auf alle Gegenstände. Er glaubt nur an sich, spricht nur von sich, ist immer überzeugt, daß man gegen ihn conspirirt. Sein Ehrgeiz ist vor allen Dingen auf die Gunst des Volkes und auf Beifallsbezeugungen gerichtet. Diese Schwäche seiner Seele, welche nach Volksgunst durstet, hat den Glauben verbreitet, daß er nach der Dictatur strebe. Er trachtet nur nach der ausschließlichen und eifersüchtigen Liebe des Volkes. Sein Ehrgeiz ist das Volk."

Petion hat es später selbst zu seinem Schaden erfahren, daß Robespierre's Ehrgeiz weiter ging, als bis zur Liebe des Volkes, daß er über diese hinweg bis zur Herrschaft durch das Volk reichte.

Was übrigens Robespierre am meisten belastet, ist die Thatsache, daß die haarsträubendsten, die schändlichsten Grausamkeiten, die Hinrichtung der Kinder von Verdün, der Nonnen von Montmartre, der Schwester des Königs u. s. w. erst stattfanden, nachdem er sich aller seiner Nebenbuhler entledigt hatte, während er allmächtig in dem Wohlfahrtsausschusse, im Convente und in der Commüne war. Er hatte so oft jede Regung der Milde als Schwäche, als Beweis freiheitswidriger und unpatriotischer Gesinnung angeklagt, daß er sich einer solchen nicht schuldig machen durfte. Er hatte jede Regung der Milde dadurch in Verruf gebracht. Wer nicht für schwach und unpatriotisch gelten wollte, mußte sich hüten, eine Spur moralischen Gefühles an den Tag zu legen. Fouquier-Tinville war daher der Mann, an welchem Robespierre Wohlgefallen hatte. Bei ihm zeigte sich nie eine Spur derartiger Schwäche.

Wenn der geringste Zweifel darüber obwalten könnte, daß die vermittelst dieses Staatsanklägers zu Stande gebrachten Verurtheilungen nichts anderes, als gerichtliche Comödien ohne irgend einen sittlichen und rechtlichen Charakter waren, so würde derselbe durch die Verurtheilung Robespierre's und der Anhänger desselben beseitigt. Hunde haben wenigstens Anhänglichkeit für ihre Herren. Sie bleiben denselben treu bis in den Tod und bisweilen selbst über diesen hinaus. Doch Fouquier-Tinville besaß nicht einmal so viel Gefühl. Er war nicht blos zu einem willenlosen, sondern auch zu einem fühllosen Werkzeuge der Gewalt herabgesunken. Vierzehn Monate lang hatte er auf Befehl Robespierre's und seiner Amtsgenossen gemordet. Als Robespierre gestürzt war, beförderte er denselben auf ganz gleiche Weise, wie früher dessen Gegner, zum Tode. Die Sieger des 24. Juli wußten, daß Fouquier-Tinville ganz eben so wenig Gefühl besitze, als die von demselben so furchtbar beschäftigte Guillotine. Sie hielten es daher nicht für nothwendig, an dessen Stelle einen andern Staatsankläger zu setzen. Er war der geeignetste Mann, jede gefallene Größe unter die Guillotine zu schaffen. Nicht blos mit denselben Formen, mit welchen Robespierre seine politischen Gegner zu tödten pflegte, sondern auch durch dieselben Männer, deren er sich zu diesem Behufe bediente, wurde er zum Schaffotte gebracht.

Die Vertheidiger Robespierre's machen geltend, daß dieser die Prinzessin Elisabeth und manche andere Opfer habe retten, daß er durch den Schrecken den Schrecken habe besiegen wollen. Allein wo so viele, so edele und so reine Häupter fielen, können einzelne, schwache Rettungsversuche den Ausschlag nicht geben. Wo eingestandenermaßen der Schrecken selbst als Mittel gegen den Schrecken angewendet werden sollte, zeigt sich eine Begriffsverwirrung, welche keiner Entschuldigung fähig ist. Allerdings kann jedes System dadurch zu Grunde gerichtet werden, daß es bis zum Aeußersten getrieben wird. Ein seinem Reiter durchgehendes Pferd wird am Ende aus Ermüdung stille stehen. Wenn der Reiter auf ebenem und sicherem Boden es austoben läßt und, um die Tobsucht des Thieres zu bändigen, es noch anspornt, falls es seinen Lauf mäßigt, mag dieses ganz klug sein. Wenn aber das Roß seinen Weg durch Straßen nimmt, welche von Menschen angefüllt sind, wenn es Tausende unter seinen Hufen zertritt, bevor seine Kräfte erschöpft sind, wenn das Roß nicht entbehrt werden kann und eines Tages Ruhe dem Reiter das Leben oder die Freiheit kosten mag, dann ist eine derartige Kurmethode eben so unmenschlich in Betreff der Unglücklichen, welche zu Boden getreten werden, als unklug in Betreff des Reiters selbst, welcher seinen eigenen Untergang, während er das Pferd anspornt, nicht abwendet, sondern nur aufschiebt.

Wir haben die verschiedenen Parteien: Girondisten, Hébertisten, Dantonisten, Robespierre und die Seinigen durch das Leben bis zum Grabe geleitet. Die Girondisten starben mit dem größten Muthe, beseelt von den erhabensten Gefühlen, würdevoll, als ächte Republikaner. Hébert und seine Anhänger, welche in ihren Reden und Thaten am Weitesten gingen, welche sich für die entschlossensten Republikaner ausgaben, starben theils unter den Thränen der Feigheit, theils doch ohne Ruhe und Ernst. Danton und Robespierre starben auch, wie sie gelebt hatten: Danton muthig und leichtfertig zugleich, Robespierre leidenschaftlich und apathisch. Robespierre trug sein Haupt nicht stolz und begeisterungsvoll, wie die Girondisten im Augenblicke der Entscheidung. Festhaltend an der Form, wie im Leben, so am Rande des Grabes, erwartete er das über ihn hereinbrechende Schicksal, indem er den Rathschlägen seiner Freunde, die ihn aufforderten, zu handeln, Stumpfsinn entgegen setzte.

Die größte Kraft im Leben und im Tode bewiesen nicht diejenigen, welche die äußersten Ansichten vertraten, sondern jene Männer, welche auf dem Scheidewege angekommen, lieber Opfer, als Werkzeuge blinder Zerstörungswuth sein wollten.

Wenn über den Werth der verschiedenen Parteien der französischen Republik ein Zweifel sein könnte, so würde dieser gehoben durch die Art und Weise, wie sie das Glück und wie sie das Unglück trugen.

Die Sittlichkeit ist die einzige feste Grundlage des Staates und der Gesellschaft. Jede Verletzung derselben wirkt verderblich, und zwar nicht blos unmittelbar in derjenigen Beziehung, welche zunächst in Frage steht, sondern auch mittelbar in allen übrigen verwandten Beziehungen. Das Schreckenssystem stumpfte daher nicht blos das Gefühl für die Heiligkeit des Menschenlebens, sondern auch dasjenige für Recht und Billigkeit in Betreff des Eigenthums ab. Die Verwaltung des französischen Staates war während der Schreckenszeit mit dem Leben der Bürger, wie mit dem Eigenthume des Staates im höchsten Grade verschwenderisch. Es wurde während derselben zugleich der Grund zum Bankerutte der Freiheit und der Finanzen des Staates gelegt. Neben den Mordscenen, welche von den Schaffotten herab öffentlich aufgeführt wurden, gingen die schändlichsten Erpressungen, Unterschleife und Betrügereien aller Art einher. Trotz der schönen Redensarten von Volksbeglückung und mancher scheinbar zum Besten der ärmeren Classen der Nation erlassenen Gesetze und Beschlüsse litt das Volk die bitterste Noth. Während des Winters von 1793 auf 1794 wüthete der Hunger ärger, als jemals zuvor in Paris und fast in allen Theilen Frankreichs.

Die Menschheit steht unter ewigen Gesetzen, welche erhaben sind über die Machtbefehle aller Tyrannen. Sie geht ihren Entwickelungsgang ruhig vorwärts und läßt sich nicht hemmen, weder durch Guillotinen, noch Kanonen. Wer sich unterfängt, in das rollende Rad der Zeit einzugreifen, wird von dessen Speichen zermalmt, der einzelne, wie ein ganzes Volk. Die Terroristen Frankreichs mochten Hunderttausende abschlachten, sie bereiteten sich dadurch selbst ihren Untergang. Sie konnten, weil die Nation sich von ihnen beherrschen ließ, die Freiheit Frankreichs vernichten, die Idee der Freiheit überlebte die Freiheitsbestrebungen der französischen Nation. Für alle Völker der Erde möge aber das Beispiel Frankreichs eine ernste Warnung sein. Sie mögen sich, wenn ihnen die Freiheit lieb ist, vor ähnlichen Ausschweifungen hüten, wie sie in Frankreich im Laufe der Schreckenszeit vorkamen. Die französische Nation und namentlich Robespierre bildete sich ein, der ganzen Menschheit das Gesetz vorschreiben zu können. Wäre es den Franzosen gelungen, ihre Ansichten über die ganze Erde zu verbreiten, so wäre nicht ein Bund der Gleichheit, sondern ein Verhältniß der Unterwerfung gegründet worden. Die Harmonie der Nationen setzt voraus, daß jede derselben ihre Stimme nach ihrer individuellen Kraft erschallen lassen könne. Wenn eine Stimme alle anderen übertönt, so ist keine Harmonie möglich. Diejenige Revolution, welche wir wünschen, duldet keine Tyrannei, weder im Wechselverhältnisse der Individuen, noch der Nationen. Der Uebermuth des französischen Volkes mußte durch wiederholte Niederlagen abgekühlt werden, bevor ein auf Gleichheit ruhender Bund mit ihm möglich wurde. Die übrigen Nationen der Erde mußten aus ihrem langen Schlafe aufgerüttelt werden, bevor sie im Stande waren, mit der französischen gleichen Schritt zu halten. Im Laufe der sieben Jahrzehnte, welche auf die ersten Anfänge der französischen Revolution folgten, sind viele schroffe Gegensätze ausgeglichen, viele gemeinsame Bestrebungen eingeleitet worden. Unserer Zeit ist es vorbehalten, für alle civilisirten Völker der Erde zur Ausführung zu bringen, was in den Jahren 1789 bis 1792 so großartig begonnen worden war, in den Jahren 1793 und 1794 aber so elend zu Grunde gerichtet wurde. Durch wildes Morden kann die Sache der Freiheit niemals gefördert werden. Der Weg zu diesem erhabenen Ziele führt nicht durch Blutströme. Der Mann der Freiheit und des Rechtes wird zwar, wenn es sein muß, mit Freuden zum Schwerte

greifen, doch mit größerer Befriedigung es in die Scheide stecken, wenn die Hindernisse beseitigt sind, welche dem Bau der Freiheit mit Gewalt widerstrebten. Er wird das Ziel der Menschlichkeit, welches mit Freiheit eines und dasselbe ist, nie aus den Augen verlieren und seine hohen Ideale durch unschuldig vergossenes Blut nicht beflecken.

Das Flügelpferd der Freiheit soll weder im Kothe der Gemeinheit, noch im Blute der Verfolgung seine Hufe besudeln. Leichten Schrittes braust es über Fluren und Kornfelder dahin, ohne einen Halm zu zertreten. Es bedarf weder der Peitsche, noch des Zügels. Sein inneres Feuer treibt es vorwärts, sein eigener Geist erhält es auf der rechten Bahn.

§ 21. Kriege mit der Vendée und mit dem Auslande.

Wer vermeint, es könne durch den Schrecken der Thätigkeit ein anderes Element hinzugefügt werden, als die Verwirrung, kennt nicht die menschliche Natur, und wer glaubt, es sei der französischen Revolution durch denselben ein anderes hinzugefügt worden, kennt diese nicht. Verwirrung in den sittlichen Gefühlen, in den Rechtsbegriffen, in der Rechtspflege in der Verwaltung, in den inneren und in den äußeren Angelegenheiten, im Kriege und im Frieden — dieses sind die klar nachgewiesenen Folgen der Schreckenszeit.

Wir verkennen nicht, daß während dieser Zeit großartige Anstrengungen von Seiten der französischen Nation gemacht wurden und daß sowohl im Kampfe gegen das Ausland, als gegen den innern Feind Siege errungen wurden. Allein es geschah nicht sowohl in Folge, als ungeachtet des Schreckenssystems. Die französische Nation hat zu allen Zeiten bewiesen, daß, wenn sie mit frischer Kraft äußeren und inneren Feinden gegenüber stand, sie ihre angegriffene Selbständigkeit zu vertheidigen vermochte. Die Jahre 1793 und 1794 unterschieden sich von anderen Jahren des Krieges und des Aufstandes nur dadurch, daß der Sieg mit außerordentlichen Opfern erkauft wurde, daß neben demselben viele und furchtbare Niederlagen einher gingen, welche die bestimmt nachweisbaren Folgen des Schreckenssystems waren und daß eine ganze Reihe von Gefahren durch das Schreckenssystem selbst erst künstlich geschaffen wurde.

Die Aufstände in Marseille, Lyon und Toulon und der Krieg in der Vendée hätten niemals eine so drohende Gestalt angenommen, wenn die Machthaber in Paris mit etwas mehr Menschlichkeit und Klugheit zu Werke gegangen wären.

Die unsinnige Anhänglichkeit, welche der ungebildete Theil der Franzosen da und dort dem Königthume, dem Adel und dem Pfaffenthume zollte, konnte allerdings nicht durch Milde und Nachgiebigkeit gebrochen werden. Es galt, das kleine Häufchen dieser Fanatiker durch Strenge in den Schranken des Gehorsams zu halten. Jede Maßregel aber, welche den schlummernden Fanatismus wecken mußte, war im höchsten Grade unklug.

Auf beiden Seiten der Loire, von deren Mündung in die See bis über Saumür hinauf, lebte eine Bevölkerung, welche mit der übrigen Welt und namentlich auch mit Paris sehr wenige Verbindungen pflog. Die Pfaffen und die adeligen Gutsherren geboten dort fast unumschränkt über die unwissenden Bauern und Schiffer. Die Revolution fand dort keine Freunde, sondern nur heftige Gegner. Die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit, welche das abergläubische Volk als einen Eingriff in die Gewissen betrachtete, führte zu mannichfaltigen Reibungen und Aufständen. Die Pfaffen wühlten im Verborgenen und hetzten ihre Beichtkinder gegen die neue Ordnung der Dinge auf. Die im Winter des Jahres 1792 auf 1793 herrschende Theuerung erleichterte der Geistlichkeit ihre finsteren Pläne. Nimmermehr hätte aber diese gewagt, das Banner des Aufstandes zu erheben, wenn die Machthaber in Paris Maß und Ziel gehalten hätten. Selbst die Hinrichtung

des Königs, so wenig dieselbe den in jenen Gegenden herrschenden Ansichten entsprach, hatte keine drohende Bewegungen in ihrem Gefolge. Doch die heftigen Kämpfe, welche im Laufe der Monate März und April 1793 zwischen den Jakobinern und den Girondisten stattfanden, regten zuerst den Gedanken eines bewaffneten Aufstandes an. Die ersten Zeichen der Widerspenstigkeit, welche am 10. März 1793 zu Saint-Florent, am folgenden Tage zu Chemillé und zu Chollet und um dieselbe Zeit weiter im Westen zu Machecoul stattfanden, hätten leicht unterdrückt werden können, wenn die Nachrichten aus Paris nicht Oel in die Anfangs so schwachen Flämmchen des Aufstandes gegossen hätten.

Die Zeit der Ostern, welche seit Jahrhunderten für die Umtriebe des Pfaffenthums immer die günstigste gewesen war, wurde im Jahre 1793 eifrigst dazu benützt, die Gemüther zu erhitzen und einen allgemeinen Aufstand in der Vendée, im Departement Marne und Loire und im südlichen Theile des Departements der unteren Loire anzuzetteln. Einige kleine Vortheile, welche Cathelineau, Stofflet und Charette errungen hatten, gaben den Herren von Bonchamps, Elbée, Larochejaquelin und Lescüre den Muth, sich dem Aufstande anzuschließen. Am 3. Mai versammelten diese Führer ihre Anhänger, dreißigtausend Mann stark, in der Nähe von Thouars.

Es war ein großer Fehler von Seiten der Pariser Machthaber, daß sie, nachdem seit dem 10. März der Aufstand immer zugenommen hatte, im Laufe von acht Wochen nicht energische Maßregeln zu dessen Unterdrückung genommen hatten. Der Kampf zwischen Jakobinern und Girondisten nahm alle Kräfte in Anspruch, es blieb weder Wachsamkeit, noch Thatkraft für die ferne Vendée übrig. Der General Quetineau mußte Thouars räumen. Dieser erste bedeutende Sieg gab dem Aufstande eine gewisse Bedeutung, die er früher noch nicht gehabt hatte. Die Heere der Vendéer lösten sich gewöhnlich nach einer Schlacht wieder auf und konnten daher ihre Siege nicht mit Nachdruck benützen. Allein die Maßregeln, welche die Jakobiner trafen, lähmten die Thatkraft der republikanischen Generale. Biron, welcher seit dem Ende des Monats Mai in der Vendée den Oberbefehl führte, wurde von jakobinischen Commissären, welche ihm seine Geburt nicht verzeihen konnten, aller Orten gehemmt. Diese waren unter einander nicht einig und machten jede geordnete Kriegsführung gegen die Vendéer unmöglich. Dessen ungeachtet wurden die Aufständischen, als sie (29. Juli 1793) Nantes angriffen, mit großem Verluste zurückgeschlagen. Besonders verderblich griff der Jacobiner Rossignol, welcher von einem Goldarbeiter, nicht in Folge seiner militärischen Fähigkeiten, sondern wegen seiner extremen Ansichten einen vorherrschenden Einfluß im Kriegsministerium gewonnen hatte, in die Angelegenheiten der Vendée ein. Auf sein Betreiben wurde Biron abberufen und Westermann vor ein Kriegsgericht gestellt. Zwar trat der Letztere schon bald wieder in Thätigkeit, allein er wurde, weil er auf militärische Zucht und Strenge hielt, von den jakobinischen Commissären gelähmt. Berthier und Menou wurden nach Paris berufen. Die Verwirrung im republikanischen Lager nahm immer zu. Niederlagen waren davon die nothwendigen Folgen. Am 18. Juli erlitten die Republikaner eine solche bei Vichiers. Auf die Generale, welche nicht jakobinisch gesinnt waren, wurde immer die Schuld gewälzt. Jakobinische Schreier blieben an der Spitze und führten trotz aller Redensarten neue Niederlagen herbei. Statt diesen Uebelständen ein Ziel zu setzen, faßte der Convent Beschlüsse, welche die aufständischen Provinzen zwangen, den ihnen angekündigten Vertilgungskampf auf Tod und Leben auszufechten, während es nicht schwer gewesen wäre, durch eine umsichtige Kriegführung und versöhnende Maßregeln dem Bürgerkriege ein schnelles Ende zu bereiten.

Das Dekret des National-Conventes vom 1. August bestimmte: „Die Wälder sollen

niedergehauen, die Höhlen der Rebellen zerstört, die Saaten abgeschnitten, das Vieh weggenommen und zum Lande hinaus geschafft werden. Die Greise, die Frauen und Kinder sollen zum Lande hinaus geführt werden." Solche Maßregeln konnten ihren Zweck um so weniger erreichen, als die Generale Rossignol und Ronsin durchaus unfähig waren, wenn auch noch so geschickt im Zerstören, Siege über einen tapfern und waffengeübten Feind zu erringen. Erst als Kleber an die Spitze des Heeres in der Vendée trat (October 1793), war es für die Republikaner möglich, wieder Fortschritte zu machen. Er schlug die Vendéer (17. October 1793) bei Chollet und brachte sie durch diese Niederlage dermaßen in Verzweiflung, daß sie das bisherige Kriegstheater im Süden der Loire gänzlich aufgaben und den Fluß überschritten. Dort nahm der Krieg für sie eine sehr unglückliche Wendung. Sie konnten keinen Hafenplatz erobern, zogen mit Weibern und Kindern eine zeitlang im Lande umher, bis sie endlich (23. December 1793) bei Savenay von Kleber, Marceau und Westermann fast gänzlich vernichtet wurden.

Mit der Schlacht von Savenay hörte der große Krieg der Vendée vollständig auf. Die Kämpfe, welche später in dortiger Gegend noch stattfanden, hatten mehr den Charakter von Raub- und Vertilgungszügen, als von kriegerischen Unternehmungen.

Dieselbe Verwirrung, welche die Terroristen in den Krieg der Vendée brachten, führten sie auch in denjenigen des Auslandes ein. Die tüchtigsten Feldherren verloren ihre Köpfe unter der Guillotine. Ich nenne hier vor allen anderen: Cüstine, Biron und Westermann, doch außer diesen bluteten auch andere verdienstvolle Generale auf dem Schaffotte: namentlich Dillon, Beysser, Houchard. Andere entgingen dem drohenden Tode nur durch den Sturz Robespierre's, wie z. B. Hoche. Alle übrigen fühlten das Damoklesschwert der Guillotine in höchst peinlicher Weise über ihren Häuptern, wie Kleber, Marceau, Berthier, Menou. Der Hauptgrund, weßhalb Carnot sich gegen Robespierre und Saint-Just erklärte, bestand in der störenden Einmischung des letztern in die Kriegführung. Man hat viel Aufhebens von dem Muthe gemacht, mit welchem sich Saint-Just an die Spitze der stürmenden Colonnen stellte. Allein er glich dadurch nicht den zehnten Theil des Uebels wieder aus, welches die Terroristen künstlich schufen, indem sie die besten Generale Frankreich's köpften, einsperrten, absetzten oder doch nutzlos in den Tod der Verzweiflung trieben.

Es ist sehr verkehrt, die Erfolge der Jahre 1793 und 1794 dem Schreckenssysteme beimessen zu wollen. Eine Nation, welche sich in Masse gegen den auswärtigen Feind erhebt, kann wohl etwas leisten. Wenn die Franzosen nur aus Furcht vor der Guillotine dem auswärtigen Feinde entgegengezogen wären, hätten sie sich nicht so tapfer geschlagen, als sie thaten. Hätten die Terroristen Biron und Westermann beim Heere in der Vendée gelassen, so wäre dort, und hätten sie Cüstine und Hoche vom Rheine nicht abberufen, so wäre im Osten der Krieg mit größerem Nachdrucke geführt worden. Die Opfer, welche Frankreich in den Jahren 1793 und 1794 dem Gotte des Krieges brachte, waren so groß, daß wir uns nicht über die Siege der Republik, wohl aber darüber wundern müssen, daß dieselben nicht viel entscheidender waren. Die Schreckenszeit lähmte die Thatkraft, und hauptsächlich auch alle genialen Combinationen der Feldherren.

Man thut der französischen Nation großes Unrecht, wenn man behauptet, die Furcht vor der Guillotine habe sie in den Kampf gegen den auswärtigen Feind getrieben. Zu allen Zeiten vertheidigten die Franzosen ihre Gränzen mit Muth und Entschlossenheit. Der Fehler, welcher denselben mit weit besserem Grunde vorgeworfen wird, besteht darin, daß sie dem Kriege auf Kosten des Friedens und dem Heerwesen zum Schaden der Freiheit zu viel einräumten. Die Furcht vor der Guillotine hielt weder Dümouriez, noch später Pichegrü

ab, verrätherische Unterhandlungen mit dem Feinde zu pflegen. Sie trieb aber mehr als einen General, sich nutzlos in den Tod zu stürzen, weil er lieber im freien Felde, als auf dem Schaffotte sterben wollte. Die Siege, welche die Franzosen in den Jahren 1793 und 1794 errangen, verdankten sie ihrer Liebe für Freiheit und Vaterland, keineswegs aber ihrer Furcht vor der Guillotine.

Nachdem Dümouriez in's feindliche Lager geflohen, war das französische Heer allerdings für den Augenblick in einer sehr schwierigen Lage. Allein der Geist republikanischer Freiheit, welcher damals noch ganz Frankreich durchwehte, war kräftig genug, den Feinden Achtung zu gebieten. Der General Dampierre übernahm den Oberbefehl. Die zahlreichen Festungen boten den Truppen sichere Sammelplätze und zuverlässige Stützpunkte. Den Rückhalt des Heeres bildete die gesammte Nation, welche, wenn auch da und dort irre geführt, doch in überwältigender Mehrheit entschlossen war, den äußern Feind um jeden Preis zurückzuschlagen.

Solange die Oesterreicher hofften, Frankreich durch Verrath zu besiegen, ließen sie sich in milderen Worten vernehmen, verlangten sie blos die Wiederherstellung der Verfassung von 1791, und versprachen, die Gränzen des Reiches unangetastet zu lassen. Als aber die Anschläge Dümouriez's mit dessen Flucht zu Ende gingen und die Verbündeten hofften, mit den durch Bürgerkrieg und Unordnung geschwächten Franzosen leichten Kaufes fertig werden zu können, nahmen die verbündeten Mächte ihre Erklärungen wieder zurück, und entflammten dadurch den Kriegsmuth der Franzosen, welche klar erkannten, daß nur ein Kampf auf Tod und Leben sie vor Schmach und Vernichtung retten könne.

Die Franzosen mußten sich, nachdem sie ihren Feldherrn Dampierre auf dem Schlachtfelde verloren hatten, aus den Verschanzungen von Famars zurückziehen. Die republikanischen Commissäre, welche von der Kriegsführung nichts verstanden, hatten von Dampierre verlangt, die Oesterreicher, welche die Festungen Valenciennes und Condé belagerten, anzugreifen. Dampierre gehorchte dem Befehle, wurde aber von den überlegenen Streitkräften des Feindes fünfmal zurückgeschlagen. Beim sechsten Angriffe warf sich Dampierre an der Spitze einer auserlesenen Abtheilung selbst auf den Feind. „Wohin rennst Du, mein Vater," rief ihm sein Sohn nach, „Du gehst einem unnützen und sichern Tode entgegen." Der Vater erwiederte: „Ja, mein Freund, aber ich will lieber auf dem Felde der Ehre, als unter dem Messer der Guillotine sterben" (6. Mai 1793). Von einer tödtlichen Kugel getroffen, fiel Dampierre und starb zwei Tage darauf (8. Mai). Condé und Valenciennes wurden durch die unsinnigen Befehle des Convents nicht gerettet. Der General Dampierre und die Braven, welche mit ihm fielen, verminderten nicht blos die Streitkräfte, sondern auch die Siegeshoffnungen der Franzosen. Condé fiel am 10. Juli, Valenciennes am 27. Juli und Quesnoy am 11. September in feindliche Gewalt. Auch am Rheine errangen die verbündeten Mächte Vortheile. Sie drangen bis Landau vor, trieben die Franzosen hinter die Lauter zurück, nahmen nach einer langwierigen Belagerung (30. März bis 23. Juli 1793) Mainz wieder ein, schlugen Moreau (14. September) bei Pirmasenz, eroberten (13. October) die befestigten Linien zwischen Weissenburg und Lauterburg, nahmen Fort Louis und drangen bis Straßburg vor.

Doch die Verbündeten gingen so langsam und systematisch zu Werke, daß die Franzosen Zeit gewannen, ihre Massen in Bewegung zu setzen und durch diese den Feind zu erdrücken. Die Verbündeten erlitten (8. September) bei Hondschooten und (am 15. und 16. October) bei Wattignies empfindliche Niederlagen. Die Belagerung von Dünkirchen und Maubeuge wurde dadurch aufgehoben. Hoche und Pichegrü kämpften am Mittelrheine. Hoche erlitt zwar bei Kaiserslautern (28. bis 30. November) gegen den Herzog

von Braunschweig einige Verluste, trieb aber mit Pichegrü vereint (22. December) die Oesterreicher bei Fröschweiler zurück, zuerst bis Weissenburg und dann über den Rhein bis Speier.

In der ersten Hälfte des Jahres 1794 wurden viele blutige Treffen geschlagen. Doch erst am 26. Juni fand die entscheidende Schlacht bei Fleurus statt, in deren Folge die vom Feinde eroberten Festungen Landrecy, (16. Juli), Quesnoy, (15. August), Valenciennes, (27. August) und Condé (29. August) wieder in die Hände der Franzosen fielen. Ganz Belgien ging den Oesterreichern verloren. Die Franzosen drangen im Norden gegen Holland, im Süden bis Trier und Mannheim vor.

Pichegrü setzte (5. und 10. Januar 1795) über die Waal. Der dem Hause Oranien feindlich gesinnte Theil des holländischen Volkes verband sich mit den Franzosen. Der Erbstatthalter legte seine Gewalt nieder (17. Januar 1795) und floh nach England. Schon am 3. Februar 1795 wurde in einer Versammlung der Stellvertreter des batavischen Volkes die Würde des Erbstatthalters und die ganze Verfassung des Jahres 1787 abgeschafft.

Auch in Italien errangen die Franzosen mehrere Vortheile. In Spanien gewannen sie (17. bis 20. November 1794) einen entschiedenden Sieg und in dessen Folge die Festungen Figueras (27. November) und Roses (4. Februar 1795), Fuentarabira und St. Sebastian.

Kein einziger dieser Siege wurde aber durch einen Terroristen gewonnen. Carnot leitete von Paris aus die Kriegführung, ernannte die Generale, entwarf die Feldzugspläne, überwachte deren Ausführung, organisirte neue Heere und sorgte für deren Bedürfnisse. Carnot war allerdings selbst Mitglied des Wohlfahrts-Ausschusses. Allein er beschränkte seine Thätigkeit auf das Kriegs-Departement, trug übrigens wesentlich zum Sturze Robespierre's und Saint-Just's bei, weil er besser, als irgend ein anderer erkannte, wie verderblich das von denselben gehegte Schreckenssystem auf die Kriegführung wirkte.

Nicht in Folge, sondern ungeachtet des Schreckenssystems, gewann Frankreich seine Siege in den Jahren 1793 und 1794. Diese waren im Verhältniß zu denjenigen späterer Zeiten, sehr unbedeutend. Die Periode der großen Siege Frankreich's begann erst, nachdem an die Stelle terroristischer Verwirrung militärische Ordnung, an die Stelle der Guillotine Commando-Stäbe getreten waren.

§ 22. Die letzten Zeiten des National-Conventes. (Juli 1794 bis October 1795.)

Zwischen den Schlächtereien von Marius und Sulla und dem römischen Kaiserreiche lagen noch manche Jahre in der Mitte, während deren dem Namen nach die Republik bestand, so auch zwischen den Schlächtereien von Danton und Robespierre und dem französischen Kaiserreiche. Allein Freiheit und Recht waren nur noch leere Worte. Die besten Bürger hatten entweder durch Henkershand, oder im Felde das Leben verloren. Mit ihnen war die ohnedieß zu schwache Tugend des französischen Volkes decimirt worden. Schritt für Schritt wandte sich daher Frankreich der kaum verdrängten Monarchie wieder zu. Für den Freund der Menschheit, des Rechtes und der Freiheit ist es eine schmerzliche Aufgabe, diese Schritte zu bezeichnen, allein sie ist dringend nothwendig. Denn nur wenn wir den Weg, welcher zum Despotismus führt, genau kennen, werden wir denselben mit Sicherheit vermeiden.

Neben der römischen Republik bestanden im letzten Jahrhundert vor Christus keine andern Länder, welche im Stande gewesen wären dieselbe von der Bahn des Verderbens abzuhalten. Zum Glücke für die Menschheit war die Lage der Welt im achtzehnten Jahr-

hunderte nach Christus anders, als im letzten vor Christus. Frankreich besaß nicht diejenige Macht, welche Rom inne gehabt hatte. Die übrigen civilisirten Länder der Erde waren stark genug, wenn auch nach langen Kämpfen, den französischen Kaiser-Despotismus, die Fortsetzung des französischen Terrorismus, niederzuwerfen. Mit der Freiheit Frankreich's ging nicht diejenige der gesammten civilisirten Welt unter.

Hastig und wüthend waren die Franzosen vom 10. August 1792 zum 24. Juli 1794 über die Republik hinausgeschritten, hastig und stumpfsinnig kehrten sie zur Monarchie zurück. Zu einer wohlgeordneten Verfassung der Freiheit brachten sie es niemals. Auf die übertrieben republikanische Periode von 1792 bis 1794 folgte die übertrieben antirepublikanische der Jahre 1795 bis 1804. Nachdem die Nation ein Jahr lang den Schrecken als höchste Weisheit verehrt hatte, wurde später der Abscheu vor demselben so groß, daß sie diesem gern Freiheit und Recht zum Opfer brachte, daß sie die Republik aufgab, um einer Wiederkehr der Schreckenszeit zu entgehen.

Die französische Revolution besteht aus lauter Perioden des Uebergangs von der Monarchie zur Republik, von dieser zum Schrecken, vom Terrorismus zum Despotismus. Von einiger Dauer war nur die bourbonische, die orleanistische und die bonapartische Monarchie. Eine Republik im Sinne Griechenland's oder Rom's, der Schweiz, der Niederlande oder Nordamerika's kam in Frankreich so wenig, als in England jemals zu Stande.

Die fremden Mächte hatten allerdings durch ihren Angriffskrieg die friedliche Entwickelung der Republik gestört. Allein in der zweiten Hälfte des Jahres 1794 hatten die Franzosen von denselben nicht mehr viel zu fürchten. Hätten sie republikanische Tugend besessen, so wäre die Feststellung der Republik noch immer möglich gewesen. Oesterreich und Preußen hätten eine friedliche Republik ebensowohl anerkannt, als die kriegerische, welcher sie später die Anerkennung nicht versagten. Doch die wenigen wahren Republikaner, welche Frankreich besaß, waren im Laufe der Schreckenszeit untergegangen. Die Schreier, Banditen und Terroristen, welche auf den Schultern der Girondisten zu Macht und Ansehen gelangt waren, konnten sich zwar gegenseitig abschlachten, allein keine friedliche Republik gründen.

Robespierre's Sturz war nicht die Folge einer politischen Kundgebung, sondern der Todesangst einiger Führer, welche in dem Widerwillen der Mehrzahl des Convents und des französischen Volkes gegen die herrschenden Schlächtereien einen festen Stützpunkt fand. Der blinde Trieb der Selbsterhaltung, der Abscheu vor dem nicht endenden Blutvergießen und das Mitgefühl mit den Opfern der Tyrannei waren die eigentlichen Hebel des 9. Thermidor. Solche Beweggründe konnten wohl der Schreckenszeit ihr Ende, nicht aber der Republik eine dauernde Grundlage bereiten.

Das Volk erkannte in dem Sturze Robespierre's nichts anderes, als das Ende der massenhaften Hinrichtungen. Es betrachtete daher die Freilassung der zahlreichen politischen Gefangenen als eine nothwendige Folge desselben. Die Führer der Thermidorianer, welche mehr daran gedacht hatten, ihre eigenen, als die Köpfe der Tausende von Gefangenen zu retten, welche in den Kerkern der Republik schmachteten, konnten sich dem Drange der Volksstimmung nicht entziehen. Ihr Augenmerk war aber besonders darauf gerichtet, ihren politischen Gegnern die Macht, welche diese noch hatten, möglichst zu schmälern. Grundsatzlos, wie die Thermidorianer waren, widerstrebten sie jetzt der milderen Stimmung der Nation ebenso wenig, als früher der blinden Zerstörungswuth derselben. Viel Blut war geflossen. Die edelsten Herzen Frankreich's schlugen nicht mehr, die Häupter nicht blos der Parteien, sondern auch der Kunst und der Wissenschaft waren gefallen. Doch

waren große Kräfte übrig geblieben. Wären nur diese geschont worden, so hätte sich die Republik vielleicht behaupten lassen. Allein die erste Tugend der Republikaner, die Mäßigung, war im Schooße der französischen Nation zu schwach, um den während der Schreckenszeit aufgeregten Leidenschaften, nachdem die Furcht geschwunden war, Einhalt gebieten zu können.

In unseren Tagen haben die Worte Mäßigung, Gemäßigte, rechte Mitte u. s. w. den Nebenbegriff der Schwäche, der Halbheit und der Unentschlossenheit bekommen, gerade so war es in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Niemand wollte gemäßigt sein aus Furcht für feig gehalten zu werden. Niemand war gemäßigt, weil jeder seinen Leidenschaften den Zügel schießen lassen wollte. Die Jakobiner und deren Anhang sahen das Heil Frankreich's nur in der Wiederkehr der Schreckenszeit, oder doch in der Vollziehung der im Laufe derselben beschlossenen Gesetze und Einrichtungen. Solange sie die Mehrheit im National-Convente gehabt hatten, fanden sie es durchaus nothwendig, die Verfassung des Jahres 1793 außer Wirksamkeit zu setzen. Seit sie eine kleine Minderheit desselben geworden waren, drangen sie auf sofortige Vollziehung dieser Verfassung. Als sie erkannten, daß sie auf gesetzlichem Wege den Sieg nicht gewinnen könnten, erregten sie Aufstände, deren mehrere, namentlich diejenigen des 12. Germinal und des 1. Prairial einen höchst gefährlichen Charakter an sich trugen.

Die Thermidorianer, d. h. die Männer, welche im Thermidor 1794 Robespierre und dessen Anhang gestürzt hatten, sahen sich fortwährend von dem sogenannten Schwanze Robespierre's bedroht. Sie verbanden sich mehr oder weniger unbewußt mit den reactionären Elementen aller Parteien und wurden, theils aus Furcht vor den Ueberresten der Terroristen, theils aus Haß gegen dieselben, theils endlich durch die geheime Vorliebe für die monarchische Verfassung auf der Bahn der Reaction immer weiter gedrängt.

Die Terroristen und deren Gegner opferten Beide die Zukunft Frankreich's den Parteibestrebungen des Augenblicks auf. Die Terroristen erwogen nicht, daß, falls die Republik gerettet werden solle, sie dieser ihren Haß gegen die Thermidorianer unterordnen müßten. Die Thermidorianer vergaßen, daß die republikanische Partei sich selbst schon zu ehr geschwächt habe, als daß weitere Hinrichtungen nicht die Republik selbst gefährden müßten. Sobald man anfing zu strafen, fragte es sich, wo man enden solle? In untrennbarer Verbindung standen die Mitglieder der Ausschüsse unter sich, mit dem Convente, mit der Commüne von Paris und dem ganzen Volke von Frankreich. Ganz unschuldig an den Verbrechen der Schreckenszeit war nur, wer gar keinen Theil an den Bewegungen der Zeit genommen hatte. Dieser war aber eines andern Verbrechens schuldig, des Verbrechens der Vernachlässigung der Bürgerpflicht in einer der drangvollsten Zeiten, welche Frankreich jemals gehabt hatte. Beide Parteien verfuhren ohne Mäßigung, rieben die Ueberreste der entschlossenen, wenn auch theilweise fanatischen und stürmischen Republikaner auf. Jeder Tropfe republikanischen Blutes, welcher im Kampfe zwischen den Thermidorianern und Terroristen vergossen wurde, erschöpfte mehr und mehr die Kraft der republikanischen Partei. Jedes herabwürdigende Wort, dessen sich eine dieser Parteien gegen die andere bediente, setzte die Republik in der öffentlichen Meinung herab und trug dazu bei, den Gedanken der Unhaltbarkeit derselben mehr und mehr zu verbreiten. Niemand wagte zwar, die Republik anzugreifen. Allein indem man diese oder jene Ausschweifung derselben zu geißeln vorgab, fand man Gelegenheit, sie selbst zu verunglimpfen.

Alle brachten ihre Liebhabereien in Verbindung mit Staatsverfassung. Wer Freude an den gewöhnlichen Belustigungen des Lebens hatte und diese der Freiheit und dem Rechte vorzog, griff die Republik wegen ihrer Härte und Rauhheit an. Wer insgeheim religiöse

oder royalistische Vorurtheile hegte, fand nur zu viel Gelegenheit, den Haß, den er den republikanischen Einrichtungen widmete, in das Gewand des Widerwillens gegen den Terrorismus zu hüllen. In ähnlicher Weise, wie früher die Girondisten durch die unwiderstehliche Macht der Verhältnisse zu einem verderblichen Bunde mit den Gegnern der Republik gedrängt worden waren, wurden jetzt die Thermidorianer dazu getrieben. Die Grundursache aller dieser Mißverhältnisse war der Mangel an Mäßigung, welchen die Thermidorianer, obgleich nicht in demselben Grade, wie ihre terroristischen Vorgänger, kund thaten.

In der ersten Zeit nach dem Thermidor standen sich Terroristen und Thermidorianer in tödtlichem Hasse gegenüber. Doch schon bald erhoben die Feinde der Republik ihre Häupter so keck, daß die verschiedenen Abtheilungen der Republikaner ihren Groll aufgaben, um vereinigt gegen die Reaction zu kämpfen. Den Aufständen des Germinal und Prairial folgte derjenige des Vendemiaire. Weder Terroristen, noch Royalisten wollten sich friedlich den Beschlüssen der Mehrheit unterwerfen. Jede Partei, welche hoffte, durch Gewalt den Sieg über die Mehrheit zu gewinnen, griff zu den Waffen. Zwar wurden alle Aufstände von dem Convente, wenn nicht überwunden, so doch überstanden. Allein jeder Sieg wurde durch Blutvergießen theuer erkauft. Er schüchterte zwar die Ueberwundenen ein, besserte sie aber nicht. Der Aufstand des Vendemiaire gab dem herrschsüchtigen Bonaparte Gelegenheit, sich auszuzeichnen und bildete die zweite Staffel zu dem Throne, den er für sich und seine Familie später erbaute.

Die republikanische Verfassung, welche der Mehrheit die Gewalt zuweist, kann nicht bestehen, wenn die Minderheit nicht die Geduld hat, die ihr unangenehmen Beschlüsse der Mehrheit zu ertragen, und statt den langsamen Weg der Verfassung, auf welchem sie im Laufe der Zeit die Mehrheit wieder erlangen kann, zu betreten, Gewalt braucht.

Jede Revolution gräbt sich selbst ihr Grab, wenn sie den Uebergang zum gesetzlichen und ruhigen Verfahren nicht im rechten Augenblicke zu finden weiß. Verläßt sie, wie in den Jahren 1848 und 1849, zu früh die Bahn der Gewalt, so wächst ihr der alte Despotismus wieder über den Kopf. Beharrt sie, wie in den Jahren 1793 bis 1795 zu lange auf derselben, so ebnet sie dem neuen Despotismus den Pfad.

Europa hat im Laufe der letzten sieben Jahrzehnte die traurigen Folgen beider Verirrungen schmerzlich empfunden. Der Augenblick, da es gilt, von der Bahn der Revolution in diejenige der Gesetzlichkeit einzulenken, ist gekommen, sobald die alte drückende Verfassung gründlich vernichtet ist. Die Nation, welche nach Beseitigung aller aus der Vorzeit stammenden Hemmnisse nicht die Kraft besitzt, im ruhigen Gange der Entwickelung eine neue, freiheitliche Organisation zu schaffen, fällt mit unabweisbarer Nothwendigkeit wieder dem Despotismus anheim. Ueber den entscheidenden Augenblick, werden allerdings immer Meinungsverschiedenheiten obwalten. Die Einen werden der Ansicht sein, es genüge, das Königthum abgeschafft zu haben. Die Anderen werden den Adel, das Pfaffenthum, das Beamtenthum, die stehenden Heere, das Geldprotzenthum u. s. w. mit gleichem Hasse, als das Königthum umfassen. Vorausgesetzt, daß die schöpferische Kraft des Volkes ebenso weit reicht, als dessen Kraft der Zerstörung, läßt sich dagegen nichts einwenden. Wenn aber diese nicht soweit reicht, als jene, so bleibt die Reaction nicht aus. Es ist eine rein thatsächliche Frage, wie weit die Kräfte einer Nation reichen. Gefährlicher ist es aber immer, wenn man zu weit geht, als nicht weit genug. Die Fehler der ersten französischen Revolution, welche in den Jahren 1793 bis 1795 gemacht wurden, wirkten gewiß für Frankreich und die ganze Menschheit weit verderblicher, als die entgegengesetzten, welche

den Revolutionen der Jahre 1848 und 1849 zur Last fallen. Frankreich und die Menschheit haben in unseren Tagen weit bessere Aussichten auf Freiheit, als sie in den Tagen des ersten Napoleon nach den Ausschweifungen der Schreckenszeit hatten.

Die Freude über den Sturz Robespierre's war so allgemein und so groß, daß der National-Convent zwei Tage lang nichts thun konnte, als die ihm von allen Seiten zukommenden Glückwünsche anzuhören. In der Sitzung vom 11. Thermidor des Jahres II. (26. Juli 1794) fing man erst an, die dringenden Geschäfte des Augenblickes zu erledigen. Das Revolutionstribunal wurde suspendirt, die Mitschuldigen Robespierre's vor eine besonders ernannte provisorische Commission verwiesen.

Von den ursprünglichen zwölf Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses waren nur noch sechs in Thätigkeit. Herault-Séchelles, Robespierre, Saint-Just und Couthon waren unter der Guillotine gestorben, Jean Bon Saint-André und Prieur von der Marne waren auf Sendungen abwesend.

Es blieben nur Carnot, welcher das Kriegsdepartement leitete, Prieur von der Cote d'Or, welcher für Waffen und Pulver zu sorgen hatte, Robert Lindet für die Verproviantirung und den Handel, Billaud-Varennes und Collot d'Herbois für die Correspondenz mit den Verwaltungsbehörden und Barrère für die Berichterstattung. An die Stelle der sechs fehlenden Mitglieder des Wohlfahrts-Ausschusses wurden Tallien, Bréard, Thüriot, Treilhard, Laloi und Eschassériaux der Aeltere erwählt. Der Ausschuß der allgemeinen Sicherheit erhielt dadurch eine wesentliche Veränderung, daß David, Jagot und Lavicomterie beseitigt und Legendre, Merlin von Thionville, Goupilleau, André Dümont, Jean Debry und Bernard von Saintes neu gewählt wurden. Das tyrannische Gesetz vom 22. Prairial wurde aufgehoben, der Staatsankläger Fouquier-Tinville und einige andere Anhänger Robespierre's wurden in Anklagezustand versetzt und verhaftet. Die Kerker wurden geleert. Tausende von Gefangenen wurden in Freiheit gesetzt, darunter viele Opfer wüthender Verfolgungssucht, allein auch manche gefährliche Aristokraten, welche glaubten, nunmehr ungefährdet für die Monarchie, den Adel und das Pfaffenthum in die Schranken treten zu können.

Auf die Periode despotischer Centralisation folgte eine Zeit der Zersplitterung der Gewalt, welche die Regierung über die Gebühr schwächte. Der Wohlfahrtsausschuß verlor seine frühere gebietende Stellung, fünfzehn andere Ausschüsse wurden ihm an die Seite gesetzt. Die vollziehende Gewalt vertheilte sich nicht blos unter sechzehn Ausschüsse, sondern auch unter mehrere hundert Personen, welche in deren Schooße Sitz und Stimme hatten. Jeden Monat trat ein Viertheil der Ausschuß-Mitglieder aus und wurde durch neue Wahlen ersetzt. Die austretenden Mitglieder konnten erst nach einem Monate wieder gewählt werden.

Die zahlreichen Bezirksversammlungen hatten viel zu der herrschenden Aufregung beigetragen, um so mehr, als die Bürger, welche an denselben Theil genommen, vierzig Sous für die Sitzung ausbezahlt erhalten hatten, wovon die Folge war, daß die trägsten Leute sich ein Geschäft daraus machten, die Sitzungen zu besuchen, während fleißige und ruhige Bürger sich von denselben fern hielten. Diese Bezahlung für die Erfüllung einer Bürgerpflicht wurde aufgehoben und die Sitzungen selbst auf eine einzige in der Decade beschränkt. In ähnlicher Weise, wie die Ausschüsse des Conventes, wurden alle übrigen Staats- und Gemeinde-Behörden verändert. Das Revolutionstribunal wurde zwar (August 1794) wieder hergestellt, allein das Gesetz vom 22. Prairial blieb abgeschafft und die neu ernannten Richter und Geschworenen gaben demselben statt des frühern terroristischen, einen thermidorianischen Charakter.

Die Freiheit der Presse trat wieder in's Leben. Die beiden Parteien, welche außerhalb der Regierung standen: die Terroristen und die Royalisten, machten von derselben den ausgedehntesten Gebrauch, da dieses jetzt ohne Gefahr geschehen konnte. Der Jakobinerclub hielt wieder seine Sitzungen und sogar der Club des Erzbisthums, welcher die gefährlichsten Aufstände der Jahre 1792 und 1793 organisirt hatte, trat von Neuem in's Leben ein.

Was in gewöhnlichen Zeiten ein dringendes Bedürfniß und ein unveräußerliches Recht, ist in Zeiten der Revolution oft mit einer zweckmäßigen Regierung durchaus unvereinbarlich. Länger als ein Jahr waren in Frankreich alle persönlichen und Eigenthumsrechte der Willkür der Behörden schutzlos preis gegeben worden. Millionen hatten ihr Eigenthum, Hunderttausende ihr Leben oder doch ihre Freiheit verloren. Alles war durch Machtbefehle von oben herab bestimmt worden. Im Laufe des letzten Jahres waren nicht weniger als vier Milliarden und sechshundert Millionen Assignaten neu ausgegeben worden. Diese waren bis auf zehn Prozente ihres Nennwerthes herabgesunken, schwankten übrigens unausgesetzt hin und her, indem eine Nachricht dieselben in die Höhe trieb, die andere sie herabdrückte. Die Festsetzung eines höchsten Preises für die meisten Gegenstände des Handels und des Verkehrs, die gewaltsamen Requisitionen aller Art, der Krieg mit den auswärtigen Mächten zu Land und zur See, die unermeßlichen Aushebungen, die furchtbaren Verwüstungen, welche der Bürgerkrieg in seinem Gefolge hatte, und mehr als alles andere die Parteiwuth, welche unter der milderen Herrschaft der Thermidorianer aller Orten mit erneutem Ungestüme zu Tage trat — führte im Schooße des National-Conventes und aller berathenden Versammlungen Frankreichs zu Verhandlungen der heftigsten und leidenschaftlichsten Art. Es blieb daher nur wenig Zeit und Muse zu wohlthätigen Verordnungen und Gesetzen übrig. Der National-Convent mußte den bestehenden Verhältnissen Rechnung tragen. Er konnte nicht plötzlich zu einem Zustande voller Freiheit zurückkehren, allein er milderte, wo er konnte, die Härten der Schreckenszeit und bahnte den Uebergang zu gesetzlichen Zuständen an.

In diesem Bestreben wurden die für Freiheit und Recht begeisterten Mitglieder des National-Conventes, deren Zahl sich leider sehr vermindert hatte, durch die fortwährenden Ausbrüche der Leidenschaften der beiden äußersten Parteien sehr gehemmt. Auf der einen Seite suchte der Jacobinerclub von Neuem Macht und Einfluß zu gewinnen; auf der anderen Seite machten sich die jungen Leute der reicheren Klassen, welchen man den Namen „vergoldete Jugend" (jeunesse d'orée) gab, die zahlreichen Verwandten der Opfer der Schreckenszeit, geltend. In den Bezirksversammlungen, im Palais Royal, ringsum das Sitzungslocal des National-Conventes und selbst auf den Tribünen des letztern kam es wiederholt zu störenden, bisweilen sogar zu blutigen Auftritten. Auf den Antrag des Abgeordneten Bourdon de L'Oise verbot der National-Convent (16. October 1794) allen Gesellschaften, sich mit anderen zu verbrüdern, zu verbinden und im Namen der Gesammtheit mit anderen Gesellschaften Briefe zu wechseln. Dieser gegen die Jakobiner geführte Streich gab deren Gegnern den Muth zu weiteren Angriffen auf die früheren Anhänger Robespierre's. Die drei und sechzig Abgeordneten, welche wegen ihres Protestes gegen den 31. Mai so lange Zeit in Todesgefahr geschwebt hatten, wurden in Freiheit gesetzt und in den Schooß des Conventes wieder aufgenommen. Carrier, der Wütherich von Nantes, wurde in Anklagezustand versetzt. Die Jakobiner geriethen dadurch in äußerste Aufregung. Die Streitigkeiten zwischen ihnen und der „vergoldeten Jugend" wurden heftiger. Die letztere brach (9. November 1794) in den Sitzungssaal der Jakobiner ein. Am 21. desselben Monats schlossen die vereinigten Ausschüsse des Conventes den Jakobinerclub. Kurz darauf wurden Billaud-Varennes, Collot d'Herbois und Barrère in Anklage-

zustand versetzt und Carrier mit zwei seiner Gehülfen, Pinel und Grand-Maison, zum Tode verurtheilt (16. December 1794).

Die Reaction war in vollem Zuge. Das lustige Volk der Franzosen fing wieder an zu tanzen. Die Theater und Salons wurden wieder geöffnet. Die Brustbilder Marat's wurden zerschlagen. Das Volk fror und hungerte. Das Maximum und die Requisitionen wurden abgeschafft, die freie Circulation des Geldes wieder hergestellt; allein Niemand wußte die Kluft, welche in der Mitte zwischen den entwertheten Assignaten und den nicht verwertheten Nationalgütern stand, auszufüllen. Diese Kluft war nichts anderes, als der mangelnde Staatscredit. Denn obgleich die Assignaten, welche ausgegeben worden waren, acht Milliarden Franken betrugen, waren dieselben doch fast doppelt gedeckt durch die Nationalgüter, deren Werth nach dem damaligen Course der Assignaten auf fünfzehn Milliarden veranschlagt waren. Nur dadurch konnte ein Nationalbankerutt vermieden werden, daß Nationalgüter und Assignaten, das active und das passive Vermögen des Staates, in ein gegenseitiges Verhältniß gebracht wurden. Dieses hätte auf die eine oder die andere Weise, namentlich durch den Verkauf der Nationalgüter und die Annahme der Assignaten als Kaufpreis, leicht geschehen können. Wurden die Nationalgüter zu einem hohen Preise losgeschlagen, so flossen bedeutende Summen derselben in den Staatsschatz, konnten entweder vernichtet oder zu einem höhern Course wieder ausgegeben werden. Wurden die Nationalgüter nieder verkauft, so stiegen die Assignaten nothwendig im Course und der Staat gewann dadurch an Credit in demselben Maße, als er vielleicht an Gütern ärmer wurde. Jedenfalls gewann die ganze Nation dadurch, daß ein Werth von fünfzehn Milliarden, welcher entweder schlecht oder gar nicht verwaltet wurde, in das Privateigenthum betriebsamer Bürger überging. An die Stelle einer unproductiven Agiotage trat eine productive Spekulation. Es kam nur darauf an, daß etwas geschah, sei es Verkauf zu einem festgesetzten Preise, oder an den Meistbietenden. Schädlich und verderblich war nur die Unthätigkeit. Allein die zahlreichen Freunde der Emigrirten, der Pfaffen und des Königthums, welche hofften, daß früher oder später die eingezogenen Güter ihren früheren Besitzern zurückgegeben würden, verstanden es, jede durchgreifende Maßregel zu verhindern. Die Noth des Volkes und die Verwirrung der Staatsfinanzen dauerte fort. Dazu kam, daß der Winter des Jahres 1794 auf 1795 besonders hart, die letzte Ernte sehr wenig ergiebig gewesen und der Verkehr durch die Gewaltmaßregeln der Schreckenszeit von Grund aus gestört worden war. Die Unzufriedenheit in Paris nahm immer zu. Die Aufregung der Gemüther wurde durch die politischen Verhandlungen des National-Conventes vermehrt.

Die wenigen Häupter der Gironde, welche sich der gegen sie geschleuderten Achtung entzogen hatten: Isnard, Henry Larivierre, Louvet, Larevellière Lepeaux und Doulcet von Pontecoulant traten (März 1795) wieder in den National-Convent ein. Die Streitigkeiten zwischen der „vergoldeten Jugend" und den Ueberresten der Jakobiner wurden durch die herrschende Noth immer erbitterter. Neue Aufstände bereiteten sich vor, welche um so gefährlicher waren, je weniger Einheit im National-Convente und je weniger concentrirte Gewalt im Schooße der Ausschüsse bestand.

Am 12. Germinal (1. April 1795) fand eine ähnliche Kundgebung gegen den National-Convent statt, wie sie am 20. Juni 1792 gegen Ludwig XVI. ausgeführt worden war. Sie hatte übrigens keine weiteren Folgen, als erneute Maßregeln der Strenge gegen die s. g. Patrioten, d. h. die Ueberreste der Jakobiner.

Auch im Süden, namentlich zu Lyon, Avignon, Marseille und Toulon fanden blutige Auftritte statt, welche die Entwaffnung der eifrigsten Republikaner zur Folge hatten und den Royalisten erwünschte Gelegenheit boten, im Trüben zu fischen. Diese bewiesen, daß sie

um kein Haar besser waren, als die von ihnen so heftig angegriffenen Septembermörder. Wo sie glaubten, die Gewalt zu haben, machten sie von derselben den grausamsten Gebrauch. In Lyon drangen sie in die Gefängnisse und tödteten siebenzig bis achtzig gefangene Jakobiner. Zwei Gesellschaften, diejenige der „Sonne" und von „Jesus," wühlten aller Orten im Süden zu Gunsten des Königthums und der Pfaffen. Die Wuth der Jakobiner wurde dadurch auf's Aeußerste gesteigert.

Am 1. Prairial III. (20. Mai 1795) kam es zu einem neuen Aufstande zu Paris, in welchem der Deputirte Féraud das Leben verlor und der National-Convent fünf Stunden lang den Gewaltthätigkeiten und Mißhandlungen des Pöbels preis gegeben war. Mit Mühe gelang es endlich den Ausschüssen, denselben zu befreien. Am folgenden Tage wiederholten sich die Unruhen. Sie dauerten fort bis zum 4. Prairial (23. Mai). Aehnliche Bewegungen hatten kurz zuvor am 25. Floreal oder 14. Mai zu Toulon stattgefunden. Die republikanische Partei wurde dadurch mehr und mehr geschwächt. Neue Hinrichtungen lichteten deren Reihen. Neue, der Reaction gemachte Zugeständnisse brachten der jungen Republik wiederholte Todeswunden bei. Die Nationalgarde wurde reorganisirt, die ärmeren Klassen des Volkes ausgeschieden und nur die Reichen aufgenommen. Die katholische Geistlichkeit erhielt ihre Kirchen und damit zugleich den größern Theil ihrer früheren Macht, welche sich wesentlich an diese Gebäude knüpfte, zurück.

Statt durch den Verkauf der Nationalgüter den Staat vor dem Bankerutte und die Assignaten vor gänzlicher Entwerthung zu schützen, setzte der National-Convent den Nennwerth derselben herab. Er begünstigte die Besitzer der Assignaten früherer Zeiten und benachtheiligte diejenigen, in deren Händen sich später ausgegebene Assignaten fanden. Der Staatscredit wurde dadurch nicht gehoben, sondern mehr und mehr untergraben. Die Royalisten jubelten. Zwar erließ der Convent einige Dekrete gegen dieselben, welche jedoch unter den obwaltenden Verhältnissen keine Wirkung thaten. Zahlreiche Sendlinge der königlichen Familie durchzogen das Land, schmiedeten Complotte und bereiteten Aufstände vor. Die royalistische Presse verbreitete beunruhigende Gerüchte. Die Emigrirten kehrten in Masse nach Frankreich zurück, unbekümmert um die Gesetze, welche gegen sie erlassen worden waren. Sie wußten, daß dieselben nicht in Vollziehung gesetzt werden würden.

Dasselbe Paris, welches seit sechs Jahren dem Königthume mit so großer Kraft entgegen getreten war, fing wieder an, sich in royalistischer Richtung zu bewegen. Die Bezirksversammlungen der Hauptstadt nahmen mehr und mehr einen royalistischen Charakter an. In der ersten Zeit nach dem Sturze Robespierre's bildete der Salon der Frau Tallien den Vereinigungspunkt der s. g. schönen Welt. Frau Tallien war, wie ihr Gatte, republikanisch gesinnt, freilich nicht im Geiste einer Roland, nicht eine Republikanerin aus Princip, sondern der Gelegenheit. Allein es war doch in ihrem Hause guter Ton, republikanische Gesinnungen zu äußern. Seit der zweiten Hälfte des Jahres 1795 verdrängte Frau von Staël mehr und mehr die Frau Tallien aus der Modewelt von Paris. Sie war nicht einmal der Außenseite nach Republikanerin, gleich der Frau Tallien, sondern aristokratisch durch und durch mit einer entschiedenen Hinneigung zur Monarchie. Daß Frau Staël in Paris wieder eine Rolle spielen konnte, deutete mit Bestimmtheit an, daß die republikanische Gesinnung, ja selbst die republikanische Außenseite in der Abnahme begriffen war. Den Weg, welchen die geistige Bewegung Frankreichs seit den achtziger Jahren nahm, wird uns veranschaulicht durch die Namen: Marie Antoinette, Frau Staël und Frau Roland. Von dem Höhepunkte reiner Begeisterung und wahrer Freiheitsliebe, welchen uns Manon Roland bezeichnet, sank die Zeit wieder herab bis zur flachen Republik

der Frau Tallien, den aristokratisch-monarchischen Tendenzen der Frau Staël und langte endlich bei Josephinen, der Gattin des Despoten Napoleon Bonaparte an.

Im Schooße einer wahren Republik hätte Frau Staël keine Rolle spielen können. Gewöhnlich gehen den großen politischen Bewegungen Vorboten voran. Der Ton, welcher in den gebildeten Kreisen einer Nation vorherrscht, deutet die Richtung an, in welcher die Zeit sich bewegt. Im Jahre 1795 war der Uebergang der Republik zur Monarchie schon sehr bestimmt vorbereitet. Weder der National-Convent, noch irgend eine Verfassung, welche dieser beschließen mochte, besaß die Kraft, das rollende Rad zu hemmen. Der Höhepunkt der Freiheit war überschritten. Die Schreckenszeit gab der Nation den Impuls in der Richtung zum Despotismus. Eine Zeit lang dauerten die republikanischen Formen noch fort, allein der Geist, welcher in denselben wehte, war nicht derjenige der Einfachheit, der Tugend, gemäßigter Freiheit und unparteiischen Rechtes, sondern der Willkür, der Leidenschaft, der Habgier und der Herrschsucht. Die wenigen Republikaner, welche die Schreckenszeit überlebt hatten, blickten mit Schaudern auf die jüngste Vergangenheit und verloren die Zuversicht, welche sie in den schönen Tagen des ersten Aufschwunges der Nation beseelt hatte. Mehr und mehr traten die Folgen der Schreckenszeit zu Tage.

Die Franzosen, welche zu allen Zeiten den auswärtigen und kriegerischen Verhältnissen ihres Reiches mehr Aufmerksamkeit schenkten, als der inneren und friedlichen Entwickelung, sind sehr geneigt, die Greuel der Schreckenszeit im Hinblicke auf die Gefahren, womit der äußere Krieg sie bedrohte, zu entschuldigen. Sie gehen so weit, zu behaupten, daß der Sieg des Auslandes die Barbarei auf ein Jahrhundert hinaus von Neuem festgestellt hätte. Wenn man, wie die Franzosen gern thun, unter Barbarei den Gegensatz zu Franzosenthum versteht, ist diese Annahme eben so ungegründet, als wenn man darin den Gegensatz zu Bildung des Geistes und des Herzens sieht. Denn in den Jahren 1814 und 1815 wurde Frankreich zweimal vom Auslande vollständig besiegt, ohne daß es dauernd in Barbarei verfallen wäre. Daß übrigens Frankreich in den Jahren 1793 und 1794 wirklich in Barbarei *versank*, läßt sich nicht leugnen. Was war denn die Schreckenszeit anderes, als Barbarei? Barbarei in der Rechtspflege, Barbarei in der Staatsverwaltung, Barbarei in der Kriegführung, Barbarei in Verhältniß zu Kunst und Wissenschaft, — kurz in allen Beziehungen des Lebens.

Die Heere wurden in ähnlicher Weise zusammen gebracht, wie in Persien zur Zeit des Kaisers Xerxes. Der Haß gegen den auswärtigen und den innern Feind erreichte einen Höhepunkt, welcher selbst in den barbarischen Staaten des Alterthums kaum wieder zu finden ist. Die Blutbäder von Lyon, die Ertränkungen von Nantes, die Guillotinirungen zu Paris waren barbarisch. Der Sieg der Oesterreicher und Preußen hätte den Franzosen nichts schlimmeres, ja nichts so schlimmes gebracht, als was die Schreckenszeit wirklich in ihrem Gefolge hatte. Selbst nachdem dieselbe vorüber war, vergingen viele Jahre, bevor alle die barbarischen Gesetze, Einrichtungen und Gewohnheiten beseitigt werden konnten, welche im Laufe der Schreckenszeit aufgetaucht waren.

Die Mehrheit der Franzosen der Jahre 1793 und 1794 glich dem Kinde, welches aus Entsetzen vor der schwarzen Farbe des Schornsteinfegers sich in das Wasser stürzte und nahezu darin ertrank. Dieser Vergleich paßt freilich nicht auf die tapferen Männer, welche die Schlachten Frankreichs schlugen, wohl aber auf diejenigen, welche den Ton in Paris und anderen Städten angaben, die Guillotine beherrschten, oder in banger Furcht die Befehle der Machthaber vollzogen oder doch gut hießen.

Die Gefahren, von welchen sich Frankreich in den Jahren 1793 und 1794 bedroht sah, waren allerdings groß für den Augenblick. Allein die Gefahren, welche der Convent

mit seiner Schreckensregierung hervorrief, waren weit größer und in ihren Folgen weit verderblicher für die ganze Zukunft der französischen Nation und der Menschheit überhaupt. Die Million Menschen, welche unter seiner Regierung auf's Schaffott kamen oder durch Mörderhand im Innern Frankreichs fielen und die zweite Million tapferer Streiter, welche auf den Schlachtfeldern aller Länder Europa's blieben, entzogen der französischen Nation nicht nur für den Augenblick ihre edelsten Kräfte, sondern in den Nachkommen, welche sie ihr bei längerem Leben hätten geben können, die schönsten Hoffnungen einer besseren Zukunft. Denn gerade der edelste Theil der französischen Nation fiel unter den Streichen der Schreckensregierung. Die Unverbesserlichen aus dem Stande des Adels und der Geistlichkeit waren in's Ausland geflüchtet und die Unverbesserlichen aus der Hefe des Volkes wußten gar wohl, sich im Augenblicke der Gefahr verborgen zu halten. Der Tod vieler hochbegabter Männer der Freiheit lichtete die Reihen derjenigen, welche im Stande gewesen wären, einem Tyrannen die Spitze zu bieten. Die Art und Weise endlich, in welcher die Demokratie in Frankreich ihre Regierungsgewalt ausübte, rief in vielen warmen Freunden des Volkes die Ueberzeugung hervor, daß die Zeit für diese Regierungsform noch nicht reif sei, während sie den Absolutisten und den Aristokraten die schärfste Waffe gegen die Demokratie in die Hände gab und die große Zahl der Indifferenten mit Gewalt der Republik entfremdete. Die Verfassung, welche der National-Convent am 24. Juni 1793 der französischen Nation ertheilt hatte und welche in den Urversammlungen angenommen worden war, trat niemals in's wirkliche Leben ein, und diese eine Thatsache genügt, deren Mangelhaftigkeit zu beweisen. Sie war auf die Idee der absoluten Gleichheit gebaut, ertheilte dem ganzen Volke die oberste Gewalt, die es durch das Organ der jährlich in den Urversammlungen zu wählenden Vertreter ausüben sollte. Dem aus solchen Abgeordneten gebildeten gesetzgebenden Körper sollte ein Vollziehungsrath von vierundzwanzig Mitgliedern zur Seite stehen. Nichts ist thörichter, als an verschiedene thatsächliche Voraussetzungen vollkommen gleiche Rechte knüpfen zu wollen. Gleichheit der Rechte hat nur da einen sichern Grund und Boden, wo die thatsächlichen Voraussetzungen gleich sind. Gleichheit der politischen Rechte dekretiren zu wollen ist eben so unsinnig, als Gleichheit der geistigen Kräfte, der Kenntnisse, der Verwandtschaft, Freundschaft und des Vermögens zu befehlen. Alles dieses läßt sich vorbereiten, nach alle diesem läßt sich streben. Allein es ist ein Beweis großer Beschränktheit und große Tyrannei, dieses direct befehlen zu wollen. In der Regel ist die befohlene Gleichheit nichts anderes, als ein Mittel zur Erzwingung der heillosesten Ungleichheit. Statt der versprochenen Gleichheit erhielt die Nation eine revolutionäre Regierung und einen Wohlfahrtsausschuß mit allen bekannten Schrecken desselben. Während der 10. August 1792 den Höhepunkt der sittlichen Erhebung und Freiheitsbestrebung, bezeichnete der 24. Juli (9. Thermidor) 1794, der Tag, an welchem Robespierre fiel, den Höhepunkt der Schreckensregierung. Die Verfassung vom Jahre 1793 war durch die öffentliche Meinung längst verworfen worden. Die Schreckensregierung hatte zur Folge, daß man weiter, als bis zur Constitution von 1791 zurück ging. Zwei Kammern sollten die Besonnenheit der Gesetzgebung verbürgen, für die Güte der Wahl aber nicht blos die Theilung in zwei Acte, sondern auch ein angemessenes Besitzthum der Wähler Gewähr leisten. Auf diese Weise wurde bereits die Rückkehr zu der alten Ungleichheit angebahnt, und da sich jetzt ohne bewaffnete Macht in Frankreich kein entscheidender Beschluß mehr durchsetzen ließ, so wurde zu gleicher Zeit auch die Herrschaft eines glücklichen Kriegers vorbereitet.

Die Verbindung zwischen Terrorismus und Despotismus erhellt hieraus mit vollständiger Klarheit. So traurig dieser Uebergang war, so bestimmt eröffnet er uns die Aussicht auf bessere Zeiten. Das Uebermaß der Freiheitsbestrebung führte zum Despotis-

mus. Das Uebermaß des Despotismus führt die Nationen mit unabweisbarer Nothwendigkeit auf den Pfad der Freiheit zurück. Hoffen wir, daß die durch sechzigjährigen Druck gepeinigte französische Nation bei ihrer nächsten Erhebung das richtige Maß halten und von den übrigen Völkern nicht auf falsche Bahnen werde gedrängt, sondern auf's Eifrigste werde unterstützt werden.

Vier Jahre lang hatte der National-Convent theils in Wirklichkeit, theils nur dem Namen nach Frankreich beherrscht. Seine erste That war die Verkündigung der Republik gewesen. Seine letzten Thaten bereiteten deren Untergang vor. Jedem vorurtheilsfreien Beobachter mußte sich der Gedanke aufdrängen, daß die Republik auf die Dauer sich nicht behaupten könne. Eine solche Masse hervorragender Menschen, als die Revolution verzehrt hatte, konnte Frankreich nicht wieder ersetzen. Wenn sie alle am Leben geblieben wären, hätte die Nation Mühe gehabt, den zahlreichen Gegnern der Republik die Spitze zu bieten. Die schwachen Ueberreste der Gründer der französischen Republik konnten nur deren Fall aufschieben, nicht verhüten. Der National-Convent erkannte klar und deutlich, daß, falls keine Fürsorge getroffen würde, die neuen Wahlen für die Republik sehr ungünstig ausfallen würden. Um einen jähen Rückfall in das Königthum zu verhüten, beschloß der National-Convent am 5. Fructidor (22. August), daß der neue gesetzgebende Körper zu zwei Drittheilen aus seinem Schooße genommen und daß nur ein Drittheil neu gewählt werden solle. Die Wahl wurde den neu geschaffenen Wählerversammlungen anheim gegeben vermittelst Decrets vom 13. Fructidor III. (30. August 1795). Die Primärversammlungen sollten am 20. Fructidor (6. September) zusammen treten, um über die Decrete vom 5. und 13. Fructidor abzustimmen.

Die Royalisten waren mit diesen beiden Decreten höchst unzufrieden und brachten es dahin, daß alle Bezirke von Paris, außer einem einzigen, dieselben verwarfen und nur die Constitution ohne die Decrete vom 5. und 13. Fructidor annahmen. Im übrigen Frankreich wurden aber die Decrete mit überwältigender Stimmenmehrheit und die Verfassung fast einstimmig angenommen. Die Royalisten, welche damals (1. Vendemiaire III. oder am 23. September 1795) schon mit dem Plane eines Aufstandes umgingen, stellten sich, als glaubten sie nicht an eine redliche Zählung der Stimmen und schickten Abgeordnete an den Convent, um von den eingesandten Abstimmungsprotokollen Kenntniß zu nehmen. Der Convent gestattete denselben die Einsicht der Protokolle. Die Abgeordneten der Bezirke von Paris mußten die Richtigkeit der Stimmzählung anerkennen. Allein die Royalisten achteten eben so wenig, als früher die Terroristen die bestehenden Gesetze und Einrichtungen. Sie wußten, daß sie die Mehrheit in den Bezirksversammlungen und in der Nationalgarde von Paris hatten. Sie kannten die Schwäche der damaligen Regierung und griffen zu den Waffen. Am 13. Vendemiaire (5. October 1795) rückten sie, vierzigtausend Mann stark, gegen den National-Convent. Dieser hatte den Aufständischen nicht mehr als achttausend Mann entgegen zu setzen. Allein eine zahlreiche Artillerie glich das Mißverhältniß der Zahl aus; Barras war der erste, Napoleon Bonaparte der zweite Befehlshaber der Truppen des Conventes. Die Kartätschen gaben den Ausschlag. Der Aufstand wurde niedergeworfen. Die Pläne der Royalisten scheiterten, diejenigen des siegreichen Generals Bonaparte kamen ihrer Erfüllung um einen Schritt näher. Die Royalisten wurden geschlagen, aber auf ihren Leichenhügeln legte Napoleon den Grund zu seinem Kaiserthrone.

Kriegsleute waren zu allen Zeiten der Freiheit der Völker gefährlich, mehr, als irgend eine andere Klasse von Menschen. Zwar haben auch Pfaffen, wie die Päbste anschaulich machen, und Kaufleute, wie die Mediceer beweisen, ganze Länder in Ketten und Bande

geschlagen. Allein sie brauchten Jahrzehnte, nicht selten Jahrhunderte, um zu erreichen, was ein glücklicher Feldherr in einem Feldzuge durchsetzte.

Wären die Franzosen mehr von der Liebe zu Freiheit und Recht und weniger von National-Eitelkeit und Herrschsucht beseelt gewesen, so hätten sie sich bemüht, Frieden zu schließen und den inneren Wirren der jungen Republik ein Ziel zu stecken. Allein zu allen Zeiten legten sie auf die auswärtigen Angelegenheiten und den Krieg zu großen, auf die innere und friedliche Entwickelung ihres Staates zu geringen Werth.

Sobald die republikanischen Heere den Feind aus Frankreich vertrieben hatten, begann der Eroberungskrieg. Hätte sich die junge Republik, dem Auslande gegenüber, statt auf den Standpunkt des Schwertes auf denjenigen des Rechtes gestellt, so wäre es ihr auch viel leichter geworden, in ihren inneren Angelegenheiten den verlorenen Rechtsboden wieder zu finden. Allein wie wäre es möglich gewesen, im Innern den Grundsätzen des Rechtes zu folgen, wenn man dem Auslande gegenüber nur der Gewalt Rechnung trug?

Gegen Ende des Jahres 1794 war die kriegerische Stellung Frankreichs eine so glänzende, daß alle Mächte Europa's gern den Frieden angenommen hätten, wenn ihnen dieser ohne schwere Opfer erreichbar gewesen wäre. Allein die Franzosen waren nicht damit zufrieden den Feind zurückgeschlagen zu haben. Sie wollten erobern. Der Friede mit dem Auslande hätte die Beruhigung der Vendée zur unmittelbaren Folge gehabt. So lange der äußere Kampf fortdauerte, fand durch ihn die Flamme des Bürgerkrieges immer neue Nahrung. Die verderblichste Folge des Krieges bestand aber darin, daß die wilden Kräfte der Zerstörung, welche in Frankreich schon zu reichlich vorhanden waren, durch denselben an Macht und Einfluß immer zunahmen, daß die Generale mehr galten, als die Gesetzgeber und die Siege auf dem Schlachtfelde mehr gefeiert wurden, als die glänzendsten Erfolge der Staatskunst.

So lange der Krieg nothwendig war, d. h. so lange er zur Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes geführt wurde, griffen die edelsten und hochherzigsten Männer Frankreichs zu den Waffen und wurden sie durch die reinsten Beweggründe beseelt. Die französischen Heere zeichneten sich durch die höchsten kriegerischen Tugenden aus. Die Soldaten murrten nicht, wenn es ihnen am Nothwendigsten fehlte. Statt unter Zelten, schliefen sie unter den schützenden Zweigen der Bäume. Der Offizier theilte Mühe und Noth mit den Soldaten. Die Begeisterung hob die Heere über Schwierigkeiten hinweg, welche ihre Feinde für unüberwindlich hielten. Das alles änderte sich, als der Krieg in das Ausland getragen wurde, reiche Städte den Siegern die Thore öffneten und glänzende Geschäfte, sei es durch Lieferungsverträge oder durch heimliche Abfindungen, im feindlichen Lande gemacht werden konnten. Das Beispiel der Habgier und Erpressung, welches manche Generale gaben, wurde nachgeahmt. Nur zu bald nahmen die Völker, welchen die Freiheit geboten wurde, wahr, daß republikanische Tugend von republikanischen Manifesten sehr verschieden sei.

Von allen Mächten, welche Frankreich überfallen hatten, wurde Toscana zuerst des Krieges müde. Am 15. Februar 1795 schloß der Großherzog dieses Landes Frieden mit der Republik. Er zahlte eine Million Franken und erhielt dafür die Zusicherung der Neutralität.

Seit dem Ende des Jahres 1794 waren zu Basel Friedensunterhandlungen zwischen Frankreich und Preußen gepflogen worden. Am 5. April 1795 kam der Vertrag zu Stande. Die preußischen Provinzen, welche auf dem linken Rheinufer lagen, blieben in den Händen der Franzosen. Preußen sagte sich von der Coalition los und bot der Republik und den übrigen zum Frieden geneigten deutschen Ständen seine Vermittelung

an. Kurz darauf (17. Mai 1795) wurde die Linie gezogen, welche den im Kriege mit Frankreich befangenen Theil Deutschland's von demjenigen trennte, welchem der Baseler Frieden zu statten kam. Diese Demarkations-Linie ging von Ostfriesland südlich bis an den Kocher in Schwaben und von da östlich bis Schlesien. Hessen-Kassel folgte dem von Preußen gegebenen Beispiel (28. August 1795), trat an Frankreich die Grafschaft Katzenellenbogen und die Feste Rheinfels ab und erhielt dafür den Frieden und die Zusage einer Entschädigung.

Die deutschen Fürsten hatten den Kampf mit Frankreich begonnen. Das deutsche Volk mußte die Kosten desselben tragen, sein Blut im Kriege verspritzen und am Ende den Frieden mit seinem Gebiete erkaufen. Die Siege der Franzosen hatten den König von Preußen zur Besinnung gebracht, nicht aber das Haus Habsburg und die unter dessen Fittigen stehenden deutschen Landesherren. Gewöhnlich machen deutschthümelnde Geschichtschreiber den Preußen einen schweren Vorwurf aus dem Baseler Frieden. Wir tadeln im Gegentheile das Haus Habsburg, daß es den verderblichen Kampf noch fortsetzte. Ein nutzlos geführter dreijähriger, blutiger Krieg hätte es auf die Bahn des Friedens zurückleiten sollen. Allerdings ist es traurig, wenn eine Nation den äußern Feind nicht mit gemeinsamer Kraft zurückschlägt. Allein zwischen der französischen und der deutschen Nation war genau genommen gar kein Krieg. Der Kampf wurde von den kleinen und großen Despoten Deutschland's gegen die Freiheitsbestrebungen Frankreich's geführt. Die deutsche Nation war nicht befragt worden, ob sie den Kampf wolle. Sie war bei demselben nur insofern betheiligt, als sie die Zeche zu bezahlen hatte.

Daß es sich nicht um einen Nationalkrieg handelte, beweist der Baseler Frieden auf's deutlichste. Hätte die deutsche Nation den Krieg geführt, so wäre ein ganz anderer Geist in den deutschen Heeren zu Tage getreten und der König von Preußen hätte gar nicht die Macht gehabt, einen Separatfrieden zu schließen, welcher den Norden von dem Süden Deutschland's losschied. Nicht denjenigen, welcher von der Bahn des Unrechts und des Unsinns auf den Pfad des Rechtes und der Vernunft zurückkehrt, sondern denjenigen, welcher aller Mahnungen des Schicksals zum Trotze auf dem betretenen Irrwege beharrt, trifft gerechter Tadel. Zur Zeit des Baseler Friedens hätte Deutschland jedenfalls günstigere Bedingungen erlangen können, als später. Die Habsburger, welche bei jeder Gelegenheit nur an die Vergrößerung ihrer Hausmacht dachten, setzten den Krieg fort, weil sie wußten, im schlimmsten Falle würden sie das deutsche Reich den Franzosen preis geben und dadurch schwere Verluste an eigenem Gebiete verhüten.

Die deutsche Nation, welche sich von ihren Fürsten zum blinden Werkzeuge des Ehrgeizes und der Herrschsucht mißbrauchen ließ, erhielt die ihr gebührende Strafe durch die Verheerungen des Krieges und die Opfer, mit welchen später der Frieden erkauft werden mußte.

Selbst das alterschwache und von Pfaffen halb zu Grunde gerichtete Spanien bekundete mehr Einsicht, als das deutsche Reich, indem es (22. Juli 1795) mit Frankreich Frieden schloß. Auch dieses Land mußte den Frieden mit einer Gebietsabtretung erkaufen. Es überließ an Frankreich seinen Antheil an der Insel Domingo und näherte sich schon bald Frankreich freundschaftlich an.

Die französische Republik hatte durch die von ihr abgeschlossenen Friedensverträge vieles gewonnen, aber auch manches verloren. Ihren Gewinn an Land schlagen wir nicht hoch an. Allein es war ein großer Vortheil, daß sie mehrere Mächte Europa's gezwungen hatte, sie anzuerkennen. Die Friedensschlüsse verminderten die Zahl der Feinde Frankreich's und bahnten den Weg zu weiteren ähnlichen Verträgen. Der Verlust, welchen

Frankreich erlitt, bestand darin, daß die ganze Welt einsah, die junge Republik stehe in ihrer auswärtigen Politik auf keinem höhern Standpunkte, als Ludwig XIV., d. h. sie wolle erobern, und die Freiheit sei für sie nur eine Redensart, wie für die Könige früher Ehre, Würde und andere Worte gewesen waren.

Oesterreich, auf dessen Schultern nach dem Baseler Frieden die Last des Krieges hauptsächlich ruhte, mußte bald empfinden, daß es der ungestümen Tapferkeit Frankreich's auf die Dauer mit Erfolg nicht widerstehen könne. Die Festung Luxemburg mußte sich (6. Juni 1795) den Franzosen ergeben. Jourdan drang an der Spitze der Sambre und Maas-Armee bei Düsseldorf über den Rhein (6. bis 8. September), trieb die Oesterreicher vor sich her bis hinter den Main und schloß Mainz auch auf der rechten Rheinseite ein. Pichegrü, welcher die Rhein- und Mosel-Armee befehligte, gewann Mannheim. Zwar mußten sich die Franzosen nach dem für sie unglücklichen Treffen bei Handschuhsheim (24. Sept.) und bei Höchst (11. October) wieder zurückziehen, die Belagerung von Mainz (29. October) aufgeben und Mannheim räumen (21. November), allein diese Erfolge der österreichischen Waffen waren nur vorübergehend und hatten theilweise wenigstens ihren Grund in den verrätherischen Beziehungen, in welchen der französische General Pichegrü mit den Bourbonen und den Oesterreichern stand.

Ungeachtet der eben erwähnten Niederlagen standen die französischen Heere aller Orten noch auf feindlichem Gebiete und Frankreich sah innerhalb seiner Gränzen keinen Feind. Doch minder glücklich, als zu Lande, führte es seine Kriege zur See. England's Flotten waren den französischen überlegen. Die französischen Inseln in Westindien St. Pierre, Miquelon, Tabago, ein Theil von Domingo, St. Lucie, Guadeloupe und Martinique, ferner Pondicherry in Ostindien waren den Franzosen schon im Jahre 1793 verloren gegangen. Die Insel Corsika hatte dasselbe Schicksal. Sie wurde mit dem brittischen Reiche vereinigt und huldigte (18. Juni 1794) dem englischen Vicekönige Elliot. Die französische Flotte erlitt in der Nähe von Quessant (1. Juni 1794) und bei L'Orient (23. Juni 1795) empfindliche Niederlagen. Sobald sich übrigens die Engländer auf das feste Land wagten, wurden sie von den Franzosen geschlagen. Die Pläne, welche England in Verbindung mit den französischen Emigrirten auf die Vendée baute, scheiterten, und die Verluste, welche es dabei erlitt, waren sehr bedeutend.

Die unseligen Folgen des Schreckenssystems traten nirgends furchtbarer zu Tage, als in der Vendée. Nach der Schlacht bei Savenay konnten zwar die Vendéer kein ansehnliches Heer mehr in's Feld stellen. Allein einzelne Banden trieben fortwährend ihr Unwesen sowohl im Süden, als im Norden der Loire. Im Norden derselben zogen die Chouans umher, überfielen da und dort die republikanischen Behörden, ermordeten und brandschatzten die Käufer von Nationalgütern und machten alle Straßen unsicher. Allein dem kriegerischen Talente des jugendlichen Feldherren Hoche und seiner mit Umsicht gepaarten Milde gelang, was die „höllischen Colonnen" des Wohlfahrts-Ausschusses niemals zu Stande bringen konnten. Charette, der gefürchtetste unter allen Häuptlingen der Vendée, unterwarf sich (17. und 26. Februar 1795), Stofflet, (am 20. April und 2. Mai 1795) der einen und untheilbaren Republik. Beide hatten sich übrigens nur gefügt, weil sie sich zu schwach fühlten, den Kampf fortzusetzen. Sie sowohl, als die meisten übrigen Häuptlinge harrten nur eines günstigen Augenblickes, um die Fahne der Empörung wieder zu entfalten.

Seit längerer Zeit hielt sich der Graf von Puisaye in London auf und suchte dort die Hülfe England's nach. Er hatte den Chouans eine gewisse Organisation gegeben und hoffte, mit englischer Hülfe den Bürgerkrieg von Neuem zu entflammen. Am 28.

Juni 1795 landete er auf englischen Schiffen mit einer zahlreichen Schaar französischer Emigrirten bei der Halbinsel Quiberon. Allein nur einzelne Haufen ungeordneter Landleute schlossen sich ihm an. Er setzte sich zwar in den Besitz des Forts Penthièvre, allein Uneinigkeiten unter den französischen Emigrirten schwächten gleich anfangs deren Bewegungen. Hoche eilte mit seinen wohlgeordneten Truppen herbei. Er schlug auf allen Punkten die gelandeten Schaaren und deren Verbündete, eroberte (20. und 21. Juli 1795) das Fort Penthièvre; glücklich war, wer auf den englischen Schiffen eine Zuflucht fand. Ein zweiter Versuch, welchen die Ausgewanderten machten, endigte, ohne daß dieselben in der Vendée zu landen wagten. Der Graf von Artois entfaltete zwar das Banner der Bourbonen auf einigen kleinen Inseln in der Nähe der Vendée, allein auf das französische Festland wagte er sich nicht. Die Hoffnungen, welche die königliche Partei auf die Vendée gesetzt hatte, gingen eine nach der anderen unter. Die Zeiten der Restauration waren noch nicht gekommen. Zwei Jahrzehnte vergingen, bevor die Bajonette des Auslands die Bourbonen nach Frankreich zurückbrachten. Mittlerweile ließen die Prinzen dieses Hauses kein Mittel unversucht, um ihren verlorenen Thron wieder zu erlangen. Sie machten sich kein Gewissen daraus, die fremden Mächte gegen Frankreich aufzuhetzen, so wenig, als ihre Anhänger dem sichern Tode auf französischem Gebiete entgegen zu treiben. Seit die französischen Heere über den Rhein vorgedrungen waren, hatte sich der Graf von Provence, welcher sich Regent von Frankreich nannte, nach Verona zurückgezogen. Der Graf von Artois hatte sich mit einigen jungen Adeligen nach Petersburg begeben, woselbst ihn die Kaiserin Katharina glänzend empfing und reichlich beschenkte. Er war dann in das Lager des Herzogs von York nach Holland gereist und hatte sich später zu Arnheim niedergelassen. Der Prinz von Condé, welcher von nichts, als von Schlachten wissen wollte, hielt sich fortwährend an den Ufern des Rheines auf.

Die drei kleinen Höfe betrachteten sich gegenseitig mit unfreundlichen Augen, waren sehr mißvergnügt mit einander, unzufrieden mit ihren Verbündeten und zornig auf die französische Nation. Oesterreich, Preußen und England hatten sich wohl gehütet, den Grafen von Provence als Regenten Frankreich's anzuerkennen, weil sie sich dadurch ihre Stellung der jungen Republik gegenüber erschwert hätten. Dieses hielt den Grafen von Provence nicht ab, die Rolle eines Regenten von Frankreich zu spielen. Doch nicht einmal der ausgewanderte Adel bewies sich willig, ihm zu gehorchen. Das Hauptgeschäft der bourbonischen Prinzen bestand darin, mit einigen wenigen Anhängern, welche sich dafür gut bezahlen ließen, Briefe zu wechseln und den Saamen des Verrathes da und dort in Frankreich auszustreuen. Ein schlechtes Subjekt, Namens Lemaître, ein gewisser Laville-Heurnois und ein gewisser Brothier waren die hervorragendsten Geschäftsführer der Prinzen in Frankreich. Diese gaben denselben größtentheils falsche Berichte, rühmten sich bedeutungsvoller Beziehungen mit den Häuptern der französischen Regierung, ohne jedoch solche zu besitzen. Diese Leute suchten nur, sich selbst in den Augen der Prinzen Wichtigkeit zu geben und auf diese Weise möglichst große Geldsummen zu erlangen.

Wenn die royalistische Partei ihre Impulse nur von den bourbonischen Prinzen empfangen hätte, so wäre sie bald in sich selbst zerfallen. Die Royalisten der Vendée hatten ohne alles Zuthun der Prinzen zu den Waffen gegriffen. Bei den verschiedenen royalistischen Bewegungen von Paris und anderen Städten hatten die Agenten der Prinzen keine hervorragende Rolle gespielt, so wenig, als bei denjenigen des Südens.

Da die royalistischen Agenten der Prinzen käufliche Menschen waren, so gelang es ihnen nur, auf Leute ähnlichen Schlages Einfluß zu gewinnen. Diejenigen Royalisten, welche ihr Leben einsetzten, wurden dazu getrieben theils durch die Vorliebe für

die alte Monarchie und die römisch-katholische Religion, theils durch ihren Haß gegen die Schreckensmänner von Paris und den Abscheu vor den Maßregeln, welche von denselben ausgingen. Die Agenten der Bourbonen verliehen den Royalisten Frankreich's erst dann eine gewisse Kraft, als die Zeitverhältnisse ihnen erlaubten, ihren Bestrebungen durch die Presse Nachdruck zu geben.

Ganz erfolglos waren übrigens die Bestrebungen der bourbonischen Prinzen weder im Osten, noch im Westen Frankreich's. Die Briefe, welche der anmaßliche Regent Frankreich's an Charette schrieb, trugen viel dazu bei, daß dieser Häuptling den der Republik versprochenen Gehorsam aufkündigte und wieder zu den Waffen griff. Die Gefangennahme und der Tod Charette's und Stofflet's machten diesen Beziehungen bald wieder ein Ende.

Die geheimen Unterhandlungen, welche die Prinzen mit dem Generale Pichegrü pflogen, hätten der jungen Republik sehr gefährlich werden können. Sie trugen ohne Zweifel zu den Siegen bei, welche die Oesterreicher im Jahre 1795 über die Franzosen errangen. Allein Pichegrü wurde, bevor er seine verrätherischen Pläne ausführen konnte, vom Heere abberufen und büßte schon bald für den von ihm beabsichtigten Verrath. Noch war der Glücksstern der Bourbonen nicht aufgegangen. Eine zweite Dynastie sollte ihr Banner in Frankreich entfalten, Europa in Schrecken setzen und in sich selbst zusammen stürzen, bevor die Bahn gebrochen wurde, auf welcher die Bourbonen nach Frankreich zurückkehrten.

§ 23. Das Directorium von 1795—1797.

Die Verlegenheiten und Gefahren, unter welchen die Directorial-Verfassung in's Leben trat, waren so groß, daß der Krieg, in welchem Frankreich damals noch mit den mächtigsten Staaten Europa's befangen war, als eine der kleinsten erschien, mit welchen die neue Regierung zu kämpfen hatte.

Die Jakobiner hatten in allen Zweigen der Verwaltung gewirthschaftet wie die Barbaren. Sie hatten die Bäume umgehauen, um deren Früchte leichter pflücken zu können. Es galt, wieder neue zu pflanzen und durchzukommen, bis dieselben Früchte trugen. Wenn nur die Finanzen des Staates an den Rand des Bankeruttes gebracht worden wären, so wäre die Lage nicht so schwierig gewesen. Allein Handel und Verkehr, Handwerke und Fabriken, Besitz und Eigenthum, Papiergeld und Münze, Verträge und deren Bedeutung — alle Hebel des gesellschaftlichen Lebens waren zerrüttet worden. Den allgemeinen Schiffbruch hatte nichts überdauert, als die menschliche Natur mit ihren Bedürfnissen. Es fehlte zwar nicht an Material zum Wiederaufbau des zertrümmerten Staatsschiffes, allein die während der Schreckenszeit getroffenen Maßregeln und erlassenen Gesetze erschwerten den Baumeistern jeden Schritt und Tritt. Man hatte die Bevölkerung von Paris daran gewöhnt, ihre Ernährung von der Regierung zu erwarten, hatte sich selbst aber in die Unmöglichkeit versetzt, dem auf diese Weise künstlich erzeugten Bedürfnisse Genüge zu leisten. Hätte man den Handel frei gelassen, so hätte dieser die Hauptstadt verproviantirt. Der Handel vermochte nichts zu bringen, weil ihm die Freiheit fehlte und die Regierung war gehemmt, weil die Assignaten entwerthet und die Staatsgüter nicht verwerthet waren. Die Soldaten verließen die Fahnen, weil sie weder Sold, noch Nahrung und Kleidung empfingen. Die Beamten legten ihre Stellen nieder, weil sie von den werthlosen Assignaten, in welchen ihre Besoldungen ausbezahlt wurden, nicht leben konnten. In sofern die Abgaben in Assignaten bezahlt wurden, brachten sie dem erschöpften Staatsschatze sehr wenig Hülfe. In sofern sie in Naturalien entrichtet, in sofern also die Assignaten von der Regierung selbst

nicht mehr angenommen wurden, bestand thatsächlich der Staatsbankerutt. Wäre dieser offen erklärt worden, so hätte man sich wieder helfen können. Der thatsächlich bestehende, allein nicht anerkannte Bankrutt ist weit schlimmer, als der erklärte; wie eine schleichende Krankheit, welche zu keiner Krisis gelangen kann, schlimmer ist, als diese selbst, weil sie die Kräfte des Körpers erschöpft, ohne diesem den Impuls zu neuer Lebensthätigkeit zu geben. Nicht blos die Staatsmaschine, sondern auch aller gesellschaftliche Verkehr stockte in Folge der Verwirrung, welche die unsinnige Wirthschaft der Jakobiner erzeugt hatte. Jahre vergingen, bevor alle Uebel nur zu Tage kamen, welche die Schreckenszeit hervorgerufen hatte, Jahre, bevor es möglich war, denselben zu steuern. Mittlerweile gingen Millionen von Familien in Jammer und Noth unter, andere brachten es auf Kosten ihrer Nachbarn zu großen Reichthümern. Die neuen Glückspilze waren nicht besser, als die alten gewesen. Die Gesellschaft gewann nichts dabei, daß an die Stelle eines adeligen Gutsbesitzers ein bürgerlicher, an die Stelle eines Grundherrn ein Wucherer trat. Zu keiner Zeit war der Wucher größer, als zur Zeit der Assignaten.

Dieselben Schwierigkeiten, welche die Schreckenszeit in Betreff der Finanzen, hatte sie auch im Gebiete der Rechtspflege hervorgerufen. Alle Grundsätze des Rechtes und der Menschlichkeit waren mit Füßen getreten worden. Wie sollten dieselben wieder in den Schooß der Gerichte zurückgeführt werden? Solange der National-Convent die Zügel der Regierung in Händen hielt, ließen sich durchgreifende Maßregeln der Reform kaum erwarten, weil so viele Mitglieder desselben an den Greueln der Schreckenszeit thätigen oder doch leidenden Theil genommen hatten. Die Frage war: besaß das französische Volk Einsicht genug, die rechten Männer auszusuchen, welche in Verbindung mit den im Amte bleibenden zwei Drittheilen des Convents, der herrschenden Verwirrung ein Ziel stecken und der Republik die ihr noch immer fehlende gesetzliche Grundlage geben konnten? Leider muß die Geschichte diese Frage verneinen. Die französische Nation besaß diese Einsicht nicht. Von dem Extreme republikanischen Feuereifers war sie zu dem andern monarchischer Schlaffheit zurückgekehrt. Nimmermehr hätte ein herrschsüchtiger Soldat vermocht, die Republik in seine Patrontasche zu stecken, wenn die französische Nation tüchtige Republikaner zu Wächtern der neuen Verfassung ernannt hätte. Allein jede neue Wahl, welche im Laufe der Directorial-Regierung stattfand, näherte die Republik um einen Schritt der Monarchie an. Der Mörder der Republik wird dadurch nicht entschuldigt, so wenig als der Arzt, welcher seinen Patienten tödtet durch das Vorgeben, der Kranke wäre doch gestorben, oder der Räuber durch die Behauptung, wenn ihm sein Raub nicht gelungen, so wäre der Beraubte in die Hände eines andern Räubers gefallen.

Am 5. Brümaire des Jahres IV. (27. October 1795) traten die zwei Drittheile des Conventes, welche ihren Sitz in dem neuen gesetzgebenden Körper beibehielten mit demjenigen Drittheile zusammen, welches neu gewählt worden war. Die Neugewählten waren zum größten Theile wenig bekannte unbedeutende Menschen, weder entschiedene Republikaner, noch hervorragende Gegner der neuen Ordnung der Dinge. Die französische Nation hätte kaum ungünstigere Wahlen treffen können. Hätte sie begeisterte Republikaner in die gesetzgebende Versammlung geschickt, so hätte die Republik in denselben kräftige Stützen gefunden. Wären erbitterte Gegner der neuen Ordnung der Dinge erwählt worden, so hätten diese die schlummernde Thatkraft der republikanischen Partei geweckt. Die schlaffen Menschen, welche in die neue gesetzgebende Versammlung eintraten, wirkten lähmend und hemmend auf den Gang der Geschäfte.

Die versammelten Abgeordneten bildeten sich zuerst zu einem Wahlkörper, vervollständigten die beiden Drittel, welche beibehalten werden sollten, entwarfen eine Liste der Ver-

heiratheten und mehr als vierzig Jahre alten Abgeordneten und zogen durch das Loos zweihundert und fünfzig derselben, welche den Rath der Alten bildeten. Die übrigen fünfhundert constituirten sich als eine abgesonderte Versammlung.

Am folgenden Tage trat der Rath der fünfhundert im alten Saale der constituirenden Versammlung, im sogenannten Reithause (Manège), der Rath der Alten in dem frühern Saale des Conventes zusammen. Als Directoren wurden Barras, Rewbell, Sieyes, Larevellière-Lépaux und Letourneur gewählt. Alle fünf hatten für den Tod des Königs gestimmt. Keiner derselben zeichnete sich durch großartige Eigenschaften aus. Gleich bei dieser ersten Wahl zeigte es sich, daß Frankreich durch die Schreckenszeit seine großen Charaktere und Talente vollständig verloren habe. Larevellière-Lépaux war wohl ein reiner und fester Charakter, ein guter Republikaner und nicht ohne Talent; allein jener weite Blick, welcher ganz Frankreich umfaßte, jene Thatkraft, welche im Stande gewesen wäre, dreißig Millionen bewegter Franzosen nach den Umständen den Zügel anzulegen oder den Sporn zu geben, jener Scharfsinn, welcher verrätherische Pläne schon in ihren ersten Keimen entdeckt und die Mittel findet, die Ansprüche auf Wohlstand, Bildung und Freiheit harmonisch zu befriedigen — war ihm nicht eigen. Rewbell war gut republikanisch gesinnt, besaß Geschäftserfahrung, und war nicht ohne Entschlossenheit; allein ihm fehlten nicht blos alle hervorragenden Talente, sondern auch jene Reinheit des Charakters, welche an der Spitze einer Regierung zu allen Zeiten, insbesondere aber in denjenigen der Revolution zum Gedeihen der guten Sache unumgänglich nothwendig sind. Letourneur war ein ganz unbedeutender, Barras ein gewaltthätiger, genußsüchtiger, habgieriger Mensch von sehr geringen Gaben. Sieyes nahm die auf ihn gefallene Wahl nicht an. Statt seiner wurde Carnot gewählt. Rotteck schreibt zwar Carnot eine Römerseele zu, allein gewiß mit Unrecht. Ein Mann von durchgreifendem Charakter hätte nicht ein Jahr lang alle Schandthaten des Wohlfahrts-Ausschusses durch seine Unterschriften beglaubigt. Er hätte im Schooße des Directoriums und später sogar unter dem Kaiserthume keine so traurige Rolle gespielt, als er. Carnot war einer von jenen Menschen, welche in einem bestimmten Fache etwas zu leisten vermögen, außerhalb desselben aber Nullen sind. Sein Fach war der Krieg. In diesem mochte er nach wie vor gute Dienste thun. Als Kriegsminister wäre er an seinem Platze gewesen. Von einem der fünf Directoren der französischen Republik wurde mehr verlangt und erwartet. Wenn die neue Ordnung der Dinge in Frankreich bestehen sollte, so mußte der in allen Zweigen der Staatsverwaltung und des bürgerlichen Lebens herrschenden Verwirrung ein schnelles Ende bereitet, es mußten die Gegner einer vernünftigen Republik: die fanatischen Jacobiner und die tückischen Royalisten mit Kraft niedergehalten und der noch immer nicht gefundene Uebergang von der Schreckenszeit zur Herrschaft der Freiheit und des Rechtes hergestellt werden.

Das Directorium war eine höchst mittelmäßige, dem Drange der Zeiten keineswegs gewachsene Behörde, und ihm zur Seite stand ein gesetzgebender Körper ohne fest ausgeprägten Charakter, ohne hervorragende Talente. Männer von dieser Sorte konnten keine Bahn brechen, vermochten nicht, einer schwankenden Nation eine bestimmte Richtung, einer unvollendeten Verfassung neue Stützpunkte zu geben.

Die Republik hatte, trotz mancher in der letzten Zeit erlebten Niederlagen, nichts vom Auslande zu fürchten. Vorausgesetzt, daß die innere Verwaltung Frankreich's neu geordnet wurde, war es ein leichtes, den äußern Feind zurückzuschlagen. Nicht in den Heeren, sondern in den Quellen, welche denselben Leute, Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse zubringen sollten, in der Verwaltung der inneren Angelegenheiten lag die Grundursache

der erlittenen Verluste. Die Franzosen legten zu allen Zeiten zu großes Gewicht auf die auswärtigen Angelegenheiten und auf den Krieg. Darum verschlangen auch während der Directorial-Regierung die auswärtigen die inneren Angelegenheiten, der Krieg den Frieden. Die Vendée wurde besiegt, der auswärtige Feind theilweise wenigstens gedemüthigt. Allein die innere Freiheit ging während des äußern Krieges unter. Was halfen den Franzosen die gewonnenen Schlachten? Im endlichen Frieden mußten sie alle ihre Eroberungen herausgeben. Hätten sie mit Vorliebe die inneren Angelegenheiten, die Finanzen, die Verwaltung und die Rechtspflege gehegt, so wären sie nicht die Beute eines tückischen Kriegers, und im Gefolge des siegreichen Auslandes die der verhaßten Bourbonen geworden.

Rotteck behauptet zwar, „das Directorium sei mit Muth und Einsicht allen Schwierigkeiten begegnet und habe in der Stimmung der Nation eine mächtige Hülfe gefunden." Wenn dieses Urtheil über das Directorium richtig wäre, so hätte dasselbe nicht so traurig endigen können. Wenn die Nation ihrer Regierung geholfen hätte, allen Schwierigkeiten zu begegnen, so hätte Napoleon Bonaparte keine Gelegenheit gefunden, die Directorial-Regierung und mit dieser zugleich die republikanische Verfassung Frankreich's über den Haufen zu stoßen.

Die Schwankungen, welche die Herrschaft des Conventes nach dem Sturze Robespierre's bezeichnet hatten, dauerten unter dem Directorium fort. Es fehlte der französischen Nation und deren Vertretern jene republikanische Gesinnung, welche zugleich der royalistischen Reaction und der jacobinischen Ueberstürzung jede Hoffnung auf das Gelingen ihrer verderblichen Pläne entzogen hätte.

Der Kampf in der Vendée ging schon bald zu Ende. Charette und Stofflet, die beiden Häupter des Aufstandes wurden, nachdem sie den Frieden gebrochen hatten, besiegt, gefangen und erschossen (Februar und März 1796). Hoche, gleich groß als Feldherr, Staatsmann und Republikaner beruhigte durch eine treffliche Mischung von Milde und Strenge die aufgeregten Gemüther, nachdem er deren tapferste Krieger durch Waffengewalt besiegt hatte. Etwas länger dauerten noch in der Bretagne die Raubzüge und Mordthaten der Chouans. Doch wurde Hoche auch im Norden der Loire Meister. Die große Masse der Bevölkerung war längst des Krieges müde. Die Häuptlinge, welche mehr durch Ehrgeiz und Herrschsucht getrieben, als von irgend einer Idee beseelt waren, mußten sich entweder unterwerfen, aus dem Lande fliehen, oder versteckt halten. Am 17. Juli 1796 (28. Messidor des Jahres IV) kündigten die Directoren den beiden Räthen der gesetzgebenden Versammlung das Ende des Bürgerkrieges in einer feierlichen Botschaft an.

Kaum war übrigens ein Sieg über den einen Feind der Republik gewonnen, so erhob der andere wieder mit unerhörter Kühnheit sein Haupt. Nach allen Niederlagen, welche die Jacobiner erlitten hatten, beruhigten sie sich noch immer nicht. Die Wahlen zur gesetzgebenden Versammlung hatten deutlich bewiesen, daß die Nation keine Lust trage, sich wieder unter die Herrschaft der Terroristen zu begeben. Dennoch benützten diese die Freiheit, welche das Directorium ihnen gewährte, zu neuen Verschwörungen und Complotten. Das Directorium sah sich durch die leidenschaftlichen Verhandlungen der Jacobiner gezwungen, deren Club am 26. Februar 1796 (8. Ventose des Jahres IV.) aufzuheben. Diese Maßregel vermehrte nur den Grimm der Jacobiner und bestimmte sie, ihre Umtriebe versteckter zu machen. Am 21. Floreal des Jahres IV. (11. Mai 1796) ließ das Directorium die Häupter der Terroristen verhaften. Die Organisation, welche dieselben ihren Anhängern gegeben hatten, war aber so beschaffen, daß sie durch diese Maßregel nicht gesprengt wurde. Im Verborgenen arbeiteten die Jacobiner weiter fort. Am 23. Fruc-

tidor des Jahres IV. (10. September 1796) machten sie einen offenen Angriff auf das Lager von Grenelle, in welchem sich die Regierungstruppen befanden, wurden aber mit Verlust zurückgeschlagen. Die Directoren hatten bis dahin die verhafteten Häupter der Jacobiner nicht richten lassen. Nach dem Anschlage von Grenelle stellte es aber dieselben vor Gericht. Baboeuf und Darthé wurden zum Tode verurtheilt. Sie stießen sich selbst den Dolch in's Herz. Kaum waren die Jacobiner zurückgeschlagen, so regten sich die Royalisten mit erneutem Eifer. Nachdem Lemaitre schon früher hingerichtet worden war, wurden Brothier, Laville-Heurnois und Düverne de Presle verhaftet (30. Januar 1797). Die Royalisten ließen sich dadurch nicht einschüchtern. Sie setzten ihre Verschwörungen fort, bildeten den Club von Clichy und wirkten in der Presse mit großer Frechheit im royalistischen Sinn.

Eine kräftige und einsichtsvolle Regierung hat von den Parteien nicht viel zu fürchten. Sie schafft die herrschenden Mißbräuche ab, führt neue wohlthätige Anstalten ein und giebt dem Volke so viele Gelegenheiten des Erwerbes und der Beschäftigung, daß nur den unverbesserlichen Störefrieden Zeit zu verderblichen Umtrieben übrig bleibt. Die Frage, von welcher der Wohlstand Frankreich's abhängig war, betraf, wie in der letzten Zeit des Conventes, die Assignaten und die Nationalgüter. Es galt, die letzteren so schnell als möglich zu verwerthen, bei dieser Gelegenheit die Assignaten in den Staatsschatz zu ziehen und dadurch den vernichteten Credit der Regierung wiederherzustellen. Hätten die Directoren Frankreich's mit Entschiedenheit und Einmüthigkeit in dieser Richtung gearbeitet, so wäre es ihnen gelungen, wieder Ordnung in die Finanzen des Staates und der gesammten Bevölkerung zu bringen. Die royalistische Partei wäre viel leichter durch den Verkauf der Nationalgüter, als durch Strafgerichte unschädlich gemacht und die Jacobiner dadurch versöhnt worden. Die Käufer der Nationalgüter und die Besitzer der Assignaten, oder mit anderen Worten der revolutionäre Theil der Nation wäre auf diese Weise durch das starke Band des Besitzstandes an die Republik geknüpft worden. Die Regierung hätte einen festen Stützpunkt gewonnen und hätte sich gegen alle Angriffe auf gesetzlichem Wege vertheidigen können.

Zur Zeit der Directorial-Regierung hatte sich die Freiheitsbegeisterung der Jahre 1789 bis 1792 schon sehr gelegt. Die Republikaner bedienten sich wohl noch der revolutionären Stichwörter, die Royalisten deuteten ihre Vorliebe für die Monarchie durch gewisse Redensarten und Aeußerlichkeiten an. Allein das Interesse, die Eigenthumsfrage spielte damals schon eine weit größere Rolle, als die Idee und das Princip. Es kam darauf an, das Interesse der Nation in untrennbare Verbindung mit der Revolution und der Republik zu bringen, und jeden Widerstand, welcher der Regierung in dieser Beziehung entgegentrat, mit unbeugsamer Kraft niederzuwerfen. Allein gleich in der ersten Zeit der Directorial-Regierung bildete sich ein höchst verderblicher Gegensatz zwischen den alten und den neuen Mitgliedern der gesetzgebenden Versammlung. Die alten waren mehr revolutionär, die neuen, wenn nicht geradezu royalistisch, so doch reactionär gesinnt. Eine ähnliche Spaltung trat im Schooße des Directoriums ein. Auf der Seite der Republik und des Fortschritts standen Larevellière-Lépaux, Rewbell und Barras, auf der Seite der Reaction Carnot und Letourneur. Die drei ersteren konnten voraussehen, daß ihre Stellung durch die nächsten Wahlen sich verschlimmern würde, falls es ihnen nicht gelingen sollte, durch entschiedene und kräftige Maßregeln die Mehrheit der Nation für sich zu gewinnen.

Larevellière-Lépaux und Rewbell waren unerschütterliche Republikaner und unbestechliche Beamte; allein es fehlte beiden jene Genialität, welche die Geister beherrscht und

die Gemüther mit sich fortreißt. Sie konnten sich über keine großartigen Maßregeln verständigen. Sie folgten dem Gange der Ereignisse hinten nach, statt diesen in der Richtung der Freiheit und des Rechtes Bahn zu brechen.

Die Assignaten, welchen die Regierung nicht zu Hülfe kam, sanken immer tiefer im Werthe. Die Nationalgüter blieben unverkauft. Alle Finanzmaßregeln, welche das Directorium ergriff, waren halb, ungenügend und nur dazu geeignet, die herrschende Verwirrung fortzusetzen oder noch zu vergrößern, nicht ihr ein Ziel zu stecken. Mit geringeren Mitteln der Ausführung und unter weit ungünstigeren Verhältnissen wiederholten die Directoren dieselben Finanzmaßregeln, welche den Staatscredit Frankreichs untergraben hatten. Sie griffen zu einer gezwungenen Anleihe von sechshundert Millionen und erneuerten unter der Form von Territorial-Mandaten den verbrauchten Gedanken der Assignaten. Das gezwungene Anlehen ging langsam und unvollständig ein. Die Mandate konnten gleich Anfangs nur mit großem Verluste ausgegeben werden und sanken weit schneller, als früher die Assignaten im Werthe herab. Um die dringendsten Bedürfnisse des Staates zu befriedigen, schlossen die Directoren mit wucherischen Lieferanten und Kaufleuten die verderblichsten Verträge ab, verschleuderten die Abgaben, bevor diese erhoben werden konnten und richteten mehr und mehr die Finanzen des Staates zu Grunde. Diejenigen Bürger, welche der Republik und der Revolution Vertrauen geschenkt, deren Papiere angenommen und auf deren Zusagen gebaut hatten, erlitten Verluste, von denen sich die meisten nicht wieder erholen konnten. Die Feinde der Republik: die Anhänger der Monarchie, die Emigrirten und eidesweigernden Pfaffen bereicherten sich auf Kosten der Besitzer von Assignaten. Alle Maßregeln der Directorialregierung führten, ohne daß diese es selbst wußte und wollte, zum Verderben der guten Republikaner und gereichten den Royalisten und Revolutionären zum Vortheil.

Während der ganzen Dauer der Revolution waren unermeßliche Summen darauf verwendet worden, der Bevölkerung von Paris Brod zu verschaffen. Die Directoren hatten ein gutes Recht, daran zu denken, dem Staatsschatze diejenigen Summen zu ersparen, welche die Ernährung von Paris kostete. Allein billigerweise konnte dieses erst geschehen, nachdem die Pariser in den Stand gesetzt worden waren, sich selbst ihr Brod zu verschaffen. Dieses war nur möglich unter der Voraussetzung des freien Verkehrs mit Lebensmitteln. Für diesen hatte die Directorialregierung nicht Sorge getragen. Sie schaffte die üblichen Brodaustheilungen ab und erregte dadurch den Unwillen des größern Theils der Bevölkerung von Paris. Die nothwendige Folge davon war, daß sie auf die Unterstützung der Pariser nicht rechnen und nur in der bewaffneten Macht Schutz gegen dieselbe finden konnte. Die Soldaten, auf deren Thaten im Auslande ohnedies schon die Blicke der Nation mit Spannung und Vorliebe gerichtet waren, erhielten dadurch eine immer steigende Bedeutung, während das bürgerliche Element des Staates mehr und mehr an Gewicht verlor. Der innere Zustand Frankreichs war so trübselig, daß nur die Siege der Heere im Auslande unter den Freunden der Republik noch Freude und Jubel verbreiteten.

Gegen Ende des Jahres 1795 war für Deutschland ein Waffenstillstand geschlossen worden. Doch im Anfange des Jahres 1796 begann der Kampf von Neuem. Bonaparte hatte (März 1796) den Befehl über das französische Heer in Italien angetreten. Schlag auf Schlag brachte er den Oesterreichern bei Voltri (6. und 8. April), bei Montenotte (11. und 12. April), bei Dego und Millesimo (13. und 14. April), bei Ceva und Mondovi (20. und 21. April), furchtbare Niederlagen bei.

Der König von Sardinien wurde durch die Siege der Franzosen gezwungen, zuerst einen Waffenstillstand und dann (15. Mai 1796) Frieden zu schließen. Er trat

Savoyen, Nizza und Tenda ab, überließ bis zum allgemeinen Frieden die meisten Festungen Piemont's den Franzosen, versagte den französischen Emigrirten den Aufenthalt in seinen Staaten und bewilligte seinem eigenen Volke Amnestie wegen aller politischer Vergehungen.

Dieser, wie jeder andere Friedensvertrag der Franzosen ließ darüber keinen Zweifel, daß Eroberung, Gebietserweiterung und Machtvergrößerung, nicht aber die Verbreitung der Ideen der Freiheit, der Gleichheit und der Brüderlichkeit der Zweck ihrer Kriegführung sei.

Die Friedensunterhandlungen mit Sardinien hielten die französischen Truppen in ihrem Siegeslaufe nicht an. Dieselben setzten bei Piacenza über den Po, schlugen die Oesterreicher bei Fombio (3. Mai) und bei Lodi (10. Mai) und gewannen durch diese Siege die Städte Pizzighetone, Cremona, Pavia und Mailand. Parma und Modena mußten den Frieden (9. und 17. Mai), der Pabst und Neapel einen Waffenstillstand theuer erkaufen (4. und 28. Juni). Der Sieger begnügte sich nicht mit hohen Brandschatzungen und Natural-Lieferungen. Er legte den Italienern noch schwerere Opfer auf, indem er sie zwang, die Meisterwerke der Kunst und der Wissenschaft, Gemälde, Bildsäulen und werthvolle Handschriften auszuliefern. Nicht die Fürsten, welche den Krieg mit Frankreich begonnen hatten, sondern die Völker, die willenlosen Werkzeuge der Gewalt, litten am schwersten unter den Bedingungen, welche der stolze Sieger vorschrieb.

Hätten die Franzosen auch nur den Schein der Brüderlichkeit bewahren wollen, so hätten sie auf solche Weise nicht verfahren können. Doch die Franzosen waren zu allen Zeiten zu eroberungssüchtig und eitel gewesen, als daß sie gegen überwundene Völker hätten gerecht und mild sein können. Ohne Zweifel werden die Italiener in unseren Tagen ähnliche Erfahrungen, als vor dreiundsechzig Jahren machen. Eine Nation kann den Charakter, welchen sie im Laufe der Jahrtausende festhielt, im Sturme der Begeisterung wohl auf einige Tage, in den Verhandlungen über Mein und Dein aber auf die Dauer nicht abstreifen. Napoleon III. wird in die Fußstapfen Napoleon's I. treten. Jedes Volk kann sich nur selbst befreien, durch eine andere Nation nicht befreien lassen.

Die Oesterreicher mußten Schritt für Schritt hinter den Oglio, den Mincio und die Etsch zurückweichen. Am 29. Juni ergab sich die Citadelle von Mailand. Am 18. Juni begann die Belagerung Mantua's.

Am 31. Mai 1796 entbrannte der Kampf auch in Deutschland wieder. Die Franzosen gewannen (4. Juni) die Schlacht bei Altenkirchen, unterlagen aber (15. Juni) bei Wetzlar und (19. Juni) bei Ukerath. Am 24. Juni setzte Moreau bei Straßburg über den Rhein, schlug hinter einander die Oesterreicher und Reichstruppen bei Renchen (26. Juni), an der Murg (4. Juli) und bei Etlingen (10. Juli), drang durch Schwaben über den Lech in Baiern ein und bereitete dadurch seine Vereinigung mit dem französischen Heere von Italien vor.

Jourdan rückte mit der Sambre- und Maas-Armee vor, bemächtigte sich der Städte Frankfurt, Würzburg und Nürnberg. Der Erzherzog Karl schlug jedoch (am 22. August) die Franzosen bei Teining, am 24. August bei Amberg, am 3. September bei Würzburg, am 17. September an der Lahn und zwang dadurch auch Moreau zum Rückzuge. Nachdem er Jourdan geschlagen, warf er sich auf Moreau und brachte auch diesem Feldherrn (19. October) bei Emmendingen und (24. October) bei Schlingen empfindliche Verluste bei. Bei Hüningen setzte Moreau über den Rhein, auf dessen linkem Ufer er Schutz gegen die Deutschen suchte.

Doch in Italien blieben die Franzosen siegreich. Sie schlugen (5. August 1796)

die Oesterreicher bei Castiglione, am 4. September bei Roveredo und am 22. September bei Bassano. Doch immer neue Streitkräfte wälzte Oesterreich den Franzosen entgegen. In der dreitägigen Schlacht bei Arcole (15. bis 17. November 1796) gewann Bonaparte einen neuen glänzenden Sieg. Die Schlacht von Rivoli (14. bis 16. Januar 1797) entschied den Feldzug. Die Oesterreicher verloren sie und in deren Folge (2. Februar 1797) das Bollwerk Italien's, Mantua.

Während die Franzosen im heftigsten Kampfe gegen Oesterreich befangen waren, hatte der Pabst, von falschem Wahne bethört, die Waffen gegen die Republik ergriffen. Als aber die siegreichen Schaaren Frankreichs heranrückten, wagten die päbstlichen Söldner keine Schlacht. Sie räumten in eiliger Flucht das Feld. Päbstliche Legaten flehten im Hauptquartiere der Franzosen zu Tolentino um Frieden. Am 19. Februar 1797 wurde derselbe abgeschlossen. Der Pabst trat Avignon und Vennaissin, die Legationen von Bologna, Ferrara und Romagna an die Franzosen ab, überließ denselben bis zum allgemeinen Frieden die Festung Ancona und zahlte dreißig Millionen Franken. Auch dieser Frieden deutete nicht entfernt auf Principien, sondern bewies von Neuem die Eroberungsgelüste Bonaparte's und der von diesem vertretenen Republik. Der Pabst hatte den Krieg begonnen, weil von ihm verlangt worden war, er solle alle seit 1789 wider Frankreich erlassenen Bullen und Breven zurücknehmen. Beim Friedensschluß war davon keine Rede. Der Krieg galt nur dem Beherrscher des Kirchenstaates, nicht dem geistlichen Despoten der Welt, nicht dem Haupte der katholischen Kirche.

Die Länder, in deren Besitz der französische Feldherr durch seine Siege über die Oesterreicher und den Friedensvertrag mit dem Pabste gelangt war, theilte er zuerst in die cispadanische und transpadanische Republik, und vereinigte beide später unter dem Namen der cisalpinischen. Der Zeitpunkt zur Errichtung neuer Fürstenthümer und Königreiche war noch nicht gekommen. Die Eigenmächtigkeit, mit welcher Bonaparte verfuhr, deutete aber schon an, was er im Schilde führte.

Der Krieg mit Oesterreich dauerte fort. Das Wiener Cabinet war, trotz aller erlittenen Niederlagen, noch so übermüthig, daß es auf die Friedensanerbietungen des Directoriums erklärte: „Man wisse in Wien nichts von einer französischen Republik." Die Wiener sollten dieselbe nur zu bald kennen und vor ihr zittern lernen. Die republikanische Armee drang unaufhaltsam vorwärts: über die Piave, den Tagliamento und den Isonzo bis Gradiska, Triest und Idria, Laibach und Klagenfurt (29. März), bis Judenburg und Leoben. Das siegreiche Heer der Republik war nur noch sechsunddreißig Stunden von Wien entfernt. Jetzt endlich mußte das Wiener Cabinet die Macht der Thatsachen anerkennen. Am 13. April wurde ein Waffenstillstand, am 18. April 1797 der Präliminarfriede in Leoben unterzeichnet.

Das Wiener Cabinet trat an die Republik, von welcher es kurz zuvor nichts zu wissen erklärt hatte, Belgien und die italienischen Provinzen bis an den Oglio ab, nahm als Entschädigung bereitwillig die venetianischen Provinzen vom Oglio bis an den Po und an das adriatische Meer, das venetianische Istrien und Dalmatien an. Beim allgemeinen Frieden sollte Oesterreich Mantua und Peschiera zurück erhalten. Es ist schwer zu sagen, welche der beiden Mächte in schändlicherer Weise dem Völkerrechte Hohn sprach: Oesterreich oder Frankreich? Venedig war in Frieden mit beiden Mächten. Frankreich hatte sich bitter über die Theilung Polens beschwert. Die Friedenspräliminarien von Leoben bewiesen deutlich, daß das Pariser Cabinet an den derselben zu Grunde liegenden sittlichen Verworfenheit keinen Anstoß nahm, vielmehr nur beklagte, daß ihm kein Theil an der Beute gegeben wurde. Die Präliminarien von Leoben ruhten ganz auf derselben Anschauungs-

weise, wie die Verträge, welche die Theilung Polens zur Folge hatten. Die Artikel, welche die Theilung der venetianischen Republik festsetzten, wurden für's erste geheim gehalten. Am 8. Mai erklärte Napoleon Venedig den Krieg. Am 16. rückten die Franzosen in Venedig ein. Die Oesterreicher besetzten das venetianische Istrien und Dalmatien. Die venetianische Republik hatte aufgehört zu sein.

Nach diesen Vorbereitungen kam am 17. October 1797 der Frieden von Campo-Formio zu Stande. Oesterreich trat nicht nur Belgien und Mailand, sondern auch die Festung Mantua an Frankreich ab, erhielt dagegen die Stadt Venedig und das ganze Gebiet derselben bis zum Gardasee, der Etsch, dem Po und dem adriatischen Meere, sodann Istrien, Dalmatien, die Mündungen des Cattaro und die Inseln längs der Küstenstrecke. Den südlichen Theil Albanien's und die jonischen Inseln Corfu, Zante, Cefalonia, St. Maura, Cerigo u. s. w. behielt sich Frankreich vor.

Wie das Haus Habsburg Venedig preis gegeben hatte, so verfügte es auch über Deutschland. Zur Entschädigung des Herzogs von Modena trat es den Breisgau, überdies das Frickthal und die Grafschaft Falkenstein ab und ertheilte seine Zustimmung zur Abtretung des ganzen linken Rheinufers bis Andernach, mit Einschluß von Mainz. Für diese Zugeständnisse sagte Napoleon dem Hause Oesterreich Salzburg und ein Stück von Baiern zu, stellte demselben noch größere Erwerbungen in Aussicht und versprach, keine Vergrößerung Preußen's zuzulassen. Die deutschen Fürsten, welche durch Abtretung des linken Rheinufers Verluste erleiden würden und der Erbstatthalter von Holland, sollten in Deutschland, d. h. auf dem rechten Rheinufer, entschädigt werden.

Der Frieden von Campo-Formio beruhte also wesentlich auf der Theilung Italien's und Deutschland's. Das Haus Habsburg, welches Polen getheilt hatte, mochte die Theilung Venedig's ganz in der Ordnung finden. Daß es aber auch in die Theilung Deutschland's willigte und sich dafür entschädigen ließ, war eine Schändlichkeit, welche die Theilung Polen's und Venedig's noch übertraf.

Franz II. war als deutscher Kaiser verpflichtet, Deutschland zu schützen. Statt dessen hatte er unser Vaterland in einen verderblichen Krieg mit Frankreich verflochten und gab es jetzt dem Feinde preis, blos um seine Hausmacht zu vermehren! Die deutsche Nation möge den Frieden von Campo-Formio nie vergessen! Sie ist in unseren Tagen ganz besonders dazu aufgefordert. Das Jahr 1859 hat manche bedeutungsvolle Aehnlichkeit mit dem Jahre 1796. Möge auf dasselbe nicht auch wieder ein Frieden von Campo-Formio folgen! Die Republik Venedig kann allerdings jetzt nicht mehr getheilt werden. Allein es giebt in Italien noch manche Länder, welche sich zur Theilung eignen. Das linke Rheinufer ist im Jahre 1814 den Franzosen wieder entrissen worden. Die deutsche Nation thäte wohl, dafür Sorge zu tragen, daß das Haus Habsburg dasselbe nicht zum zweiten Male an Frankreich abtrete.

Die französische Nation jubelte über den Frieden von Campo-Formio. Sie erkannte nicht den Verrath, der in den Artikeln desselben lauerte, sie hatte kein Gefühl für die bodenlose Schändlichkeit, welche demselben zu Grunde lag, sie ahnte nicht, daß der Feldherr, welcher alle Grundsätze des Rechtes dem Auslande gegenüber mit Füßen trat, auch sie in gleicher Weise behandeln könne.

Die französische Revolution hatte nur den Despoten Haß und Feindschaft, den Völkern aber Liebe und Freundschaft verkündigt. Der Friede von Campo-Formio verletzte zwei Nationen, die italienische und die deutsche, auf's Empfindlichste, schonte aber der Fürsten. Die Despoten sollten alle für ihre Verluste entschädigt werden, nicht aber die Völker. Wenn die französische Republik den von ihr verkündeten Grundsätzen treu geblieben wäre, so hätte

sie umgekehrt die Fürsten gezüchtigt und die Völker mit dem Raube derselben für die Verluste des Krieges entschädigt. Napoleon erkannte alle Despoten der Erde an. Selbst die freche Antwort des Wiener Cabinettes: „es wisse nichts von einer französischen Republik," öffneten ihm nicht die Augen über den unversöhnlichen Haß, welchen das Haus Habsburg der französischen Revolution widmete, oder gaben ihm wenigstens keinen Anstoß. Wenn Napoleon Italien, welches ganz in seiner Macht war, in diesem Sinne behandelt, wenn er den König von Sardinien, den Großherzog von Toscana, den Pabst und die kleinen Herzoge abgesetzt, deren Schätze, statt sie zu rauben, zum Besten der italienischen Nation verwendet, wenn er, statt einer elenden cispadanischen, transpadanischen oder cisalpinischen, die italienische Republik proclamirt hätte, dann würde er in Italien die wärmsten Freunde gefunden, die Throne aller Despoten Europa's erschüttert und die Sympathien aller Nationen gewonnen haben. Jeder Friedensschluß hätte dann Dauer und Bestand gehabt. Den abgesetzten Fürsten hätte die Macht gefehlt, schon nach einem Jahre die Franzosen wieder aus Italien zu vertreiben. Die im Innern Frankreich's wankenden Grundsätze der Freiheit wären von Neuem befestigt worden. Das Gewicht Napoleon's lag schwer in der Waage der Menschheit. Hätte er dasselbe in die Schaale der Freiheit und des Rechtes geworfen, so hätte damals schon das Reich der Freiheit und des Rechtes vielleicht über ganz Europa verbreitet werden können, jedenfalls wäre der Name Napoleon's neben den größten Wohlthätern der Menschheit, neben Aristides, Camillus und Georg Washington, in die Jahrbücher der Geschichte eingetragen worden, während er jetzt neben den verruchten Despoten, neben Cäsar, Octavian und Cromwell, steht.

So aber erwies er sich, der geborene Italiener, als schlimmster Feind der italienischen Nation. Er überantwortete selbst dem Hause Habsburg die Republik Venedig, welche bis dahin sich von jeder Fremdherrschaft frei erhalten hatte, und konnte nicht verhindern, daß später Oesterreich seine früheren italienischen Besitzungen mit den durch ihn neu gewonnenen vereinigte und dadurch seine in unseren Tagen mit so gutem Rechte angegriffene Uebermacht in Italien gründete. Wenn die französische und die italienische Nation einige Kenntniß der Geschichte besäßen, so würden sie den Haß gegen die Fremdherrschaft in Italien gleichmäßig zwischen den Häusern von Habsburg und Bonaparte theilen.

Das schwache Directorium ließ den übermüthigen Feldherrn Bonaparte, welcher alle seine Vollmachten überschritt und jetzt schon wie ein Gebieter, und nicht wie ein Diener der Republik verfuhr, ruhig gewähren. Nimmermehr hätte Napoleon gewagt, allen Grundsätzen der französischen Revolution so frechen Hohn zu bieten, wenn das Directorium und die gesetzgebende Versammlung Frankreich's denselben treu gewesen wären.

Das Directorium hatte nichts geleistet, was ihm die Liebe und die Achtung der Nation hätte erwerben können. Die natürliche Folge seiner Schlaffheit war, daß die Wahlen des Jahres V. (Mai 1797) für die Regierung ungünstig ausfielen. Ein zweites der neuen Ordnung der Dinge feindliches Drittel trat in den Schooß der beiden gesetzgebenden Körper ein. Es führte frische Kräfte in's Feld, welchen die schwachen Ueberreste des Conventes auf die Dauer nicht widerstehen konnten. Die Reactionäre verfolgten bestimmte Pläne, während die Anhänger der Directorialregierung ohne solche von einem Tage auf den anderen ihr Leben fristeten. Die Zahl derjenigen, welche nur im Trüben fischen wollten und ihren Eigennutz hinter den Formen der Verfassung verschanzten und der Royalisten, welche die Monarchie der Republik vorzogen, theils aus Haß gegen die Revolution, theils um die confiscirten Güter dem Staate zu entziehen und den früheren Besitzern wieder zuzuwenden, nahm durch die neuen Wahlen ansehnlich zu.

Gleich die ersten Schritte des Rathes der Fünfhundert deuteten den verderblichen

Charakter der Mehrheit des gesetzgebenden Körpers an. Pichegrü, dessen verrätherische Beziehungen zum Auslande und zu den Bourbonen damals zwar nicht vollständig erwiesen, doch Vielen bekannt und allgemein geahnt waren, wurde zum Präsidenten des Rathes der Fünfhundert erhoben. Barthélemy, der bisherige Gesandte Frankreich's in der Schweiz, welcher eine ähnliche Rolle, wie Pichegrü spielte, trat an die Stelle Letourneur's in das Directorium ein. In dem Club von Clichy trat die royalistische Partei immer frecher gegen die republikanische Staatsform auf. Mehr als hundert Zeitungen Frankreich's stimmten einen der Revolution durchaus feindlichen Ton an. Im Schooße beider Räthe griffen die Royalisten das Directorium in einer Weise an, welche kund that, ihre Absicht bestehe nicht darin, die Fehler der Regierung zu rügen, sondern diese zu stürzen. Das Directorium hatte sich mittlerweile die Beweise des Verrathes Pichegrü's verschafft. Es hielt dieselben jedoch zurück, um von denselben im geeigneten Augenblicke den ausgedehntesten Gebrauch zu machen. Es ließ durch den Polizeiminister die Umtriebe der Royalisten auf's Schärfste überwachen. Lareveillère-Lépaux und Rewbell waren entschlossen, die Republik um jeden Preis zu retten. Barras ging damals mit ihnen Hand in Hand

Die Royalisten ahnten nicht die ihnen drohende Gefahr. Sie glaubten schon, ihres Sieges gewiß zu sein. Massenweise kehrten die Emigranten und eidesweigernden Priester nach Frankreich zurück, theils mit falschen Papieren versehen, welche Niemand zu untersuchen wagte, theils ohne solche, indem sie sich unter dem Schutze royalistischer Abgeordneten oder Beamten sicher hielten.

Die Anträge, welche die Royalisten im Schooße der beiden gesetzgebenden Körper stellten, deuteten deren verderbliche Pläne von Tag zu Tag bestimmter an. Die Eide der Priester sollten abgeschafft, der Gebrauch der Glocken und mehr oder weniger das ganze alte Kirchenwesen wiederhergestellt werden. In keiner Weise trug die gesetzgebende Versammlung dazu bei, der herrschenden Finanznoth des Directoriums abzuhelfen. Die Mitglieder des Clubs von Clichy machten gar kein Geheimniß daraus, daß sie hofften, bald die gesammte Regierungsgewalt an sich zu reißen.

Die Directoren Carnot und Barthélemy waren ihnen günstig gesinnt. Barthélemy war seit langer Zeit in ihrem Interesse; Carnot, das ehemalige Mitglied des Wohlfahrts-Ausschusses, erkannte nicht die reactionären Pläne der Oppositionspartei. Der Gedanke, daß der zwölfte Theil der Blutschuld des Wohlfahrts-Ausschusses auf seiner Seele laste, beunruhigte ihn und trübte die Klarheit seines Blickes. Er wollte durch Nachgiebigkeit seine früheren Gegner versöhnen und seine Vergangenheit in ein milderes Licht setzen. Ueberdieß war Carnot einer jener empfindlichen Menschen, welcher keine erlittene Beleidigung vergeben konnte und seine politische Stellung von den persönlichen Beziehungen, in denen er stand, abhängig machte. Er hatte an der Verurtheilung Danton's einen hervorragenden Theil genommen, war später in großer Gefahr gewesen, als Opfer des Hasses der Thermidorianer zu fallen, war ein Feind von Barras und folgeweise der beiden anderen mit diesem verbundenen Directoren.

Die Reactionäre waren der beiden Directoren Carnot und Barthélemy und der Mehrheit in beiden Räthen der gesetzgebenden Versammlung gewiß. Sie verstärkten sich noch durch alle müßigen Chouans, welche sie nach Paris ziehen konnten. Mehr als fünftausend derselben sollten sich daselbst aufhalten. Nach den Angaben Düverne de Presle's waren einhundert und achtzig Abgeordnete im royalistischen Complotte.

Die drei republikanischen Directoren erkannten, daß keine Zeit zu verlieren sei, wenn die Republik gerettet werden solle. Sie begannen ihre Maßregeln damit, daß sie die Minister Cochon, Benezech, Trüguet, De Lacroix und Petiet durch Talleyrand für die aus-

wärtigen Angelegenheiten, Pleville Le Peley für die Marine, François de Neufchateau für das Innere, Lenoir-Laroche für die Polizei und Hoche für den Krieg ersetzten. Nur Ramel wurde für die Finanzen und Merlin' von Douai für die Justiz beibehalten. Zu gleicher Zeit zogen die drei verbündeten Directoren Truppen in die Nähe von Paris. Davon erhielt der abtretende Kriegsminister Petiet Kenntniß und theilte sie Carnot, dieser dem gesetzgebenden Körper mit. In dessen Schooße erhoben sich darüber die heftigsten Verhandlungen. Im Club von Clichy wurden die wildesten Anträge gestellt. Das Directorium, so eiferten die Royalisten, sollte suspendirt, in Anklagezustand versetzt, außerhalb des Gesetzes erklärt werden. Doch die Macht, diese Beschlüsse durchzuführen, fehlte dem Club. Diesem standen zwar Generale: Pichegrü und Willot, allein kein Heer zur Verfügung.

Die Verhandlungen im Rathe der Fünfhundert wurden von Tage zu Tage stürmischer. Am 2. Thermidor des Jahres V. (20. Juli 1797) berieth derselbe auf den Antrag Pichegrü's ein neues Nationalgarden-Gesetz, durch welches nur der angesehenere und reichere Theil der Bevölkerung zum activen Dienste berufen wurde. Der leitende Grundsatz desselben wurde sofort angenommen und die Berathung über die einzelnen Artikel am folgenden Tage fortgesetzt. Um die sich wieder erhebenden Jacobiner-Clubs zu vernichten, wurde der Beschluß gefaßt, alle derartige Vereine aufzulösen. Dagegen liefen von den Heeren verschiedene Adressen ein, welche sich in scharfen Ausdrücken gegen die beiden Räthe des gesetzgebenden Körpers ergingen.

Die Mehrheit der Directoren und die Mehrheit im Schooße der gesetzgebenden Räthe standen sich so feindlich gegenüber, daß eine friedliche Aussöhnung unmöglich war. Die Verfassung hatte für diesen Fall keine Vorsorge getroffen. Die Staatsmaschine konnte nicht stille stehen. Die Gewalt mußte den Ausschlag geben. Die Royalisten hatten seit langer Zeit Vorbereitungen in dieser Richtung getroffen. Sie hätten keine Scrupel gehabt, von denselben Gebrauch zu machen, wenn sie hätten hoffen können, auf diesem Wege den Sieg zu gewinnen. Allein die bewaffnete Macht stand auf Seiten der Mehrheit der Directoren. Seit die revolutionäre Bewegung aufgehört hatte, die Massen zu durchdringen, gaben in Frankreich die Heere wieder den Ausschlag. Thatsächlich bestand von dieser Zeit an keine Republik mehr in Frankreich, sondern der Militär-Despotismus.

So klar die Thatsache vorlag, hatten die Parteien sich dieselbe noch nicht vergegenwärtigt. Jede pochte auf ihre vorgeblichen Rechte.

Beide Theile erkannten, daß eine Krisis bevorstehe. Die Versuche, eine Ausgleichung hervorzurufen, mißglückten. Endlich am 18. Fructidor (4. September 1797) führte die Mehrheit des Directoriums den von ihr lange vorbereiteten Staatsstreich aus. Augereau war zum Befehlshaber der siebzehnten Militär-Division, zu welcher die in Paris liegenden Truppen gehörten, ernannt worden. Als solcher forderte er den Commandanten der Wache des gesetzgebenden Körpers, Ramel auf, ihn als seinen Vorgesetzten anzuerkennen. Als Ramel dieses that, schickte ihn Augereau in's Gefängniß. Der gesetzgebende Körper verlor dadurch mit einem Schlage alle seine Streitkräfte. Pichegrü und Willot wurden verhaftet. Barthélemy hatte dasselbe Schicksal, Carnot entfloh.

Die Hallen der beiden Räthe wurden geschlossen. Die Mitglieder derselben, welche in Prozession durch die Straßen von Paris zogen, vermochten nicht, eine Volksbewegung zu ihren Gunsten hervorzurufen. Das Directorium verlegte die Sitzungen des Rathes der Fünfhundert in das Odeon, des Rathes der Alten in die Arzneischule. Mehrere der widerspenstigen Abgeordneten waren verhaftet worden. Der Schrecken lähmte die Royalisten. Als das Directorium den Räthen die Anzeige von dem großen royalistischen

Complotte machte und darauf von dessen Anhängern der Antrag gegründet wurde, die Wahlen von achtundvierzig Departementen für nichtig zu erklären, und dreiundfünfzig der gefährlichsten Abgeordneten zu deportiren, so wagte Niemand, zu widersprechen. Außer diesen Abgeordneten wurden die beiden Directoren Carnot und Barthélemy, der frühere Polizeiminister Cochon, dessen Agent Dossonville, Commandant Ramel, die drei schon früher verhafteten royalistischen Agenten Brotbier, Laville-Heurnois und Düverne de Presle, endlich die Eigenthümer, Herausgeber und Redacteure von zweiundvierzig Zeitungen zur Deportation verurtheilt.

Dem Directorium wurde das Recht ertheilt, alle Richter und Gemeinde-Beamte in den achtundvierzig Departementen, deren Wahlen für nichtig erklärt worden waren, zu ernennen. Die Plätze der beseitigten Deputirten blieben unbesetzt. Das Gesetz vom 3. Brümaire, welches früher widerrufen worden war, trat von Neuem in Kraft und wurde noch erweitert. Demzufolge wurden die Verwandten von Emigranten nicht blos bis zum Frieden, sondern bis vier Jahre nach dessen Abschluß von allen öffentlichen Stellen und von dem Wahlrechte ausgeschlossen. Die Emigranten, welche unter dem Vorwande, die Streichung ihrer Namen von der Emigrantenliste zu bewirken, in's Land zurückgekehrt waren, mußten innerhalb vierundzwanzig Stunden ihre Gemeinden und innerhalb vierzehn Tagen Frankreich verlassen. Die Gesetze, welche die ausgewanderten Priester zurückriefen und dieselben des zu leistenden Eides entbanden, wurden aufgehoben. Alle revolutionären Gesetze in Betreff des Gottesdienstes wurden wiederhergestellt. Dem Directorium wurde das Recht eingeräumt, alle Priester, welche sich nicht den Gesetzen unterwerfen sollten, zu verbannen, und alle Zeitungen, welche gefährlich erscheinen möchten, zu unterdrücken. Die politischen Gesellschaften wurden zwar wieder erlaubt, allein sie konnten gleich den Journalen willkürlich aufgehoben werden. Die Organisation der Nationalgarde wurde auf unbestimmte Zeit verschoben und folgeweise das Schicksal Frankreich's von den stehenden Heeren abhängig gemacht.

§ 24. Das Directorium von 1797 bis 1799.

Der 18. Fructidor hätte nur insofern die Republik retten können, als demselben positive Maßregeln zum Schutze des Eigenthums und zur Begründung des Wohlstands und der Bildung der Nation auf dem Fuße gefolgt wären. Es genügt nicht, einen Feind aus dem Felde zu schlagen. Wenn dem Werke der Zerstörung, wenn der negativen Thätigkeit, nicht die schöpferische Kraft zur Seite steht, wird der alte Feind, sei es in dieser oder jener Form, bald wieder seine Angriffe erneuern und den Sieger überwinden. Die einzige Sphäre, in welcher unter der Directorial-Regierung, wenigstens nach der Ansicht eines großen Theiles der französischen Nation, etwas Bedeutendes geschah, obgleich lange nicht genug, war der Krieg. Derjenige Mann, welcher sich auf diesem Felde besonders hervorthat, Napoleon Bonaparte, gewann daher hervorragenden Einfluß und bahnte sich durch diesen den Weg zum Throne.

Die Schreckenszeit hatte die Freiheitsbegeisterung der französischen Revolution gründlich vernichtet. Nirgends gewahren wir nach derselben eine Betheiligung des Volkes an den Zeitereignissen, ähnlich derjenigen der früheren Jahre. Bis zum 18. Fructidor bestand aber immer noch die Furcht vor der Möglichkeit einer solchen. Auch diese verschwand nachher. Wer sich des Heeres bemächtigt hatte, beherrschte folgeweise die Nation. Nur in besonderen außerordentlichen Fällen, wie im Juli 1830 und im Februar 1848, erhob

sich die Bevölkerung von Paris in ihrer Majestät und zerschlug das ihr auferlegte Joch, ohne aber im Stande zu sein, an dessen Stelle eine freie Verfassung zu setzen.

Die übrigen Nationen Europa's thaten nicht einmal soviel. Sie ließen sich die Tyrannei ihrer Herrscher gefallen, ohne jemals derselben kräftigen Einhalt zu gebieten, oder thaten dieses doch nur, nachdem ihnen die Anregung dazu von Frankreich gegeben worden war. Schritt für Schritt führten sie einige kleine Verbesserungen in ihr Staatsleben ein. Zugleich schlichen sich aber in dasselbe hundert neue Mißbräuche und Uebelstände. Im Schooße der Nationen, im gesellschaftlichen Leben, in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Fabriken war jedoch der Fortschritt unaufhaltsam, und bereitete im Stillen diejenige große Revolution vor, welche uns immer näher rückt, und deren erste Vorzeichen bereits in Italien zu Tage treten.

Das Directorium hatte wohl einen Sieg über die royalistische Partei davongetragen. Allein die Mittel, deren es sich bedient, waren nicht vom Geiste der Freiheit und des Rechtes eingegeben. Die brutale Gewalt triumphirte über eine Partei, welche sich gern derselben Mittel bedient, wenn sie solche zu ihrer Verfügung gehabt hätte. Die Willkür wurde zum Gesetze erhoben und nur das Leben, nicht aber die persönliche Freiheit und das Eigenthum der Bürger waren einigermaßen sicher gestellt. Die Wirren Frankreich's hatten ihren Grund nicht in der Verfassung des Staates. Diese hätte noch so vollkommen sein mögen, die Republik hätte doch auf die Dauer schwerlich bestehen können. Die Eitelkeit der Nation wurde durch die Siege Napoleon Bonaparte's auf's Aeußerste gesteigert. Nach Außen hin und auf den Krieg warfen sich die besten Kräfte Frankreich's. Der Waffenruhm entschädigte die Nation für den Verlust der Freiheit. Die Erweiterung der Gränzen schien den Machthabern wichtiger, als die Befestigung der Freiheit im Innern. Die Franzosen bedachten nicht, daß ein einziger unglücklicher Feldzug die Anstrengungen zweier Jahrzehnte vernichten könne, während die Früchte, welche am Baume der Freiheit wachsen, dauernd und unzerstörbar sind.

Der Staatsstreich des 18. Fructidor vernichtete die royalistische Partei Frankreich's, wenn wir darunter die Anhänger der Bourbonen verstehen, auf anderthalb Jahrzehnte hinaus fast vollständig. Allein er bahnte zugleich einer neuen Partei des Despotismus, der Militärherrschaft eines glücklichen Feldherrn, die Bahn. Das Schwert hatte am 18. Fructidor den Ausschlag gegeben. Es sollte hinfüro immer in Frankreich die erste Rolle spielen.

An die Stelle der beiden beseitigten Directoren traten zwar nicht die Soldaten Massena und Augereau, welche sich mit dieser Hoffnung geschmeichelt hatten, sondern der Justizminister Merlin von Douai und François von Neufchateau. Noch war die Zeit für Bonaparte nicht gekommen, und seine Untergenerale hatten nicht Ruhm genug erworben, um sich an die Spitze des Staates zu schwingen.

Bonaparte hatte bei dem Staatsstreiche des 18. Fructidor seine Hände mit im Spiele gehabt. Allein er wollte seinen Glückstern von dessen Gelingen nicht abhängig machen. Er hatte den Directoren Augereau zu Hülfe gesandt, nachher aber eine zuwartende Stellung eingenommen. Moreau, welcher am Rheine commandirte, war mit Pichegrü und den Royalisten inniger verbunden, als mit den Directoren. Jetzt, nachdem diese den Sieg gewonnen hatten, suchte er sich deren Gunst zu erwerben. Er hatte den ganzen Briefwechsel Pichegrü's mit dem Prinzen von Condé unter den Papieren des österreichischen Generals Kinglin in seine Hände bekommen. Vor dem 18. Fructidor wären diese Urkunden den Directoren von unschätzbarer Wichtigkeit gewesen. Jetzt waren sie werthlos für dieselben. Moreau wurde nach Paris berufen, um sich zu rechtfertigen und verlor sein Commando.

Unter allen Generalen Frankreich's verdiente keiner die Achtung und die Verehrung der französischen Nation in so hohem Grade, als Hoche. Er war der einzige, welcher mit hervorragenden Feldherrngaben einen reinen Charakter verband, der einzige, welcher im Stande gewesen wäre, die Republik gegen die ehrgeizigen Absichten Bonaparte's zu schützen. Er starb eines plötzlichen Todes (am 18. September 1797). Viele schrieben diesen dem Gifte zu. Beim Ausbruche der Revolution war Hoche noch Gemeiner unter den französischen Garden gewesen. So schnell, als er, hatte sich selbst Bonaparte nicht emper geschwungen. Saint-Just hatte ihn dem Tode geweiht. Hoche war dem Schaffotte nur in Folge des Sturzes Robespierre's entgangen. Der Verlust eines Feldherrn, wie Hoche, war für die junge Republik unersetzlich. Diese hatte unter allen ihren Generalen keinen, auf dessen Schwert und auf dessen Uneigennützigkeit sie sich in gleichem Maße verlassen konnte.

Kurze Zeit nach dem Staatsstreiche des 18. Fructidor kam Napoleon Bonaparte nach Paris (Dec. 1797), nicht um auf seinen Lorbeeren zu ruhen, sondern um seine weit aussehenden Pläne der Herrschsucht und des Ehrgeizes zu fördern. Der außerordentliche Beifall, welcher ihm in der Hauptstadt von allen Seiten gezollt wurde, der Eifer, mit welchem die höchsten Staatsbeamten um seine Gunst buhlten, die Ehrenbezeugungen, mit welchen er überschüttet wurde, machten ihn nicht schwindlig, sie bildeten nur so viele Stufen zu dem Throne, welchen er damals schon im Geiste für sich zimmerte. Seit langer Zeit hatte Hoche die Vorbereitungen zu einer Landung in England getroffen. Dieselben wurden auch nach dem Tode des jungen Feldherrn fortgesetzt. Das Directorium ernannte Napoleon Bonaparte zum Oberfeldherrn des Landungsheeres. In den ersten Monaten des Jahres 1798 bereiste Bonaparte alle wichtigen Punkte der Küste des Ocean's. Allein er mochte sich von den Gefahren eines derartigen Unternehmens mehr und mehr überzeugen. Er beförderte dasselbe nicht, vielmehr lenkte er die Aufmerksamkeit des Directoriums auf ein ganz anderes Land, auf Egypten. Daß Frankreich mit der Türkei, zu welcher jene Provinz gehörte, im Frieden lebte, war für einen Mann, wie Napoleon Bonaparte, von keiner Erheblichkeit. Dasselbe war mit Venedig der Fall gewesen. Dessen ungeachtet war diese Republik im Frieden von Campo-Formio der Vergrößerungssucht Frankreich's und Oesterreich's zum Opfer gebracht worden. Am 20. Mai 1798 schiffte sich Napoleon mit vierzigtausend Mann auserlesener Truppen zu Toulon ein. Während seiner Abwesenheit arbeiteten seine beiden Brüder, Joseph und Lucian, für die Erhöhung der Familie Bonaparte.

Sechs Monate lang hatte das Directorium mit einem gesetzgebenden Körper gearbeitet, in welchem nur seine entschiedenen Anhänger oder Leute stumpfsinniger Geduld Sitz und Stimme hatten. Nach Ablauf dieser Zeit sah es sich veranlaßt, neue Wahlen auszuschreiben. Lucian Bonaparte wurde von Corsica in den Rath der Fünfhundert geschickt und verstand es, im Schooße desselben sich Einfluß zu verschaffen. Die Wahlen wurden in sehr stürmischer Weise abgehalten. An den meisten Orten bildeten sich zwei Wahlversammlungen, von welcher jede sich als die einzig rechtmäßige Wahlkörperschaft betrachtete. Der gesetzgebende Körper verfuhr bei den Wahlprüfungen mit der äußersten Parteilichkeit, indem er die patriotischen Wahlen für nichtig erklärte, diejenigen der Gegenpartei aber bestätigte. Dessen ungeachtet brachte das neu gewählte Drittel der s. g. patriotischen Partei im gesetzgebenden Körper eine ansehnliche Verstärkung. Die Erbitterung der s. g. Patrioten, welche sich von dem Directorium und dessen Anhängern zurückgesetzt und verfolgt sahen, machte sich durch heftige Beschwerden im Schooße beider gesetzgebender Räthe Luft.

An die Stelle des abtretenden Directors François de Neufchateau wurde Treilhard, einer der Bevollmächtigten Frankreich's zum Friedenscongresse zu Rastatt, ernannt. Die französische Nation war übrigens so sehr mit dem Kriege beschäftigt, daß ihr nur wenig

Zeit und Kraft für die Geschäfte des Friedens übrig blieben. Aller Augen folgten Napoleon auf seinem Zuge nach Egypten.

Am 10. Juni 1798 erschien Napoleon vor Malta. Schon am 12. desselben Monats war die ganze Insel in der Gewalt der Franzosen. Malta gehörte damals dem Maltheserorden. Dieser stand, wie Egypten und die Türkei, mit Frankreich in Frieden. Doch Napoleon machte, so oft es die Rücksichten der Kriegführung erheischten, zwischen Freund, Feind und Neutralen nicht den geringsten Unterschied. Am 1. Juli landete er bei Alexandria und nahm die Stadt sofort mit Sturm. Die Mameluken, welche in Egypten herrschten, erlitten (12. Juli) bei Chebreis und in der Nähe der Pyramiden bei Embabeh blutige Niederlagen. Schon am 22. desselben Monats unterwarf sich die Hauptstadt des Landes, Cairo, mit ihren dreimalhunderttausend Einwohnern. Doch was unausbleiblich war, trat ein. Die französische Flotte war der englischen nicht gewachsen. Sie wurde am 1. August 1798 von Nelson bei Abukir fast vollständig vernichtet. Fünftausend Franzosen verloren im Kampfe das Leben, gegen viertausend fielen in englische Gefangenschaft. Das französische Heer war vom Mutterlande abgeschnitten, konnte von diesem weder an Mannschaft, noch Geld, noch Kriegsvorräthen irgend etwas erhalten und ging daher seinem Untergange, wenn auch langsam, doch sicher entgegen. Wenn die Machthaber zu Paris nicht mit aller Gewalt Krieg für ihre durch den Frieden von Campo-Formio beschäftigungslos gewordenen Soldaten hätten haben wollen, hätten sie dieses Resultat voraussehen müssen.

Mittlerweile gährte es in Italien und in der Schweiz. Schwer lastete das französische Joch auf der apenninischen Halbinsel. Auch die Schweiz empfand mit Widerwillen den Uebermuth der Franzosen. Wiederholte Gebietsverletzungen und die immer frecher hervortretenden Anmaßungen Frankreich's duldete sie im Bewußtsein ihrer Schwäche und ihrer inneren Haltlosigkeit mit stillem Verdruß. Unser armes deutsches Vaterland, von seinem Kaiser verrathen und verkauft, und von seinen Fürsten, welche nur an ihre dynastischen Interessen, nicht aber an die Ehre der Nation und die Gränzen des Reiches dachten, verlassen, mußten auf dem Friedenscongresse zu Rastatt alle Zugeständnisse machen, welche Frankreich verlangte und konnte, der gebrachten Opfer ungeachtet, zu dem sehnlichst erwünschten Frieden nicht gelangen. Das Haus Habsburg sann auf neuen Krieg. Es hatte gehofft, einen Theil Baiern's an sich zu reißen und grollte Frankreich, daß es die ihm desfalls zu Campo-Formio eröffneten Aussichten nicht erfüllte. Mit Unwillen betrachtete es die Uebergriffe, deren sich die übermüthige Republik in der Schweiz und in Italien, gegen den Maltheserorden und die Türkei schuldig machte. Am 15. April 1798 hatte ein Pöbelhaufe den französischen Gesandten zu Wien in seinem Palaste beleidigt. Die Regierung hätte dieses leicht verhindern können. Wahrscheinlich hatte sie aber den Tumult selbst veranlaßt, weil die dreifarbige Fahne, welche der Gesandte aufgepflanzt hatte, ihr ein Greuel war. Der gefürchtetste Feldherr Frankreich's war mit den besten Truppen der Republik im fernen Egyptenlande. Die Verhandlungen, welche zu Selz (vom 30. Mai bis 6. Juli 1798) zwischen Oesterreich und Frankreich gepflogen wurden, blieben erfolglos. Das Wiener Cabinet glaubte, der Augenblick, sich an Frankreich zu rächen, sei gekommen. Eine neue Coalition wurde geschlossen, welche die junge Republik vernichten sollte. Fast alle Mächte Europa's nahmen an derselben Theil. England und Portugal waren noch im Kriege mit der Republik. Rußland, die Türkei, der König von Neapel und der Pabst traten mit Oesterreich und England in den Bund wider Frankreich. Selbst die nordamerikanischen Freistaaten, welchen Frankreich die den Engländern zugestandenen Begünstigungen verübelten, schien das Gewicht ihrer Macht in die Waagschale der Coalition zu

legen. Doch die nordamerikanische Union söhnte sich bald mit Frankreich wieder aus. Zwischen den übrigen Mächten bestand kein gutes Einvernehmen. Wie hätten sich der Pabst und die Türkei, diese und Rußland innig verbinden können?

Zuerst griff Neapel zum Schwerte. Der österreichische General Mack, derselbe, welcher später durch die Schlacht bei Ulm eine traurige Berühmtheit gewann, rückte an der Spitze der neapolitanischen Armee in den Kirchenstaat. Am 29. November hielt der König von Neapel seinen Einzug in Rom. Doch schon am 13. December mußten die Neapolitaner mit Verlust von zwölftausend Gefangenen die Siebenhügelstadt wieder räumen. Der König von Sardinien, welcher geheime Einverständnisse mit den verbündeten Mächten gepflogen hatte, mußte (9. December 1798) die Regierung über Piemont niederlegen. Der französische General Championnet drang gegen Neapel vor. Der König floh nach Sicilien (2. Januar 1799), Mack zu den Franzosen (12. Januar), welche ihn verhafteten. Nach blutigen Kämpfen innerhalb der Straßen der Stadt erstürmten die Franzosen (22. und 23. Januar) Neapel. Schon zwei Tage darauf (25. Januar) erklärte Championnet Neapel zur parthenopeischen Republik.

Der Krieg mit Oesterreich entbrannte. Wie in unseren Tagen war die erste Folge desselben die Flucht des Großherzogs von Toscana. Sechzigtausend Russen rückten dem Westen zu. Noch immer tagte der Friedenscongreß zu Rastatt. Der Gesandte Franz II., welcher nach den Umständen immer entweder die Rolle eines österreichischen oder eines deutschen Bevollmächtigten spielte, erklärte jetzt, da das Haus Habsburg den Krieg wollte, den Congreß für aufgelöst (8. April 1799). Kurz darauf geschah jene Schandthat, welche auf alle Zeiten das Wiener Cabinet entehrt. In der Nacht vom 28. auf den 29. April wurden die französischen Gesandten auf ihrer Reise nach Straßburg unfern Rastatt überfallen, zwei derselben, Bonnier und Roberjot, ermordet, Jean Debry für todt auf dem Platze gelassen. Szekler Husaren waren die Schergen, das Wiener Cabinet der Urheber der verruchten That, welche nicht unbestraft geblieben, falls sie nicht von oben herab befohlen worden wäre.

Die Franzosen waren auf einen zweiten Krieg mit fast ganz Europa nicht vorbereitet. Sie erlitten wiederholte Niederlagen in Deutschland bei Ostrach (20. März 1799), bei Liptingen (25. März), Stockach (26. März) und mußten über den Rhein zurück weichen.

Noch größer waren ihre Verluste in Italien: bei Legnago (26. März), bei Ronco (30. März), bei Magnano und Verona (5. April). Die Russen und die Oesterreicher vereinigten sich, erzwangen (26. und 27. April) den Uebergang über die Adda und trieben die Franzosen bis Alessandria und Coni zurück. Bei Piacenza wurde Macdonald auf's Haupt geschlagen (17. bis 19. Juni 1799). Rom fiel durch Capitulation in die Hände der verbündeten Mächte (30. September 1799). Eine russische Flotte, vereint mit einer türkischen, eroberte (12. October bis 15. November) die jonischen Inseln Cerigo, Cefalonia, Zante, St. Maura, endlich (im März 1800) Corfu. Um dieselbe Zeit unterwarf der Wütherich Ali Pascha von Janina die albanesische Küste und die dort wohnenden Christen dem Halbmonde.

In Italien fielen hinter einander Alessandria (21. Juli), Mantua (28. Juli), die Festen des Kirchenstaates, ganz Toscana, Lucca, Tortona (23. August), Coni (3. Dec.), theilweise nach blutigen Schlachten, in die Hände der Verbündeten.

Ganz Italien, mit alleiniger Ausnahme von Genua, war für Frankreich verloren. Hätte Napoleon es verstanden, die Zuneigung der Italiener zu gewinnen oder mit anderen Worten, hätte er deren Freiheit und Nationalität sicher gestellt, statt beide preis zu geben, so hätte sich das Blatt nicht so schnell gewendet. Während Russen und Oesterreicher ihre

Siege errangen, entzweiten sie sich übrigens und legten dadurch den Keim zu künftigen Niederlagen. Da die Truppen der beiden Kaiser des Ostens nicht wohl vereint kämpfen konnten, wurde die Abrede getroffen, die Oesterreicher sollten in Italien, die Russen in der Schweiz den Franzosen entgegen treten; denn auch im Lande der Alpen war der Krieg entbrannt. Schon im März hatte Massena Graubünden überfallen und die Oesterreicher unter dem Generale Auffenberg gefangen genommen (6. und 7. März 1799). Mit Mühe hielt Massena die Schweizer, welche das französische Joch schwer empfunden hatten, in Unterwürfigkeit. Als nach Jourdan's Niederlage bei Stockach die Oesterreicher unter dem Erzherzoge Karl in die Schweiz eindrangen (Ende Mai), erlitten die Franzosen bei Winterthur und bei Zürich (4. Juni) empfindliche Verluste. Die Oesterreicher wußten aber diese Siege nicht zu benützen. Die Reibungen, welche zwischen den russischen und österreichischen Generalen stattfanden, hatten eine Waffenruhe zur Folge, während deren die Franzosen sich verstärkten. Die Russen unter Korsakow rückten, sechsunddreißigtausend Mann stark, in die Stellung der Oesterreicher ein. Diese zogen nach Schwaben und an den Mittelrhein ab, entsetzten Philippsburg, eroberten (18. September) Mannheim und trieben die Franzosen aller Orten zurück. Korsakow, von den Oesterreichern verlassen und mit Suwarow noch nicht vereinigt, wurde von Massena bei Zürich geschlagen (25. September). Die Franzosen nahmen Zürich (26. September) und trieben die Russen auf das rechte Ufer des Rheines. Als wenige Tage darauf Suwarow aus Italien herbei kam, konnte er nicht wagen, die Franzosen anzugreifen, vielmehr zog er sich, wenn auch fechtend, durch Graubünden und Vorarlberg nach Deutschland, woselbst er sich mit den Ueberresten des Heeres Korsakow's vereinigte.

Wie in der Schweiz, so litten auch in Holland die Verbündeten eine entscheidende Niederlage. Russische und englische Truppen waren an der Nordspitze Holland's bei Helder gelandet und gedachten, die batavische Republik unter die Herrschaft des Hauses Oranien zurück zu bringen. Die Unternehmung mißlang jedoch gänzlich. Der englische General Abercrombie wurde durch Brüne und Daendels geschlagen, der General Hermann mit mehreren tausend Russen bei Bergen (19. September) gefangen genommen. Am 18. October mußte der Herzog von York, welcher den Oberbefehl führte, capituliren und konnte nur dadurch freien Abzug gewinnen, daß er die Freilassung achttausend französischer Kriegsgefangener in England versprach.

Der russische Kaiser Paul, welcher mehr aus Aerger über die Nichtbeachtung seiner Vorstellungen in Betreff Malta's, als aus staatsmännischen Gründen den Krieg mit Frankreich begonnen hatte, zog sich vom Kampfe zurück. Gegen Ende des Jahres 1799 zerfiel die zweite Coalition wider Frankreich in sich selbst. Nur in Italien hatte sie entscheidende Vortheile errungen. Auf allen übrigen Punkten Europa's hatte sie sich vor den Heeren der Republik zurück ziehen müssen.

Ungefähr dieselben Resultate, welche die Coalition in Holland und in der Schweiz, erzielte die französische Republik in Egypten und in Syrien, d. h. viele tausend Menschenleben wurden zur Schlachtbank geführt, Städte und Dörfer wurden zerstört, ungezählte Millionen in Kriegsbedürfnissen vergeudet, in der Hauptsache blieb aber Alles, mit Ausnahme der Leichen, Ruinen und der zerrütteten Finanzen, beim Alten.

Bonaparte mochte bis zu den Cataracten des Niles vorrücken, Syrien angreifen, die Türken bei Tabor und Abukir schlagen, Aufstände im Blute der Landesbewohner ersticken und ruhmredige Proclamationen erlassen, nur die Städte, in welchen französische Besatzungen lagen, unterwarfen sich den verhaßten Fremdlingen. Das Heer, welches keine Verstärkungen an sich ziehen konnte, schmolz mehr und mehr zusammen. Jeder Sieg, den es mit

seinem Blute erkaufen mußte, brachte es seinem Untergange näher. Die furchtbare Herz-
losigkeit Napoleon's kam mehr und mehr zu Tage. Als dieser nach der Einnahme Jaffa's
sich in seinen Bewegungen durch die Gefangenen, welche er gemacht hatte, behindert sah, ließ
er dieselben, mehrere tausend an der Zahl, kalten Blutes abschlachten. Er hatte kein Gefühl
für Menschenleben und Menschenrecht. Nur der Vortheil gab bei ihm den Ausschlag.
Gebildete Nationen hielten zu allen Zeiten an dem Grundsatze fest, daß, wenn Gefangene
nicht mehr fest gehalten werden könnten, sie losgelassen werden müßten. Nur Barbaren
zogen in diesem Falle die Abschlachtung vor. Bonaparte bewies bei Jaffa, wie bei hundert
anderen Gelegenheiten, daß er, trotz seiner Feldherrngaben, ungeachtet aller seiner Redens-
arten von Civilisation und Volksbeglückung, ein Barbar war. Das Todesopfer, welches
er dem Kriegsgotte brachte, stimmte diesen ihm doch nicht günstig. Vergebens belagerte er
St. Jean d'Acre zwei Monate lang, umsonst trieb er seine Schaaren achtmal zum Sturme
gegen die Mauern der Feste. Am 19. Mai 1799 mußte er unverrichteter Dinge seinen
Rückzug nach Egypten antreten. Bald überzeugte er sich, daß Egypten auf die Dauer
unhaltbar und das französische Heer daselbst verloren sei. Am 22. August schiffte er sich
it seinen Günstlingen nach Frankreich ein, trat an General Kleber das Commando ab
nd überließ die Armee ihrem Schicksale. Am 9. October landete er in Frankreich zu
réjus.

Die Siegesberichte, welche Bonaparte von Egypten und Syrien nach Frankreich
schickt hatte und mündlich selbst dahin brachte, täuschten die Nation vollständig über die
rkliche Lage der Dinge. Die Franzosen sahen in Bonaparte nicht den Urheber einer
glosen Unternehmung, nicht den Belagerer, welcher von den Wällen der Feste St. Jean
Acre mit schweren Verlusten zurückgetrieben worden war, nicht den Feldherrn, welcher sein
er im Augenblicke der höchsten Gefahr in schimpflicher Flucht verlassen hatte, sondern den
eger in der Schlacht bei den Pyramiden, den Eroberer Italien's und Egypten's und
künftigen Besieger aller Feinde Frankreich's. Sie ahnten freilich nicht, daß Bonaparte
mit Lorbeeren nicht begnügen würde, sondern nach dem Throne strebte, denn leider war
zu allen Zeiten einer der großen Fehler der französischen Nation, daß die Siege auf dem
tigen Felde der Schlacht sie vollständig verblendeten, sowohl über die Bedeutung des
urfes, als über die Absichten und Pläne des vom Glücke begünstigten Kriegsmeisters.
Die Nation warf sich dem Feldherrn, welcher sie über die Lage seines preisgegebenen
es und über seine ehrgeizigen Absichten getäuscht hatte, blindlings in die Arme, in
nen nur zu bald die letzten Reste der mühsam errungenen republikanischen Freiheit
ckt werden sollten.

Die Kriegsereignisse der Jahre 1798 und 1799 versetzten die Franzosen in die größte
egung, und die Niederlagen, welche sie erlitten, in die übelste Stimmung. Die Siege,
e sie namentlich in den Jahren 1796 und 1797 errungen, hatten ihr den Glauben
Unüberwindlichkeit eingeflößt. Als aber eine Trauerbotschaft nach der anderen einlief,
chtigte sich der Unwille aller Gemüther. Das Directorium hatte gethan, was es mit
schränkten Talenten, die ihm zu Gebote standen und der geringen Machtfülle, welche
aß, nur irgend leisten konnte. Auf der einen Seite wurde es aber durch die kleinen
üchteleien und persönlichen Bestrebungen der meisten Mitglieder beider Räthe des
ebenden Körpers, auf der anderen durch den Uebermuth und die Habgier vieler
ale auf Schritt und Tritt gehemmt. So oft das Directorium gegen pflichtvergessene
und Militär-Beamte einschritt, erhob die ganze Meute kläffender Schwätzer und
ngsschreiber ein betäubendes Geschrei. Wie wenig Wahrheit und Rechtlichkeit den
das Directorium geschleuderten Vorwürfen zu Grunde lag, erhellt am besten aus der

Thatsache, daß der einzige Director, welcher sich Unterschleife und Verräthereien zu Schulden kommen ließ, Barras, durchaus verschont blieb, während die vier übrigen Directoren, deren Redlichkeit unantastbar war, auf's Heftigste angegriffen wurden.

Um eine bedeutende Heeresmacht in's Feld stellen zu können, erließ das Directorium, unter Zustimmung der gesetzgebenden Gewalt (5. September 1798) jenes Gesetz, demzufolge die Conscription zuerst in Frankreich und später nach und nach in ganz Europa eingeführt wurde.

Die Wahlen des Jahres 1799 fielen, bei der allgemein herrschenden Mißstimmung, sehr ungünstig für das Directorium aus. Mehrere der erbittertsten Feinde desselben, namentlich die Generale Jourdan und Augereau traten in den gesetzgebenden Körper ein. Der entschlossenste und thatkräftigste unter den Directoren, Rewbell, schied von der Regierung aus und wurde durch denselben Sieyes ersetzt, welcher früher die auf ihn gefallene Wahl ausgeschlagen und seine Unzufriedenheit mit der Directorial-Verfassung unumwunden kund gethan hatte.

Sieyes war einer jener Staatsmänner, welche den Staatsformen, den Verfassungen viel zu großes, dem Geiste und Streben einer Nation dagegen viel zu wenig Gewicht beimessen. Er besaß die Eitelkeit, der französischen Nation ihre Verfassung geben zu wollen. Er bildete sich ein, dieselbe durch die bewaffnete Gewalt feststellen zu können. Schon zur Zeit der gesetzgebenden Versammlung hatte er immer darauf gedrungen, sich der Kanonen vor allen Dingen zu versichern. Er bedachte nicht, daß diese Mordwerkzeuge, um wirksam zu werden, von Menschen bedient werden müßten, und daß diese den Umständen nach, die Rolle der Diener mit derjenigen der Herrscher vertauschen könnten.

Dieses mal schlug Sieyes die auf ihn gefallene Wahl nicht aus. Alle Gegner der vier übrigen Directoren und der gesammten Directorial-Verfassung, alle Unzufriedenen, welche ohne irgend ein Princip nur einen Umschwung der Dinge herbeiführen wollten, schaarten sich um ihn. Obgleich Sieyes sehr wenig geschickt war, irgend eine Partei zu leiten, wurde er doch durch die Macht der Verhältnisse und den großen Namen, den er sich im Laufe der Jahre als Staatsmann erworben hatte, an die Spitze der gesammten französischen Staatsverwaltung gehoben. Barras, welcher niemals einem Prinzipe treu, sondern nur darauf bedacht gewesen war, seinem Eigennutze zu fröhnen, schloß sich dem aufgehenden Sterne des neugewählten Directors an.

Die drei übrigen Directoren Larevellière-Lépaux, Merlin und Treilhard hatten einen sehr schwierigen Standpunkt. Sieyes behandelte sie mit wegwerfender Verachtung. Er war französischer Gesandter in Berlin gewesen und that sich auf seine Kenntniß der preußischen Verwaltung viel zu gute. Bei jeder Gelegenheit sagte er seinen Amtsgenossen: „In Preußen werden die Dinge nicht so behandelt." Wenn man ihn dann fragte: „Wie werden sie denn in Preußen behandelt?" wenn man ihn bat: „erleuchten Sie uns mit Ihrer Ansicht! Helfen Sie uns, zu thun was recht ist!" pflegte Sieyes zu sagen: „Sie werden mich nicht verstehen, es würde für mich vergebens sein, zu sprechen, thun Sie wie Sie gewöhnt sind, zu thun."

Die drei Directoren hätten erkennen sollen, daß eine derartige Handlungsweise einem offenen Bruche gleich komme. Hätten sie fest zusammen gehalten und eine kräftige Initiative ergriffen, so hätten sie mit Sieyes leicht fertig werden können. Allein sie waren alle drei augenscheinlich des Kampfes müde. Sie ließen ihre Gegner Ränke spinnen und Angriffe machen, ohne denselben mit Kraft entgegenzutreten und mußten so nothwendig ihrem Untergange entgegengehen. Die Gegner der drei Directoren faßten nun den Plan, diese aus ihren Aemtern zu verdrängen. Zuerst setzten sie Treilhard ab, unter dem Vor-

wande, daß er am 30. Floreal des Jahres V. erst aus der gesetzgebenden Versammlung getreten und schon am 26. Floreal des Jahres VI. in das Directorium gewählt worden sei. Da das Gesetz verlange, ein neu eintretender Director müsse wenigstens ein Jahr vorher aus dem gesetzgebenden Körper ausgeschieden sein, so erklärten sie die Wahl Treilhard's für ungültig. In derselben Lage befand sich Sieyes. Auf diesen wurde das Gesetz aber nicht angewendet. Es war daher augenscheinlich, daß es sich nur um eine Chicane handelte. Nicht zufrieden damit, Treilhard verdrängt zu haben, arbeiteten Sieyes und seine Anhänger auch daran, Larevellière-Lépaux und Merlin zu stürzen. An die Stelle Treilhard's setzten sie Gohier und brachten es endlich dahin, daß jene beide ihr Amt niederlegten. An deren Stelle wurden Roger-Dücos und Moulins gewählt. Die drei neuen Directoren waren durchaus unbedeutende Menschen, welche sich von Sieyes leiten ließen, oder doch demselben keinen energischen Widerstand entgegensetzten.

Durch alle diese Wechsel war die Regierung noch schwächer geworden, als sie früher gewesen. Die Wirren im ganzen Lande nahmen zu. Die Chouans erhoben wieder ihre Häupter, die Käufer von Nationalgütern wurden ermordet, die Straßen unsicher, die Postwagen angehalten und geplündert. Die Mitglieder der Gesellschaften der Sonne, welche früher im Süden großen Unfug getrieben hatten, betheiligten sich bei diesen Mordthaten und Räubereien. Der gesetzgebende Körper wußte sich nicht anders zu helfen, als durch die Erlassung des sogenannten „Gesetzes der Geißeln." Durch dasselbe wurden die Verwandten von Emigranten und früheren Adeligen und die Vorgesetzten von Personen, welche irgend einer gesetzwidrigen Bande angehörten, verantwortlich erklärt für alle im Schooße einer Gemeinde begangenen Räubereien und Mordthaten. Das Gesetz, welches das Directorium ermächtigte, Zeitungen willkürlich zu unterdrücken, wurde aufgehoben. Auf der einen Seite wurde die Gewalt des Directoriums erweitert, auf der anderen beschränkt ohne Sinn und Verstand, ohne Plan und System.

Die finanziellen Schwierigkeiten nahmen unter solchen Umständen immer zu. Man wußte sich nicht anders, als durch eine gezwungene Anleihe im Betrage von hundert Millionen zu helfen, welche zu großen Beschwerden Anlaß gab, wenig Geld einbrachte und die herrschende Unzufriedenheit noch vergrößerte. Das Directorium war in seiner jetzigen Zusammensetzung weniger, als jemals zuvor, im Stande, Ordnung in die Verwaltung zu bringen und die Republik fest zu begründen.

Die Verwirrung hatte ihren Gipfelpunkt erreicht, als Napoleon Bonaparte aus Egypten zurückkehrte.

Sieyes, welcher früher daran gedacht hatte, den General Joubert an die Spitze der Republik zu heben, warf, nachdem dieser republikanisch gesinnte Krieger in der Schlacht bei Novi gefallen war, sein Auge auf Bonaparte. Dieser ging bereitwillig auf die Pläne des verblendeten Directors ein, freilich nicht in der Absicht, sich von dem Abbé, als Werkzeug gebrauchen zu lassen, vielmehr sich desselben als Stufe zu dem Throne zu bedienen, nach welchem der herrschsüchtige Soldat trachtete.

Die in Paris zahlreich versammelten Generale schaarten sich um Bonaparte. Die meisten derselben waren im Laufe eines siebenjährigen blutigen Krieges von der Bahn der Republik längst abgewichen und hatten nur noch Sinn für Eroberungen, kriegerische Ehre und Beute. Viele Mitglieder der beiden Räthe der gesetzgebenden Versammlung liehen den unverständigen Plänen Sieyes' in gutem Glauben oder den herrschsüchtigen Entwürfen Bonaparte's aus Eigennutz ihren Beistand. Niemand ahnte, daß ein General der Republik nach der Wiederaufrichtung eines Thrones nach Krone und Scepter streben könne.

Am 15. Brümaire des Jahres VII. (6. November 1799) verständigten sich die

Eingeweihten über die zu treffenden Maßregeln. Am 18. Brümaire (9. November) brach die Verschwörung aus. Der Rath der Alten wurde durch die Saal-Inspectoren außerordentlicherweise zusammenberufen und beschloß unter Bezugnahme auf einen Artikel der Verfassung, welcher die ihm zugeschriebene Bedeutung gar nicht hatte, die gesetzgebende Versammlung nach St. Cloud zu verlegen und übertrug die Ausführung dieses Beschlusses nebst dem Oberbefehle über die Truppen in und um Paris dem Generale Bonaparte.

An demselben Tage versammelte dieser die in Paris anwesenden Generale um sich, nahm, als der Beschluß des Rathes der Alten ihm zukam, dieselben, und namentlich den schwachen Chef der Wache des Directoriums, Lefevbre, in Eid und Pflicht, rückte dann an der Spitze einiger bereitgehaltenen Reiter-Regimenter nach den Tuilerien und leistete dort dem Rathe der Alten, welchen er sammt dem Rathe der Fünfhundert der Directorial-Verfassung und der Republik im Begriffe stand, den Todesstreich zu versetzen, einen jener trügerischen Eide, mit welchen die Familie Bonaparte immer bei der Hand war.

Die zwei im Complotte befindlichen Directoren Sieyes und Roger-Dücos legten, der Verabredung gemäß, Barras, nachdem ihm die gewünschten persönlichen Zusagen gemacht waren, ihre Stellen nieder. Gohier und Moulins besaßen weder Ansehen, noch Thatkraft genug, der Verschwörung die Spitze bieten zu können. Sie wurden verhaftet. Bonaparte hatte die ganze Staatsgewalt in seinen Händen und machte von derselben Gebrauch, um sich den Weg zum Throne zu bahnen.

Hätte das Volk von Paris nur einige wenige Ueberreste seiner früheren Freiheitsbegeisterung bewahrt, so wäre es ihm nicht schwer geworden, die ehrgeizigen Absichten Bonaparte's im Keime zu ersticken. Der Rath der Fünfhundert war entschlossen, sich nicht gutwillig auflösen zu lassen. Bevor Napoleon Bonaparte mit seinen letzten Anordnungen fertig geworden war, hatte derselbe den Eid auf die Verfassung erneuert. Lucian Bonaparte, welcher mit seinem Bruder im Complotte stand und die Fünfhundert, deren Präsident er war, an denselben verrieth, hatte selbst schwören müssen. Die Erscheinung Napoleon's im Schooße des Rathes der Fünfhundert hatte nicht den gewünschten niederschmetternden Erfolg. Die Anhänger der Republik, welche in der Versammlung noch immer zahlreich waren, stürzten auf den General, dessen Pläne sie jetzt erst zu durchschauen anfingen, mit dem Rufe: „Nieder mit dem Dictator! Außer dem Gesetz der Tyrann!“ Ohne die Grenadiere, welche Bonaparte mit sich genommen hatte, wäre er schwerlich mit dem Leben davongekommen. Unter dem Schutze der mitgebrachten Bajonette entkam er.

Vor der Fronte seiner Soldaten konnte er aber, ohne Widerspruch erwarten zu müssen, seine gleißnerischen Worte sprechen und die an blinden Gehorsam gewöhnten, nur mit ihren Offizieren, nicht mit den Grundsätzen der Republik vertrauten Schergen der Gewalt für sich gewinnen.

Denselben Verrath, welchen Napoleon an den Truppen beging, indem er diese über den eigentlichen Zweck und die Bedeutung des Tages täuschte, verübte sein Bruder Lucian an dem Rathe der Fünfhundert.

Nachdem sich Napoleon Bonaparte zurückgezogen hatte, verlangten viele Stimmen, daß derselbe in die Acht erklärt werde, der Rath seine Permanenz aussprechen und den Kriegsbefehl an Bernadotte übertragen solle. Lucian Bonaparte, dessen Pflicht es war, diese Anträge zur Abstimmung zu bringen, legte seine Würde nieder und verließ den Saal unter dem Schutze von Soldaten, welche sein Bruder ihm zu Hülfe gesandt hatte. Nachdem Lucian im Augenblicke der Gefahr seinen Posten aufgegeben, um die Versammlung der Verwirrung preiszugeben, nahm der Verräther außerhalb des Saales wieder die Rolle eines Präsidenten an, regte die Truppen gegen den Rath der Fünfhundert auf,

indem er denselben zurief: „Der Rath der Fünfhundert ist aufgelöst, ich, deren Präsident, erkläre es Euch! Mörder sind in die Halle eingedrungen und haben der Mehrheit Gewalt angethan. Ich fordere Euch auf, zu deren Befreiung zu marschiren." Sodann schwor er, daß er und sein Bruder treue Vertheidiger der Freiheit sein würden. Die Geschichte weiß, wie er und sein Bruder diesen Eid hielten.

Ein Bataillon Grenadiere trieb darauf im Sturmschritte und mit gefällten Bajonetten die Fünfhundert auseinander. Hätte im Schooße derselben der Geist der constituirenden, der gesetzgebenden Versammlung, oder des National-Conventes gewohnt, so hätten sie ihre Sitze nicht verlassen, und lieber den Tod, als einen Ausweg durch die Fenster gefunden.

Der Rath der Alten, welcher bis dahin alle Maßregeln Bonaparte's gutgeheißen, allein nicht gedacht hatte, daß es zu solchen Gewaltmaßregeln kommen würde, bedauerte diese. Lucian Bonaparte beruhigte denselben. Der Rath der Alten hatte keine Wahl. Er mußte sich fügen. Er hatte sich, den Rath der Fünfhundert, die Directorial-Verfassung und die Republik dem Ehrgeize eines grausamen Soldaten preisgegeben. Er sollte nur zu bald die Folgen seiner Kurzsichtigkeit und Schwäche gewahr werden. Von dem Rathe der Fünfhundert war ein Rumpf von etlichen und fünfzig Mitgliedern übrig geblieben, welche im Complotte waren. Diese ertheilten dem Staatsstreiche ihre Genehmigung. Um Mitternacht trat der Rath der Alten dem Beschlusse der fünfzig, welche für fünfhundert ausgegeben wurden, bei. Bonaparte, Roger-Dücos und Sieyes wurden zu provisorischen Consuln ernannt und mit der vollziehenden Gewalt bekleidet. Die Räthe wurden bis zum 1. Ventose (20. Februar 1800) vertagt. An deren Stelle traten zwei Ausschüsse von fünfundzwanzig Mitgliedern, welche die von den drei Consuln für nothwendig erachteten Gesetze gutheißen sollten. Im Vereine mit ihnen sollten die Consuln eine neue Verfassung entwerfen.

Ich habe kein Wort der Verwünschung gegen den Mörder der Freiheit einer Nation. Denn die Knechtsseele versteht ein solches nicht und der freie Mensch findet es selbst. Allein den Ausdruck des tiefsten Bedauerns über das französische Volk kann ich nicht unterdrücken. Die Thatsache, daß dieselbe Nation, welche Napoleon's I. Joch anderthalb Jahrzehnte hindurch trug, dessen Neffen wieder auf den Thron hob, daß Frankreich, nachdem es die verderblichen Folgen des bonapartischen Despotismus so bitter empfunden hatte, ein Mitglied seiner Familie aus keinem andern Grunde, als wegen dieser Verwandtschaft, die Kaiser-Rolle noch einmal spielen ließ — ist sehr betrübend.

Freiheitsliebe und Ruhmbegierde haben abwechslungsweise die französische Nation in Bewegung gesetzt. Die Verirrungen der einen hatten diejenigen der anderen in ihrem Gefolge. Wir können dieses beklagen. Allein kein Volk, welches nicht einmal den ernstlichen Anfang machte, das auf ihm ruhende Joch abzuschütteln, keine Nation, welche ruhig und geduldig die ihr angelegten Ketten trug, hat das Recht, deßhalb einen Stein auf eine andere zu werfen. Frankreich hatte doch einige Jahre großartiger Freiheitsbegeisterung, diese fallen schwerer in die Waagschale der Geschichte, als Jahrzehnte langsamen Vorwärtskriechens.

§ 25. Das Consulat von 1799—1802.

Die Massen kennen die Geschichte nicht, weder diejenige der Vergangenheit noch der Gegenwart. Sie machen sich daher deren Lehren nicht zu nutze. Die Gebildeten sind gewöhnlich mit den Thatsachen der Vorzeit bekannt. Sie fassen dieselben aber häufig unter sehr irrigen Gesichtspunkten auf. Eine Geschichtschreibung, welche erhaben über den Par-

teien des Augenblicks oder gar über dem Zwiespalte der Nationen stünde, besitzt bis zu diesem Tage kein Volk der Erde. Die französische, wie diejenige aller übrigen Nationen, leidet an mannigfaltigen Vorurtheilen und Befangenheiten. Andere Völker sind in Betreff der hervorragendsten Charaktere und Ereignisse, welche um ein halbes Jahrhundert oder länger hinter ihnen liegen, doch einigermaßen einig, nicht so die französische. Während der Restauration und der Herrschaft Ludwig Philipp's hielten es manche Geschichtschreiber für eine gute Politik, ihre oppositionelle Stellung dadurch zu verkünden, daß sie die Triumphe Napoleon's hervorhoben, über die finsteren Seiten seiner Herrschaft aber leicht hinweggingen. Französische Geschichtschreiber, welche einen großen Namen besitzen, führten auf diese Weise selbst einen Theil der Gebildeten irre. Wäre der Charakter des ersten Napoleon in Frankreich klar erkannt und richtig gewürdigt worden, so hätte niemals ein dritter dessen Thron erneuern können.

Daß Napoleon Bonaparte der größte Feldherr seiner und vielleicht aller Zeiten war, daß er einen seltenen Scharfblick, rastlose Thatkraft und außerordentliche Beharrlichkeit besaß, daß er weder ein blutdürstiger, noch ein habgieriger Herrscher, weder ein Wollüstling noch ein Schlemmer war, wird der unbefangene Geschichtschreiber zugestehen müssen. Allein ihm fehlten alle edleren Gefühle und seine Herrschsucht und sein Ehrgeiz verblendeten ihn nicht selten über die Interessen, welche ihm am theuersten waren. Den Zwecken, nach welchen er strebte, opferte er mit kalter Berechnung jedes Recht, jede Rücksicht der Menschlichkeit, die klar erkannte Wahrheit und bisweilen sogar die Klugheit auf. Er war ein großer Menschenkenner, allein nur die französische und italienische Nation wußte er zu würdigen. Die deutsche, die englische und die russische blieb ihm ein Räthsel, und auch von den beiden Völkern, welchen er, der geborene Italiener, fast zu gleichen Theilen angehörte, kannte er nur die flache, die alltägliche, nicht die tiefere, die durch großartige äußere Anregungen hervorgerufene außerordentliche Seite des Charakters.

Da er für Freiheit keinen Sinn hatte, wußte er die Hebel nicht in Bewegung zu setzen, welche auf diesen wirken und die Klippen nicht zu vermeiden, zu welchen dessen Verletzung früher oder später den Herrscher mit unwiderstehlicher Gewalt treibt. Sein Auge, so scharf es war, reichte daher nicht in weite Ferne. Der unmittelbare Erfolg fesselte ihn. Auf diesen concentrirte er seine ganze Kraft. Sein Blick umfaßte die Mittel, welche ihm und welche seinen Gegnern zu Gebote standen. Als solche betrachtete er aber nicht die Völker, sondern nur deren Herrscher. Mit diesen glaubte er, jene zu besiegen.

Die Hebel, mit welchen Bonaparte wirkte, waren der Eigennutz, die Habgier, die Eitelkeit, die Herrschsucht und der Aberglauben der Nation. Er schaarte um sich alle diejenigen Männer, welche bereit waren, ihm zu dienen unter der Bedingung, daß er die oben genannten Neigungen zu ihren Gunsten förderte. Hohe Besoldungen, vortheilhafte Contracte, klingende Titel, Commandostäbe und Ordenszeichen waren die Lockspeisen, mit welchen er die Tausende fing, welche nach Civil- und Militärstellen lüstern waren. Wiederherstellung des alten römisch-katholischen Unsinns, der alten Pfaffenwirthschaft, die Mittel, wodurch er zugleich die Geistlichkeit und die verdummten Millionen für sich gewann. Systematisch verfolgte Napoleon jede Regung der Freiheit, jedes Gefühl für Recht im höhern Sinne des Wortes.

Die Ordnung, welche er in die Staatsverwaltung und in die Heere einführte, war keine andere, als diejenige des Despotismus, d. h. die Unterordnung aller Interessen unter das seinige, eine Ordnung, welche sich von derjenigen der Räuberbande nur durch den größern Maßstab, nicht durch die Beschaffenheit der Beweggründe unterscheidet.

Die Dummheit und die Rohheit der Massen, dann die Verderbtheit der höheren Schich-

ten der Gesellschaft bildeten den Boden, auf welchem Napoleon seinen Ruhmestempel, seine Casernen und Zwingburgen gründete.

Das Empörendste in der Verfahrungsweise Napoleon's war aber die Heuchelei, mit welcher er allen seinen freiheitsmörderischen Plänen den Anstrich der Ordnung und der Gesetzlichkeit zu geben suchte. Er war auf diesem Felde noch ein größerer Meister, als auf demjenigen der Schlacht. Die Consular-Verfassung bietet davon den schlagendsten Beweis.

Sobald er sich durch den Staatsstreich des Brumaire an die Spitze der Verwaltung geschwungen hatte, warf er sich zum Herrn seiner beiden Amtsgenossen auf, bemächtigte sich des Steuerruders und überließ dem Abbé Sieyes nur die Sorge für die künftige Verfassung des Staates, wobei er sich vorbehielt, aus dessen Entwurfe alles zu streichen, was seinen ehrgeizigen Plänen nicht entsprach.

Die Verfassung des Herrn Sieyes, welche dieser mit einer Pyramide verglich, war nichts anderes, als ein pyramidaler Unsinn, theils weil sie auf die bestehenden Verhältnisse, namentlich auf die Person Napoleon's, nicht die genügende Rücksicht nahm, theils weil sie keine Bürgschaft dafür gab, daß die großartigen Wahloperationen, welche sie enthielt: die communale, departementale und nationale Notabilität, den geringsten Vortheil gewähren möchten. Den Umständen nach kann das Volk ein Urtheil in Betreff der Fähigkeit eines Mannes zu irgend einem Amte haben, niemals aber in Betreff der Fähigkeit desselben einen Mann dazu erst zu erwählen, oder gar in Betreff der Fähigkeit zur Wahl eines Wählers. Jede indirecte Wahl ist ein Fehlgriff, eine doppelt indirecte ist ein doppelter. Wenn ein Volk nicht die Fähigkeit besitzt, einen Beamten zu wählen, so hat es noch viel weniger diejenige, einen Wähler zu küren. Nach einer dreifachen Wahl war aber noch immer kein Beamter, sondern nur eine Liste zu Stande gebracht, aus welcher die Gewalt sich ihre Werkzeuge aussuchte!

Wenn Sieyes eine Spur praktischer Staatsweisheit gehabt, so hätte seine Verfassung darauf berechnet sein müssen, dem höchsten Beamten der Republik, d. h. dem Generale Napoleon Bonaparte, Schranken zu setzen, welche ihn verhinderten, sich zum Selbstherrscher aller Franzosen aufzuwerfen. Denn darin bestand die größte Gefahr, welche damals Frankreich bedrohte. Daß Sieyes, welchen doch selbst Napoleon vom Steuer des Staates verdrängt hatte, nicht das gleiche Loos der gesammten Nation ersparte, beweist seine staatsmännische Unfähigkeit eben so vollkommen, als der Gedanke, Napoleon werde sich mit der Würde eines Großwählers begnügen.

Wie hätte auch ein Pfaffe im Bunde mit einem Söldner eine freie Verfassung zu Stande bringen können! Der Sieyes'sche Großwähler paßte eben so wenig zu Napoleon, als zu irgend einem andern Manne, welcher die Fähigkeit gehabt haben möchte, einen Staat zu regieren. Der Großwähler des Abbé Sieyes konnte nur Unordnung in die Staats-Verwaltung bringen. Denn so wenig ein Mensch im Stande ist, einen tüchtigen Wähler eines Amtscandidaten, ganz eben so wenig ist er es, den geeigneten Mann zu finden, welchem ein Anderer sein Vertrauen schenken, mit welchem ein Anderer arbeiten soll. Ein Großwähler ohne Ehrgeiz mußte nothwendig die Staatsmaschine verderben, ein Großwähler mit Ehrgeiz konnte sie nach Belieben zertrümmern oder auf indirectem Wege sich derselben vollständig bemeistern.

Die Redensart, womit Sieyes sein verfehltes Werk beschönigen wollte: „Das Vertrauen muß von unten, die Gewalt von oben kommen," war ein Unsinn, wie die ganze Verfassung, welche er darauf gründete. Denn wenn das Vertrauen des Volkes nichts weiter zu Stande bringen kann, als eine Liste, auf welcher bezugsweise, 500,000, 50,000

und 6000 Namen stehen, so hat dasselbe sehr wenig Werth; die Gewalt, welche von oben kommt, d. h. der Despotismus, giebt dann den Ausschlag und dem Volke bleibt nur die Statistenrolle übrig.

Die nahe Verwandtschaft zwischen dem Terrorismus der Jahre 1793 und 1794 und dem Despotismus Napoleon's erhellt nicht blos aus der Aehnlichkeit der Beweggründe und der Zustände beider Abschnitte der Geschichte, sondern auch aus der Thatsache, daß die Ueberbleibsel der thätigen Terroristen bereitwillig in den Dienst des Despoten Napoleon Bonaparte eintraten. Barrere, der Anakreon der Guillotine, ohne Zweifel das verworfenste unter den Mitgliedern des Wohlfahrts-Ausschusses, weil er sich nicht selbst täuschte, wie Robespierre und Saint-Just, war ein Mann nach dem Herzen Bonaparte's. Dieser würde ihn zu den höchsten Stellen empor gehoben haben, wenn nicht andere, ihm unentbehrliche Personen dagegen Verwahrung eingelegt hätten. Fouché, der Wütherich von Lyon, war Bonaparte's beliebtester Polizeiminister.

Terroristen, den Bourbonen untreu gewordene Royalisten und blinde Schergen der Gewalt waren die drei Bestandtheile, aus welchen Napoleon seine Oberofficiere, Minister und Gesandten recrutirte, seine ganze Beamtenwelt zusammen setzte.

Der Terrorismus der Jahre 1793 und 1794 unterschied sich von dem Despotismus Bonaparte's nicht dem Wesen, sondern nur dem Grade nach. Dieselbe Gewissenlosigkeit und Unmenschlichkeit, dasselbe Haschen nach dem Erfolge, dieselbe Gleichgültigkeit für Wohl und Freiheit fand sich da, wie dort. Der Unterschied bestand nur darin, daß der Terrorismus blind wüthete, der Bonapartismus schlau berechnete, daß der eine für die Freiheit, der andere für den Ruhm zu arbeiten vorgab, der eine fieberhaft heftig, der andere systematisch verfuhr. Der eine bereitete den andern vor, wie die Jugend das Greisenalter, wie der Paroxismus den darauf folgenden Marasmus.

Thiers, welcher jede Schändlichkeit entschuldigt oder sogar rechtfertigt, in sofern sie mit Erfolg gekrönt wurde oder mit großem Talente in Verbindung stand, nimmt natürlich auch den 18. Brumaire und Bonaparte in Schutz. Er behauptet, daß die Revolution, nachdem sie die alte Ordnung der Dinge in Frankreich besiegt hatte, dieselbe in Europa habe besiegen müssen. Zu diesem Behufe habe sie stark und fest, d. h. militärisch begründet werden müssen.

Thiers übersieht gänzlich, daß keine Begründung schwächer ist, als die militärische und daß nicht die französische Revolution, nicht die dieser großen Bewegung zu Grunde liegende Idee der Freiheit, sondern die alte französische Eroberungssucht, wie sie zur Zeit Franz I. und Ludwig's XIV. zu Tage getreten war, mit Napoleon Bonaparte wieder zur Herrschaft gelangte. Vor diesem hatten die Ideen der französischen Nation da und dort in Europa kräftigen Wiederhall gefunden. Selbst die Terroristen hatten nicht alle Sympathien der Völker für die französische Revolution erstickt. Napoleon Bonaparten war es vorbehalten, die letzten Keime derselben zu zerstören.

Thiers versteht allerdings unter der französischen Revolution etwas ganz anderes, als wir. Er erkennt in derselben keinen Principienkampf, keinen Krieg zwischen republikanischen und monarchischen, zwischen demokratischen und aristokratischen Bestrebungen, zwischen Vernunft und Aberglauben. Er hat keinen Sinn für die tiefer liegenden Beweggründe, er berücksichtigt nur die Erfolge. Was in aller Welt sollte denn die Revolution nach 1799 in Europa besiegen? Die Monarchie, welche Bonaparte in Frankreich wieder herstellte? Die Aristokratie und das Pfaffenthum, welche er zurück führte? Die Heere, mit welchen Napoleon Bonaparte nach 1799 Europa überschwemmte, brachten dahin nichts weiter, als Mord und Verwüstung, Jammer und Elend. Die Freiheit, welche Napoleon

in Frankreich systematisch vernichtete, konnte vor sechzig Jahren ganz eben so wenig, wie in unseren Tagen, den französischen Adlern folgen. Nicht die neue französische Revolution, sondern die uralte französische Eroberungssucht trat mit Europa in den Kampf, nachdem Bonaparte sich der Alleinherrschaft in Frankreich bemächtigt hatte. Falls statt seiner ein Bourbone die französischen Heere befehligt, hätte Europa ganz eben so wenig die Waffen gestreckt, als da sie Napoleon befehligte.

Wenn Thiers zur Beschönigung der bonapartischen Gewaltherrschaft ferner behauptet, Napoleon habe einen geheimnißvollen, ihm von dem Schicksale übertragenen Beruf erfüllt, stellt er sich ganz außerhalb des Gebietes der Geschichte und der Wissenschaft. Er kehrt zurück zu dem alten Gottesgnadenthum, zu Wundern und Aberglauben und verdient nur noch belächelt zu werden. Alles, was geschehen ist, mußte allerdings so kommen unter den gegebenen Voraussetzungen; das versteht sich von selbst. Dadurch wird aber die Kritik nicht ausgeschlossen. Da die französische Nation in ihren Begriffen und Gefühlen durch die Terroristen verwirrt, da die Staatsverwaltung durch dieselben in die furchtbarste Unordnung versetzt worden war, bedurfte sie eines Mannes, welcher wieder Ordnung in die Gemüther der Nation und in die Staatsverwaltung brachte. Napoleon Bonaparte bereitete aber der Verwirrung der Begriffe und der Gefühle der französischen Nation kein Ende, sondern nur der Unordnung im Schooße der Verwaltung. Wer alles von einer göttlichen Vorsehung ableiten will, kann auch die von Napoleon Bonaparte geschworenen Meineide, verübten Mordthaten, Räubereien und Gewaltthätigkeiten aller Art auf dieselbe Quelle zurückführen. Die Geschichte gewinnt dadurch nicht an Klarheit, die Wissenschaft nicht an Begründung, nur der Glaube an Ausdehnung. Daß Pfaffen sich bemühen, den Glauben in das Gebiet der Geschichte einzuführen, ist ganz erklärlich. Allein der Geschichtschreiber pfuscht denselben in's Handwerk, wenn er dieses gleichfalls zu thun sucht!

Thiers versteht unter der französischen Revolution nichts weiter, als den Sieg der Dynastie Bonaparte's über die Dynastie Bourbon, des neuen Adels über den alten Adel, die Vermählung einer Kaisertochter mit einem glücklichen Abenteurer, die Einführung des Code Napoleon in einigen Staaten Europa's. Eine flachere Auffassung der französischen Revolution ist kaum möglich. So lange Thiers noch eine der Quellen ist, aus welchen das französische Volk sein Urtheil über Napoleon Bonaparte und dessen Regierung schöpft, können wir nicht hoffen, daß es das auf ihm lastende Joch des Despotismus zertrümmern werde. Unter anderen Formen wird immer eine Herrschaft wiederkehren, welche auf Bayonetten ruht, sei es, daß diese zum Vortheil eines Bonaparte, Bourbon's, Orleans oder eines neuen Abenteurers morden.

Die Directorial-Regierung hatte den auf sie gesetzten Hoffnungen nicht entsprochen. Daraus folgte aber nicht, daß die Ursache ihrer Mängel und Mißgriffe in der Verfassung lag. Dieselbe läßt sich vielmehr weit bestimmter in den Personen nachweisen, welche durch die Staatsform an das Steuer der Regierung gebracht wurden. Hätten Larevellière Lepeaux und Rewbell statt des gewissenlosen Barras, des unbedeutenden Letourneur und des nur für den Krieg, nicht für die oberste Staatsverwaltung tauglichen Carnot, drei tüchtige Männer zu Amtsgenossen gehabt, so hätte Frankreich unter der Directorialverfassung blühen und gedeihen mögen. Doch von Jahr zu Jahr wurde das Directorium schwächer. Mit Barthélemy und Roger-Ducos, mit Moulins und Gohier gingen demselben keine neuen Kräfte von Erheblichkeit zu. Sieyes wurde zum Verräther an seinen Amtsgenossen. Die gewaltsame Ausstoßung Carnot's und Barthélemy's verbesserte die Zusammensetzung des Directoriums nicht wesentlich, indem Merlin von Douai und François von Neufchateau so wenig, als Treilhard, der schwierigen Stellung, zu welchen

sie empor gehoben wurden, gewachsen waren. Aus Mangel an Umsicht und Kraft schritten die Directoren wiederholt zu Gewaltmaßregeln. Sie ließen nicht guillotiniren, wohl aber deportiren. Sie gaben das System der Requisitionen auf, sie befahlen nicht bei Todesstrafe die Annahme der Assignaten, allein sie bezahlten nicht und folgeweise litten die Heere wenn sie sich nicht selbst bezahlt machten, die Beamten, wenn sie nicht stahlen, Noth und die ganze Staatsmaschine gerieth in Stocken. Im Laufe von vier Jahren brachte es das Directorium nicht einmal dahin, daß die Steuerlisten vollständig entworfen wurden. Die Abgaben konnten daher nur theilweise erhoben werden. Die Unordnung mußte nothwendig immer zunehmen. Die Assignaten fielen so tief, daß im März 1796 siebentausendzweihundert Franks derselben auf einen Louisd'or, d. h. auf zwanzig Franken Gold gingen. Sie wurden dann zu ein dreizehntel Procent in s. g. Mandate umgewechselt; allein auch diese verloren bald schon allen Werth. Seit langer Zeit hatte thatsächlich der Nationalbankerott bestanden. Das Directorium, welches nicht den Muth besaß, dieses offen anzuerkennen, machte das Uebel nur größer. Fünfundvierzigtausend und fünfhundert Millionen Assignaten waren im Jahre 1796 ausgegeben worden. Sechsunddreißigtausend Millionen waren noch im Umlaufe, als sie in Mandate umgewechselt wurden. Ein derartiger gezwungener Umtausch war nichts anderes, als eine Bankerotterklärung, um so mehr, als selbst der herabgesetzte Werth nicht baar, sondern wieder in Papier ausbezahlt wurde, welches, gleich den früheren Assignaten, bald werthlos wurde. Die finanzielle Verwirrung war unter dem Directorium sehr groß, sie war aber in den ersten Zeiten desselben weit schlimmer gewesen, als später. Der schwierige Uebergang vom Papiergelde zur Münze, vom Bankerotte zur Wiederaufnahme der Zahlungen war gemacht. Der Staat hatte seine Schulden abgeschüttelt. Es kam nur darauf an, die Hülfsquellen der Nation zu benützen, um wieder in geordnete Finanzverhältnisse einzutreten. Dieses konnte bei gutem Willen ohne Revolution und ohne Aufopferung der Freiheit geschehen. Wären die Heere regelmäßig bezahlt worden, so hätte es an Soldaten und Siegen nicht gefehlt. Das Gebiet Frankreich's war noch von keinem Feinde betreten worden. Die Lage Frankreich's war daher durchaus keine so hoffnungslose, als die Anhänger Bonaparte's und die Gegner jeder Freiheitsbewegung behaupten.

Hätte Napoleon mit seinen Talenten Liebe zur Freiheit verbunden, so hätte er auch unter der Directorialverfassung die innere Verwaltung Frankreich's ordnen und dessen Grenzen gegen jeden Angriff von außen sicher stellen können. Allein das Schicksal Frankreich's war ihm Nebensache. Sein Vaterland hatte für ihn nur in sofern Wichtigkeit, als es ihm den Boden zu seinem Throne, die Soldaten für seine Schlachten und die Herolde seiner Siege lieferte.

Der Beschluß, durch welchen das provisorische Consulat geschaffen und die Directorialregierung gestürzt worden war, hatte den neu erwählten Machthabern die ganze Fülle der Directorialgewalt überwiesen und ihnen insbesondere den Auftrag ertheilt, die Ordnung in allen Theilen der Verwaltung, die innere Ruhe wieder herzustellen und Frankreich einen ehrenvollen und sichern Frieden zu verschaffen. Unter den drei Consuln war keine Verschiedenheit der Rechte und Gewalten eingeführt worden. Drei Personen können sehr wohl ohne Präsidenten mit einander verhandeln. Napoleon Bonaparte bemächtigte sich sofort des Präsidentenstuhles, welchen Roger-Ducos ihm angeboten hatte und warf sich auf diese Weise sofort zum Ersten, wenn nicht zum Herrscher unter den dreien auf. Cambacérès blieb Justizminister, Fouché Polizeiminister. Nach einem kurzen Zwischenraume, während dessen Reinhard vorgeschoben worden war, erhielt Talleyrand das Ministerium des Auswärtigen, Berthier das Kriegsministerium, Forfait die Marine, Gaudin die Finanzen

und Maret das Staatssecretariat. Unter diesen Ministern fand sich auch nicht ein Mann von Grundsätzen. Alle waren bereitwillige Werkzeuge der Gewalt, welche sich entweder, wie Berthier, Cambacérès, Forfait und Gaudin, niemals einen Widerspruch erlaubten, oder, wie Talleyrand und Fouché doch nur in sofern, als ihr eigener Vortheil es heischte.

Die erste Sorge widmeten die Consuln, oder vielmehr Napoleon Bonaparte, welcher allein regierte, während die beiden anderen nur zustimmten, den Finanzen. Die Banquiers von Paris machten der Regierung einen Vorschuß von zwölf Millionen. Man schritt sofort zur Ernennung von Agenten der directen Steuern, welche in kurzer Zeit die noch immer fehlenden oder doch unvollständigen Steuerrollen anfertigten und für die Flüssigmachung der Abgaben Sorge trugen. Die beiden verhaßtesten Gesetze der Directorial-Regierung, betreffend die gezwungene Anleihe und die Geißeln wurden zurückgenommen, was einen sehr guten Eindruck machte. Die verhafteten Priester wurden in Freiheit gesetzt und damit der erste Schritt zur Wiedereinführung der römisch-katholischen Religion gethan. Gleiche Gunst wurde mehreren Emigranten zu Theil, welche an der französischen Küste gescheitert waren, als sie im Begriffe standen, die Fahne des Bürgerkriegs in der Vendée zu entfalten. Wir sind weit entfernt, die harten Gesetze, welche die Emigrirten mit dem Tode bedrohten, falls sie ihren Fuß auf französisches Gebiet setzen sollten, vertheidigen zu wollen. Leute, deren unzweideutige Absicht gewesen war, ihr Vaterland in einen neuen Bürgerkrieg zu stürzen, verdienten keine Schonung. Doch Napoleon Bonaparte wollte die Royalisten versöhnen, freilich nicht mit der Republik, nicht mit der Sache der Freiheit, wohl aber mit seiner Person und der von ihm beabsichtigten Monarchie. Die flachen Menschen, welche seine Pläne nicht durchschauten, mochten ihn deßhalb rühmen, daß dieses aber auch in unseren Tagen, da dieselben längst zu Tage gekommen sind, geschieht, beweist einen traurigen Mangel an Urtheilskraft, oder ein Uebermaß von Speichelleckerei.

Während Bonaparte die zu Kreuze gekrochenen Terroristen zu den höchsten Stellen im Staate beförderte, den Pfaffen und Royalisten seine Gunst zu erkennen gab, ließ er achtunddreißig Revolutionäre deportiren und achtzehn willkürlich gefangen setzen, darunter Mitglieder der beiden Räthe des gesetzgebenden Körpers und sogar den General Jourdan, welcher den Muth gehabt hatte, sich gegen den Staatsstreich vom 18. Brümaire auszusprechen. Zwar wurden dieselben nach einiger Zeit wieder in Freiheit gesetzt, allein sie blieben unter polizeilicher Aufsicht stehen und jeder freigesinnte Mann mußte erkennen, daß seine Person nicht minder, als diejenigen jener sechsundfünfzig, der Willkür der Regierung preisgegeben sei.

Alle diese Maßregeln gefielen den Monarchisten, welche damals noch keinen Unterschied zwischen den Häusern Bourbon und Bonaparte machten, so gut, daß sie glaubten, Napoleon steuere direct nach dem Hafen der „guten alten Zeit" zurück. Die Herren Hyde de Neuville und d'Andigné machten dem Generale Bonaparte ihre Aufwartung, welcher sie in der Personenfrage enttäuschte, in der Principienfrage aber vollständig beruhigte. Bonaparte brachte dadurch in die Reihen der Royalisten Zwiespalt. Er gewann für sich die Anhänger der Monarchie. Nur die persönlichen Anhänger des Hauses Bourbon sahen sich in ihren Hoffnungen betrogen; doch auch diese nur theilweise, weil ihnen der Uebergang von einer Dynastie zur anderen jedenfalls leichter schien, als von einer Staatsform zur anderen.

Nachdem sich Bonaparte thatsächlich in den Besitz der gesammten Staatsgewalt gesetzt hatte, war es für ihn nicht schwer, sich darin zu behaupten und sich denselben durch die Verfassung auf lange Zeit hinaus zu sichern. Sieyes wurde durch einen klug angewandten

Wechsel von Drohungen und Versprechungen leicht gewonnen. Die beiden Ausschüsse waren so zusammengesetzt worden, daß von ihnen kein Widerstand erwartet werden konnte. So entstand jene Verfassung, welche unter republikanischen Formen die Monarchie in Frankreich wiederherstellte.

Die Spitze der Verfassung bildete der erste Consul, welcher die sämmtlichen Mitglieder der Verwaltung des Staats, der Departemente und sogar der Gemeinden, alle Officiere der Land- und Seemacht, die Staatsräthe, Gesandten und alle Richter, mit alleiniger Ausnahme der Mitglieder des Cassationshofs, zu ernennen, und überhaupt die gesammte Regierungsgewalt, das Recht über Krieg und Frieden in Händen hatte, auf zehn Jahre gewählt wurde, und nach Ablauf dieser Zeit wieder erwählt werden konnte.

Dieser Consul, welchem kein gleichberechtigter zur Seite stand, hatte so wenig von einem republikanischen Beamten und so viel von einem Monarchen, daß das künstliche Räderwerk des Abbé Sieyes dem Bonaparte sehr erwünscht war, als ein Schleier, welcher wenigstens den blöden Augen der Massen die Monarchie etwas verdeckte. Eine andere, als diese Bedeutung hatte die ganze sogenannte Consular-Verfassung nicht.

Die beiden Consuln, welche neben dem ersten hergingen, hatten nur berathende, also keine Stimme. Der gesetzgebende Körper, welcher aus dreihundert Mitgliedern bestand, durfte nicht berathen, sondern nur abstimmen. Die Berathung sollte im Schooße des einhundert Mitglieder zählenden Tribunats vor sich gehen. Dieses durfte aber nur über diejenigen Vorlagen berathen, welche ihm vom Staatsrathe zugingen. Eine derartige Zerstückelung untrennbarer geistiger Arbeiten sieht einer Vernichtung derselben fast ganz gleich. Der gesetzgebende Körper und das Tribunat waren in Betreff des Staatsraths dasselbe, was die beiden berathenden Consuln in Betreff des ersten Consuls waren, nämlich Statisten, welche das Volk über die wirkliche Beschaffenheit der Scenerie täuschen sollten.

Der Staatsrath, welcher in Betreff der gesetzgebenden Gewalt ungefähr dieselbe Bedeutung hatte, wie der erste Consul in Betreff der vollziehenden, wurde von diesem ernannt und war folgeweise unbedingt von ihm abhängig. Das künstliche Räderwerk der neuen französischen Verfassung diente also nur dazu, die Gewalt, welche der erste Consul sowohl in Betreff der Gesetzgebung, als der Vollziehung besaß, zu verdecken.

Neben dem gesetzgebenden Körper, dem Tribunate und dem Staatsrathe bestand noch der sogenannte conservative Senat, dessen sechzig Mitglieder je fünfundzwanzigtausend Franken jährlichen Soldes bezogen. Dieser so gut bezahlte Körper hatte nichts weiter zu thun, als jedes Gesetz, oder jede Regierungshandlung, welche verfassungswidrig sein mochte, für nichtig zu erklären. Auch dieser Senat war nur eine Volkstäuschung. Wie hätte ein so wohl bezahlter Beamter, als ein Senator, es gewagt, die Regierung, welche ihm seinen hohen Gehalt reichte, und welche ihn entweder direct oder indirect ernannte, anzugreifen? Der Senat konnte daher keine andere Bedeutung haben, als darüber zu wachen, daß sich der gesetzgebende Körper und das Tribunat das Joch des Staatsraths ruhig gefallen ließen. Dieselbe Spiegelfechterei, welche die Verfassung in Betreff der Verrichtungen der verschiedenen mit der Gesetzgebung beschäftigten Körperschaften enthielt, bekundete sich auch in Betreff der Ernennung der Mitglieder derselben. Nur insofern hätte die Nation eine gewisse Bürgschaft für die volksthümliche Richtung der gesetzgebenden Gewalt gehabt, als deren Mitglieder von ihr ernannt worden wären. Auch in diesem Falle hätten nach der Verfassung die Erkorenen des Volkes nur wenig zu Gunsten der Freiheit thun können, da der gesetzgebende Körper nicht berathen und das Tribunat keine Gesetzesvorschläge machen durfte. Allein das Volk hatte bei der Ernennung der vier mit

der gesetzgebenden Gewalt in Verbindung stehenden Körperschaften durchaus keine Stimme. Der Senat wurde das erstemal in seiner Mehrheit von Sieyes, also einem Mitgliede der Regierung und unterwürfigen Diener Napoleon's ernannt, und vervollständigte sich dann selbst. Die einunddreißig von der Regierung ausersehenen Senatoren leisteten Bürgschaft dafür, daß die übrigen neunundzwanzig willige Knechte der Regierung sein würden. Der feile Senat erwählte dann die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, des Tribunats und des Cassationshofes. Nur durch ein Versehen konnte daher irgend ein freier Geist in den Schooß der Staatsbehörden eindringen. Zwar sollten alle diese Körperschaften nur durch Personen besetzt werden, welche auf der Liste nationaler Notabilität standen. Doch diese umfaßte fünftausend Namen. Sie befand sich in den Händen der Regierung. Wer konnte dieser nachweisen, daß irgend einer ihrer Günstlinge nicht auf derselben stand? Welcher Wahlkörper hätte es einer so despotisch organisirten Centralgewalt abgeschlagen, irgend einen Namen auf dieselbe zu setzen.

Die ganze Verfassung wurde nicht für die französische Nation, sondern für den General Bonaparte gemacht. Sie hatte keinen andern Zweck, als dessen Gewalt so umfassend und so dauernd als möglich zu machen und den Uebergang zu einer unumschränkten Monarchie zu erleichtern. Dem ersten Consul wurden zwei andere zur Seite gesetzt, welche bereit waren, für hundertundfünfzigtausend Franken jährlicher Einnahme die Republik abschlachten zu helfen. Zu diesem Schergendienste gaben sich Cambacérès und Lebrün her. Sieyes erhielt zum Lohne für den von ihm an der Nation begangenen Verrath außer der Stelle eines Senats-Präsidenten die Staatsdomaine Crosne und achtmalhunderttausend Franken aus der Directorial-Casse. Roger-Dücos wurde mit hundert und zwanzig tausend Franken abgefunden.

Cambacérès, früher ein heftiger Jacobiner, eignete sich trefflich zum Lakaien Bonaparte's, Lebrün, früher der Knecht Ludwig's XV., der Lobredner des schlimmsten Blutsaugers Frankreich's, des Finanzministers Düterray, stand demselben an Dienstbeflissenheit und Unterwürfigkeit ganz gleich.

Am 15. December 1799 (24. Frimaire des Jahres VIII.) wurde die neue Verfassung nebst dem neuen Herrn Frankreich's unter Glockengeläute und Trompetenschall der Nation kund gethan.

Alle diejenigen, welche schon ein Amt erhalten hatten, oder noch eines zu erhaschen hofften, priesen das Meisterwerk, welches aus den Berathungen des Pfaffen Sieyes und des Soldaten Bonaparte hervorgegangen war, mit vollen Backen. Die Stelle eines Tribun trug fünfzehntausend, diejenige eines Gesetzgebers zehntausend Franken jährlich ein. Ueberdieß standen dem ersten Consul alle Nationalgüter und die gesammte Staatseinnahme zur Verfügung. Während der Schreckenszeit waren fast alle hervorragenden Geister Frankreich's, welche Sinn für Freiheit und Recht gehabt hatten, abgeschlachtet worden. Die Schwätzer, welche sich nachher republikanischer Redensarten bedient hatten, so lange diese an der Mode waren, stimmten in den Ton ein, welchen Napoleon Bonaparte, der Spender so vieler einträglicher Stellen, angab. Der Vertrag zwischen dem Despoten und den willigen Knechten desselben wurde abgeschlossen, nachdem die ursprünglichen Gegner Bonaparte's, namentlich Sieyes, durch Bestechung oder Einschüchterung gewonnen worden waren. Die Nation kam dabei nur insofern in Betracht, als sie das zur Erhaltung der Macht des ersten Consuls erforderliche Blut und den dazu unentbehrlichen Schweiß zur Verfügung stellte.

Der erste Act des Spieles, welches Napoleon Bonaparte vor der französischen Nation und der gesammten Menschheit aufführte, war dem Comödianten über alle Erwartung

wohl gelungen; er hieß Consularverfassung; der zweite folgte von selbst nach und führte den Titel Kaiserkrönung. Der dritte umfaßte zugleich die Scheidung von Josephinen und die Hochzeit mit der Habsburgerin Maria Luise, der Großnichte Maria Antoinetten's. Auf diese drei Acte, voll von Glanz und Ruhm folgten zwei andere, von denen der eine auf der Insel Elba, der andere auf St. Helena aufgeführt wurde.

Die Gerechtigkeit, welche die Frommen erst in jenem Leben suchen, weil sie selbst nicht fest daran glauben, und in diesem sich gerne mit etwas Unrecht beladen wollen, vorausgesetzt, daß es etwas einbringt, finden wir schon auf der Erde. Keine geschichtliche Person macht die ewige Gerechtigkeit, oder die unvermeidliche Wechselbeziehung zwischen Ursache und Wirkung anschaulicher, als Napoleon Bonaparte. Anderthalb Jahrzehnte lang mochte dieser fluchwürdige Despot allen seinen Herrscherlaunen fröhnen. Doch die nothwendigen Folgen derselben blieben nicht aus, und Frankreich hatte dieselben, soweit seine Mitschuld reichte, mitzutragen.

Der erste Zweck, nach welchem Bonaparte strebte, bestand darin, die in der neuen Verfassung ruhende monarchische Gewalt zu verhüllen, der zweite, durch den Eigennutz alle käuflichen Seelen Frankreich's zu gewinnen, insofern sie versprachen, gute Lakaien zu werden. Seit zehn Jahren hatten die Vertreter der französischen Nation gedarbt. Jetzt sollte nicht blos ihrer Armuth ein Ende gemacht, sie sollten in die Classe der reichen Leute emporgehoben werden. Das Beispiel des Abbé Sieyes deutete an, was gefügige Diener zu hoffen, die achtunddreißig Deportirten und die achtzehn Verhafteten machten anschaulich, was wirkliche oder auch nur gefürchtete Gegner vom ersten Consul zu befürchten hätten. Sechzig Senatorstellen zu fünfundzwanzigtausend, hundert Tribunate zu fünfzehntausend und dreihundert Gesetzgeber zu zehntausend Franken jährlich, bildeten schon eine ansehnliche Clientel. Hierzu kamen noch die Staatsräthe, mit fünfundzwanzigtausend und die Staatsraths-Präsidenten zu fünfunddreißigtausend Franken jährlich, die Mitglieder des Cassationshofes, die Präfecten und Unterpräfecten, die Generale und Obersten und die zahllose Horde untergeordneter Diener, welche für den Fall des Wohlverhaltens, eine lebenslängliche Versorgung durch den ersten Consul oder dessen unterwürfige Diener erhielten. Der Zudrang der Bewerber bewies, wie hoch die Zahl der käuflichen Seelen gestiegen war, wie sehr diejenige der selbstständigen Männer von Grundsätzen abgenommen hatte.

Am 25. December 1799 (4. Nivose des Jahres VIII.) organisirte sich der Senat, welcher rasch hintereinander die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers und des Tribunats ernannte. Schlag auf Schlag folgten dann die Maßregeln, welche den Uebergang zur unverhüllten Monarchie vorbereiteten: die Zulassung der Verwandten der Emigrirten zu öffentlichen Aemtern, die Zurückberufung der nach dem 18. Fructidor deportirten Royalisten, die Zurückgabe der Kirchen an die katholische Geistlichkeit, die Entbindung der letzteren von der ihr anstößigen Eidesleistung, ein feierliches Leichenbegängniß zu Ehren des vor sechs Monaten in der Stadt Valence verstorbenen Papstes Pius VI., Abschaffung der Feier des 21. Januar, Einführung von Ehrenwaffen, welche im Keime schon die spätere Ehrenlegion in sich schloß u. s. w.

Bezahlte Lobhudler erfüllten die Welt mit pomphaften Anpreisungen der hohen Weisheit des ersten Consuls. Die Zeitungen, welche in diesen Ton nicht einstimmen wollten, wurden unterdrückt, freisinnige Schriftsteller verfolgt und mißhandelt. Die Preßfreiheit, welche unter dem Directorium wenigstens ab und zu bestanden hatte, wurde vollständig vernichtet.

In erster Reihe bediente sich Napoleon Bonaparte der Bestechung, in zweiter der Bestrafung vermittelst der von ihm unbedingt abhängigen Richter und Verwaltungs-

beamten. Wenn diese letzteren aber nicht so rasch, als es Bonaparte wollte, zu Werke gingen, so hatte derselbe stets Kriegsgerichte oder ohne alle Zwischenbehörden unmittelbare ministerielle oder militärische Befehle in Bereitschaft. Die fünfundzwanzig Militär-Divisionen, in welche Bonaparte Frankreich eintheilte, waren bereit, jeden Befehl ihres obersten Anführers zu vollziehen, ob derselbe der bürgerlichen Verfassung des Reiches entsprach, oder nicht.

Alle Maßregeln Bonaparte's waren darauf berechnet, das Volk zu täuschen und in Ketten zu schlagen.

Um sich den Schein der Friedensliebe zu geben, erließ der erste Consul Schreiben an den König von England und an den Kaiser von Deutschland, welche den von Bonaparte gewünschten Zweck vollkommen erreichten, d. h. die französische Nation glauben machten, er wolle den Frieden, während ihm doch alles darauf ankam, sich neue blutige Lorbeeren zu erwerben.

Während Napoleon Bonaparte seine Kriegsrüstungen auf's Eifrigste betrieb, knüpfte er freundschaftliche Verhandlungen mit dem Hofe von Berlin an. Es gelang ihm, diesen über seine Absichten gänzlich zu täuschen. Seit dem Jahre 1795 hatte sich die Lage Europa's wesentlich verändert. Die Eroberungsgelüste Frankreich's waren von Jahr zu Jahr klarer und bestimmter zu Tage getreten. Es handelte sich jetzt nicht mehr um den Gegensatz zwischen Republik und Monarchie. Diese letztere hatte, wie in unseren Tagen, ihren kräftigsten Vertreter in dem Beherrscher Frankreich's. Die Gränze Deutschland's, das linke Rheinufer stand auf dem Spiele. Eine entschiedene Zusammenwirkung Preußen's mit Oesterreich und den übrigen verbündeten Mächten konnte dieses vielleicht retten. Jedenfalls war es die Pflicht aller Deutschen, das Schwert nicht in der Scheide zu lassen, im Augenblicke, da das Gebiet Deutschland's so furchtbar bedroht war. Zu Gunsten der Monarchie hatte Preußen im Jahre 1792 den Krieg gegen Frankreich unbedachtsamerweise begonnen. Jetzt, da es galt, von dem gemeinsamen Vaterlande die Gefahr abzuwenden, mit welcher es bedroht war, pflog das Berliner Cabinet die freundschaftlichsten Verhandlungen mit dem ländersüchtigen Feinde Deutschland's. Es gab diesem selbst Winke, welche dazu dienten, seine Wehrkraft zu vermehren. Es deutete an, daß England eine Landung in der Vendée beabsichtige und rieth dem obersten Consul, vor allen Dingen für die Beruhigung dieses Landestheiles Sorge zu tragen.

Die Zugeständnisse, welche Bonaparte dem Pfaffenthum und der Emigration gemacht hatte, waren Vorarbeiten in dieser Richtung gewesen, welche sich mit den monarchischen Bestrebungen Napoleon's sehr wohl vertrugen, obgleich sie mit den Grundsätzen der französischen Revolution nicht vereinbar waren. Am 18. Januar 1800 schloß der erste Consul zu Montfaucon Frieden mit den Häuptern des linken Ufers der Loire. Wenige Tage darauf (24. und 27. Januar) unterwarfen sich die Häuptlinge des nördlichen Loire-Ufers, namentlich Herr von Bourmont und Georg Cadoudal.

Nach allen diesen Vorbereitungen begann Napoleon Bonaparte seinen Feldzug vom Jahre 1800. Mit einem neuen Heere von sechzigtausend Mann, von dessen Dasein der Feind nichts wußte, oder an welches er wenigstens nicht glaubte, ging er (15. bis 21. Mai 1800) über den großen Bernhard. Andere Heeresabtheilungen zogen über den kleinen Bernhard, über den Simplon und über den Gotthard nach Italien. Die Franzosen überraschten die Oesterreicher, schnitten alle Verbindungen derselben ab und brachten alle Pläne derselben in Verwirrung. Zwar mußte Massena die einzige Stadt, welche Frankreich in Italien noch besaß, Genua, (4. Juni) an die Oesterreicher übergeben, mittlerweile hatte aber Bonaparte Mailand genommen. Am Tage der Uebergabe Genua's stellte er die cis-

alpinische Republik wieder her. Am 9. Juni erlitten die Oesterreicher bei Montebello eine empfindliche und wenige Tage darauf (14. Juni) bei Marengo eine vollständige Niederlage. Lange hatte an diesem Tage die Schlacht hin und her geschwankt. Die Oesterreicher glaubten schon, des Sieges gewiß zu sein. Mehrere französische Divisionen hatten sich in wilder Flucht aufgelöst. Im entscheidenden Augenblicke führte General Desaix den Franzosen zwei frische Divisionen zu, warf den linken Flügel der Oesterreicher nieder und gab dadurch den Ausschlag nach einem dreizehnstündigen Kampfe. Der Sieger, Desaix, blieb auf dem Schlachtfelde. Napoleon Bonaparte schrieb sich den Triumph zu und trat die Erbschaft des Ruhmes des gefallenen Feldherrn an, ohne daß Jemand wagen konnte, sie ihm streitig zu machen. Die Oesterreicher baten um Waffenstillstand und erkauften denselben (16. Juni) mit schweren Opfern. Sie mußten sich bis hinter den Mincio zurückziehen und alle im Westen des Flusses Chiesa und im Süden des Po gelegenen Provinzen und Festen den Franzosen überlassen. Nur die Städte Ferrara, Ancona und das Gebiet von Toscana blieben in ihrem Besitze. Mit einem Schlage gewannen die Franzosen wieder, was die verbündeten Heere im Laufe eines ganzen Jahres durch Ströme von Blut erkauft hatten.

In Deutschland waren mittlerweile die Franzosen gleichfalls auf allen Punkten siegreich vorgedrungen. Am 25. April ging Moreau auf sechs Punkten über den Rhein, trieb das ihm gegenüber stehende Heer der Oesterreicher, Baiern, Würtemberger und Mainzer bei Engen und Stockach (3. Mai) und Möskirch (5. Mai) zurück, schlug die Deutschen bei Biberach (9. Mai) und bei Memmingen (10. Mai), ein zweites Mal bei Biberach (5. Juni), bei Neuburg (27. Juni) und drang bis München vor. Nach einem Waffenstillstande, welchen Moreau den Oesterreichern unter harten Bedingungen bewilligte und unter noch härteren später verlängerte, entbrannte der Kampf auf's Neue. Die Schlacht von Hohenlinden (3. December 1800) war für Deutschland, was Marengo für Italien gewesen. Dreimalhunderttausend Krieger rückten gegen Wien vor, welchen Franz II. keine entsprechende Heeresmacht entgegenstellen konnte. Auch in Italien hatten sich die Franzosen nach allen Seiten hin ausgebreitet, Toscana eingenommen, alles Land bis zur Etsch besetzt, trotz des Winters den Feldzug fortgeführt und Treviso erreicht (11. Januar 1801). Die Oesterreicher baten um Waffenstillstand, welcher für Deutschland (25. December 1800) und für Italien (16. Januar 1801) abgeschlossen wurde. Eine Verlängerung desselben für Italien mußten die Oesterreicher (26. Januar) durch die Uebergabe Mantua's erkaufen.

Der Frieden, welcher für Deutschland und Italien zur dringenden Nothwendigkeit geworden, war bisher hauptsächlich an dem Widerstreben England's gescheitert. Nach den furchtbaren Schlägen, welche Oesterreich erlitten hatte, erlaubte endlich Pitt dem Wiener Cabinette, einen Separatfrieden zu schließen. Dieser wurde (9. Februar 1801) zu Lüneville unterzeichnet. Die Bedingungen desselben kamen im Wesentlichen mit jenen von Campo-Formio überein. Die von der Reichsdeputation von Rastatt gemachten Zugeständnisse wurden bekräftigt. Die venetianischen Provinzen erhielt Oesterreich nur bis zur Etsch. Die zwischen diesem Flusse und dem Po gelegenen Landstriche, Verona und Porto-legnago, fielen an die cisalpinische Republik. Toscana ward dem Herzog von Parma überwiesen. Unser armes deutsches Vaterland verlor das ganze linke Rheinufer. Es war für die Nation ein schlechter Trost, daß die Erbfürsten, welche dadurch in Schaden kamen, auf der rechten Rheinseite entschädigt wurden. Der Reichstag in Regensburg bestätigte den Frieden (9. März). Da die auf demselben vertretenen Fürsten für ihre Verluste entschädigt wurden, bekümmerten sie sich wenig um diejenigen der Nation. Wenn in

unseren Tagen das deutsche Volk nicht wachsamer und entschlossener ist, als damals, so könnte wohl ein zweiter Frieden von Lüneville zu seiner Schmach abgeschlossen werden. Die Fürsten unserer Zeit sind nicht besser, als ihre Väter und Großväter. Die nächsten Monate werden darüber entscheiden, ob auch die Nation durch Schaden nicht klug geworden ist.

Nachdem der Friede mit Oesterreich und dem deutschen Reiche abgeschlossen war, konnten die kleineren Mächte Europa's den Krieg nicht mehr fortsetzen. Rußland war des Kampfes längst schon müde. England führte aber denselben noch ein ganzes Jahr. Mit Neapel wurde (28. März 1801) zu Florenz Frieden geschlossen. Es trat die Insel Elba, die s. g. Besatzungsstätte (Stato degli Presidii) und das Fürstenthum Piombino ab und versprach, seine Häfen den englischen und türkischen Schiffen zu verschließen.

Mit Portugal unterzeichnete zuerst das mit Frankreich verbündete Spanien (6. Juni 1801) zu Badajoz und dann (29. September) Frankreich Frieden. Das Cabinet von Lissabon mußte an Spanien Olivenza, an Frankreich einen an Guyama stoßenden Landstrich abtreten und versprechen, seine Häfen den Engländern zu versperren.

Nach der Ermordung Kaiser Paul's war es nicht schwer, sich mit Rußland zu verständigen. Alexander I. schloß (4. October 1801) mit Spanien und (6. October) mit Frankreich zu Paris Frieden. Alle Verhältnisse wurden wieder hergestellt, wie sie vor dem Ausbruche des Krieges bestanden hatten. In einem geheimen Vertrage versprach Frankreich, dem Könige von Sardinien, dem Verbündeten Rußland's, eine angemessene Entschädigung und die Räumung von Neapel. Die Schlichtung der noch immer verworrenen Angelegenheiten Deutschland's und Italien's sollte im innigsten Einverständnisse mit Rußland geschehen. Endlich erkannte Frankreich die Republik der sieben jonischen Inseln, welche die beiden Alleinherrscher des Ostens: der Sultan und der Czaar (21. März 1800) proklamirt hatten, an.

Es blieben nur noch die Kriege mit der Türkei und England übrig. Am 5. September 1800 hatten die Franzosen nach einer zweijährigen Blokade Malta den Engländern übergeben müssen. In Egypten hatten sie sich, so lange Kleber an ihrer Spitze stand, mit Kraft behauptet. Kleber hatte die Türken, als diese bei Damiette zu landen versuchten (18. November 1799), zurück geworfen. Als jedoch der Großvezier von Syrien aus heranzog und El Arisch erobert hatte, schloß Kleber mit ihm eine Uebereinkunft ab, der zufolge den Franzosen freie Rückkehr in ihre Heimath nebst ihrem gesammten Eigenthum und dreihundert Beutel zu ihrem Unterhalte zugesichert wurden (24. Januar 1800). Nicht die Furcht vor den türkischen Waffen, sondern die Ueberzeugung, daß Egypten auf die Dauer doch nicht zu behaupten sei, hatte den tapferen General zum Abschlusse dieses Vertrages bestimmt. Die Pest hatte überdies damals gewüthet und die schon so sehr gelichteten Reihen des französischen Heeres bedroht. Die englische Regierung verlangte, die Franzosen sollten sich als Kriegsgefangene ergeben. Dessen weigerte sich Kleber. Der Vertrag wurde nicht genehmigt. Der Kampf entbrannte von Neuem. Kleber schlug die Türken bei Heliopolis (20. März 1800), eroberte Cairo, welches verloren gegangen war und wurde dadurch von Neuem Herr von ganz Egypten. Als aber Kleber durch die Hand eines fanatischen Meuchelmörders gefallen war (14. Juni 1800), nahmen die Angelegenheiten eine andere Wendung. Der General Menou, welchem nach Kleber's Tode der Oberbefehl zugefallen war, besaß weder die Achtung, noch das Vertrauen des Heeres. Er hatte sich dadurch lächerlich gemacht, daß er zum Islam übergegangen war. Die dieser Religion günstigen Proclamationen Bonaparte's hatten den General irre geführt. Unter einem solchen Führer konnten die entmuthigten Trümmer des französischen Heeres nicht siegen.

Sie erlitten zwei empfindliche Niederlagen bei Canopus (21. März 1801) und bei Ramanieh (10. Mai 1801). Die Engländer hatten jedoch den Tod ihres bei Canopus gefallenen Oberfeldherrn Abercrombie zu beklagen. Die Verstärkung, welche der Admiral Gantheaume nach Egypten führen sollte, konnte sich durch die englische Flotte nicht Bahn brechen. Am 27. Juni 1801 schloß General Belliard zu Cairo, am 30. August Menou zu Alexandrien eine Capitulation ab, welche den Franzosen freie Rückkehr in ihre Heimath auf englischen Schiffen zusicherte. Auf die dreihundert Beutel, welche früher ihnen versprochen worden waren, mußten sie jedoch verzichten. Nach der Räumung Egyptens bestand zwischen Frankreich und der Türkei kein Grund zum Streite mehr. Die früheren Verhältnisse traten in Folge des Präliminarfriedens vom 9. October 1801, welcher am 25. Juni 1802 in einen definitiven verwandelt wurde, wieder in's Leben ein. Auch mit Algier schloß Frankreich (17. December 1801) Frieden.

Doch mit England dauerte der Krieg noch immer fort. Derselbe erhielt durch die bewaffnete nordische Neutralität sogar noch neue Verwickelungen. Im Bewußtsein ihrer Uebermacht zur See erlaubten sich die Britten die verletzendsten Uebergriffe gegen alle seefahrenden Nationen. Sie untersuchten sogar die unter Bedeckung segelnden Schiffe der Neutralen und richteten deren Handel durch eine übertriebene Ausdehnung der Begriffe von Seeblokade und Contrebande zu Grunde. Als sich Dänemark und Schweden über diese und andere Verletzungen ihrer Flaggen beschwerten, schickte das englische Cabinet eine Flotte vor Kopenhagen, welche den König von Dänemark zwang (29. August 1800), die englischen Anmaßungen anzuerkennen. Dänemark mußte versprechen, seinen Schiffen keine Bedeckung mehr zu geben. Die Erledigung der theoretischen Frage, ob Schiffe unter Deckung visitirt werden dürften, wurde späteren Zeiten vorbehalten. Praktisch war sie gegen Dänemark entschieden.

Rußland, welches sich nicht unter den englischen Dreizack beugen wollte, brachte zum zweiten Male eine bewaffnete Neutralität des Nordens zu Stande. Schweden, Preußen und Dänemark traten derselben bei. Letzteres mußte schwer dafür büßen, indem eine englische Flotte (29. März 1801) vor Kopenhagen erschien, die Stadt beschoß und das dortige Cabinet zur Nachgiebigkeit zwang. Wenige Tage zuvor war Kaiser Paul ermordet worden (in der Nacht vom 23. zum 24. März 1801). Die bewaffnete Neutralität fiel in sich selbst zusammen. Sie mochte jedoch die Engländer daran erinnern, daß diese jetzt ganz allein im Kampfe mit Frankreich ständen und daß sich bei Fortsetzung des Kampfes leicht eine Coalition gegen sie bilden könnte. Am 1. Oct. 1801 wurden in London die vorläufigen Artikel des Friedens unterzeichnet. Endlich (27. März 1802) kam zu Amiens der definitive Friede zwischen England, Frankreich und den Verbündeten des letztern, Spanien und der batavischen Republik, zu Stande.

Spanien trat die Insel Trinidad, Holland die Insel Ceylon an England ab. Das Vorgebirge der guten Hoffnung wurde den Schiffen aller contrahirenden Mächte gleichmäßig eröffnet. Malta sollte dem Johanniterorden zurückgegeben und unter die Gewährleistung Frankreichs, Englands, Oesterreichs, Spaniens und Rußlands gestellt werden. Auch alle übrigen Eroberungen, welche England im Laufe des Krieges gemacht hatte, versprach es, herauszugeben.

Die Inseln Trinidad und Ceylon waren eine schlechte Entschädigung für die im Laufe eines fast zehnjährigen Krieges erlittenen Verluste und bezahlten Hülfsgelder. Frankreich war, hauptsächlich in Folge der von England genährten Kriegsflamme von der Bahn innerer Entwickelungen auf den blutigen Pfad des Kampfes mit dem Auslande gedrängt worden. Es hatte seine freie Verfassung verloren und statt der vielköpfigen Regierung früherer

Zeiten einen einzelnen Herrscher erlangt, welcher aber fast eben so sehr in der Richtung des Absolutismus, als die Republik des Jahres 1793 in der entgegengesetzten von dem Muster Englands abwich.

Die Menschheit hatte den furchtbaren Krieg zwischen England und Frankreich nur zu beklagen. Er brachte keinem Lande und keiner Nation Gewinn, vielmehr schlug er den beiden zunächst betheiligten Völkern Wunden, welche am heutigen Tage noch nicht vernarbt sind. Der Frieden war beiden Nationen gleich nothwendig. Nur zu bald sollte er schon wieder gebrochen werden!

§ 26. Das Consulat von 1802 bis 1804.

Napoleon Bonaparte war im Besitz der gesammten Staatsgewalt Frankreichs. Allein dieses genügte seiner Herrschsucht und seinem Ehrgeize nicht. Er wollte dieselbe nicht blos für sich, sondern auch für seine gegenwärtige und zukünftige Familie. Die Staatsgewalt mit einer halben Million Franken Jahrgehalt befriedigte ihn nicht. Ein so geringes Einkommen reichte für seine eigenen Bedürfnisse nicht hin und noch viel weniger für diejenigen seiner verschwenderischen Gattin Josephine und deren Tochter Hortense, seiner Brüder und übrigen zahlreichen Verwandten und Günstlinge. Bonaparte war daher entschlossen, weiter um sich zu greifen, wie nach Außen hin, so auch im Innern Frankreichs, und die Frage war nur, in welcher Weise dieses mit der geringsten Gefahr geschehen könne.

Den Republikanern schien die Consularverfassung schon viel zu monarchisch. Auf deren Feindschaft mußte Bonaparte rechnen. Es kam darauf an, diese Gegner zu vernichten. Die alten Royalisten konnten, theilweise wenigstens, gewonnen werden, insofern man ihnen Zugeständnisse machte. Die unbeugsamen Anhänger des Hauses Bourbon mußten dagegen, wenn auch mit etwas mehr Schonung, als die Republikaner, zermalmt werden. Mit den Plänen Bonaparte's vertrug sich natürlich keine Art der Freiheit. Diese mußte folgeweise, wie der Ueberrest der Republikaner, gleichfalls vernichtet werden. Handel, Fabriken, Straßen, Kirchen und Schulen, in sofern sie dem Herrscher die Mittel zur Ausübung seiner Gewalt lieferten oder die Werkzeuge dazu groß zogen, fanden die Gunst des ersten Consul's, allein auch nur so weit sie dem genannten Zwecke dienten. In sofern sie selbständig auftraten, eigene Zwecke verfolgen wollten, paßten dieselben nicht zu seinem Systeme und wurden sie daher gleichfalls zermalmt.

Der Widerwillen Bonaparte's gegen jede Art von Opposition war so groß, daß er nicht einmal dasjenige leere Geschwätz duldete, welches in den Sälen der Frau von Staël oder der Frau Recamier geführt wurde, welches doch nur die müßigen, der Geselligkeit gewidmeten Stunden ausfüllen sollte und keine praktisch politische Bedeutung hatte.

Die Aufgabe eines hochherzigen Staatsoberhaupts wäre gewesen, die vorhandenen Einrichtungen zu benutzen, um mit deren Hülfe die französische Nation auf einen höhern Standpunkt sittlicher Kraft und intellectueller Bildung emporzuheben, sie für Bestrebungen empfänglich zu machen, welche diese Seiten des geistigen Lebens der Nation berühren. Allein dazu besaß Bonaparte weder Neigung, noch Fähigkeit. Er hatte nur die Naturanlagen eines Despoten, nicht diejenigen eines Republikaners. Er konnte daher Frankreich auf der Bahn der Entwickelung nicht vorwärts führen, das während der Revolution emporgeschossene Unkraut nur sehr theilweise ausjäten, die schönen Pflanzungen desselben nicht hegen. Sein Trachten war umgekehrt, alle freiheitlichen Errungenschaften des vergangenen Jahrzehnts so gut als möglich zu entfernen, und mit den unzerstörbaren Theilen derselben den von ihm neugegründeten Despotismus zu vereinigen. Wie er den Sieg von

Marengo, welchen Desaix errungen, sich zugeschrieben hatte, so maß er sich auch alle Früchte der Revolution, welche nach und nach zu wachsen begannen, bei. Nicht Bonaparte, sondern die Revolution hatte die Macht des Adels und des Pfaffenthums gebrochen, die auf dem Volke lastende Staatsschuld abgeschüttelt, das Land von den darauf haftenden Zehnten, Gülten und Frohnden, von Fideicommissen und der todten Hand befreit. Nicht Bonaparte, sondern die Revolution hatte das Volk durch Niederwerfung von tausenderlei Schranken zu einem großen Ganzen, die Verwaltung des Staats zu einer Einheit, den Grund und Boden allgemein zugänglich gemacht. Nicht Bonaparte, sondern die Revolution hatte Freiheit der Gewerbe, des Handels und der Betriebsamkeit jeder Art eingeführt. Nicht Bonaparte, sondern die Revolution hatte den kriegerischen Geist der Nation geweckt und diese auf die Bahn des Sieges geführt. Bonaparte übernahm alle Activa der Revolution, ihre Passiva aber bezahlte er nicht, oder mit anderen Worten, er nahm Besitz von allen Kräften, Anstalten und Einrichtungen, welche die Revolution erzeugt oder vervollkommnet hatte, allein die eine Schuld, welche sie auf sich geladen, die große Schuld der Freiheit, welche sie bisher im Sturme der Bewegung, des innern und äußern Krieges nicht hatte bezahlen können, deren Entrichtung sie künftigen Tagen der Ruhe und des Friedens vorbehalten hatte — diese bezahlte er nicht, vielmehr zerriß er, schlimmer als Ferdinand II. im Jahre 1627 den Majestätsbrief, den die Nation mit ihrem Blute erkauft hatte.

Ferdinand II. war nicht durch die Reformation emporgehoben worden. Er verdankte ihr nicht seine bevorzugte Stellung. Er war im Hasse gegen sie groß gezogen worden. Bonaparte war ein Kind der Revolution. Er wurde zum Mörder seiner Mutter, und Alle, welche ihm dabei behülflich waren, alle seine Schergen und Lobhudler wurden Mitschuldige dieses schwersten unter allen Verbrechen der Erde.

Wäre die französische Nation wirklich so schlecht gewesen, als Bonaparte von ihr dachte, hätte sie in der That nur Sinn für Gold und Flitter gehabt, so hätte sie niemals die Revolutionen der Jahre 1789 bis 1792 durchkämpfen können, es wäre dann auch dem Despoten viel leichter geworden, sie in Ketten und Bande zu schlagen.

Es ist ein verruchtes Spiel, welches Bonaparte und dessen Schergen mit der französischen Nation trieben. Nicht zufrieden damit, sie in das Joch der drückendsten Knechtschaft zu spannen, machten sie es, wie alle Sclavenhalter, sie behaupteten, das Volk sei keiner anderen, als der despotischen Regierungsform fähig. Wenn dieses aber auch wahr gewesen wäre, was wir niemals zugeben werden, wären ihr dann auch ein tückisches Pfaffenthum, ein neuer Adel, ein hungriges und beutegieriges Beamtenthum, eine neue Plutokratie, ein dreifach verstärktes stehendes Heer, eine Prätorianergarde, wie sie kein Kaiser und kein König der Erde besaß, ein Thron von Gold und Sammet, Ceremonienmeister, Kammerherren, das ganze Hofgeschmeise, Mönche und Nonnen — alles was sie im Laufe von zehn Jahren mit so heroischem Muthe bekämpft und abgeschüttelt hatte, unentbehrlich? Vieles von diesem war nicht einmal dem Despoten als Werkzeug der Gewalt nothwendig. Allein es wächst von selbst auf dem Boden der Knechtschaft, wie sich das Ungeziefer im Schmutze bildet und der Giftpilz aus verwesenden organischen Stoffen emporschießt.

Wenn Napoleon Bonaparte sich nicht auch Verdienste um Frankreich erworben, hätte er natürlich keine Stellung gewinnen können, welche es ihm möglich machte, dem Lande das Gesetz zu geben. Bonaparte erfocht nicht blos Siege im Kampfe gegen das Ausland, er beugte alle Parteien unter seine Gewalt, und machte dadurch, wenn nicht deren Umtrieben, so doch deren Wuthausbrüchen ein Ende, er brachte eine gewisse Ordnung in die inneren Angelegenheiten des Staates, allein nicht die Ordnung der Freiheit, sondern

diejenige der Knechtschaft. Er schloß Frieden ab, allein nur um Zeit zu neuen Rüstungen und Gelegenheit zu neuen Kriegen zu finden. Im Anfange seiner Regierung umgab er sich mit den hervorragendsten Talenten Frankreich's, allein allmälig stieß er alle diejenigen Männer von sich, welche noch einen Funken von Freiheitsliebe und Rechtsgefühl, einigen Sinn für Wahrheit und Billigkeit bewahrten. Nach und nach stürzte er alle Schranken um, welche die Consularverfassung seiner Gewalt gesetzt hatte. Die einzige, welche er bestehen ließ, der Senat, wurde später das Werkzeug seines Sturzes. Bonaparte, welcher alles auf den Erfolg berechnete, alles von diesem abhängig machte, konnte nicht erwarten, daß ihm irgend einer seiner Diener im Augenblicke des Unglücks treu blieb. Die Günstlinge, welche er mit Reichthümern überschüttet hatte, ließen ihn sogar darben auf St. Helena.

Wäre die französische Nation im Anfange dieses Jahrhunderts so knechtisch gewesen, als Bonaparte sie wünschte, so hätte sie nicht im Jahre 1830 die Bourbonen, im Jahre 1848 die Orleans vertrieben. Sie ließ sich allerdings durch Bonaparte täuschen; allein betrog dieser nicht auch alle anderen Völker und alle Fürsten der Erde? Schwärmen nicht heutzutage noch manche Deutsche für die Hohenstaufen, welche eben so große Despoten waren, als Bonaparte?

Schwerlich hat seit den Zeiten Cäsar's irgend ein Despot den Wahlspruch: divide et impera (theile und herrsche) besser anzuwenden verstanden, als Bonaparte. Er theilte zuerst die Nation in Dienende und Herrschende, die letzteren wieder in Gesetzgeber und Vollstrecker; die Gesetzgeber in Staatsrath, Senat, Tribunat und den s. g. gesetzgebenden Körper, jede dieser Abtheilungen, insofern sie berathen durfte, in verschiedene Sectionen. Jeder dieser Sectionen wies er bestimmte Verrichtungen zu, welche sie nicht überschreiten durfte. Er selbst behielt sich das Recht vor, diese verschiedenen Stücke der Maschine, wenn er sie als Ganzes arbeiten lassen wollte, zusammenzusetzen. Die vollstreckende Gewalt behielt er ungeschmälert in seinen Händen und griff mit derselben, so oft er wollte, in die gesetzgebende ein, welche weder die Kraft, noch den Willen besaß, ihm zu widerstreben.

In ähnlicher Weise trennte Bonaparte in seiner äußeren Politik Rußland von England, Oesterreich von Preußen, die kleinen deutschen Fürsten von den beiden deutschen Großmächten, Venedig von Italien, Neapel und den Kirchenstaat von der cisalpinischen, diese von der ligurischen Republik. Die Ordnung der Freiheit und der Gleichheit, nach welcher die Revolution gestrebt hatte, verwandelte er, soweit seine Macht reichte, in die Ordnung der Ungleichheit und der Unfreiheit. Unterwerfung war sein Ziel, Heuchelei, Gewalt und Bestechung waren seine Mittel.

Die französische Revolution hatte den Königen und Kaisern der Erde tiefe Wunden geschlagen, Bonaparte theilte seine Streiche zugleich den Fürsten und den Völkern zu. Er demüthigte die einen und beraubte die anderen. Die geistige Propaganda, welche von Frankreich ausgegangen war, hörte nicht auf, sie veränderte nur ihre Richtung und ihre Gestalt. Statt Ideen der Freiheit und Gleichheit über die Erde zu verbreiten, wirkte sie im Interesse des Absolutismus. Aus Rücksicht dafür söhnten sich die meisten Fürsten Europa's mit Bonaparte aus, bis am Ende doch ihre Langmuth sich in Grimm verwandelte, Fürsten und Völker sich gegen den schlimmsten Despoten der Erde vereinigten und ihn stürzten.

Der Despotismus war zu keiner Zeit erfinderisch, auch derjenige Bonaparte's war es nicht. Der Schleier, welchen er über die zur Zeit der alten Monarchie herrschenden Formen warf, war sehr dünn und durchsichtig. Es gelang ihm nicht, eine Verbindung zwischen den Bestrebungen der neuen und der alten Zeit zu bewerkstelligen. Alle seine s. g. Schöpfungen waren nur Nachahmungen, waren auf seine Person berechnet und setzten voraus, daß

er das ganze Uhrwerk persönlich aufziehe. Dieses mußte in Stocken gerathen oder stille stehen, sobald nicht eine so große Kraft, wie er sie besaß, den Mechanismus im Gange erhielt.

Die beiden Männer, deren sich Bonaparte zunächst bediente, waren Fouché und Talleyrand. Der letztere täuschte in seines Herrn Auftrage das Ausland über dessen Absichten. Der Andere sorgte für die Ruhe im Innern.

Da Bonaparte entschlossen war, die Gewalt, deren er sich bemächtigt hatte, ungetheilt und unbeschränkt in seinen Händen zu behalten, so bedurfte er jener Anstalt, welche in viel wirksamerer Weise, als die spanische Inquisition, als Bartholemäusnächte und die Schrecken der Jahre 1793 und 1794 die Gegner vernichtet und zermalmt, d. h. der geheimen Polizei. Fouché stand an der Spitze derselben. Neben dieser richtete aber Bonaparte schon im September 1800 eine zweite, an deren Spitze, dem Namen nach, sein Schwager Mürat, damals Commandant von Paris, in der That aber dessen Adjutant Savary stand. Eine dritte Polizei leitete der General Moncey und eine vierte der General Adjutant Düroc. Jede dieser vier Anstalten arbeitete selbstständig, überwachte nicht blos die französische Nation, sondern auch die drei anderen Polizeien. Die Fäden aller vier Organisationen trafen in der Hand Bonaparte's zusammen. Der erste Consul betrachtete zwar Fouché als den geschicktesten seiner Polizisten, allein er traute ihm nur halb. Da jede dieser vier Anstalten sich Verdienste und die mit denselben verbundenen Gunstbezeugungen erwerben wollte, mußten sie alle außerordentlich thätig sein und wenn dazu der Gegenstand gebrach, solchen selbst entweder schaffen, oder doch anregen. Es fehlte daher nicht an zahlreichen Verschwörungen und Umtrieben, bei welchen die Polizei ihre Hände im Spiele hatte. Die meisten derselben waren von den Schergen Bonaparte's absichtlich angezettelt, sei es, daß Persönlichkeiten, auf welche der erste Consul mit argwöhnischen Augen blickte unter dem Scheine Rechtens beseitigt oder Staatsstreiche vorbereitet, oder endlich wirkliche Gegner zu äußersten Schritten, durch welche sie sich compromitirten, gedrängt werden sollten. Das ehemalige Mitglied des Wohlfahrts-Ausschusses, Fouché's Freund Barrère, leistete diesem dabei gute Dienste. Schon im September 1800 ließ Fouché mehrere der im Anfange des Jahres willkürlich verhafteten Terroristen, welche man damals nicht zu verurtheilen wagte, durch seine Schergen aufregen und durch Barrère bewachen. Auf diese Weise brachte man eine Conspiration zu Stande, deren Zweck die Ermordung des ersten Consuls gewesen sein soll. Zwanzig ehemalige Jakobiner wurden verhaftet, und vier derselben: Demerville, welcher den Verräther gespielt hatte, der Corse Arena, der Bildhauer Ceracchi und der Maler Topino Lebrün (31. Janur 1801), hingerichtet. Ein zweiter Anschlag auf das Leben des ersten Consul hatte eine etwas bessere thatsächliche Begründung. Bonaparte sollte durch eine s. g. Höllenmaschine aus der Welt geschafft werden. Die Ausführung des Planes stand aber noch im weiten Felde. Da die Polizei sich des Mordwerkzeuges bemächtigt hatte, konnte ein großes Geschrei erhoben und viele ehemalige Jakobiner als Mitschuldige verhaftet und geächtet werden.

Die Polizei hatte bei dem großen Lärm, welchen sie über die Höllenmaschine aufschlug, nicht erwogen, daß der Gedanke Nachahmung finden könne. In der That eigneten sich die Royalisten, welche von Fouché nicht so scharf, wie die Jakobiner, überwacht werden konnten, denselben an und brachten ihn in Ausführung. Bonaparte war in großer Gefahr am 24. December 1800, als er durch die Straße St. Nicaise in das Opernhaus fuhr, in die Luft gesprengt zu werden. Die Höllenmaschine explodirte kurz nachdem Bonaparte an derselben vorbei gefahren war. Acht Menschen verloren dabei das Leben, achtundzwanzig wurden schwer verwundet. Der Verdacht fiel auf die Terroristen. Viele derselben wurden verhaftet und ohne Urtheil und Recht deportirt. Erst später wurden

die wirklichen Thäter entdeckt. Sie waren Royalisten. Diese wurden nicht mit derselben Strenge behandelt, wie die Jakobiner. Nur zwei derselben, St. Réjant und Carbon wurden hingerichtet (April 1801). Die eigentlichen Urheber des Anschlages, Hyde de Neufville und Limoelan, fanden Zeit, zu entfliehen. Die früher verhafteten Terroristen wurden dadurch aber nicht gerettet, vielmehr gingen ein und siebzig derselben, welche nach Cayenne deportirt worden waren, unter unsäglichen Leiden dort ihrem Tode entgegen. Die übrigen, 67 an der Zahl, kamen mit der Angst und mit Gefängniß nach einiger Zeit davon.

Alle Kerker Frankreichs: der Tempel, Ham, Vincennes füllten sich mit Staatsgefangenen. Der Vicomte Toustain, ein junger Mensch von zwanzig Jahren, wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen, weil die Polizei weiße Cocarden bei ihm gefunden hatte!

Die gesammte Criminalrechtspflege wurde dem ersten Consul zur Verfügung gestellt, indem diesem das Recht ertheilt wurde, Specialgerichte nieder zu setzen, von welchen nichts anderes, als Befolgung der von oben herab ihnen zugehenden Winke erwartet werden konnte.

Gegen diesen unerhörten Eingriff in die Rechtspflege hatten zwei Tribunen Widerspruch einzulegen gewagt. Zur Strafe dafür wurde (August 1802) das Tribunat auf die Hälfte seiner Mitglieder herabgesetzt, wodurch die ohnedies zu schwache Kraft desselben fast vollständig gebrochen wurde. Vor dem Frieden von Amiens hatte Napoleon Bonaparte der Revolution, deren Sitten und Gebräuchen noch einige Rechnung getragen. Nach demselben schiffte er mit vollen Segeln dem Kaiserthrone zu. Haarbeutel und Hofkleider, Ordenszeichen und monarchische Titel tauchten wieder auf. Der Adel wurde zuerst in der Form der Ehrenlegion, dann mit seinen alten Titeln wieder hergestellt, ein Concordat mit dem Papste geschlossen. Alles dieses geschah entweder mit oder ohne, oder unter blos theilweiser Zustimmung der verfassungsmäßigen Behörden. Da die ganze Presse Frankreichs dem ersten Consul und sonst Niemanden zur Verfügung stand, so wurde die öffentliche Meinung von oben herab dictirt. Wer es wagte, zu widersprechen, war weder seines Lebens, noch seiner Freiheit sicher.

Der Widerstand, auf welchen Bonaparte im Schooße des gesetzgebenden Körpers stieß, war so schwach, daß er kaum verdient, erwähnt zu werden. Er bestand nur in Worten, welche im Senate Lanjuinais, Gregoire, Garat und einige wenige andere, im Tribunate Isnard, Benjamin Constant, Bailleul und Daunou sprachen. Hätten diese Männer einen ernstlichen Kampf mit dem Despoten beginnen wollen, so hätten sie ihren Widerstand organisiren, d. h. sie hätten ihre Köpfe einsetzen müssen. Dazu besaßen sie nicht die erforderliche Entschlossenheit und Geistesfrische. Die Worte einiger weniger Männer von Geiste verhallten inmitten des Lärmens, welchen feile Redner und bezahlte Zeitungsschreiber machten. Bonaparte's Maßregeln waren immer combinirt. Die Rollen zu deren Durchführung waren vertheilt, der Widerstand gegen dieselben war gebrochen, bevor sie an's Tageslicht kamen. Die Presse, d. h. die besoldeten Scribenten der Gewalt, das Volk, d. h. die von den Präfecten zusammengetriebenen Pfründner der Regierung und deren Knechte, und die gesetzgebenden Behörden, d. h. die bestochenen Mitglieder derselben wirkten nach dem ihnen von oben herab gegebenen Commando zusammen. Hinter allen diesen Hebeln stand als letzter der durch das stehende Heer mit Nachdruck versehene, kein Gesetz achtende Machtbefehl des ersten Consuls.

Eine Behörde, welche an der Verfassung festhält, ist immer einem Despoten gegenüber, der diese mit Füßen zu treten bereit ist, verloren. Schon im März 1802 ließ Bonaparte durch ein s. g. organisches Senatusconsult die entschlossensten Gegner seiner Uebergriffe, zwanzig Tribunen und sechzig Gesetzgeber, unter ihnen namentlich Benjamin Constant ent-

fernen, oder wie man es nannte **eliminiren**. Die Nation, welche nicht Einsicht genug besaß, zu erkennen, wohin derartige Maßregeln nothwendig führen müssen, und nicht die Kraft hatte, sich zu widersetzen, ging mit Riesenschritten dem furchtbarsten Despotismus entgegen.

Seit den Zeiten Pipin's hatten sich die Verträge, welche weltliche Fürsten mit den Päpsten abgeschlossen, um nichts anderes, als um irdische Güter, nämlich um die Frage gedreht, welchen Vortheil die einen oder die anderen aus dem Aberglauben der Völker ziehen sollten? Allein niemals, weder früher noch später, trat diese Thatsache so unverhüllt hervor, wurde dieselbe so nackt eingestanden, als bei Gelegenheit der Verhandlungen, welche Napoleon Bonaparte mit Pius VII. pflog. Der erste Consul wollte weder eine bourbonische, noch eine republikanische, sondern eine bonapartistische Kirche. Er war bereit, die s. g. gallikanischen Freiheiten, d. h. die Rechte der französischen Geistlichkeit dem Papste aufzuopfern, vorausgesetzt, daß dieser ihm die Hände bot, sich der Kirche als Zwangsanstalt für seine Zwecke bedienen zu können. Der „Moniteur" erklärte unumwunden (Jahrgang 10. Nr. 196, Seite 783), „man dürfe einen so mächtigen Hebel, als die katholische Religion, nicht dem ersten besten Ehrgeizigen oder Störefriede preisgeben," oder mit andern Worten, die Staatsgewalt müsse sich dieses Hebels zu ihren Zwecken bedienen. „Die Menschen bedürften der Leitung, die Staatsgewalt müsse ihnen diese geben." Von Glauben, Ueberzeugung und Religion war dabei nur insofern die Rede, als alles dieses von oben herab vorgeschrieben und dictirt wurde. Die vier Polizei-Anstalten, über welche Bonaparte verfügte, reichten ihm nicht hin. Er bedurfte einer fünften, der katholischen Kirche. Um den Pabst nachgiebig zu machen, ließ Bonaparte eine Versammlung von fünfundvierzig s. g. constitutionellen Bischöfen abhalten, welche er aber auflöste, sobald der Pabst sich hatte willig finden lassen. Pius VII. gestand dem ersten Consul die Ernennung der Bischöfe zu, und behielt sich nur deren Einsetzung bevor. Die französische Kirche erhielt auf diese Weise zehn Erzbischöfe, unter welchen fünfzig Bischöfe standen, welche alle durch ihre Ernennung von der Staatsgewalt unbedingt abhängig wurden. Das Concordat wurde zu Paris am 15. Juli 1801, zu Rom im August unterschrieben und im September ratificirt. Im April 1802 gelangte dasselbe an den gesetzgebenden Körper, wurde dort durch die üblichen Sophismen vertheidigt und ohne erheblichen Widerspruch angenommen.

Von dem wieder eingeführten Pabstthume zum Kaiserthume war der Schritt nicht groß. Die Consularverfassung stand ihm aber hemmend im Wege. Die anstößigste aller Behörden war dem ersten Consul das Tribunat, weil im Schooße desselben ab und zu Verhandlungen vorkamen, welche den despotischen Gelüsten desselben Widerspruch entgegensetzten. Doch fühlte sich Bonaparte damals noch nicht stark genug, dasselbe aufzuheben. Auch der gesetzgebende Körper gab hier und da, wenn auch nur in Nebensachen, Zeichen von Widerspenstigkeit.

In dem Friedensvertrage, welchen Bonaparte mit dem Kaiser Alexander von Rußland abgeschlossen, hatte er sich diesem Alleinherrscher als gleichberechtigter an die Seite gesetzt und seine Franzosen gerade wie Alexander I. seine Russen Unterthanen genannt. Er hatte damit nur die Wahrheit gesagt; denn thatsächlich waren die Franzosen nicht minder seine, als die Russen Alexanders I. Unterthanen. Allein die Menschen nehmen oft größern Anstoß an einem Worte, als an der durch dasselbe bezeichneten Thatsache. Der gesetzgebende Körper hatte mit sehr schwachem Widerspruche alle diejenigen Gesetze genehmigt, welche das französische Volk dem ersten Consul unterthan gemacht hatten. Allein das Wort Unterthan wollte er sich nicht gefallen lassen.

Diese Verhandlung bewies dem ersten Consul, daß er den Uebergang zum Kaiserthume nicht in einem Sprunge machen könne, vielmehr einer Zwischenstufe bedürfe, welche ihn zum Throne führte. Diese Zwischenstufe sollte das lebenslängliche Consulat sein. Es kostete indeß nicht geringe Mühe, die Sache durchzusetzen. Der Senat gab nur zu einer Verlängerung des Consulats auf zehn Jahre seine Zustimmung. Bonaparte wußte sich aber dadurch zu helfen, daß er die beiden Figuranten, Cambacérès und Lebrün (9. Mai 1802), den Beschluß fassen ließ, das Volk solle befragt werden, ob Bonaparte Consul auf Lebenszeit sein solle? Diesem Beschlusse fügte der Staatsrath die weitere Anfrage an das Volk bei: ob er seinen Nachfolger solle ernennen dürfen? Das geknebelte und gefesselte Volk konnte und durfte natürlich nur Ja sagen.

Mit dieser Veränderung der Verfassung in Betreff des Consulates ging eine zweite in Betreff des Senates und des gesetzgebenden Körpers Hand in Hand. Die Mitglieder des Senates wurden in Zukunft vom ersten Consul ernannt. Dem Senate blieb nur die Auswahl unter den ihm vorgeschlagenen drei Candidaten und auch diese nicht unbedingt. Die Zahl der Gesetzgeber wurde von dreihundert auf zweihundert und fünfzig herabgesetzt. Dem Senate wurde das Recht eingeräumt, alles, was nicht in der Verfassungsurkunde bestimmt sei, ordnen, die authentische Deutung streitiger Punkte geben, das Tribunat und den gesetzgebenden Körper auflösen und sogar die Consuln ernennen zu dürfen. Um jedoch demselben die Möglichkeit zu benehmen, gegen den Willen des ersten Consuls Beschlüsse zu fassen, ließ dieser im Senat (30. August 1802) beschließen, daß er sich ohne Aufforderung der Consuln nicht versammeln dürfe.

Neben diesen, die Verfassung betreffenden Beschlüssen gingen unausgesetzt andere her, welche das Kaiserreich mehr und mehr vorbereiteten. Am 29. April 1802 wurden alle Gesetze gegen die Emigranten aufgehoben und nur die Commandanten von Heeresabtheilungen und die Diener der ausgewanderten Prinzen von der allgemeinen Amnestie ausgeschlossen. Im Mai desselben Jahres gründete Bonaparte seine Ehrenlegion. Am 21. December schaffte er den republikanischen Kalender ab und stellte den christlich-monarchischen her. Kurz darauf schlichen sich die Jesuiten unter dem Namen: „Väter des Glaubens“ in Frankreich wieder ein.

Nachdem Bonaparte die römisch-katholische Kirche sich unterwürfig gemacht hatte, legte er auch der protestantischen und jüdischen seine despotische Zwangsjacke an. Er dachte, ein Volk, welches sich in religiösen Dingen ducke, werde auch in politischen sich fügen.

Alle diese Maßregeln trugen einen so unverkennbar monarchischen Stempel, daß denkende Staatsmänner darüber keinen Zweifel hegen konnten. Im Anfange des Consulats Bonaparte's hatten die Royalisten die Hoffnung gehegt, Bonaparte werde, gleich Monck, die von ihm wieder hergestellte Monarchie dem alten Königsgeschlechte überantworten. Der Graf von Provence, welcher sich um zwanzig Jahre zu frühe König von Frankreich nannte, schrieb sogar zweimal (am 20. Februar und im October 1800) an Bonaparte und gab demselben schöne Worte und große Zusagen für den Fall, daß dieser ihm zum französischen Throne verhelfen wollte. Später hatte umgekehrt Bonaparte sich durch Vermittelung des preußischen Hofes an Ludwig XVIII., welcher sich damals in Warschau aufhielt, gewendet, um diesen zu bestimmen, seinen Ansprüchen an Frankreich zu entsagen. Der Bourbon ging natürlich eben so wenig auf die Anträge Bonaparte's, als dieser auf diejenigen des Grafen von Provence, ein. Beide Theile wurden durch das Fehlschlagen der gegenseitigen Erwartungen gereizt. Als kurz darauf der Krieg mit England wieder ausbrach, verbanden sich die englischen Minister mit den französischen Royalisten zum Sturze Bonaparte's. Beide gingen von der Ansicht aus, die Monarchie sei thatsächlich wieder

hergestellt, es handele sich jetzt nicht mehr um einen Verfassungs-, sondern nur um einen Personen-Wechsel. Die Bourbonen sowohl, als die englischen Minister glaubten, die Franzosen, welche sich das Joch des corsischen Abenteurers so geduldig gefallen ließen, würden jetzt, nachdem ihr revolutionäres Feuer ausgebraunt sei, gegen die Rückkehr ihres alten Herrschergeschlechtes nichts Erhebliches mehr einzuwenden haben. Sie bedachten nicht, daß, wenn Bonaparte den Franzosen auch weder Freiheit noch Recht zu Theil werden ließ, er deren nationale Eitelkeit durch Siege und deren Schaulust durch glänzende Spiele reizte und theilweise befriedigte, während die Bourbonen, im Bunde mit den Engländern, ihnen nothwendig als Feinde erscheinen mußten, welche wohl an der Spitze eines siegreichen Heeres, niemals aber ohne ein solches zurückkehren konnten.

Die französischen Prinzen betrachteten Napoleon Bonaparte als das einzige Hinderniß, welches zwischen ihnen und dem Throne stehe, und faßten (1804) den Plan, Napoleon ermorden zu lassen und auf dessen Leiche die Erneuerung ihrer Herrschaft zu gründen. Dümouriez, Georg Cadoudal und Pichegrü waren die Urheber der Verschwörung. Diese ging dahin, einige hundert Chouans in die Uniform der Consulatgarde zu kleiden und Bonaparte in seinem eigenen Palaste zu überfallen. Der englische Unterstaats-Secretär Hammond war im Geheimniß, schaffte bedeutende Summen herbei und gab den englischen Gesandten auf dem Continente die Weisung, den Plan zu unterstützen. Die französische Regierung erhielt zwar durch einen ihrer Spione, Mehée de la Touche, Nachricht von dem Complotte, allein sie hatte keine Kenntniß davon, daß drei Schiffsladungen voll Verschworener auf englischen Fahrzeugen durch Schiffs-Capitäne im englischen Dienste bei Beville, zwischen Dieppe und Treport, gelandet worden seien und daß mit dem dritten Transporte (16. Januar 1804) Pichegrü, die Polignac's und andere Royalisten von Einfluß in Paris eingetroffen seien. Georg Cadoudal hatte seit fünf Monaten unentdeckt daselbst alles zu seinem Handstreiche vorbereitet. Endlich kam die Polizei durch zahlreiche Verhaftungen, welche sie auf Gerathewohl vornahm, der Verschwörung auf die Spur. Pichegrü und Cadoudal wurden verrathen, der erstere am 26. Februar 1804, der letztere am 8. März 1804, verhaftet. Pichegrü wurde am 6. April erdrosselt in seinem Gefängnisse gefunden. Ohne allen Grund nahm Bonaparte an, oder, was wahrscheinlicher ist, gab er nur vor, anzunehmen, der Herzog von Enghien, der einzige Sohn des Herzogs von Condé, sei in dieses Complott verflochten. Er ließ denselben (am 15. März 1804) zu Ettenheim im Badischen, also auf neutralem Gebiete, aufheben, nach Paris bringen und (am 22. desselben Monats) im Graben von Vincennes erschießen. Georg Cadoudal und elf Andere wurden nach vorgängiger gerichtlicher Verhandlung gleichfalls hingerichtet. Einundzwanzig Personen, welche gerichtlich freigesprochen worden waren, wurden in verschiedenen Festungen untergebracht. Moreau, welcher in diesen Proceß verflochten wurde, fand sich dadurch mit dem ersten Consul ab, daß er versprach, nach Amerika auszuwandern. Die bezahlten Zeitungsschreiber Bonaparte's machten einen großen Lärm von der Verschwörung, welchen Bonaparte ausbeutete, um endlich den lang vorbereiteten Kaiserplan auszuführen.

Alle diese Maßregeln und Beschlüsse hingen auf's Innigste zusammen. Sie bildeten die Ringe einer einzigen Kette, durch welche die französische Nation an den Thron Bonaparte's gefesselt werden sollte. Gewöhnlich ist es nur die Ermordung des Herzogs von Enghien, welche einen heftigen Tadel erleidet. Uebrigens können wir nicht einsehen, warum die Ermordung des jungen Toustain in einem andern Lichte betrachtet werden sollte, als diejenige des Herzogs? Die Verletzung des badischen Gebietes würde sehr verzeihlich gewesen sein, wenn der Herzog unmittelbar darauf wieder frei gegeben worden wäre. Weit empörender, als die Ermordung dieser beiden Royalisten, erscheinen uns die massenhaften

Deportationen nach Cayenne, Verhaftungen im ganzen Lande und die militärischen Verurtheilungen. Alles dieses war aber nur eine nothwendige Folge des ganzen Systems Bonaparte's. Wer die Ermordung des Herzogs von Enghien bitter tadelt, die Ueberfüllung der Staatsgefängnisse Frankreichs, den Abschluß des Concordats, die Knechtung der gesammten Nation, den Umsturz der Verfassung, die Knebelung der Presse, mit einem Worte den Bonapartismus aber entschuldigt oder gut heißt, verräth einen großen Mangel entweder an Scharfblick oder an sittlichem Gefühle.

Die Maßregeln Bonaparte's hatten insgesammt einen und denselben Charakter, waren alle wohl überlegt und reiflich erwogen. Dem ersten Consul war es allerdings gleichgültig, ob dieser oder jener Prinz, dieser oder jener Royalist todtgeschossen wurde. Allein ein Prinz mußte es sein, um der Welt zu zeigen, daß Bonaparte die Rückkehr der Bourbonen nie und nimmer zulassen würde, gerade so wie in unseren Tagen der Kaiser von Oesterreich Robert Blum erschießen ließ, um anzudeuten, daß er die Beschlüsse des Frankfurter Parlaments nie anerkennen werde. Eine Anzahl Royalisten mußte hingerichtet, eine Masse von Jakobinern mußte deportirt werden, um beiden Parteien Schrecken einzuflößen. Auch darin lag Absicht und System, daß die Jakobiner nach Cayenne deportirt, die Royalisten dagegen in französische Festungen gesteckt wurden. Bonaparte's Haß gegen die Republikaner war viel unversöhnlicher, als sein Grimm gegen die Anhänger des Hauses Bourbon, obgleich unstreitig die Verschwörungen und Aufstände, welche die Royalisten anzettelten, ihn mit weit größeren Gefahren bedrohten, als die Complotte der Republikaner. Doch die letzteren besaßen den Muth, im Tribunate offen die Uebergriffe des ersten Consuls zu bekämpfen, was dieser ihnen nie vergeben konnte. Ueberdies war die ganze weibliche Umgebung Bonaparte's durchaus royalistisch gesinnt. Daher kam es auch, daß auf deren Fürbitten manche Royalisten, selbst wenn sie überwiesen und verurtheilt waren, Gnade erhielten, während sich zu Gunsten eines gefährdeten Republikaners niemals eine Stimme erhob.

Die Ermordung des Herzogs von Enghien bildete einen nothwendigen und wesentlichen Theil des ganzen Systems Bonaparte's. Wer dieses nicht erkennt, der ist nicht tief in die Geschichte Bonaparte's eingedrungen. Wer es erkennt, aber zu verstecken sucht, ist kein Geschichtschreiber, sondern ein Lohnschreiber, sei es, daß er seinen Lohn von Bonaparte, oder dem bonapartistischen Theile des Publikums erwarte. Die Ermordung des Herzogs von Enghien zu tadeln, nachdem das Haus Bourbon wieder auf den Thron gehoben worden war, oder doch in seinem Zweige von Orleans regierte, verstand sich für alle feilen Knechtseelen von selbst. Es heißt die Geschichte geradezu auf den Kopf stellen, wenn man das Verfahren gegen den Herzog von Enghien als die Ausnahme, die Gerechtigkeit und Staatsklugheit Bonaparte's dagegen als Regel behandelt. Was den ersten Consul so stark machte, was ihm den Weg zum Throne bahnte, war gerade das Regelmäßige, das Systematische, das Ausnahmslose seiner Regierungsweise. Nur in Nebenpunkten, in Betreff der Frage, ob dieses oder jenes Haupt fallen, ob Dieser oder Jener deportirt oder verhaftet werden solle, gab er, wenn Fürbitten einliefen, vielleicht nach, in der Hauptsache ließ er sich durch keinen Menschen von der Bahn, die er sich vorgezeichnet hatte, ablenken. Ja, wenn er eine Maßregel für unumgänglich nothwendig hielt, traf er seine Einrichtungen so, daß jede Fürbitte zu spät kam. Die vollendete Thatsache mußte dann anerkannt werden was denn auch immer unweigerlich geschah.

Ein anderer Ring in der großen Kette des bonapartistischen Systems war der nach Napoleon benannte Code civil. Derselbe stand um keine Linie höher, als die etwas früher in Preußen und etwas später in Oesterreich erlassenen Gesetzbücher. Im Gegentheile

machte sich der despotische Charakter des ersten Consuls auch bei der Abfassung dieses Gesetzbuches geltend. Von den humanen Ideen der ersten Zeit der französischen Revolution findet sich keine Spur im Code civil. Allerdings schnitt derselbe, wie jedes neue Gesetzbuch, eine Reihe alter Streitfragen ab, allein er legte zugleich den Grund zu einer eben so großen Zahl neuer Controversen. Die Härte des Gesetzbuches z. B. im gegenseitigen Verhältnisse der beiden Geschlechter, in Betreff der unehelichen Kinder und in Betreff des Beweises bei Verträgen, ist sowohl dem römischen Rechte, als anderen gleichzeitigen Gesetzbüchern fremd. Wenn dessenungeachtet der Code Napoléon zum Theil bis auf den heutigen Tag als ein Meisterwerk der heutigen Gesetzgebung gepriesen wird, so dürfen wir uns nicht darüber wundern. Die Geschichtschreiber besitzen selten eine gründliche rechtswissenschaftliche Bildung, welche sie in den Stand setzt, ein Civilgesetzbuch zu beurtheilen. Den Ton gaben die französischen Geschichtschreiber an, welche theils durch Vorliebe für Napoleon, theils durch National-Eitelkeit getrieben wurden, den Code Napoléon über die Gebühr zu preisen. Dieser wurde stückweise, wie alle von Bonaparte ausgehenden Anordnungen zu Stande gebracht. Am 15. März 1803 wurde das erste Bruchstück desselben bekannt gemacht. Stück für Stück, wie die Gesetzfabrik arbeitete, kamen die anderen Theile, der letzte am 20. März 1804, zu Tage.

Für den rechtskundigen bildete der Code Civil, welcher später Code Napoléon genannt wurde, den klarsten Beweis des furchtbaren Rückschrittes, welchen die französische Nation in den Jahren 1793 bis 1804 gemacht hatte. Das ganze Gesetzbuch enthielt, mit alleiniger Ausnahme der Civilehe, keine Bestimmung, welche nicht eben so gut zur Zeit Ludwig's XVI. hätte getroffen werden können. Als daher später das Consulat in das Kaiserreich überging, waren nur einige wenige Formen abzuändern, um den Code Civil in den Code Napoléon, das Gesetzbuch der Republik in dasjenige des Despotismus umzuwandeln.

Auch der Code Civil war daher eine Vorbereitung auf das Kaiserreich. Die Monarchie war, nachdem das Consulat Bonaparte's lebenslänglich gemacht, nachdem diesem sogar erlaubt worden war, seinen Nachfolger zu ernennen, vollständig vorhanden. Es fehlte nichts, als der Titel. Dieser war aber nicht blos für Bonaparte, sondern auch für alle Hofschranzen, Günstlinge, Schergen und Schmarotzer von der höchsten Wichtigkeit. Denn in Folge desselben konnten diese alle gleichfalls höhere Titel, reichere Besoldungen und glänzendere Begabungen erwarten. Allein dieselben Menschen, welche sich die Knechtschaft geduldig gefallen lassen, werden oft zornig, wenn man sie Knechte nennt. Sie lehnen sich nicht gegen die Knechtschaft, wohl aber gegen den Namen derselben auf. Bonaparte hatte diese Erfahrung, wie wir oben bemerkt, in Betreff des Wortes „Unterthanen" gemacht. Es bedurfte daher der ganzen Schlauheit und Bestechungskunst Bonaparte's, um seinen Kaiserthron fertig zu bringen.

Die alte Hof- und Staats-Etikette mit allen ihren lächerlichen Anhängseln, mit ihren Flittern und Ceremonien, mit ihrer Steifheit und ihrem Formelkram ging der Verkündung des Kaiserreiches voran. Fontanes, einer der niedrigsten Speichellecker Bonaparte's, wurde durch gemeine Ränke (Januar 1804) auf den Präsidentenstuhl des gesetzgebenden Körpers gebracht, damit er in dessen Schooße die Pläne seines Herrn mit Nachdruck befürworten könne. Lucian Bonaparte, welcher im Tribunate Sitz und Stimme hatte, sollte in dieser Körperschaft das große Wort führen. Durch die Presse wurde die öffentliche Meinung fabricirt. Die massenhaften Verhaftungen und Deportationen verbreiteten Schrecken unter den Gegnern und betäubten die Massen. Die Mitglieder des Tribunats sollten durch eine Gehaltszulage von fünftausend Franken gewonnen werden. Die Sol-

daten, namentlich Soult und Mürat, drohten öffentlich, das Heer werde einen Kaiser ausrufen, wenn der Senat länger zögere. Der „Moniteur" und alle anderen kaiserlichen Zeitungen, Hirtenbriefe, Adressen aller Art betrieben die Sache seit langer Zeit auf's Eifrigste. Sämmtliche Mitglieder der verschiedenen gesetzgebenden Behörden wurden durch die Schergen Napoleon's unausgesetzt bearbeitet. Wer für Bestechung nicht empfänglich war, wurde durch Drohungen eingeschüchtert. Nur vier Mitglieder des Senates widerstrebten bis zum Ende. Mitten im Gewühle der Criminalprocesse und der Hinrichtungen wurde endlich (16. Mai 1804) das s. g. organische Senatsconsult, welches das Kaiserreich decretirte, fertig. Am 18. desselben Monats wurde der Beschluß Bonaparten feierlich übergeben. Der neue Kaiser wurde proclamirt. Man wagte zwar nicht, das geknebelte Volk über die Hauptsache, nämlich in Betreff des Uebergangs von der Republik zur Monarchie, zu befragen, obgleich man es wohl ohne Gefahr hätte thun können, um sich aber den Anschein zu geben, als ruhe die neue Ordnung der Dinge auf dem Willen des Volkes, so legte man diesem die Frage vor, ob das Kaiserthum in der Familie Bonaparte erblich sein solle?

Das Kaiserreich war thatsächlich fertig, lange bevor das Volk über irgend eine dasselbe betreffende Frage hätte abstimmen können. Allein es galt, auch alle mit demselben verbundenen Einzelnheiten näher auseinander zu setzen, den ganzen mittelalterlichen Hofplunder einzuführen. Der Senat hätte, nachdem er A gesagt hatte, willig das ganze Alphabet auf Befehl des Kaisers durchgemacht, allein um keine Zeit zu verlieren, wurde einer besonderen Commission die Abfassung des Kaiserstatutes übertragen, welche dann auch in zwei Tagen (16. bis 18. Mai 1804) dasselbe vollendete.

Frankreich, dasselbe Land, welches noch vor so kurzer Zeit ewigen Haß dem Königthume geschworen hatte, welchem keine Freiheit und keine Gleichheit schrankenlos genug geschienen hatte, wurde jetzt Napoleon Bonaparten zu Füßen gelegt. Dieser besaß unumschränktere Gewalt, als irgend ein anderer europäischer Despot. Das Reich sollte nämlich nicht blos auf seine leiblichen Verwandten, sondern auf jede beliebige Mannesperson übergehen, welche er an Kindesstatt annehmen möchte. Zugleich wurden die veralteten Ansichten über Mißheirathen in das Statut aufgenommen, indem Napoleon's Brüder, Lucian und Hieronymus, von der Nachfolge ausgeschlossen wurden, weil deren Ehen dem Kaiser nicht zusagten. Die Nachfolge im Reiche wurde daher, falls kein wirklicher oder angenommener Sohn Napoleon's vorhanden sei, dessen Brüdern Joseph und Ludwig und deren Erben zugewiesen. Die Brüder und Schwestern des neuen Kaisers erhielten den Titel Prinzen und Prinzessinnen und einen Jahrgehalt von je einer Million Franken. Der Kaiser selbst trat in alle Bezüge ein, welche die constituirende Versammlung im Jahre 1791 Ludwig XVI. gewährt hatte, d. h. sein Jahrgehalt wurde von einer halben Million auf fünfundzwanzig Millionen erhöht. Außerdem erhielt er die Nutznießung an allen noch vorhandenen königlichen Schlössern und Domainen.

Eine ganze Masse neuer Kron- und Hofbeamten mit Besoldungen, welche bis zu einer drittel Million hinauf reichten, wurden geschaffen. Die Feste, welche zur Einführung des Kaiserreiches gegeben wurden, kosteten fünfundachtzig Millionen Franken.

So schnell und so tief war noch kein Volk nach einer glücklich durchgeführten Revolution in Schimpf und Schande, in Knechtschaft und Aberglauben zurückgefallen, als das französische. Im Verhältniß zu den Uebergriffen Napoleon Bonaparte's erscheinen diejenigen Cromwell's, im Verhältniß zu der Schlaffheit der französischen Nation, diejenige der englischen verzeihlich.

Mögen immerhin bezahlte oder verblendete Geschichtschreiber von dem großen Napoleon

sprechen, mögen Parteimänner den ersten Napoleon im Gegensatze zum Dritten groß nennen, groß war er vor allen Dingen als Mörder der Freiheit, als Verräther der erhabenen Grundsätze der französischen Revolution, zu welchen er sich selbst früher bekannt hatte, als Heuchler und Meineidiger, indem er noch am verhängnißvollen 9. Brümaire den Eid seines Bruders Lucian, daß er ein treuer Vertheidiger der Freiheit sein werde, durch Wort und That bestätigte und doch später systematisch brach.

In allen diesen Beziehungen ist der Neffe hinter dem Oheim nicht zurück geblieben. Der Gegensatz von groß und klein paßt nicht auf diese beiden Erzfeinde der Freiheit und des Menschengeschlechtes.

Steht aber fest, daß Napoleon Bonaparte in allen den genannten Beziehungen groß war, so kann die Menschheit nur beklagen, daß mit dieser Größe der sittlichen Verderbniß große Talente verbunden waren. Je größere Kräfte im Dienste des Despotismus, des Verrathes und Meineids stehen, desto verderblicher wirken sie. Nur im Bunde mit Rechtsgefühl und Freiheitsdrang, Wahrheitsliebe und Hochherzigkeit kann eine große Kraft gedeihlich wirken.

Wer für Freiheit und Recht, für Wahrheit und Edelmuth Empfänglichkeit besitzt, wird diese Ansicht ohne weitere Beweise theilen. Wer aber flach genug ist, sein Urtheil über Menschen blos von den Erfolgen abhängig zu machen, denke an Leipzig und Waterloo, an Elba und St. Helena, an den ersten und zweiten Pariser Frieden! Einem ähnlichen Schicksale kann Napoleon III. nur entgehen, falls der Tod ihn ereilt, bevor das von ihm getragene System zusammen bricht. Haltbar ist dasselbe ganz eben so wenig, als dasjenige seines Oheims, denn es beruht auf derselben Grundlage.

Die Menschheit ist nicht ganz so schlecht, als die Familie Bonaparte glaubt. Der Freiheitsdrang der Nationen hat den ersten Napoleon gestürzt, er wird auch dem Dritten den Untergang bereiten.

Der Kraft keines einzelnen Menschen ist es möglich, eine geistige Bewegung hervorzurufen, wie diejenige der französischen Revolution war. Um so fluchwürdiger ist es, wenn ein Despot dieselbe zu seinen persönlichen Zwecken, statt zu denjenigen der Menschheit verwendet, wenn er derselben die Richtung nach den flachen Sümpfen der Knechtschaft, statt nach den lichten Höhen der Freiheit giebt. Unser Trost in diesem Falle ist aber, daß nach den ewigen Gesetzen, unter welchen die Entwickelung der Menschheit steht, früher oder später in dieser oder jener Form die niedergehaltene Idee der Freiheit doch wieder sich Bahn bricht und mit dem Tyrannen zugleich die Tyrannei zertrümmert!

Zweiter Abschnitt.

Das Kaiserreich (1804 bis 1815).

§ 27. Vorbemerkung.

Zur Zeit, da Alexander nach der Weltherrschaft strebte, stand das griechische Volk in allen Beziehungen des Lebens so hoch über den damals bekannten Nationen der Erde, daß es sich nur darum handelte, dasjenige Uebergewicht, welches es bereits auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst, des Handels und der Gewerbe besaß, auch auf demjenigen des

Krieges zu besiegeln. Dasselbe war der Fall, als Cäsar sich zum Beherrscher der Welt aufwarf. Napoleon Bonaparte verkannte seine Zeit, indem er in die Fußstapfen dieser beiden Eroberer treten wollte. Frankreich ragte nicht, wie Griechenland oder Rom, über alle anderen Länder empor. Es hatte an England einen zur See überlegenen, an Rußland, Oesterreich, Preußen und Spanien Gegner, welchen es wohl manche Vortheile abzugewinnen, die es aber nicht bleibend zu unterjochen vermochte.

Der Grundsatz der Gleichberechtigung war noch nicht in das Wechselverhältniß der Individuen, allein doch in dasjenige der Staaten eingedrungen. Die Verletzungen desselben, deren sich Napoleon schuldig machte, mußten früher oder später alle selbstbewußten Nationen gegen ihn aufregen und ihm seinen Untergang bereiten.

Das französische Volk, welches im Begriffe steht, von Neuem Eroberungskriege zu beginnen und dazu durch die Erinnerung an Napoleon I. ermuthigt wird, möge bedenken, daß die Niederlagen, welche den Siegen auf dem Fuße folgten und von welchen seine Tyrannen und Schmeichler ihm nicht sprechen, die Folgen unabweisbarer geschichtlicher Nothwendigkeit waren, einer Nothwendigkeit, welche weit sicherer begründet ist, als Taktik und Strategie und selbst als die Staatskunst, nämlich die Folgen der jeder Gewaltthat spottenden menschheitlichen Entwickelung.

Es mochte Napoleon I. gelingen, eine Zeit lang die Völker und Fürsten der Erde über seinen Endzweck zu täuschen. Sobald dieselben erkannten, daß dieser auf die Weltherrschaft gerichtet war, wurde der freche Despot durch die Nationen erdrückt, deren tiefste Gefühle er mit Füßen getreten hatte. Die Weltherrschaft war zur Zeit Napoleon's I. eine Unmöglichkeit; sie ist es jetzt nicht minder. Schwerlich wird Napoleon III. auf dem Wege zu derselben so weit, als sein Oheim, vordringen. Nicht dem Schwerte, sondern der Idee steht in unseren Tagen die Welt offen. Nicht das Schwert, sondern nur die Idee kann auf die Dauer zur Herrschaft gelangen — allein nicht durch einen Menschen, nicht im Laufe eines Menschenalters, sondern durch alle hervorragenden Geister der Menschheit im Laufe der Jahrtausende. Diese Weltherrschaft mit begründen zu helfen, ist die Aufgabe, welche alle strebenden Menschen begeistert und der Gedanke, welcher sie im Kampfe mit dem Despotismus unüberwindlich macht.

Einzelne Niederlagen da oder dort können den Fortschritt der Menschheit im Allgemeinen nicht aufhalten. Hochbegabte Despoten und deren Schergen haben solche der Menschheit wiederholt beigebracht. Das rollende Rad der Zeit ging darum doch vorwärts.

Dem Geschichtsforscher, welcher in den Schacht des Völkerlebens und der menschheitlichen Entwickelung eingedrungen ist, erscheinen die macchiavellistischen Künste, mit deren Hülfe die Familie Bonaparte sich empor arbeitete, sehr schwach und ärmlich. Sie mochten in den Kleinstaaten Italiens eine Zeit lang von herrschsüchtigen Abenteurern mit Vortheil angewandt werden. Der Kampf mit einer Stadt, einer Provinz, einem großen oder kleinen Herzogthume weckt nicht die schlummernde Thatkraft eines Welttheils auf. Wenn aber die gesammte Civilisation in Frage steht, wenn es sich handelt um den Fortschritt oder Rückschritt der Menschheit, dann mischen sich in die Reihen Tausende begabter Streiter, welche an den kleinen Zänkereien der Despoten keinen Theil zu nehmen pflegen.

Was sind die Funken einer Elektrisirmaschine im Verhältniß zu den Blitzen des Himmels? Was ist der Regen, welchen ein Gärtner durch eine Gießkanne verbreitet, im Verhältniß zu den Fluthen eines Gewitters? Was sind alle Künste der Menschen im Verhältniß zu den Kräften der Natur? Es giebt aber auf der Erde nicht blos eine physische, sondern auch eine geistige Natur, nicht blos eine Ordnung im Gebiete der Körperwelt, sondern auch eine solche im Gebiete der Geisterwelt. Wer es wagt, mit dieser Ordnung in den

Kampf zu treten, wer glaubt, diese mit kleinen Kunstgriffen, Proclamationen oder selbst Kriegsheeren bezwingen zu können, wird, wie Napoleon I., seinen Untergang finden. Machiavelli wird ihn nicht retten. Er sagt sich, gleich Talleyrand und Fouché, im Augenblicke der Gefahr von seinem Herrn und Meister los.

Der leitende Gedanke der meisten Cabinete Europa's war seit Jahrhunderten gewesen das Gleichgewicht der Macht unter den Staaten aufrecht zu erhalten. Als Karl V. sein Netz über die Erde ausspannen wollte, setzten die katholischen Franzosen sogar die Interessen der Religion, welche sie über alles zu erheben vorgaben, hintenan, um den Kaiser in die Schranken völkerrechtlicher Gleichheit zurückzuweisen. Später strebte Ludwig XIV. nach demselben Ziele. Doch auch er vereinigte nach und nach so viele Gegner wider sich, daß er seine Eroberungspläne aufgeben mußte. England, welches in ähnlicher Weise zur See herrschen wollte, als früher Ludwig XIV. zu Lande, hatte zweimal die nordischen Mächte zum Abschlusse einer bewaffneten Neutralität gedrängt und sich dadurch die Kriegführung gegen Frankreich sehr erschwert.

So oft irgend eine Macht Europa's alle übrigen gemeinsam bedrohte, boten diese ihr vereinigt die Spitze und machten ihrer Eroberungssucht ein Ende. Die Frage war immer nur, in welchem Augenblicke die bedrohten Mächte die Gefahr erkannten. War dieser Augenblick gekommen, so fand sich immer eine Gelegenheit, dem gemeinschaftlichen Gegner eine Niederlage zu bereiten. Der Kurfürst Moritz von Sachsen bildete den Kern der Macht, welcher Karl V. ein Ziel steckte, Wilhelm III. von Oranien denjenigen, welcher Ludwig's XIV. Uebermuth beugte. Beide waren, als sie den Kampf mit der Uebermacht begannen, nicht durch die Größe der ihnen zu Gebote stehenden Hülfsmittel, sondern durch ihren Scharfblick, ihre Ausdauer und ihre Entschlossenheit ausgezeichnet. Bevor sie ihren Zweck erreichten, vergingen manche Jahre, voll von Sorgen und Gefahren. Doch der günstige Augenblick erschien. Sie ergriffen denselben und erwarben sich dadurch hervorragende Stellungen im Buche der Geschichte. Sie bildeten die Ecksteine des Gebäudes des europäischen Staatensystems, auf welchem dieses bis zum heutigen Tage ruht.

Bevorzugte Geister blicken in die Zukunft und verstehen es, die Gefahren zu beschwören, bevor diese zum Ausbruche kommen. Doch die Männer, welche zur Zeit, da Napoleon Bonaparte den Kaiserthron bestieg, die Geschicke Europa's leiteten, waren allesammt sehr mittelmäßiger Begabung. William Pitt, der Bedeutendste unter ihnen, hatte mit derselben Wuth die Freiheitsbestrebungen der französischen Nation bekämpft, als später die Uebergriffe Napoleon's. Er und das unter seiner Leitung stehende England konnte schon aus dem Grunde nicht zum Mittelpunkte eines die Freiheit der Völker bezweckenden Bundes wider Frankreich werden, weil trotz aller Millionen, die er spendete, die Nationen der Erde guten Grund hatten, das Uebergewicht Brittaniens zur See ebensosehr zu fürchten, als dasjenige Frankreichs zu Lande. Das gedemüthigte, mit Füßen getretene preußische Volk leistete im Augenblicke der Entscheidung was kein Kaiser und kein König der Erde vermochte und erwarb sich dadurch unvergänglichen Ruhm und glänzendes Verdienst um die gesammte Menschheit.

Aus der Wechselwirkung bösartiger Schlauköpfe und vertrauender Dummköpfe lassen sich fast alle Rückschritte im Staate, in der Kirche und in der Gesellschaft ableiten. Die Einen erkennen die Lüge, den Betrug, die Gewaltthat in ihrem Innern sehr wohl, fördern dieselben aber als Mittel zu ihren Zwecken. Die Anderen glauben die Lügen und Betrügereien der Schlauköpfe als göttliche Wahrheiten oder unumstößliche Grundsätze des Rechtes, halten die zu deren Durchführung gebrauchten Gewaltthätigkeiten für Recht und helfen dieselben vollziehen.

So lange die Zahl der Dummköpfe so überaus groß ist, wird es niemals an Schlauköpfen fehlen, welche mit weltlichen oder geistlichen Waffen ihr Joch auf den Nacken der Menschen legen. Die Wenigen, welche weder Dummköpfe, noch Schurken sind, haben ihr Leben lang nach beiden Seiten hin zu kämpfen und müssen sehr froh sein, nicht entweder von den Massen als Bösewichter, oder von den Tyrannen als Rebellen verfolgt zu werden.

Wo es sich nur um Meinungsverschiedenheiten handelt, in welchen sich weder Herrschsucht, noch Ehrgeiz, noch Habgier mischen, entsteht niemals Zank und Streit, viel weniger Mord und Todtschlag. Wo aus einer Meinungsverschiedenheit Blutvergießen und Gewaltthat hervorgeht, sind immer böse Schlauköpfe und gutmüthige Dummköpfe im Spiele.

Neben den Schurken, welche den Ton angeben, und den Dummköpfen, welche denselben nachsummen, geht die große Masse der Alltagsmenschen einher, welche sich in dem Tacte, der ihnen von oben herab angegeben wird, bewegt, bis ein anderer Capellmeister den Dirigentenstab ergreift, ein anderes Orchester aufspielt, nach dessen Melodien sie ebenso willig das Mühlrad des Lebens dreht, als früher.

Die Unselbständigkeit der Massen tritt uns nirgends und zu keiner Zeit in so schmerzlicher Weise entgegen, als während des Kaiserreiches Bonaparte's. Von allen den glänzenden Tugenden und Talenten der Jahre 1789 bis 1792 that sich keine andere mehr kund, als die kriegerische Tapferkeit der Nation. So betrübend dieser Zeitabschnitt für den Menschenfreund auch ist, so gewinnt er doch ein erhöhtes Interesse dadurch, daß das Kaiserreich in unseren Tagen, nach einer Unterbrechung von mehr als siebenunddreißig Jahren, durch den Neffen des ersten Napoleon erneuert wurde. Indem wir die Geschichte des ersten Kaiserreiches uns vergegenwärtigen, dringen wir zugleich in die Pläne und in die Staatskunst des zweiten ein. Napoleon III. hat sich die Aufgabe gesetzt, zu vollenden, was sein Oheim begann, aber nicht ausführen konnte. Der Faden, welchen uns die Geschichte Napoleon's I. an die Hand giebt, wird uns auch einen Anhaltspunkt für die Pläne Napoleon's III. geben.

Weltherrschaft war das klar ausgesprochene Ziel Napoleon's I. Alle Schlachten, welche Bonaparte schlug, alle Friedensverträge, die er schloß, gingen nur in dieser Richtung. Frankreich, ja selbst Europa genügte dem Ehrgeize und der Herrschsucht Bonaparte's nicht. Italien und Deutschland waren für ihn nur Stationen, welche ihn nach Rußland, das Reich des Czaaren, Spanien und Portugal nur Brücken, welche ihn nach England, Albion selbst hinwiederum nur das Schiff, welches ihn nach Indien bringen sollte. Da Egypten ihm nicht den Weg dahin bahnte, mußte er den Umweg über England einschlagen. Allein er kam nicht weiter, als bis Boulogne, derselben Stadt, in welcher seines Neffen zweiter Versuch, sich des französischen Thrones zu bemächtigen, scheiterte.

Wenn wir den sittlichen Werth einzelner Nationen oder Individuen würdigen wollen, so bieten uns nur die Beweggründe, welche sie leiten, sichere Maßstäbe. Auf der niedrigsten Stufe steht die Eroberungssucht und die Ruhmbegierde. Die erstere ist in Betreff der Völker nichts anderes, als was die Raubsucht in Betreff der Individuen. Die Eroberer sind nichts weiter, als Räuber im Großen, wie der Ruhm nichts anderes ist, als die Befriedigung der Eitelkeit auf einem weitern Felde. Der Erwerbstrieb bildet die Grundlage der Eroberungssucht, die Beifallsliebe diejenige der Ruhmbegierde. Erwerbstrieb und Beifallsliebe sind zwei Regungen, deren auch das Thier fähig ist. Um eine Stufe höher steht schon das Streben nach nationaler Entwickelung. Dieses ruht auf Selbstgefühl, Vaterlandsliebe und Rechtsgefühl und ist dem einzelnen Menschen, wie den Völkern unumgänglich nothwendig zur Entwickelung ihrer materiellen Interessen, ihrer geistigen Bestre-

bungen und sogar zu ihrer Selbsterhaltung. Frankreich trat zur Zeit Napoleon's I. alle fremden Nationalitäten mit Füßen. Der französische Despot zerriß ohne andere Rücksicht, als diejenige seiner Herrscherlaunen, die italienische und die deutsche Nationalität, unterjochte die belgische und die holländische, griff die spanische und portugiesische mit frevelhafter Heftigkeit an, bedrohte die russische und die türkische und that, trotz aller schönen Redensarten, nichts für die Wiederherstellung der polnischen. Mit der englischen Nation führte Napoleon einen Vernichtungskrieg, welchem nur das Meer eine Schranke setzte. Nothwendige Folge dieses Kampfes mit allen übrigen Nationalitäten Europa's war es, daß die französische selbst litt. So lange sie mit Siegen gekrönt, blutige Lorbeeren errang, wuchs ihr Uebermuth in so unerträglicher Weise, daß sich am Ende alle Völker zu ihrem Sturze verbanden.

Die Freiheitsbestrebungen der französischen Nation hatte Napoleon I. schon vernichtet, bevor er eine Kaiserkrone trug. Den Kampf mit allen Nationen Europa's setzte er fort, so lange er den Scepter in Händen hielt. Für die Freiheit Frankreichs, welche er gewaltsam erdrückte, und das Nationalgefühl, welches er in krankhafter Weise aufblähte, bot er seinem Volke keine anderen Gaben, als diejenigen, welche auch ein Räuberhauptmann seiner Bande verschafft, so lange er mit Glück operirt, d. h. Beute. Das Ende, wozu er gelangte, war demjenigen eines Räuberhauptmannes auch nicht unähnlich. Die Bande mußte den Raub, so weit er vorhanden war, herausgeben. Die Siege verwandelten sich in Niederlagen, der Ruhm in Schimpf und Schande.

So lange das Wesen der Dinge noch verwechselt wird mit dem Maße derselben, der Raub, wenn er im Großen geübt wird, zu Ruhm und Ehre führt, fehlt es der Menschheit noch sehr an sittlichem Gehalte. Wenn die von oben herab systematisch und gewaltsam verdummten Massen einen Raubmörder, welcher sein Handwerk im Großen betreibt, rühmen und preisen, so kann man sie mit ihrer geistigen Beschränktheit entschuldigen. Wenn aber Geschichtschreiber, die sich den Anschein geben, als wären sie Staatsmänner und Philosophen, in dieselbe Trompete stoßen, so verdienen sie eine derbe Züchtigung.

Die Zeit wird kommen, und wir sind hoffentlich von ihr nicht mehr sehr ferne, da kein wesentlicher Unterschied mehr zwischen den Thaten eines Schinderhannes und eines Napoleon wird gemacht werden, und da die Bücher, welche die Thaten des einen oder des andern rühmen, als gleich verderblich werden erkannt werden. Ja! ich mache kein Hehl daraus, daß ich die Werke, welche die Thaten Napoleon's preisen, für viel gefährlicher halte, als Ritter-, Räuber- und Gespenster-Geschichten.

Allerdings würden derartige Bücher schnell aus unseren Bibliotheken verschwinden, wenn sie keine Leser fänden. Bald würden keine Räuberbanden die Straßen mehr unsicher machen, wenn den Hauptleuten keine Genossen mehr zuliefen. Die Eroberungskriege würden die Blätter der Weltgeschichte nicht mehr besudeln, wenn die Despoten vergebens willige Werkzeuge suchten. Allein wie der Schreiber von schlechten Büchern schuldiger ist, als der Leser, der Räuberhauptmann schuldiger, als der Raubgeselle, so ist auch der Despot schuldiger, als die Knechtseele, welche sich von ihm als Werkzeug gebrauchen läßt. Allerdings war Napoleon Bonaparte nicht der Einzige, welcher den über Frankreich hereinbrechenden Despotismus und die über ganz Europa und diesen Erdtheil hinaus sich verbreitenden Eroberungskriege verschuldete. Die Mitschuldigen seiner Gewaltherrschaft über Frankreich waren seine beiden Mit-Consuln Sieyes und Roger-Ducos, Cambacérès und Lebrün, seine Minister und Generale, die an ihn verkauften Senatoren, Gesetzgeber, Tribunen, Staatsräthe, Präfecten und Unterpräfecten, und mehr oder weniger die ganze Nation, welche sich in rasender Verblendung dem glücklichen Feldherrn zu Füßen warf, ihn beräucherte

anbetete und auf den Thron hob, statt ihn, als einen Feind der Freiheit und des Rechtes, in die Schranken der bürgerlichen Ordnung zurückzuweisen.

Mitschuldige seiner Eroberungssucht waren sämmtliche Despoten und Aristokraten Europa's, welche ebensowohl, wie Bonaparte, auf Raub ausgingen und sich von ihm nur durch ihre geringeren Fähigkeiten und ihre schwächere Thatkraft unterschieden.

Der Mechanismus bonapartistischer Willkürherrschaft war fertig, lange bevor das Rauschgold und die Stickereien, womit er geschmückt werden sollte, dem schaulustigen Volke zur Bewunderung und Unterhaltung vorgehalten wurden. Um die wieder in die Bande des Pfaffenthums geschlagene Nation in dem von Bonaparte's Speichelleckern verbreiteten Glauben von der Heiligkeit und dem göttlichen Ursprunge der kaiserlichen Gewalt zu bestärken, ließ Napoleon den Pabst nach Paris kommen und sich von ihm salben (2. December 1804). Um aber seinen Soldaten das Recht der Eroberung anschaulich zu machen, setzte er sich selbst die Krone auf. Mit dem Volke hatte er die Posse der Abstimmung aufgeführt. Mit den Bourbonen hatte er sogar den Versuch gemacht, sich die Krone abtreten zu lassen. In Ermangelung des einzigen wirklichen Rechtstitels der Gewalt, der freien Volksabstimmung, tappte Bonaparte wie im Blindenkuhspiele nach allen Seiten umher, berührte einmal die Mumie des Pfaffenthums, das andere Mal die Leiche der von ihm todtgeschlagenen Göttin der Freiheit. Einmal stieß er an ein Schwert, das andere Mal an die Gräber der Bourbonen. Alle diese Versuche, eine rechtliche Grundlage für seine Usurpationen zu finden, mochten zwar die durch die Stürme der Revolution ermatteten, von Pfaffen in neue Ketten geschlagenen und von einer feilen Presse irre geführten Massen stutzig machen oder betäuben, ein Gefühl der Rechtmäßigkeit bonapartistischer Gewaltherrschaft wurde dadurch nicht erzeugt, wie sich vor Ablauf eines Jahrzehntes herausstellte. Karl VII., welchem kaum der vierte Theil Frankreichs gehorchte, als sein Vater gestorben war, konnte mit den Kräften, welche ihm die Landstriche im Süden der Loire liehen, England und Burgund besiegen und ganz Frankreich gewinnen, obgleich er weder ein Feldherr, noch ein Staatsmann war. Die furchtbarsten Niederlagen, welche er im Laufe vieler Jahre erlitt, zerstörten doch den Glauben an sein Recht auf den französischen Thron nicht. Bonaparte verlor seine Krone das erste Mal nach einem Kampfe von nicht viel mehr als sechs Monaten (18. October 1813 bis 31. März 1814), und das zweite Mal genügte eine einzige Schlacht, ihn vom Throne zu stoßen, weil die Nation, trotz der Abstimmungs- und der Krönungsposse, trotz organischen Senatus-Consulten und Kaiserstatuten, trotz Kanonendonner, Glockengeläute und Kaiserflittern, nicht an sein Recht glaubte. Die Grundlage der Gewalt Bonaparte's war das Schwert. Als dieses sich gegen ihn kehrte, fiel seine Macht wie ein Kartenhaus zusammen. So schnell, als Napoleon, schwang sich nie ein Abenteurer auf den Thron, allein so schnell, als er, wurde auch Keiner gestürzt. Hätte die französische Nation ihm aus Ueberzeugung und mit freiem Willen die Krone aufgesetzt, hätte sie ihm dieselbe nicht so schnell wieder vom Haupte nehmen lassen.

Von dem Augenblicke an, da Napoleon den Kaiserthron bestiegen hatte, bis zum Sturze desselben besteht die Geschichte Frankreichs fast nur in Kriegsgetöse und Schlachtberichten. Schon vorher war der Kampf mit England wieder ausgebrochen. Vollständiger Friede war nie gewesen, denn selbst in der kurzen Frist zwischen dem Frieden von Amiens und dem Wiederausbruche des Krieges mit England (27. März 1802 bis 18. Mai 1803) hatte der Kanonendonner nicht aufgehört. Während des Waffenstillstandes mit England wüthete ein furchtbarer Kampf auf der Insel Hayti *). Bonaparten gelang es, die weißen

*) Siehe weiter unten im 9. Abschnitte, „West-Indien."

Franzosen zu unterjochen. Die schwarzen Franzosen, die Neger von Hayti, ließen sich seine Herrschaft nicht gefallen. Einen Kaiser ihrer eigenen Abstammung duldeten sie ab und zu, allein nicht einen Kaiser weißer Farbe. Kurz nach Napoleon's Krönung setzte sich Jakob I. auf den Thron von Hayti. Doch sein Reich war nicht von Dauer. Nicht lange vor Napoleon III. stellte Faustin I. in kleinerem Maßstabe das Kaiserreich Hayti wieder her, wie der Neffe Napoleon's I. das Reich seines Oheims erneuerte. Faustin I. wollte die Gränzen des Reiches, wie sie zur Zeit des ersten Kaisers von Hayti bestanden hatten, wiedergewinnen und verlor, als ihm dieses nicht gelang, seine Krone. In unseren Tagen versucht Napoleon III., gleich Faustin I., den Ruhm und den Glanz vergangener Zeiten neu zu beleben. Sollte er nicht mehr Glück haben, als sein Landsmann schwarzer Farbe, so dürfte sein Thron nicht fester stehen, als derjenige Faustin's I. stand, nachdem dieser vergeblich gesucht hatte, die östliche Hälfte Hayti's zu unterwerfen. Napoleon III. kämpft jetzt auch um die östliche Hälfte des Reiches seines Vorgängers. Er weiß es wohl selbst, daß sein Thron auf dem Spiele steht.

Napoleon Bonaparte hatte den Frieden von Amiens nur geschlossen, um Zeit und Gelegenheit zu gewinnen zur Einrichtung des Kaiserreichs. Ernst war es ihm mit dem Frieden nie gewesen. Nach wie vor schaltete er in Italien, in den Niederlanden, in der Schweiz und in einem großen Theile Deutschland's als Herr. Auf die Beschwerden, welche der englische Gesandte deßfalls erhob, erklärte Bonaparte mit herausforderndem Uebermuthe: er dulde keine Einmischung England's in das Verfahren Frankreich's auf dem Continente, außer insofern es sich unmittelbar um eine Bestimmung des Friedens von Amiens handele. Bonaparte warf sich dadurch schon gewissermaßen zum Alleinherrscher des europäischen Festlandes auf. Wenn England sich diesen Trotz hätte gefallen lassen, so wäre seine Stellung als Weltmacht vernichtet gewesen. Unter diesen Umständen beeilte sich das Cabinet von St. James nicht, seinerseits die Bedingungen des Friedens von Amiens zu erfüllen. Namentlich gab es die Insel Malta nicht an den Johanniter-Orden heraus. Der englische Gesandte Lord Withworth reiste von Paris ab (12. Mai 1803). In schreiender Verletzung des Völkerrechtes ließ Bonaparte alle auf französischem Boden befindlichen Engländer verhaften. Am 18. Mai 1804 erklärte England den Krieg an Frankreich, und setzte diesen fort bis zum Sturze Napoleon's.

In ähnlicher Weise, wie die französische, verschaffte sich Bonaparte auch die lombardische Krone (26. Mai 1805). Kurz darauf (4. Juni) verleibte er Genua, später (21. Juli) auch Parma und Piacenza Frankreich ein. Seinem Schwager Pasqual Felix Bacciochi, dem Gemahle seiner Schwester Elise verlieh er (5. Mai) Piombino und (23. Juni) die frühere Republik Lukka als erbliche Fürstenthümer.

Talleyrand erklärte im Namen seines Kaisers und Herrn unumwunden, „Frankreich achte, wie der Ocean, eitele Dämme nicht, es setze sich selbst seine Gränze.“ Frankreich war im Munde dieses Ministers gleichbedeutend mit Napoleon und daß dessen Ehrgeiz und Ländergier unbegränzt sei, wußte damals schon ganz Europa. Bevor übrigens ein Jahrzehent vergangen war, hatte nicht Frankreich, sondern das Ausland dem frechen Despoten seine Gränze, und zwar eine sehr enge auf St. Helena gesetzt.

Die französische Nation, an der es gewesen wäre, ihrem Beherrscher die geeigneten Schranken zu ziehen, hatte sich durch die Siege desselben vollständig verblenden, sie hatte sich das Joch Bonaparte's so fest aufschnallen lassen, daß sie gar nicht die Kraft besaß, es zu brechen. Das Ausland mußte es statt ihrer thun, um die Welt von dem unerträglichsten aller Eroberer der neuen Zeit zu befreien.

Frankreich, welches in dem Jahre 1789 der Menschheit die Fahne der Freiheit voran-

getragen hatte, vertauschte dieselbe mit dem Banner des Despotismus und schleppte dieses von einem Ende des Festlandes von Europa zum andern, von Lissabon bis Moskau und von der Südspitze Italien's bis in die Nähe von Lappland. Eine Zeit lang trug das Talent Napoleon's in Verbindung mit der durch Eitelkeit und Beutegier gesteigerten Tapferkeit der französischen Heere den Sieg davon. Europa hatte dem Kaiser der Franzosen keinen Feldherrn von gleicher Begabung entgegenzustellen. Allein die in ihren für Nationalität, Freiheit und Recht auf's Höchste verletzten Völker der Erde erhoben sich in Masse gegen die s. g. große Nation und deren Kaiser. Die Begeisterung der Massen warf ein schwereres Gewicht in die Wage des Sieges, als das Feldherrntalent Napoleon's. Im Augenblicke der Gefahr zeigte es sich, daß Bonaparte, so groß die Zahl seiner Knechte, Schergen und Schmeichler gewesen war, doch nur sehr wenige treue Freunde und wirkliche Verehrer gehabt hatte. Ein Bundesgenosse nach dem andern fiel im Unglücke von ihm ab. Die Völker, welchen Napoleon seine Günstlinge und Verwandten zu Herrschern gegeben hatte, vertrieben diese. Nur diejenigen behaupteten sich, welche ihre Waffen gegen Frankreich kehrten. Schnell, wie er entstanden war, fiel der stolze Bau Napoleonischer Gewaltherrschaft in sich zusammen.

In den Jahren 1812 und 1813 nannten noch manche Leute, die sich für sehr weise hielten, jede Regung des Unwillens, welche sich gegen den Despoten Bahn brach, unbesonnen und gefährlich. Dieselben Feiglinge waren die ersten, welche die in Folge des Kampfes mit Napoleon auflodernde Flamme der Freiheitsbegeisterung zu löschen suchten. Die Feigheit war zu allen Zeiten die schlimmste Feindin des Fortschritts. Sie verkriecht sich am liebsten unter den Deckmantel der Klugheit, wie der in Angstschweiß gebadete Gespenstergläubige unter seine Bettdecke.

§ 28. Das Kaiserreich von 1804 bis 1808.

Die Nation, die Regierung, die Verbindung, welche eine höhere sittliche Stellung inne hat, als ihr Feind, ist dadurch des Sieges gewiß, falls das Machtverhältniß nicht zu ungleich ist. Denn nur sittliche Gefühle flößen den Menschen begeisterte Kraft und unermüdliche Ausdauer ein, nur sie binden die verschiedenen Theile einer geistigen Gemeinschaft fest zusammen und verleihen daher allen ihren Bewegungen jenes Ungestüm, welches alles vor sich niederwirft, und jene Geschlossenheit, welche keine Lücke in der Schlachtlinie aufkommen läßt.

Der Standpunkt der Cabinete, welche vor Kurzem erst Polen getheilt, Oesterreich's, welches in die Theilung Deutschland's und Italien's gewilligt, Rußland's, welches die Theilung der Türkei stets im Auge hatte, England's, welches ebenso übergreifend zur See, als Frankreich zu Lande war, gab denselben in sittlicher Beziehung nichts oder doch nur sehr wenig vor Napoleon voraus.

Frankreich hatte durch den Frieden von Lüneville seine Gränze bis zum Rheine vorgeschoben. Damit nicht zufrieden, hatte es sich die Schweiz, Oberitalien bis zur Etsch und Batavien bis in die Nähe der Ems thatsächlich unterworfen. Die Zahl seiner Departemente war von 83 auf 110 gestiegen. Die ganze Wehrkraft des Reiches lag in den Händen eines Mannes, des begabtesten Feldherrn seiner Zeit. Wie konnte Europa hoffen, diesen zu besiegen, so lange es ihm auf demselben Standpunkt: der Gewalt, der Eroberung und der Nichtachtung aller Menschenrechte entgegentrat? In den Jahren 1804 und 1805 waren die Fürsten Europa's noch nicht genug gedemüthigt, um, im Gefühle des an ihnen und an ihren Völkern begangenen Unrechts und des auf dieselben ausgeübten Druckes die

Gedanken von Recht und Freiheit in ihren Gemüthern aufkommen zu lassen, oder um zu erkennen, daß die alten Mittel zum Siege nicht ausreichten, daß vielmehr neue Hebel angesetzt werden müßten, falls das Joch des französischen Despoten gebrochen werden solle. Die Machthaber Europa's empfanden dieses wohl schmerzlich, allein sie dachten an dasjenige nicht, welches sie selbst ihren Völkern auferlegten. Der Kampf drehte sich nur um Länder und Macht. Auf beiden Seiten gab die Gewalt den Ausschlag und griff, unbekümmert um das Recht, so weit sie reichen konnte.

England, welches längst wieder im Kriege mit Frankreich befangen war, schürte das Feuer auf dem Festlande Europa's. Es zahlte den Mächten Hülfsgelder und trieb sie dadurch von Neuem in den Kampf. Dieser hatte zwar nichts mehr mit Ideen gemein. Allein das dynastische Interesse lag von jeher den Fürsten nicht viel weniger am Herzen, als das monarchische Princip. Die Bourbonen standen den Fürsten Europa's näher, als Bonaparte, welcher doch immer an die Revolution erinnerte. Diese war, nach der Ansicht der Despoten nicht besiegt, solange ein Kind derselben, wenn auch ein pflichtvergessenes, auf dem französischen Throne saß.

Am 3. December 1804 schloß Schweden einen Subsidien-Vertrag mit England, am 11. April 1805 Rußland einen s. g. Concert-Vertrag mit derselben Macht. Dieser sollte zu einem Bunde aller europäischen Staaten gegen Frankreich erweitert werden und bezweckte die Wiederherstellung aller vor dem Revolutionskriege bestandenen Verhältnisse. Doch der Strom der Geschichte läßt sich nicht zu seiner Quelle zurückführen. Der Zweck des s. g. Concert-Vertrages war ein verfehlter. Die dritte Coalition wider Frankreich konnte schon aus dem Grunde von keinem Erfolge gekrönt werden, weil Preußen derselben nicht beitrat. Die Vereinigung der Streitkräfte der Coalition wurde dadurch erschwert und verzögert. Alle Vorbereitungen zum Kampfe wurden in so mangelhafter Weise getroffen, daß es Napoleon Bonaparten nicht schwer wurde, neue Siege zu gewinnen. Am 9. August 1805 trat Oesterreich dem englisch-russischen Concert-Vertrage bei. Die kleineren süddeutschen Mächte dagegen näherten sich mehr und mehr dem französischen Cabinete an, weil sie hofften, mit dessen Hülfe sich eher vergrößern zu können.

Kurz nach dem Wiederausbruche des Krieges mit England (26. bis 30. Mai 1803) waren die Franzosen in Hannover eingefallen, und hatten das ganze Land in Besitz genommen, ungeachtet das deutsche Reich mit ihnen Frieden hatte, und die persönliche Verbindung, in welcher Hannover durch Georg III. mit England stand, nach den Grundsätzen des Völkerrechtes, einen Angriff auf Hannover in keiner Weise rechtfertigte.

Für Napoleon Bonaparte konnte nichts erwünschter sein, als die eben so voreilig, als ungeschickt angelegte dritte Coalition. Er war zum Kriege bereit. Er brauchte nur die an der Nordküste Frankreich's gegen England vereinigten Heeresmassen und die schon in Hannover stehenden Truppen auf Oesterreich zu werfen, um diese Macht zu erdrücken, bevor dieselbe von ihren Bundesgenossen Hülfe erhalten konnte. Statt einer höchst gefahrvollen Landung in England, mit welcher es Napoleon Bonaparte schwerlich jemals Ernst war, konnte derselbe, ohne sich den schwankenden Wogen anzuvertrauen und einen ungleichen Kampf mit der englischen Flotte wagen zu müssen, zu gleicher Zeit seinen beiden erbittertsten Feinden, den Engländern und Oesterreichern eine entschiedene Niederlage beibringen. Sobald sich die französischen Heere näherten, schlossen Baiern, Würtemberg und Baden Verträge mit Napoleon ab und stellten demselben ihre Truppen zum Kampfe wider Oesterreich zur Verfügung. Die Franzosen, denen es nur darauf ankam, die Oesterreicher zu schlagen, und welche das preußische Cabinet nur so lange schonten, als sie glaubten, dasselbe fürchten zu müssen, kümmerten sich um dessen Neutralität nicht, rückten mit hunderttausend

Mann durch das Ansbach'sche in den Rücken der Oesterreicher (3. bis 6. October) und waren demzufolge des Sieges gewiß, bevor nur ein Schuß gefallen war. Ein entschlossener und hochbegabter Feldherr hätte Mühe gehabt, sich aus einer so gefahrvollen Lage zu ziehen, wie diejenige war, in welcher sich die Oesterreicher bei Ulm befanden. Mack, welcher dieses nicht war, wußte weder vor der Schlacht einen durch die Verhältnisse nothwendig gewordenen Rückzug anzutreten, noch mit dem Degen in der Faust die Feinde zurückzuschlagen. Er verlor mehrere Gefechte, in welche er sich unbedachtsamerweise eingelassen hatte und ergab sich (20. October) mit fünfundzwanzigtausend Mann dem Sieger. Mehrere andere Heeresabtheilungen, welche, sich selbst überlassen, ihre Rettung in der Flucht suchten, fielen gleichfalls in französische Gefangenschaft.

Bevor die Russen zu Hülfe gekommen, waren die Oesterreicher vollständig geschlagen. Schon am 13. November rückten die Franzosen in Wien ein. Die Kopflosigkeit, welche daselbst herrschte, war so groß, daß man nicht einmal die Brücken über die Donau abbrach, um dem Feinde das Vorrücken zu erschweren. Die Schlacht von Austerlitz (2. December 1805), in welcher Napoleon das vereinigte russische und österreichische Heer schlug, brach den Muth des Kaisers Franz vollständig. Uebereilt, wie er den Krieg begonnen hatte, schloß er (26. Dec. 1805) den Frieden zu Preßburg. Oesterreich erkannte alle vor Ausbruch des Krieges von Napoleon in Italien getroffenen Veränderungen an, trat das venetianische Land auf beiden Seiten des adriatischen Meeres an das Königreich Italien, Tyrol, Vor-Arlberg, Eichstätt und einen Theil von Passau an Baiern, seine Länder in Schwaben und das Breisgau an Baiern, Würtemberg und Baden ab. Der ehemalige Großherzog von Toscana mußte Salzburg und Berchtesgaden an Oesterreich überlassen und sich als Entschädigung mit Würzburg begnügen.

Die Kurfürsten von Baiern und Würtemberg erhielten den Königstitel. Der deutsche Kaiser mußte sie und den Kurfürsten von Baden als völlig unabhängig anerkennen. Dem neugeschaffenen Könige von Baiern wurde überdies noch die Reichsstadt Augsburg zugeschieden.

Seit dem Westphälischen Frieden hatte das deutsche Reich alle Kraft verloren. Allein es bestand, so schwach es auch war, noch fort! Der Preßburger Frieden versetzte ihm den Todesstoß. Daß Oesterreich dieses zugab, war um so schimpflicher, als die Lage der Dinge derartige Zugeständnisse durchaus nicht gebot. Noch standen Rußland und England im Felde wider die Franzosen. Rußland's Macht hatte nur sehr wenig gelitten. Die Verluste von Austerlitz konnten schnell ersetzt werden. England hatte um die Zeit der Capitulation von Ulm einen glänzenden Sieg über die französisch-spanische Flotte bei Trafalgar (22. October 1805) davongetragen. Es war dieses ein furchtbarer Schlag für Frankreich. Von den dreiunddreißig Linienschiffen der vereinigten Flotte waren neunzehn in der Schlacht verloren gegangen, vier andere nahmen die Engländer kurze Zeit darauf. Von der Flotte, auf deren Erbauung Frankreich und Spanien sechs Jahre Zeit und unermeßliche Summen Geldes verwendet hatten, blieben beiden Reichen nur zehn Schiffe übrig.

Die Schlacht von Trafalgar wog Ulm und Austerlitz zusammengenommen auf. Hierzu kam aber noch, daß Preußen durch die Verletzung seines Gebietes einen neuen Sporn erhielt, den Krieg mit Frankreich zu beginnen. Alles kam darauf an, daß Oesterreich ausharrte. Allein schon am 6. December hatte es einen Waffenstillstand geschlossen und seit dieser Zeit unausgesetzt mit Frankreich wegen des Friedens unterhandelt.

Eben so schwach, als das Wiener, benahm sich das Berliner Cabinet. Die Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz und dem darauffolgenden Waffenstillstande wirkte vernichtend auf den Grafen von Haugwitz, welcher die Angelegenheiten Preußen's leitete

Dieser unfähige und charakterlose Staatsmann ließ sich überreden, einen Vertrag mit Frankreich abzuschließen, welcher das Vertrauen Deutschland's erschüttern und alle bisherigen Freunde Preußen's in dessen erbitterte Feinde umwandeln mußte. Durch den (15. December 1805) zu Wien unterzeichneten Vertrag schloß Preußen Bundesgenossenschaft mit Frankreich. Zugleich übernahm es die Bürgschaft für alle neuen Erwerbungen Frankreich's, trat Ansbach an Baiern, Cleve und Neufchatel an Frankreich ab, und ließ sich, was das schlimmste des ganzen Vertrages war, sämmtliche deutsche Staaten des Königs von England, in deren Besitz sich Napoleon Bonaparte rechtswidrigerweise gesetzt hatte, abtreten, gleich als ob Frankreich über dieselben gültig verfügen könnte.

Schwerlich hat Preußen jemals einen schimpflichern Vertrag abgeschlossen, als diesen. Denn er stand nicht blos im Widerspruche mit allen Rechtsbegriffen, mit allen Ueberlieferungen der preußischen Monarchie, mit den gerechten Erwartungen, welche Deutschland, England und Rußland von Preußen hegen konnten, sondern auch mit allen Regeln der Klugheit, welche Preußen verboten, mit Frankreich einen Bund zu schließen, im Augenblicke, da es im Kampfe mit Rußland, Schweden und England befangen war, und zwar unter Bedingungen, welche den König von England zu unversöhnlicher Feindschaft reizen mußte.

Nachdem Napoleon Oesterreich's Macht gebrochen und zum Frieden gezwungen und Preußen an seinen Siegeswagen gefesselt hatte, fuhr er fort, Deutschland zu zersplittern. Die kleinen deutschen Fürsten, welche von jeher gewohnt waren, sich an irgend eine Großmacht anzulehnen, um unter deren Fittigen ihr Dasein fristen und, wo möglich ihre Besitzungen erweitern zu können, welche überdies in dem Kriege gegen Oesterreich schon Partei für Frankreich genommen hatten, verbanden sich jetzt noch inniger mit dem Despoten, welcher im Begriffe stand, ihr Vaterland zu unterjochen. Am 12. Juli 1806 schlossen sechszehn derselben, darunter die Könige von Baiern und Würtemberg, der Kurfürst von Baden und der Landgraf von Hessen-Darmstadt den s. g. Rheinbund, welcher sich vom Reichsverbande lossagte, sich dem Protectorate des Kaisers Napoleon unterwarf und den durch den Preßburger Frieden begonnenen Ruin des deutschen Reiches vollendete. Die Rheinbundsfürsten stellten ein Heer von dreiundsechzigtausend Mann zur Verfügung des französischen Kaisers. Preußen sah sich dadurch des Einflusses, den es seit langer Zeit auf Deutschland geübt hatte, verlustig. Seine Lage war bemitleidenswerth. Schweden und England hatten ihm in Folge des mit Frankreich abgeschlossenen Vertrages vom 15. December 1805 den Krieg erklärt. Napoleon hatte das Berliner Cabinet an den Rand des Verderbens gebracht. Es galt nur, zu vollenden, was Preußen selbst durch seine eben so unkluge, als unehrenhafte Verfahrungsweise vorbereitet hatte. Als es zu spät war, erkannte das preußische Cabinet, daß es von Napoleon überlistet worden war. Es söhnte sich mit England und Schweden aus, verband sich mit Rußland und nöthigte Sachsen und Kurhessen, sich ihm anzuschließen. So entstand die s. g. vierte Coalition, welche, wo möglich, noch übereilter, als die dritte geschlossen wurde, und noch schimpflicher, als diese für die wider Frankreich verbündeten Mächte endigte. Das preußische Heer, welches noch immer der Zeiten Friedrich's des s. g. Großen gedachte, aber weder einen Feldherrn, wie diesen, noch eine Kriegserfahrung und eine Entschlossenheit, wie die Sieger von Roßbach, dafür aber um so größern Uebermuth und Dünkel besaß, verlor die Schlacht von Jena und Auerstädt (14. October 1806) und leistete nach diesem Tage dem Feinde nirgends mehr erheblichen Widerstand. Eine Festung nach der anderen öffnete den Franzosen ihre Thore. Napoleon rückte bis über die Oder vor. Von Holland aus nahm Bonaparte Besitz von den preußisch-westphälischen Ländern, von Hannover (24. October 1806), Braunschweig,

Hessen-Cassel, den Hanse-Städten, Mecklenburg und Oldenburg. Die Truppen des Rheinbundes halfen dem französischen Despoten Norddeutschland zu unterwerfen.

Dasselbe falsche Spiel, welches Napoleon mit Deutschland, Italien, der Schweiz und Holland getrieben, setzte er jetzt gegen Polen fort. Unter dem Vorwande der Wiederherstellung ihrer Nationalität rief er die Bewohner dieses Landes unter die Waffen. Seinen trügerischen Worten vertrauend, erhoben sich dieselben an mehreren Orten und führten den Franzosen tapfere Schaaren zu. Schon am 28. November rückte Mürat in Warschau ein. Am 19. December langte Napoleon daselbst an. Mit neuer Wuth entbrannte der Krieg. Bei Preußisch-Eylau (7. und 8. Februar 1807) verloren auf beiden Seiten dreißigtausend Krieger das Leben, fünfzigtausend wurden verwundet. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu. Doch war die Schlacht unentschieden geblieben. Nach und nach fielen übrigens die preußischen Festungen eine nach der anderen in französische Gewalt.

Bei Friedland (14. Juni 1807) errang Napoleon einen blutigen Sieg. Tags darauf rückten die Franzosen in Königsberg ein. Die Russen zogen an den Niemen. Alexander suchte um Waffenstillstand nach. Am 7. Juli schloß Napoleon zu Tilsit Frieden mit Rußland, am 9. Juli 1807 mit Preußen ab. Alexander I. gab seinen Verbündeten, den König von Preußen, Napoleon den seinigen, das Volk von Polen, preis. Der russische Kaiser verschmähte es nicht, sein unermeßliches Gebiet auf Kosten seines Bundesgenossen zu vergrößern, indem er sich den Kreis Bialystock mit fast dreimalhundertfünfzigtausend Einwohnern abtreten ließ. Statt der Wiederherstellung Polens wurde ein Großherzogthum Warschau errichtet, welches den Erwartungen der unglücklichen Polen und den ihnen gemachten Versprechungen keineswegs entsprach.

Preußen verlor fast die Hälfte seines Gebietes, einen Flächenraum von zweitausend siebenhundert Quadratmeilen und fünf Millionen Menschen. Alle Länder zwischen Elbe und Rhein, der Cotbuser Kreis und alle seine polnischen Länder mit wenigen Ausnahmen gingen verloren. Zu diesen Verlusten kam noch der Schimpf hinzu, daß Napoleon erklärte, nur aus Achtung für den russischen Kaiser die preußische Macht fortbestehen lassen zu wollen. Unerschwingliche Brandschatzungen, welche Preußen im Laufe vieler Jahre nicht leisten konnte, wurden dem unglücklichen Lande auferlegt, bis zu deren Entrichtung die bedeutendsten Festungen Preußen's in französischer Gewalt blieben.

Von den Pyrenäen bis zur russischen Gränze herrschte Napoleon mit unumschränkter Gewalt, sei es, daß er die eroberten Länder Frankreich einverleibte, oder durch dienstwillige Knechte mit königlichen oder anderen Titeln verwalten ließ.

Zum Könige von Italien ernannte Napoleon seinen Adoptivsohn Eugen Beauharnais, zum Könige von Neapel und Sicilien seinen Bruder Joseph (30. März 1806), zum Könige von Holland seinen Bruder Ludwig Napoleon, zum Könige von Westphalen, wozu Preußen, Hessen-Kassel, Braunschweig, Wolfenbüttel und Hannover den Stoff lieferten, seinen Bruder Hieronymus, zum Herzoge von Warschau den König Friedrich August von Sachsen. Ostfriesland verband er mit Holland; Cattaro und Ragusa mit dem Königreiche Italien. Die ionischen Inseln wurden zu einem Vasallenstaate Frankreichs erklärt. Danzig sollte eine freie Stadt sein. In der That herrschte dort ein französischer Statthalter.

An der unermeßlichen Siegesbeute nahmen die Generale Napoleon's einen entsprechenden Antheil. Sie wurden reichlich ausgestattet mit eroberten Ländereien, Titeln und Ehrenbezeugungen. Staatsgüter im Werthe von dreißig Millionen Franken wurden in den venetianischen Provinzen zur Vertheilung unter dieselben vorbehalten. Das Königreich Italien, Neapel, Lukka und fast alle Theile des dem französischen Kaiser dienstpflichtigen Europa's mußten ähnliche Summen in Geld oder Grund und Boden stellen, damit

Napoleon seine unersättlichen Helfershelfer würdig belohnen konnte. Die Wiederherstellung des Adels ging mit diesen Dotationen Hand in Hand. Durch die Senatusconsulte vom 14. August 1806 und zwei kaiserliche Decrete vom 1. März 1808 führte Napoleon den ganzen alten Plunder von Adelstiteln und Majoraten wieder ein. Fast ganz Europa mußte seine Beiträge zur Ausstattung des neuen französischen Adels leisten.

Die Familie Bonaparte's konnte natürlich hinter dem Gange, in welchen Napoleon die Staatsmaschine versetzte, nicht zurück bleiben. Eugen Beauharnais vermählte sich mit der Prinzessin Auguste von Baiern, Stephanie von Beauharnais mit dem Erbprinzen von Baden, Napoleon's Bruder Hieronymus, nach Verstoßung seiner rechtmäßigen Gemahlin, einer geborenen Paterson, mit Friederike Katharina von Würtemberg.

In allen Beziehungen ahmte Napoleon Bonaparte den herrschenden Monarchen Europa's nach. Wenn wir die Einrichtungen und Anstalten desselben in's Auge fassen, so finden wir darin nicht die geringste Originalität. Gerade so wie die Fürsten der dritten Coalition, strebte auch er darnach, in Frankreich alles wieder auf den Fuß vor der Revolution zurück zu führen. Der Unterschied zwischen Bonaparte und dessen Feinden bestand nur darin, daß diese hauptsächlich die Dynastie Frankreichs im Auge hatten, Napoleon dagegen die Staatsverfassung des Landes. Die Rückkehr zum mittelalterlichen Despotismus war ohne die Daumschrauben der Polizei und der stehenden Heere unmöglich. Der Vereinigung dieser Erfindungen der Neuzeit mit der Maschinerie der Vergangenheit bildete das Wesen des Bonapartismus. Die Großen Frankreichs gehörten jetzt nicht mehr, oder doch nur theilweise den alten Adelsgeschlechtern an. Sie trugen nicht mehr ausschließlich französische, sondern auch italienische, deutsche und bald schon spanische und russische Namen. Allein diese thun nichts zur Sache, so wenig als die Quellen, aus welchen die Reichthümer des Adels flossen. Kein König Frankreichs, selbst Ludwig XIV. nicht, trieb jemals so frechen Spott mit den Begriffen des Rechtes, keiner warf einen so dünnen Schleier über seine Räubereien, als Napoleon. Um die Verleihung von Benevent und Pontecorvo an Talleyrand und Bernadotte zu rechtfertigen, berief er sich darauf, daß diese Fürstenthümer bisher nur Zankäpfel zwischen Neapel und dem Kirchenstaate gewesen seien. In ähnlicher Weise begründete er die meisten Einverleibungen und Verschenkungen von Provinzen, Städten und Ländern, die er sich erlaubte.

Um das von ihm geschaffene, oder vielmehr nur erweiterte System der Eroberung aufrecht zu erhalten, bediente er sich neuer Namen. Ludwig XIV. hatte es niemals gewagt, die von ihm gehegte Eroberungspolitik in ein System zu bringen. Napoleon Bonaparte überbot ihn an Frechheit, indem er dem Systeme des politischen Gleichgewichtes, welches seit Jahrhunderten in Europa bestand und welchem kein Eroberer ungestraft Trotz geboten hatte, dasjenige der Präponderanz, des Uebergewichtes entgegen setzte.

Der Despotismus, wie jede andere auf Laster und Verbrechen ruhende Einrichtung, bringt es mit sich, daß jede Regung der Freiheit, jedes für Recht und Wahrheit in die Schranken tretende Wort ihn gefährdet. Er muß daher zu seiner Selbsterhaltung in demselben Maße, als er um sich greift, die Ketten, in welchen er seine Schergen, gleich dem ganzen Volke, hält, immer fester anziehen. Je größer die Zahl der Günstlinge war, welchen Napoleon Königreiche, Herzogthümer und Fürstenthümer verliehen hatte, desto strengere Maßregeln mußte er ergreifen, um dieselben in Unterwürfigkeit zu erhalten. Er schärfte daher allen seinen Vasallen ein, ihre erste Pflicht bände sie an den Kaiser, die zweite an Frankreich. Erst nach Erfüllung dieser doppelten Pflicht könnten sie derjenigen, welche sie ihren Völkern gegenüber hätten, Rechnung tragen. In solcher Weise sprach Bonaparte den Erklärungen Hohn, mit welchen er in früheren Zeiten Italiener, Deutsche, Holländer

und Polen gefördert hatte. An die Stelle des einfachen Joches, welches dieselben mit Unwillen getragen hatten, setzte er ein dreifaches.

Um die zur Beschönigung seiner Gewaltthaten gebrauchten Redensarten unter das Volk zu verbreiten, führte er einen neuen Catechismus in allen katholischen Gemeinden ein (4. April 1806), welcher den ganzen Bonapartismus mit Conscriptionsgesetz, blinder Gehorsamspflicht, Eroberungspolitik und allen Anhängseln als göttliche Wahrheiten darstellte. Er machte dadurch allen denkenden Menschen anschaulich, was Catechismen eigentlich sind, nämlich Mittel, die herrschende Gewalt durch Dummheit und Aberglauben zu stützen. Wahrhaft komisch ist es zu sehen, wie bis auf den heutigen Tag die Leute, welche an dem römisch-katholischen, protestantischen oder jüdischen Catechismus keinen Anstoß nehmen, den bonapartischen auf's Heftigste angreifen. Einen wesentlichen Unterschied zwischen diesem oder jedem andern haben wir nie entdecken können. Alle Catechismen sind auf blindes Nachbeten und auf die Vortheile ihrer Verbreiter berechnet. Alle nehmen unumstößliche Wahrheit, sei es in der Form göttlicher oder hochobrigkeitlicher Offenbarung, in Anspruch.

Der bonapartische Catechismus kann den Vergleich mit anderen Catechismen wohl aushalten. Er war nichts weiter, als eine der nothwendigen Consequenzen des napoleonischen Systems.

Als Wächterin über seinen Catechismus setzte Napoleon (17. März 1808) die kaiserliche Universität ein. Auch hierin betrat er keine neue Bahn, vielmehr nur dieselbe, auf welcher vor und nach ihm alle Despoten der Neuzeit wandelten. Auch hierin, wie in Betreff seines Catechismus, seines neu errichteten Adels, seines Familienstatutes und seines Kaiserstatutes, begnügte er sich mit einer neuen Auflage veralteten Unsinns und Unrechts.

Nachdem Napoleon seine Herrschaft so weit ausgedehnt hatte, blieb ihm keine Zeit mehr übrig, sich mit dem ohnedies abgenutzten Räderwerke der französischen Verfassung zu beschäftigen. Er schaffte (19. August 1807) das Tribunat ab. Frankreich verlor an demselben keine Stütze der Freiheit. Bevor er das Tribunat beseitigte, hatte er dasselbe längst aller Lebenskraft beraubt.

Ganz Frankreich war verblendet durch die Siege und betäubt durch das Waffengeklirre Bonaparte's. Auf dem Festlande Europa's wagte Niemand mehr, dem Kaiser der Franzosen die Spitze zu bieten. Allein auf der See herrschte England ebenso schrankenlos, als Frankreich zu Lande. Wie konnte Napoleon England besiegen? „An der Oder, an der Weichsel müssen wir die verlorenen Colonien wieder erobern," — dieses waren die Worte, mit welchen Bonaparte die Gewaltthaten, welche er sich gegen Freund und Feind erlaubte, zu beschönigen suchte. Seit Jahrtausenden waren unter den civilisirten Völkern der Erde die Rechte der Neutralen anerkannt worden. Die Eingriffe, welche sich die Engländer in dieselben erlaubt hatten, waren von keiner Macht heftiger bekämpft worden, als von Frankreich. Als Bonaparte aber siegreich bis Berlin vorgedrungen war, glaubte er ungestraft allen völkerrechtlichen Begriffen von Neutralität und Blokadestand Hohn bieten zu können. Früher hatte es als Grundsatz gegolten, daß eine Blokadeerklärung nur dann Gültigkeit besitze, falls derselben durch eine entsprechende Machtentfaltung Nachdruck gegeben wurde. Frankreich besaß keine Flotte, mit welcher es wagen konnte, den kleinsten englischen Hafen zu blokiren. Dieses hielt aber Napoleon nicht ab, durch ein Decret vom 21. November 1806 ganz England, Irland und Schottland in Blokadezustand zu erklären. Bonaparte verbot allen Handel und jedweden Briefwechsel mit den brittischen Inseln, erklärte alle zuwiderhandelnden Schiffe, alle englischen Waaren und Fabrikate, wo man sich immer

deren bemächtigte, für gute Prisen und verschloß allen von England und dessen Colonien kommenden Schiffen die Häfen Frankreichs und seiner Bundesgenossen.

Das englische Cabinet, statt treu zu bleiben den ewigen Grundsätzen des Rechtes und den durch die Gewohnheit und die Uebereinstimmung der Nationen festgestellten völkerrechtlichen Bestimmungen trat auf denselben Standpunkt, wie Frankreich und kehrte den Stiel nur um. Ja, es ging im Unrechte noch weiter, als Frankreich, indem es nicht blos die wirklich französischen Güter, sondern auch diejenigen, welche sich nur mit einem feindlichen Ursprungscertificate versehen hatten, für gute Prisen erklärte.

Der Widerstand Englands trieb Napoleon auf der Bahn des Unrechts und des Unsinns von Schritt zu Schritt weiter. Durch einen von Mailand unterm 17. December 1807 erlassenen Beschluß erklärte er jedes Schiff, welches die von England gestellten Bedingungen erfüllte, oder sich einer Untersuchung durch englische Schiffe unterwürfe, oder endlich nur eine Abgabe an die englische Regierung bezahlte, als denationalisirt und folgeweise gute Prise. Gleiches Urtheil sprach er über alle von brittischen Häfen oder Colonien kommende oder dahin bestimmte Schiffe.

Die Folge dieser wüthenden Beschlüsse war keineswegs die Vernichtung des brittischen Handels, wie Napoleon gewähnt hatte, sondern die Begründung eines Frankreich und seinen Bundesgenossen in sittlicher Beziehung gleich verderblichen Schmuggelhandels, welcher zum Theil unter stillschweigender oder sogar ausdrücklicher Genehmigung französischer Behörden stattfand. Das Continentalsystem Bonaparte's, welchen Namen die eben genannten Beschlüsse in ihrer Vereinigung erhielten, war nichts weiter, als die auf den Gipfelpunkt getriebene Barbarei gegenüber einem Handelsverkehre, welcher an Großartigkeit seines Gleichen nicht gehabt hatte. Es war die brutale Gewalt, welche auf die Bedürfnisse der Nationen ebenso wenig Rücksicht nimmt, als auf deren Rechtsbegriffe. Ein solches System mußte nothwendig an seiner eigenen Uebertriebenheit scheitern. Statt dieses einzusehen und einzulenken, ging Napoleon Bonaparte in seiner blinden Wuth immer weiter. Durch die Decrete von Antwerpen, Trianon und Fontainebleau (Juli, 5. August und 4. October 1810) legte er auf alle Colonialwaaren eine s. g. Continentalsteuer von fünfzig Procent und befahl er, alle englischen Waaren ohne Unterschied zu verbrennen. Zugleich führte er die s. g. Licenzen ein, ohne welche kein Schiff nach einem fremden Hafen auslaufen durfte und welche zu hohen Preisen bezahlt werden mußten, aus deren Ertrage Napoleon für sich und seine Günstlinge eine reiche Einnahmsquelle, freilich zum Schaden der Schifffahrt und des Handels, schuf.

Frankreich und seine Verbündeten litten unter diesen Bestimmungen weit mehr, als England. Denn obschon der Handel der Britten dadurch nicht minder, als derjenige ihrer Feinde beschränkt wurde, so bestand der Schaden der letzteren überdies darin, daß sie die englischen Waaren, welche trotz aller Verbote auf das Festland Europa's gelangten, mit außerordentlich hohen Preisen bezahlen oder durch elende „Surrogate“ ersetzen mußten.

Doch was kümmerten sich Napoleon und seine Schergen um die Drangsale der Völker? Er selbst, seine Großwürdenträger und Vasallen-Könige, ja selbst deren Affen tranken nach wie vor Kaffee mit Colonialzucker. Die Massen wurden aber auf einheimische Producte, Runkelrübenzucker, Honig, Cichorien und gelbe Rüben verwiesen.

Die Ausdehnung des Continentalsystems wurde zu einem leitenden Gedanken der bonapartistischen Eroberungspolitik. Preußen, Dänemark, Rußland und Oesterreich fügten sich derselben eine Zeit lang. Allein je drückender das französische Joch diesen Mächten war, desto ernstlicher wurde Napoleon dadurch bedroht.

Schweden und die Türkei erkannten das Continentalsystem niemals an; die Inseln

Sicilien und Sardinien ebenso wenig und die pyrenäische Halbinsel nur, so weit die französischen Waffen reichten.

Nichts macht übrigens die Gewalt, welche Napoleon damals ausübte, anschaulicher, als das Continentalsystem, welches, eine Zeit lang wenigstens, von der Nordostspitze Rußlands bis zur Südwestspitze Spaniens und von Jütland bis an's Ende Italiens reichte.

§ 29. Das Kaiserreich von 1808 bis 1812

Napoleon Bonaparte war groß. Der Senat hatte ihm ja durch förmlichen Beschluß dieses bezeugt. Auch die französische Nation war groß. Wenigstens nannten sie so alle Schergen der kaiserlichen Gewalt, alle Vasallen-Könige und deren feile Knechte. Wenn wir aber die Größe Napoleon's und der französischen Nation etwas schärfer betrachten, so erkennen wir, daß dieselbe eine sehr theilweise, keineswegs allumfassende war. In sittlicher Beziehung war die französische Nation gewiß zu keiner Zeit, selbst nicht in den Tagen Franz' I., Karl's IX. und Ludwig's XIV. so klein, als zur Zeit der Herrschaft Napoleon Bonaparte's. Denn niemals machte sie sich so tief eingreifender Rechtsverletzungen schuldig, bewies sie so wenig Selbstthätigkeit und so vielen Knechtssinn. Die Größe Napoleon's bestand nur in seinen kriegerischen Talenten, die Größe der französischen Nation außer kriegerischer Tapferkeit nur in deren Eitelkeit und Anmaßung.

Die wirkliche, die nicht blos eingebildete, die sittliche, die intellectuelle Größe einer Nation, von welcher die kriegerische Tapferkeit nur ein einzelner Strahl ist, läßt heilsamere und dauerndere Folgen zurück, als die Größe der französischen Nation zur Zeit des Kaiserreiches. Zwei Schlachten genügten, der französischen Kaisergröße ein Ende zu machen. Diese ließ außer Leichenhügeln und Blutströmen, Zerstörung und Elend, weniger Spuren zurück, als irgend ein anderer durch gleich großartige Anstrengungen bezeichneter Abschnitt von zehn Jahren.

Der Höhepunkt, nicht napoleonischer Größe, wohl aber napoleonischen Glückes, wird durch den Vertrag von Tilsit bezeichnet. Bis dahin war Bonaparte immer siegreich gewesen und hatten sich ihm nicht einmal Feinde gegenüber gestellt, welche ihn ernstlich bedrohten. In den Jahren 1808 bis 1812 dehnte sich zwar der Kreis seiner Herrschaft noch aus. Er gewann neue Siege, nöthigte das älteste Kaiserhaus Europa's zu einem schimpflichen Frieden und zur Eingehung eines Ehebündnisses, welches den ehemaligen Artillerie-Lieutenant in die Familie der Könige Europa's einführte. Allein es stiegen die ersten Wolken, welche auf ein furchtbares Gewitter deuteten, am westlichen und zugleich am östlichen Horizonte auf. Es begann in der pyrenäischen Halbinsel jener Krieg, welcher erst mit dem Sturze Napoleon's endigte und es traten in Deutschland die ersten Symptome jenes verletzten National- und Freiheitsgefühles zu Tage, welches in seiner späteren Entwickelung die Waffe zur Vernichtung des napoleonischen Kaiserreiches wurde.

Die Art und Weise, in welcher Bonaparte alle Völker im Osten Frankreichs behandelt hatte, überstieg an Frechheit und Anmaßung alle Gewaltthaten seiner Vorgänger auf dem französischen Throne. Allein was Bonaparte im Westen der Pyrenäen verübte, war doch noch schlimmer.

Seit dem Vertrage von St. Ildefonso (10. August 1796) war Spanien ein treuer Verbündeter Frankreichs gewesen. Es hatte dem übermächtigen Nachbar seine Flotten zur Verfügung gestellt und sich die Feindschaft Englands zugezogen, welche ihm theuer zu stehen kam. Nach gewöhnlichen menschlichen Begriffen war Napoleon den Spaniern zum Danke und treuer Bundesgenossenschaft verpflichtet. Doch ein Despot kennt keine Pflichten.

Napoleon, welcher zwischen den Völkern und deren Beherrschern nie einen Unterschied zu machen wußte, machte auch keinen zwischen dem spanischen Volke und dessen Herrschergeschlechte. Nachdem er sein Reich dem Osten zu so weit ausgedehnt hatte, glaubte er, es auch im Westen vergrößern zu müssen. Er verfügte zwar willkürlich über die spanischen Heere und Flotten, doch vermittelst einer Regierung, welche nur gezwungen, nicht aus freiem Antriebe seinen Machtbefehlen gehorchte. Zudem war es ein Zweig des bourbonischen Hauses, welches auf dem spanischen Throne saß. Noch waren lange nicht alle Brüder, adoptirte und leibliche Verwandten Bonaparte's untergebracht. Spanien schien Bonaparten eine würdige Ausstattung für einen seiner Angehörigen. Napoleon glaubte, es würde nicht schwerer sein, Spanien, als Italien, Deutschland, Holland und die Schweiz zu unterwerfen.

Karl IV., welcher auf dem spanischen Throne saß, hatte seit langer Zeit seinem und seiner Gattin Lieblinge Godoy, dem s. g. Friedensfürsten, die Landesregierung überlassen. Dieser Minister war eben so feig, als feil, ebenso verrätherisch, als unfähig. Dazu kam noch, daß im Schooße der königlichen Familie Haß und Zwietracht wohnten und daß Spanien, zur Hälfte wenigstens, schon in den Klauen des französischen Despoten war. Das Joch, welches Napoleon den Spaniern auferlegt hatte, war so drückend, daß selbst Godoy insgeheim auf Mittel sann, es abzuschütteln. Als die französischen Heere in Deutschland beschäftigt waren, unterhandelte er mit England, Rußland und Portugal und traf mannigfaltige Vorbereitungen zu einer Lossagung von Frankreich. Als er jedoch Kenntniß von der Schlacht bei Jena erhielt, gerieth er in großen Schrecken und spielte wieder die Rolle eines dienstwilligen Knechtes der Franzosen. Napoleon, welcher durch aufgefangene Briefe und sogar durch die portugiesische Regierung Kenntniß von den Bestrebungen Godoy's erhalten hatte, faßte den Entschluß, Spanien in noch festere Bande zu schlagen, als diejenigen waren, welche es seit mehr als zehn Jahren schon trug. Er fing damit an, Spaniens See- und Landmacht zu schwächen. Godoy mußte vierzehntausend Mann seiner besten Truppen unter La Romana an die Elbe schicken und sechs spanische Linienschiffe zur Verstärkung der französischen Flotte hergeben. Der Zwiespalt, welcher in der spanischen Königsfamilie bestand, erleichterte dem französischen Despoten seine weit aussehenden Pläne. Karl's IV. Sohn, der nachherige König Ferdinand VII., welcher trotz seiner Unfähigkeit nicht abwarten konnte, bis er durch den Tod seines Vaters auf den Thron berufen würde, zettelte eine Verschwörung zum Sturze Godoy's an, welche jedoch entdeckt wurde und die Gefangennahme des Prinzen zur Folge hatte (29. October 1807). Zwei Tage zuvor war zwischen Godoy und dem französischen Cabinete der Vertrag von Fontainebleau unterzeichnet worden, demzufolge Portugal zwischen Frankreich, Godoy und der Königin von Etrurien, einer Tochter Karl's IV., getheilt werden sollte. Französische Truppen rückten durch Spanien nach Portugal. Der Hof von Lissabon entfloh nach Brasilien. Der französische General Junot übernahm unter dem Titel „General-Gouverneur" die einstweilige Regierung Portugal's.

Der Vertrag von Fontainebleau sollte übrigens dazu dienen, dem französischen Kaiser zugleich die Eroberung Spanien's und Portugal's zu erleichtern. Nachdem es den Franzosen gelungen war, Portugal ohne Schwertstreich in Besitz zu nehmen, rückten (December 1807 und Januar 1808) zwei Heeresabtheilungen unter Dupont und Moncey und später (Februar und März 1808) eine dritte und eine vierte unter Duhesme und Bessières nach Spanien.

Godoy, welcher zu spät von den Absichten Napoleon's unterrichtet wurde, wollte dem Beispiele der portugisischen Königsfamilie folgen und den Sitz der Regierung nach Amerika

verlegen. Dagegen erhob sich jedoch das Volk in Masse. Ferdinand ließ Godoy verhaften. Um den Liebling zu retten, dankte Karl IV. (19. März 1808) ab. Ferdinand VII. ließ sich zum König ausrufen. Napoleon's Schwager, Mürat, bewirkte, daß Karl seine Abdankung widerrief und Savary (Herzog von Rovigo), daß Ferdinand dem französischen Kaiser nach Bayonne entgegen reiste. In Madrid kam es (2. Mai) zu einem blutigen Volksaufstande, welcher jedoch durch die französische Besatzung schnell niedergeworfen wurde. Mürat ließ noch an demselben Tage fünfundachtzig Gefangene erschießen und deutete damit an, was Spanien von der französischen Herrschaft zu erwarten habe.

In Bayonne versammelte sich nach und nach die ganze spanische Königsfamilie. Napoleon hatte nun leichtes Spiel. Er bewirkte, daß Karl IV. (6. Mai 1808) seine Krone an Napoleon abtrat. Am 10. Mai unterzeichneten Ferdinand, sein Bruder Franz de Paula und sein Oheim Antonio Pascal eine ähnliche Entsagungsurkunde, welche übrigens nach dem Staatsrechte Spaniens und aller christlichen Monarchien ebenso wenig gültig war, als die Entsagung Karl's IV. Auf das Recht kam dem französischen Despoten nichts an, sondern nur auf die Gewalt und den Schein. Doch der Betrug war zu grob angelegt, als daß sich die spanische Nation hätte täuschen lassen und durch die Entfernung Karl's IV., seines Sohnes, des Friedensfürsten und der übrigen Mitglieder der königlichen Familie hatte Napoleon wenig oder nichts gewonnen. Diese unfähigen und feigen Menschen konnten der spanischen Nation nur den Dienst von Hemmschuhen, nicht denjenigen des Spornes leisten.

Die spanische Krone überließ Napoleon seinem Bruder Joseph. Die Junta zu Madrid, die Inquisition und der Rath von Castilien waren feig genug, sich denselben sogar als König zu erbitten. Zum Danke für seine in Spanien geleisteten Dienste erhielt Mürat die erledigte Krone von Neapel.

Die hohe Geistlichkeit und der hohe Adel Spaniens fügten sich geduldig in ihr Schicksal, doch nicht die Nation. Bevor der neue König Joseph in Madrid anlangte (20. Juli 1808), hatte sich der Aufstand schon über das ganze Land verbreitet. Am 14. Juni bemächtigten sich die Spanier der französischen Kriegsschiffe, welche im Hafen von Cadix lagen. Valencia schlug (Ende Juni) die Franzosen zurück, als diese unter Moncey einen Sturm auf die Stadt wagten. Von weit größerer Bedeutung war die Niederlage des Generals Dupont, welcher die Capitulation von Baylen abschließen und mit zwanzigtausend Mann die Waffen strecken mußte (22. Juli 1808).

Die Franzosen, welche mit so vollen Backen die Capitulation von Ulm zu besprechen pflegen, thäten wohl, diejenige von Baylen nicht gänzlich zu vergessen. Dieselbe bestimmte den König Joseph, schon zwölf Tage nach seinem Einzuge Madrid wieder zu verlassen. Saragossa, welches vom 1. Juli bis 5. August 1808 belagert worden war, schlug alle Angriffe muthig zurück. Die Franzosen mußten von dessen Mauern unverrichteter Dinge abziehen. La Romana kehrte mit neuntausendfünfhundert Mann kriegsgeübter Truppen auf englischen Schiffen in sein Vaterland zurück.

In Portugal hatten ähnliche Ursachen ähnliche Folgen nach sich gezogen. In kurzer Zeit hatten sich die Franzosen dort, wie in Spanien, allgemein verhaßt gemacht. Die Engländer sandten ihnen unter Sir Arthur Wellesley, dem unter dem Namen Herzog von Wellington später so bekannt gewordenen Feldherrrn, ein Heer zur Hülfe, welches (am 17. August) in Verbindung mit den Portugiesen die Franzosen bei Norica und bald darauf (21. August) bei Torres Vedras schlug. Junot sah sich in kurzer Zeit auf Lissabon beschränkt und konnte sich und sein zwanzigtausend Mann zählendes Heer nur dadurch retten,

daß er (30. August 1808) die Capitulation von Cintra abschloß, derzufolge die Franzosen auf englischen Schiffen an die Westküste Frankreichs gebracht wurden.

Durch diese wiederholten Niederlagen auf's Aeußerste gereizt, überschwemmte Napoleon die pyrenäische Halbinsel mit neuen Heeren. In dem einen Jahre 1808 ließ er nicht weniger als zweimalhundertvierzigtausend Mann in Frankreich ausheben. Seine besten Truppen französischer, polnischer, italienischer und deutscher Abstammung sandte er nach Spanien und brachte dadurch sein dortiges Heer auf dreimalhunderttausend Mann und setzte sich selbst an dessen Spitze (8. November 1808). Die Spanier erlitten wiederholte Niederlagen bei Gamonal, unweit Burgos (10. November), bei Espinosa (10. und 11. November), bei Tudela (23. November). Der englische General Moore, welcher gegen Madrid vorgerückt war, konnte sich nur dadurch retten, daß er sich nach Corunna zurück zog, woselbst er sich (17. und 18. Januar 1809) einschiffte. Napoleon glaubte, den Widerstand der Spanier gebrochen zu haben, überließ die Vollendung des Krieges seinen Generalen und reiste (2. Januar 1809) nach Frankreich zurück, um sich auf den drohenden Krieg gegen Oesterreich vorzubereiten. In der Abwesenheit des Kaisers wirkten die französischen Generale, welche nur von Ehrgeiz und Habgier getrieben wurden, nicht mehr kräftig zusammen. Keiner gönnte dem andern einen Sieg. Niemand wollte dem Könige Joseph gehorchen und der Marschall Jourdan, welchen Napoleon seinem Bruder zur Seite setzte, hatte zu großen Widerwillen gegen das von dem Kaiser eingeführte System des Mordes und Raubes, als daß er den Krieg mit voller Kraft hätte leiten können.

Langsamer, als in Spanien, doch darum um so furchtbarer, bereitete sich in Deutschland der Entscheidungskampf gegen die französische Zwingherrschaft vor. Preußen sammelte neue Kräfte und suchte durch Reformen zu ersetzen, was es an Volkszahl und Landesgebiet verloren hatte. Rußland und Oesterreich harrten mit Ungeduld des Augenblickes, da sie wieder zum Schwerte würden greifen können. Die Freundschaft zwischen den Kaisern Alexander und Napoleon, welche zu Tilsit scheinbar geschlossen worden, war zu unnatürlich, als daß sie hätte ernstlich gemeint und von Bestand sein können. Um jedoch über die Tiefe derselben Gewißheit zu erlangen, brachte Napoleon (im Herbst 1808) jene Zusammenkunft in Erfurt zu Stande, welcher der französische Despot dadurch einen imponirenden Charakter zu verleihen suchte, daß er seine deutschen Vasallen, die Könige von Baiern, Würtemberg, Sachsen nnd Westphalen und vierunddreißig andere Fürsten des Rheinbundes um sich vereinigte. Beide Kaiser hatten keinen andern Zweck, als sich gegenseitig über ihre Absichten zu täuschen. Napoleon wollte überdies der Welt zeigen, daß auch die neuen Verbrechen, welche er gegen die Völker der pyrenäischen Halbinsel begangen hatte, die Machthaber Europa's nicht abhielten, Freundschaft mit ihm zu pflegen. Die Uneingeweihten ließen sich durch die zu Erfurt aufgeführte Comödie täuschen, nicht aber die große Zahl derjenigen, welche Gelegenheit hatten, die wirklichen Gesinnungen der Fürsten und Nationen kennen zu lernen. Mit jedem Jahre nahm, trotz aller Siege Napoleon's, der Haß gegen ihn und seine Herrschaft zu. Er beschränkte sich jetzt nicht mehr auf die Könige und den Adel. Die furchtbaren Lasten, welche die Franzosen den Völkern auferlegten, der Uebermuth, mit welchem sie gegen die unterdrückten Nationen auftraten, fing an, im Schooße des geduldigen deutschen Volkes eine Erbitterung anzuregen, in welcher das Haus Habsburg eine kräftige Verbündete gegen Frankreich zu finden hoffte. Rußland und Preußen waren jedoch noch nicht zum Kriege gerüstet. Oesterreich handelte daher sehr unüberlegt, daß es gegen die damals noch unerschütterte Macht Napoleon's zum Schwerte griff. Das Haus Habsburg wandte sich nicht blos an die seinem Scepter unterworfenen Völker, sondern auch an Italiener und Polen und die gesammte deutsche Nation. Dasselbe Geschlecht, welches seit Jahrhunderten jed

Nationalität, jedes Recht und jede Freiheit mit Füßen getreten hatte, rief jetzt, in seiner Noth, jene Ideen zu Hülfe, mit welchen sein Dasein unvereinbar war. Die Tyroler, die einzigen, welche unverständig genug waren, diesen Syrenenklängen Gehör zu schenken, mußten schwer dafür büßen.

Viel Zeit und Kraft verloren die Oesterreicher in verderblichen Schwankungen zwischen zwei verschiedenen Kriegsplänen. Zuerst sollten die Truppen nach Franken und dem Rheinlande geführt werden, um ganz Deutschland in Aufregung zu versetzen und sich mit einem englischen Heere zu vereinigen, welches das Londoner Cabinet an der Küste der Nordsee zu landen versprach. Der Plan war viel zu gewagt, als daß er mit Glück hätte durchgeführt werden können. Bevor ein Tropfen Blutes geflossen, aber nachdem viel Zeit verloren gegangen war, entschloß man sich zu dem gewöhnlichen Kriegsplan und erwog dabei nicht, daß für diesen keine Vorbereitungen getroffen worden waren. Am 19. April schlug Napoleon die Oesterreicher bei Thann, Tags darauf bei Abensberg und am 22. April bei Eckmühl. Schon am 13. Mai drangen die Franzosen in Wien ein. In der Schlacht von Aspern (21. und 22. Mai 1809) erlitt Napoleon zwar eine Niederlage, allein der Erzherzog Karl wußte nicht, seinen Sieg zu benützen. Die Schlacht von Wagram (5. und 6. Juli 1809), welche Napoleon gewann, entschied den ganzen Feldzug, obschon die Verluste auf beiden Seiten gleich groß gewesen waren und die Oesterreicher sich in guter Ordnung vom Schlachtfelde zurückzogen. Schon am 12. Juli kam der Waffenstillstand und Präliminarfriede von Znaym zu Stande. Oesterreich, welches vor wenigen Monaten erst die Fahne der Freiheit und des Rechtes geschwungen und alle Völker Europa's zum Kampfe gegen den französischen Despotismus aufgefordert hatte, fiel schnell aus der Rolle eines Vorkämpfers der Freiheit in die alte eines Verräthers zurück. Uneingedenk der tapferen Männer, welche seinen Worten Glauben geschenkt und im Vertrauen auf dieselben zu den Waffen gegriffen hatten, überließ Kaiser Franz schon am 12. Juli, um einen Waffenstillstand zu erhalten, alle seine deutschen Provinzen nebst einem Theile Galizien's und Mähren's den Franzosen zu einstweiligem Besitze, rief seine Truppen aus Tyrol zurück und gab alle seine Verbündeten der Rache der erbitterten Feinde preis. Nachdem sich Oesterreich in solcher Weise selbst der Willkür der Franzosen anheim gegeben hatte, konnte es nicht mehr von Napoleon Schonung, oder von Rußland und Preußen Hülfe erwarten. Was jeder mit der Geschichte des Hauses Habsburg vertraute und denkende Mensch vorausgesehen hatte, trat ein: Oesterreich erwies sich als vollständig unfähig, der Menschheit das Banner der Freiheit voranzutragen. Der definitive Friede wurde am 14. October zu Schönbrunn bei Wien unterzeichnet und am 18. bestätigt. Der Kaiser von Oesterreich trat zweitausendundachtundfünfzig Quadratmeilen Landes mit drei und einer halben Million Einwohner ab, zahlte fünfundachtzig Millionen Gulden, pflichtete dem Continental-Systeme bei, erkannte alle Könige der bonapartischen Familie, alle von Napoleon getroffenen und noch zu treffenden Einrichtungen in Italien, Spanien und Portugal an und gab sogar zu, daß Tyrol in zwei Theile zerrissen wurde, von denen der eine an Baiern zurückfiel, der andere zu Napoleon's italienischen Besitzungen geschlagen wurde.

Der Aufruf Oesterreich's an alle Völker der Erde war nicht spurlos an diesen vorübergegangen. In Hessen, Hannover und Preußen folgten einzelne, kühne Führer dem an die ganze Nation ergangenen Mahnrufe. In Tyrol erhob sich das Volk in Masse. Hauptmann von Katt hatte in der Altmark das Volk zu den Waffen gerufen und den Versuch gemacht, mit einer Anzahl ehemaliger preußischer Soldaten die Festung Magdeburg zu überrumpeln. Sein Unternehmen mißlang und er mußte nach Böhmen fliehen. Oberst

von Dörenberg stellte sich in Westphalen an die Spitze der Bewegung. Am 21. April rückte er mit einer zahlreichen Bauernschaar gegen Cassel. Die an dem Complotte betheiligten Offiziere ließen ihn jedoch im Stiche. Die Bauern flohen, als der Kriegsminister Eblé, ihnen mit wohlgeordneten Truppen entgegenzog. Auch Dörenberg floh nach Böhmen. Bedeutungsvoller, als die Versuche Katt's und Dörenberg's waren die Unternehmungen des Majors von Schill und des Herzogs Wilhelm von Braunschweig=Oels. Schill, welcher sich schon bei der Belagerung von Kolberg hervorgethan und ein Freicorps von tausend Mann errichtet hatte, rückte (28. April 1809) mit seiner Freischaar, welche zum Leibhusaren-Regiment umgestaltet worden war, von Berlin aus, um den König von Preußen zu zwingen, an dem Kriege gegen Frankreich Theil zu nehmen. Auf dem Marsche nach Dessau, Köthen und Bernburg wuchs zwar seine kühne Schaar auf mehrere tausend Mann an, allein einen Massenaufstand konnte er doch nicht hervorrufen. Er schlug seinen Weg nach Stralsund ein, woselbst er von den im französischen Dienste stehenden Dänen und Holländern überwältigt wurde. Schill fiel im Kampfe, ein Theil seiner Getreuen entkam nach Preußen. Diejenigen, welche in die Gewalt Napoleon's fielen, wurden für Raubmörder erklärt, die Anführer erschossen, die Gemeinen nach Frankreich geschleppt, wo die meisten derselben auf den Galeeren elend untergingen.

Von allen soldatischen Unternehmungen des Jahres 1809 war die kühnste diejenige des Herzogs Wilhelm von Braunschweig=Oels, des Sohnes jenes Herzogs Ferdinand, den wir im siebenjährigen Kriege, und in der Champagne kennen lernten und welcher in der Schlacht von Jena seine Todeswunde empfangen hatte. Er sammelte in Böhmen eine kühne Schaar, zu welcher sich Katt, Dörenberg und andere muthige Führer gesellten. Die schwarze Legion mit dem Todtenkopf und zwei kreuzweise gelegten Todtengebeinen am Chako, kündigte den Franzosen einen ganz andern Kampf an, als denjenigen, den sie mit dem österreichischen Kaiserhause zu bestehen hatten. Die Schaar war klein. Sie konnte im Jahre 1809 den Sieg nicht gewinnen, allein sie deutete den Geist an, in welchem allein der Kampf gegen die französische Uebermacht siegreich bestanden werden könne. Sie bildete gewissermaßen die Vorhut jenes Freiheitsheeres, vor welchem in den Jahren 1813, 1814 und 1815 die französischen Banner sich senken mußten. Am 21. Mai brach die schwarze Legion in Sachsen ein. Unterstützt von österreichischen Truppen trieb sie die Sachsen zurück, besetzte am 11. Juni Dresden und am 22. Leipzig. Doch der österreichische Feldmarschall Kienmayer, welcher beauftragt war, die sich meldenden Freiwilligen zu einem Volksheere zu organisiren, war dieser Aufgabe nicht gewachsen. Zudem herrschte in der schwarzen Legion der aristokratisch=soldatische Geist zu sehr vor, als daß das Volk zu der von ihr getragenen Bewegung hätte Vertrauen fassen können. Das Volksheer kam nicht zu Stande. Die schwarze Legion wurde durch westphälische, holländische und sächsische Truppen nach Böhmen zurückgeworfen. Der Waffenstillstand von Znaym gab den Herzog von Braunschweig=Oels in ähnlicher Weise, wie die Tyroler der Rache der Feinde preis. Der Herzog Wilhelm sollte auf Braunschweig Verzicht leisten. Nur unter dieser Bedingung wollte sich Oesterreich seiner annehmen. Der Herzog verschmähte einen Frieden auf so schimpflicher Grundlage. Mit zwölfhundert Mann zu Fuß, siebenhundert Reitern und sechs Kanonen bahnte er sich den Weg von Böhmen bis an die Nordsee. Bei Halberstadt trieb er ein westphälisches Regiment, das sich ihm in den Weg stellte, auseinander (30. Juli). Tags darauf zog er an den Thoren Braunschweig's vorüber, trieb bei Oelper einen dreifach überlegenen Feind zurück, und schiffte sich (7. August) zu Elsfleth und Brake ein, ohne auf dem langen und gefährlichen Marsche erhebliche Verluste gelitten zu haben.

Militärisch genommen war diese Unternehmung von keiner großen Wichtigkeit.

Allein sie brachte zu Tage, daß die französische Herrschaft in Deutschland keinen Boden habe, und daß es nur darauf ankomme, den Kampf wider Napoleon in einem größern Maßstabe und auf einer volksthümlicheren Grundlage zu beginnen, um des Sieges gewiß zu sein.

Die Zeit der stumpfsinnigen Geduld war für Deutschland verschwunden. Der Grimm der Nation war erwacht; zwar wagte diese noch nicht, ihm freien Lauf zu lassen, allein jeder Tag vermehrte seine Kraft und brachte den drohenden Ausbruch näher.

Die einzige Provinz Deutschland's, in welcher das Volk sich in Masse erhob, war Tyrol, ein Ländchen, in welchem die politische Bildung am weitesten zurück und die Pfaffenherrschaft noch am unumschränktesten war. Tyrol läßt sich einigermaßen mit der Vendée vergleichen. In die Berge dieser Provinz war von dem Geiste der Neuzeit nur wenig eingedrungen. Um so frevelhafter war das Spiel, welches das Haus Habsburg mit den unglücklichen Tyrolern trieb. Seit dem Jahre 1808 bereitete das Wiener Cabinet, welches im Preßburger Frieden Tyrol an Baiern hatte abtreten müssen, den Aufstand in diesem von der Natur für den Guerrillakrieg besonders günstig ausgestatteten Lande vor. Hormayr, ein geborener Tyroler und der österreichische General Marquis Chasteler, der sich für einen Tyroler ausgab, waren dahin abgesandt worden, um die Gemüther zu erhitzen und den Aufstand zu organisiren. Die gutmüthigen, aber sehr beschränkten und daher leicht zu fanatisirenden Landbewohner ahnten nicht, daß es dem Hause Habsburg blos darauf ankomme, den Franzosen und den mit ihnen verbündeten Baiern Verlegenheiten zu bereiten. Andreas Hofer, Sandwirth von Passayer, der Capuziner Haspinger, die Landleute Speckbacher, Schenk und Mayer, der Advokat Schneider und der Wirth Riedmüller glaubten, daß es darauf ankomme, das französische Joch dauernd zu brechen. Sie erhielten die bündigsten Zusicherungen von Wien, wohin sich Hofer mit noch mehreren anderen Tyrolern (Februar 1809) begeben hatte. Sie besetzten (14. April) Innsbruck, machten daselbst sechstausend Gefangene und vertrieben die Baiern aus dem Lande. Nur Kufstein blieb in feindlicher Gewalt. Kaiser Franz erklärte drei an ihn gesandten Abgeordneten in feierlicher Weise, er werde keinen Frieden schließen, der nicht Tyrol und Vorarlberg wieder an sein Haus bringe. Auf dieses Kaiserwort vertrauend, setzten die Tyroler ihren Kampf gegen die Uebermacht muthig fort, schlugen alle Friedensanerbietungen aus und jagten, nachdem in der zweiten Hälfte des Monats Mai die Baiern wieder in Tyrol eingedrungen waren, diese ein zweitesmal zum Lande hinaus. Selbst nach dem Waffenstillstande von Znaym und dem Abschlusse des Wiener Friedens legten sie die Waffen nicht nieder, indem sie an den Verrath des Hauses Habsburg nicht glauben wollten und die Zerreißung ihres Landes in zwei Theile und die Einverleibung der einen in die italienischen Besitzungen Frankreich's unerträglich fanden. Natürlich mußten sie, von Oesterreich verlassen, unterliegen. Napoleon, welcher keine Barmherzigkeit kannte und jede selbstständige Volksbewegung mit furchtbarem Grimme verfolgte, schämte sich nicht, Andreas Hofer erschießen zu lassen (27. Januar 1810) und denjenigen Theil Tyrol's, welcher nach dem Wiener Frieden ihm zufiel, mit den grausamsten Verfolgungen heimzusuchen.

Keinen bessern Erfolg hatte die auf Polen berechnete Unternehmung Oesterreich's. Erzherzog Ferdinand war (Mitte April 1809) mit einer Heeresabtheilung in dieses unglückliche Land eingedrungen, hatte (21. April) sogar Warschau besetzt und war bis Thorn in Westpreußen vorgedrungen. Allein die Polen waren nicht so leichtgläubig, als die Tyroler. Die Russen und Preußen wollten abwarten, welche Wendung der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich nehmen würde und wagten es nicht, an dem Kampfe Theil zu nehmen. Auch dieser Streifzug brachte dem Hause Habsburg keinen Gewinn.

Von allen Episoden des Krieges vom Jahr 1809 stützte sich keine auf eine größere Kriegsmacht, als diejenige der Insel Walcheren. Allein sie kam um einige Monate zu spät und war daher aus diesem Grunde schon gewissermaßen ein todtgebornes Kind. Am 30. Juli 1809 erschien vor der holländischen Insel Walcheren eine englische Flotte von vierunddreißig Linienschiffen, zweiundzwanzig Fregatten und vielen anderen Fahrzeugen mit einer Bemannung von sechszigtausend Soldaten und Matrosen. Lord Chatham, ein älterer Bruder des berühmten Ministers Pitt, welcher den Oberbefehl über die Landungstruppen führte, war jedoch ein durchaus unfähiger Feldherr. Er verlor einen halben Monat mit der Belagerung der unbedeutenden Festung Vliessingen, gab dadurch den Franzosen Zeit, ihre Vertheidigungs-Anstalten zu treffen und konnte daher nicht weiter vordringen. Er kehrte (am 11. September) mit der Hälfte seines Heeres nach England zurück. Was von der anderen übrig geblieben war, folgte ihm im December nach.

Napoleon trat in dieser Weise aus allen Kämpfen des Jahres 1809 siegreich hervor. Allein dem denkenden Beobachter der Zeitereignisse wurde es doch klar, daß die französische Herrschaft in Europa auf thönernen Füßen stehe. Wenn der Ruf der Freiheit von einer anderen Macht, als Oesterreich ausgegangen, wenn demselben durch kräftige und übereinstimmende Maßregeln Nachdruck gegeben worden, so wäre wahrscheinlich schon damals Napoleon gestürzt worden. Der Krieg des Jahres 1809 ist aus dem Grunde von so hoher Wichtigkeit, weil er die den Franzosen feindliche Stimmung aller Völker Europa's und sogar eine gewisse Widerspenstigkeit im Schooße der französischen Nation zu Tage brachte.

Die Truppen-Aushebungen, welche kein Ende nahmen und die Kraft der Nation erschöpften, erregten allgemeine Erbitterung. Das Joch, welches die Polizei und die Soldateska der Nation auferlegten, wurde trotz allen Redensarten, womit die Speichellecker des Kaisers es beschönigten, dem Volke immer unerträglicher. Die Geistlichkeit hetzte im Verborgenen die abergläubischen Massen gegen den von dem Papste verfluchten Despoten. Geheime Gesellschaften, namentlich der s. g. Philadelphenbund wirkten, sogar im Heere, dem Kaiser entgegen. Fouché und Talleyrand, lange Zeit die bereitwilligsten Werkzeuge Napoleonischer Gewaltherrschaft, hatten das Vertrauen des Kaisers verloren. Sie standen zu gleicher Zeit mit den Republikanern und mit den Aristokraten in zweideutigen Verbindungen. Napoleon entzog Talleyrand (August 1807) das Ministerium des Auswärtigen und später auch seine Würde als Oberkammerherr (Januar 1809). Fouché wurde bald darauf (Juni 1810) vom Polizeiministerium entfernt. Die Nachfolger derselben Champagny und Savary waren ihren Vorgängern im Amte an Talent bei weitem nicht gleich, allein sie waren blinde Werkzeuge der Gewalt. Nur solche duldete Napoleon noch um sich.

In der ersten Zeit seiner Herrschaft hatte sich Napoleon eifrig bemüht, die katholische Geistlichkeit und durch sie die Massen des abergläubischen Volkes für sich zu gewinnen. Zum großen Verdrusse des aufgeklärten Theiles der Nation hatte Bonaparte die vollständig vernichtete Gewalt des Pabstes in Frankreich wiederhergestellt. Nachdem sein Glückstern gestiegen war, wollte er keine Macht, weder eine weltliche, noch eine geistliche neben sich bestehen lassen. Von dem Grundsatze ausgehend: „wer nicht für mich, ist wider mich," erkannte er die Neutralität des Pabstes nicht an und ließ, als dieser sich weigerte, dieselbe aufzugeben, Ancona mit Waffengewalt besetzen (1805). Von dieser Zeit an wurde der Streit immer heftiger, zumal da Joseph Bonaparte in seiner Eigenschaft als König von Neapel und Elisa Bacciocchi, als Fürstin von Lukka in denselben verwickelt wurden. Napoleon, welcher sich am liebsten für einen Nachfolger Karl's M. ausgab, vergaß das

Jahrtausend, welches zwischen ihm und dem Sohne Pipin's in der Mitte lag, und sogar das Concordat, welches er selbst mit Pius VII. abgeschlossen hatte; und da der Pabst nicht Willens war, in Napoleon den römischen Kaiser der Vorzeit anzuerkennen, verfügte Bonaparte eigenmächtig über die Fürstenthümer Pontecorvo und Benevent, ließ einen Theil des Kirchenstaats militärisch besetzen, schickte (Januar 1808) eine Heeresabtheilung nach Rom, ließ vierzehn Cardinäle fortführen, vereinigte vier Legationen des Kirchenstaats mit dem Königreiche Italien, und als der Papst auch dann sich nicht fügte, erließ er (17. Mai 1809) von Schönbrunn aus ein förmliches Absetzungsdecret gegen Pius VII., und verleibte den Kirchenstaat dem französischen Reiche ein. Der Papst sprach dagegen die Excommunication gegen Napoleon, alle Theilnehmer an der Besetzung des Kirchenstaats, und gegen alle Bischöfe, welche dem Kaiser mehr, als ihm gehorchten, aus. Die Zeiten Gregor's VII. waren aber vorüber, Niemand kehrte sich an die Bannbulle des Papstes, die Diener bemächtigten sich der Person Pius VII., führten denselben über Florenz und Genua nach Grenoble, und von da nach Savona. Später, als Napoleon die Hoffnung aufgeben mußte, dem Papst durch ein Concilium sich unterwürfig zu machen, ließ er denselben nach Fontainebleau bringen (20. Juni 1812), woselbst Pius verblieb bis März 1814. Bei diesem Verfahren Napoleon's gegen den Papst zeigte es sich klar und deutlich, daß im Schooße der katholischen Kirche der Glaube gänzlich verschwunden und daß diese nichts mehr war, als eine von den Fürsten schlau ausgebeutete Polizeianstalt. Nicht blos die Massen der katholischen Italiener, Franzosen und Deutschen, sondern auch die katholischen Geistlichen dieser Länder, und sogar die katholischen Fürstenhäuser, namentlich das Haus Habsburg, pflogen nach wie vor, der päbstlichen Bannbulle zum Trotze, politische, sociale und kirchliche Beziehungen mit Napoleon. Nur da, wo die weltliche Gewalt Napoleon widerstrebte, konnte die katholische Geistlichkeit, im Bunde mit Protestanten, den französischen Kaiser als Schismatiker behandeln.

Dieses war namentlich der Fall in Portugal und Spanien, soweit diese Reiche in offenem Kampfe mit Frankreich standen.

Napoleon hätte mit dem Papste und der gesammten katholischen Geistlichkeit leicht fertig werden können, wenn er außer diesen nicht zu viele andere Feinde gehabt, und wenn sich inmitten seiner Anhänger nicht auch manche gefunden hätten, welchen die ihnen auferlegten Opfer zu schwer, oder welche, bei dem immer zunehmenden Despotismus des Selbstherrschers, für ihre persönliche Sicherheit besorgt gewesen wären.

Allerdings war die Gewaltherrschaft Napoleon's nicht schlaff, wie diejenige der Könige von Portugal und Spanien, nicht mittelalterlich, wie diejenige des Hauses Habsburg. Er duldete keine trägen Beamten, keinen alten Schlendrian und keine hemmenden Schranken der Vorzeit. Mittel und Zweck waren, soweit Napoleon's Scepter reichte, immer wohl berechnet und kraftvoll durchgeführt. Allein keine höhere Idee, sondern nur die Person Bonaparte's mit allen ihren Leidenschaften, der unersättlichen Herrschsucht und dem nie endenden Ehrgeize lagen seinen Plänen und Unternehmungen zu Grunde.

Napoleon war zugleich mit dem Geiste der Neuzeit, welcher nach Freiheit und Gleichheit ringt, und dem Gespenste der Vorzeit, welches den Unsinn und das Unrecht der Vergangenheit bewacht, in den Kampf getreten. Er hatte wider sich die bigotten Katholiken und die freien Geister, welche sich über jede positive Religion erheben, den alten Adel der Scholle und die edelen Gemüther, deren Schwingen durch kein Besitzthum gebunden sind den beschränkten Kopf, dessen Blick nicht über sein Kirchspiel oder seine Provinz hinausreicht, den Patrioten, welcher die Selbstständigkeit seines Landes begehrt und den Kosmo-

politen, der sich durch keinen Gränzpfahl hemmen läßt. Seit dem Jahre 1808 standen bereits in vielen Theilen Europa's, in Spanien, in Deutschland, zumal in Tyrol und in Preußen jene beiden Gegensätze im Bunde wider Napoleon. Ja selbst in Frankreich arbeiteten dieselben im Stillen wider ihn und vereitelten manchen Plan des Despoten, ohne daß dieser sich dessen versah.

Für sich hatte Napoleon aller Orten nur die Menschen des Eigennutzes, der Gemeinheit, der Feigheit, und der Alltäglichkeit, welche unfähig sind für einen andern, als sich selbst zu empfinden und zu arbeiten. Daher war sein Fall so schnell, als er nicht mehr im Stande war, die Erwartungen und Ansprüche seiner Schergen zu befriedigen.

Eine der unvermeidlichen Folgen des Despotismus besteht in der Vernichtung der Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit aller seiner Diener. Wer gewöhnt ist, von oben herab Befehle zu erhalten und nur diese in Ausführung zu bringen, geräth in Verlegenheit, wenn bestimmte Weisungen ausbleiben und er selbst Pläne und Entwürfe machen soll. Die Sorge, ob er die Absichten des Herrschers errathen und demselben Genüge leisten werde, hemmt die Energie des an blinden Gehorsam gewöhnten Dieners. Hierzu kömmt, daß die verschiedenen Schergen eines Despoten, welche alle durch niedere Beweggründe geleitet werden, sich gegenseitig nicht trauen und weder Ehren noch Glücksgüter gönnen. Der Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel, bietet für alle diese Erfahrungssätze die reichsten Belege. Napoleon wähnte, den Widerstand der Bevölkerung gebrochen zu haben, als er im Anfang des Jahres 1809 aus Spanien nach Frankreich zurückkehrte. Allein er irrte sich in Betreff Spanien's nicht minder, als in Betreff Deutschland's. Diese beiden Irrthümer mußte er im Laufe weniger Jahre mit seiner Krone und seiner Freiheit bezahlen.

Seit Ende December 1808 war Saragossa von den Franzosen eingeschlossen worden. Die Spanier setzten den Belagerern einen so hartnäckigen Widerstand entgegen, daß diese erst am 19. Februar 1809 nach empfindlichen Verlusten die Stadt gewannen. Girona folgte dem Beispiele Saragossa's. Vom Juni bis zum 10. Dec. 1809 widerstand die Stadt heldenmüthig allen Angriffen der Franzosen. Spanien war jetzt fast ganz im Besitze der Franzosen, allein nicht weiter, als die Spitzen ihrer Bajonette und die Kugeln ihrer Kanonen reichten. Portugal sollte gleichfalls unterworfen werden. Marschall Soult eroberte (29. März 1809) Oporto, mußte sich jedoch eiligst aus Portugal zurückziehen, um von den unter Wellesley's Befehlen stehenden Portugiesen und Engländern nicht vollständig vernichtet zu werden. Wellesley verfolgte die Franzosen nach Spanien, vereinigte sich mit dem General Cuesta, zog sich jedoch bald wieder zurück, da die auf ihre Selbstständigkeit eifersüchtigen Spanier sich den Engländern nicht unbedingt unterordnen wollten. Cuesta erlitt bei Alcabar eine Niederlage. Um das spanische Heer vor gänzlicher Vernichtung zu bewahren, kehrte Wellesley zurück und gewann in Verbindung mit Cuesta die Schlacht bei Talavera (27. und 28. Juli 1809). Wo die spanischen Feldherren allein standen, wurden sie aber fast aller Orten von den Franzosen geschlagen. Eine Stadt nach der anderen fiel in deren Gewalt. Nur Cadix, der Sitz der Centraljunta behauptete sich gegen alle Angriffe des Feindes. Ein zweitesmal glaubte Napoleon am Ziele zu sein, und trat mit seinen Plänen immer bestimmter hervor. Nicht zufrieden damit, das spanische Königshaus abgesetzt zu haben, theilte er Spanien in ähnlicher Weise, wie Italien und Deutschland. Durch ein Decret vom 8. Februar 1810 erklärte er die Provinzen Catalonien, Aragonien, Navarra und Biscaya für französische Statthalterschaften, d. h. er dehnte die Grenzen Frankreich's bis zum Ebro aus, wie er Anfangs im Osten das Gebiet Frankreich's bis zum Rheine erweitert hatte. Schon Ende Mai's genügte ihm aber diese Vergrößerung Frankreich's nicht. Er verleibte demselben noch zwei andere Provinzen ein. König Joseph

mußte alle diese Verfügungen anerkennen. Die ganze Last des Krieges wurde auf Spanien gewälzt. Je drückender aber das Joch, welches Napoleon den Spaniern auferlegte, war, desto wüthender wurde deren Widerstand. In offener Feldschlacht konnten sie zwar den Franzosen nicht mehr die Spitze bieten. Allein um so verderblicher wurde den Franzosen der Guerillaskrieg, welcher ihnen aller Orten gemacht wurde. Mina, Ballesteros, Marquisito, O'Donnel, Merino, Sanchez, D'Eroles, Morillo, Empecinado und andere Führer sammelten um sich tapfere Schaaren, überfielen die Franzosen, wo diese sich in kleineren Abtheilungen zeigten, schnitten ihnen die Lebensmittel ab, nahmen deren Couriere gefangen, überfielen die Postwägen, machten alle Straßen unsicher, gönnten auch größeren Heeresabtheilungen bei Tag und Nacht keine Ruhe und fügten denselben großen Schaden zu.

Im Jahre 1810 drangen die Franzosen unter Massena wieder nach Portugal vor. Sie mußten sich aber schon im Frühjahre 1811 nach Spanien zurückziehen. Am 19. Januar 1812 eroberten die Engländer Ciudad Rodrigo, am 6. April Badajoz, am 28. Juni Salamanca. Am 22. Juli brachte Wellesley den Franzosen in der Nähe dieser Stadt eine entscheidende Niederlage bei und drang, in Folge seines Sieges (12. August) bis nach Madrid vor.

Der Guerillaskrieg, welchen die Spanier den Franzosen machten, nahm immer größere Dimensionen an. Mehrere ansehnliche Heeresabtheilungen wurden in Andalusien vollständig aufgerieben. Die Belagerung von Cadix, Tortosa, Valencia, Tarragona, Murviedro und anderer Städte kostete vielen tausend Franzosen und Bundesgenossen derselben das Leben. Valencia setzte dem Feinde lange Zeit einen unüberwindlichen Widerstand entgegen. Cadix behauptete sich allen französischen Feuerschlünden zum Trotze.

Doch Napoleon hatte den Beschluß gefaßt, die pyrenäische Halbinsel zu unterwerfen. Er setzte den Kampf mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit fort. Die alten Römer hatten an dem Grundsatze festgehalten, keinen neuen Krieg zu beginnen, bevor sie den vorhergehenden glücklich beendigt. Napoleon setzte sich über diese Regel der Klugheit hinweg. Der Krieg mit England hielt ihn nicht ab, neue Kämpfe zu beginnen; der Kampf auf der pyrenäischen Halbinsel, so blutig er war, verhinderte ihn nicht, gegen Oesterreich (1809) das Schwert zu ziehen. Weil ihm dieses gelungen war, vermeinte er, ungestraft seine Waffen noch weiter nach dem Osten tragen zu können. So richtet sich die maßlose Herrschsucht allmälig selbst zu Grunde.

Der Höhepunkt des Glückes Bonaparte's, d. h. die Zeit, welche kurz auf den Tilsiter Frieden folgte, bezeichnet auch denjenigen des bonapartischen Despotismus. Jetzt endlich fühlte sich Napoleon stark genug, mit seinen innersten Gedanken hervorzutreten. Im März 1808 gründete er einen neuen Erbadel mit allen Flittern des Mittelalters und stattete denselben mit dem Raube aller Nationen der Erde aus. Fürsten, Herzoge, Grafen, Barone und Ritter schossen wie Pilze aus der Erde. Im Jahre 1809 erweiterte er noch das neue Adels-Institut und stellte dann auch den alten Adel wieder her. Die Franzosen, welchen im Jahre 1791 dieser überflüssig und verderblich geschienen hatte, waren nunmehr mit einem doppelten Adel versehen, und alle diejenigen, welche die Zeitgeschichte verstehen wollten, wurden gezwungen, statt eines Namens, sich deren zwei, oder oft gar drei zu merken. Berthier erhielt noch die Namen Neufchatel und Wagram, Talleyrand Benevent, Bernadotte Ponte-Corvo, Davoust Auerstädt und Eckmühl, Massena Rivoli und Eßlingen, Ney Elchingen und Moskwa, Oudinot Reggio, Macdonald Tarent, Lebrün Piacenza, Cambacérès Parma, Moncey Conegliano, Augereau Castiglione, Soult Dalmatien, Lannes Montebello, Mortier Treviso, Bessières Istrien, Victor Beluno, Kellermann Valmy, Lefebvre Danzig, Marmont Ragusa, Jünot Abrantes, Clarke Feltre, Caulaincourt Vicenza, Cham-

pagny Cadore, Gaudin Gaëta, Fouché Otranto, Maret Bassano, Düroc Friaul, Savary Rovigo, Regnier Massa und Carrara u. s. w.

Die Franzosen der Revolution hatten eine Habsburgerin guillotinirt, Napoleon Bonaparte setzte eine andere auf den französischen Thron. Um aber dieses thun zu können, mußte er sich von seiner Gemahlin scheiden lassen, obgleich dazu kein Grund vorlag, wenigstens kein anderer, als der immer wiederkehrende der Nothwendigkeit angegeben wurde. Am 1. April 1810 feierte Napoleon Bonaparte zu St. Cloud die bürgerliche Trauung mit Marie Louisen, der ältesten Tochter des Kaisers Franz von Oesterreich. Tags darauf erhielt das Paar von derselben Kirche, deren Haupt den Kaiser vor dreiviertel Jahren verflucht und ausgestoßen hatte, unter großem Gepränge den Segen.

Seit dem Jahre 1807 hatte Napoleon den Entschluß gefaßt, sich mit einer Kaiserstochter zu vermählen. Längere Zeit hindurch hatte er zwischen einer russischen und österreichischen Prinzessin geschwankt. Kaiser Alexander hatte keine Lust, sich mit dem Hause Bonaparte zu verschwägern. Er wußte daher eine Schwierigkeit nach der anderen dem Ehebündnisse entgegenzusetzen, ohne dasselbe geradezu abzulehnen. Franz wagte nicht, dem mächtigen Beherrscher fast ganz Europa's eine abschlägige Antwort zu geben. Zudem hoffte er, manche Vortheile aus dem Familienbunde mit Bonaparte ableiten zu können. Wo solche in Frage standen, mußten natürlich alle anderen Rücksichten schweigen. Religion, Geburt, Legitimität und andere Vorurtheile gelten bei Fürstenhäusern nur so lange, als sie deren Zwecken dienen, nicht länger.

Dasselbe grausame Spiel, welches Napoleon mit den Grundsätzen der Revolution, und mit seiner eigenen Gattin, trieb er auch mit den unterworfenen Völkern, und sogar mit seinen Brüdern. Er legte den Franzosen, Deutschen, Italienern, Holländern und Polen unermeßliche Lasten auf. So schwer die Bürde der Geldabgaben auch war, die Rekruten-Aushebungen verbreiteten doch noch tiefern Kummer und größeres Elend über alle Länder, welche unter dem Scepter Napoleon's lebten. Seinem Bruder Lucian muthete Napoleon zu, er solle sich von seiner Gattin, der Wittwe Jouberthou, mit welcher er sehr glücklich lebte, scheiden lassen. Als Lucian sich diesem Ansinnen nicht fügte, trat ein vollständiger Bruch zwischen den Brüdern ein. Lucian entfloh nach England und sagte sich von Napoleon los. Auch Murat, Napoleon's Schwager, empfand die Faust des Kaisers sehr schwer. Als er es wagte, sein Königreich Neapel gegen die Gewaltmaßregeln Napoleon's in Schutz zu nehmen, legte der Kaiser eine französische Besatzung in die Festung Gaëta, schickte einen Offizier ab, welcher den Oberbefehl in Neapel übernahm und schrieb seinem Schwager mit dürren Worten: „Rufen Sie sich in das Gedächtniß zurück, daß ich Sie nur darum zum Könige gemacht habe, damit Sie meinem Systeme dienen. Täuschen Sie sich nicht: wenn Sie aufhören, ein Franzose zu sein, so sind Sie nichts mehr für mich!"

Dem Könige Louis von Holland, welcher sich eine derartige Behandlungsweise nicht gefallen lassen wollte, blieb nichts übrig, als abzudanken. Er that dieses am 1. Juli 1809, entfloh nach Oesterreich und nahm den Titel eines Grafen von St. Leu an. Holland wurde sodann, vermittelst eines Decretes vom 9. Juli Frankreich einverleibt.

Napoleon, der in solcher Weise gegen seine nächsten Verwandten zu Werke ging, erkannte natürlich gegen den nicht bevorzugten Theil seiner Unterthanen auch kein anderes Gesetz, als seinen Herrscherwillen an. Kein Mensch war in Frankreich seiner persönlichen Freiheit sicher. Die Gefängnisse waren voll von Unglücklichen, welche festgehalten wurden ohne daß irgend ein Beweis gegen sie vorlag. Durch ein Decret vom 3. März 1810 wurden für diese Opfer der Tyrannei acht Staatsgefängnisse festgesetzt, „weil man sie passender Weise weder vor Gericht stellen, noch freilassen könne." Zugleich wurde dem

geheimen Rathe das Recht ertheilt, auf den Vorschlag des Justiz- oder Polizei-Ministers jeden Bürger verhaften und sogar dessen Vermögen einziehen zu lassen. Nicht blos Thron, Adel und Geistlichkeit, sondern auch die Haftbefehle der alten Zeit (lettres de cachet) wurden in solcher Weise wiederhergestellt. Zur Zeit der Bourbonen gab es ein Staatsgefängniß, die Bastille, zur Zeit Napoleon's deren acht, ohne Cayenne zu rechnen. Niemals hatte die Bastille so viele Opfer der Gewalt in ihren Mauern gehabt, als die acht Staatsgefängnisse Napoleon's.

Mit noch rücksichtsloserer Gewaltthätigkeit, wie gegen Frankreich und seine eigenen Verwandten und Freunde schaltete Napoleon in Deutschland. Dem Fürsten Primas schenkte er als Ersatz für das an Baiern abgetretene Bisthum Regensburg, die Städte Frankfurt a. M., Wetzlar und Aschaffenburg, ferner einige Bezirke von Fulda und Hanau. Zugleich verlieh er dem neuen Vasallenstaate den Titel Großherzogthum Frankfurt (1810). Noch in demselben Jahre verleibte Napoleon das Herzogthum Oldenburg, die Hansestädte, einige Bezirke von Westphalen, das Großherzogthum Berg und einige preußische Landstriche Frankreich ein, ohne die betreffenden Landesherren darüber nur zu Rathe zu ziehen.

Im Januar 1812 ließ er Schwedisch-Pommern besetzen. Er nahm keine Rücksicht darauf, daß die Schweden einen Franzosen, den General Bernadotte (25. August 1810) zum Thronfolger ernannt hatten.

Die Fürsten und die Völker Europa's hätten mit Blindheit geschlagen sein und allen Muth verloren haben müssen, wenn sie diese unausgesetzten Rechtsverletzungen und Gewaltthaten ruhig hingenommen hätten. Schweden schloß insgeheim einen Bund mit Rußland. Kaiser Alexander erkannte in der Verjagung des Herzogs von Oldenburg, dessen Sohn er vor Kurzem (1809) seine Schwester zur Frau gegeben hatte, eine persönliche Beleidigung. Der Freiherr von Stein, welcher, nachdem ihn Napoleon aus Preußen vertrieben, in Petersburg freundliche Aufnahme gefunden hatte, gewann das Vertrauen des russischen Kaisers und konnte dem französischen Despoten in Rußland kräftiger, als in Preußen entgegenwirken. In Berlin arbeitete der Freiherr von Hardenberg in demselben Sinne, jedoch mit größerer Vorsicht und Gewandtheit, wie früher Stein. Zwar mußte er, um Preußen nicht dem Untergange preiszugeben (24. Februar 1812) einen Bundesvertrag mit Napoleon abschließen; auch Oesterreich mußte es (14. März 1812) thun; allein es geschah in solcher Weise, daß beide Mächte sich die Verfügung über die dem französischen Kaiser zu stellenden Truppen mit ausgedehnter Machtvollkommenheit vorbehielten. Die geheimen Unterhandlungen mit Rußland wurden fortgesetzt und bereiteten eine Allianz in entgegengesetzter Richtung vor. Napoleon sah durch den dünnen Schleier diplomatischer Redensarten nicht einmal den Grimm der Fürsten und ungeachtet aller Warnungen, welche ihm seine deutschen Lehensfürsten zugehen ließen, noch weniger die zunehmende Erbitterung der Völker. Er entfremdete sich durch seine, keine Nationalität achtende Politik sogar die Polen, das einzige Volk des Ostens, auf dessen kräftige Hülfe er außerdem hätte rechnen können.

Kaiser Alexander erhielt von dem zwischen Frankreich, Preußen und Oesterreich abgeschlossenen Verträgen frühzeitig Kenntniß. Er bereitete sich auf den bevorstehenden Kampf mit Napoleon vor. Die Rathschläge, welche ihm mehrere aus Deutschland vertriebene Staatsmänner und Oberoffiziere, namentlich Stein, Schladen, Pfuel, Klausewitz und der schwedische Freiherr von Armfeld, ertheilten, waren für das russische Cabinet von höchstem Werthe. Alexander erkannte, daß Napoleon keinen Gleichen neben sich in Europa dulden wollte. England's und Schweden's war er gewiß. Es galt nur einen Sieg zu gewinnen, um alle Fürsten und Völker, welche das Joch Napoleon's mit Widerwillen trugen, zu einem unwiderstehlichen Bunde gegen den Despoten Europa's zu vereinigen.

Die bonapartische Herrschsucht erkannte keine anderen Gränzen an, als diejenigen, welche ihr äußere physische Gewalt setzte. Napoleon sprach der Freiheit und der Nationalität der Menschen Hohn. Er griff um sich, so weit er konnte, und unterwarf Franzosen, Italiener, Deutsche, Illyrier, Polen, Schweizer, Holländer, Egypter, Spanier und Portugiesen gleichmäßig seinem Scepter, ohne den freiheitlichen oder auch nur den nationalen Wünschen dieser Völker die geringste Rechnung zu tragen.

So lange Bonaparte nur mit denjenigen Waffen zu kämpfen hatte, welche der Despotismus seiner Feinde ihm entgegensetzte, blieb er meistens Sieger. Allein kurz nach dem Tilsiter Frieden mischten sich nationale und freiheitliche Elemente in den Kampf, anfangs zwar schwach und zagend. Allein von Jahr zu Jahre nahmen sie an Kraft und Bedeutung zu. In Spanien war es nicht das Königthum und der Adel, beide waren gebrochen, auch nicht die hohe Geistlichkeit, denn sie besaß keine Aufopferungsfähigkeit, sondern das Volk, die armen, gedrückten Massen, die Bürger und Bauern, welche den Kampf mit dem Beherrscher fast ganz Europa's aufnahmen. In Deutschland war es zugleich das verletzte National- und Freiheitsgefühl, welches die Franzosen zum Lande hinaus trieb und sie bis Paris verfolgte.

Für eine schlaffe Zeit, wie damals in Europa war, ist nichts wichtiger, als das Beispiel des Heldenmuths und der Aufopferungsfähigkeit. Es findet Bewunderer, aus welchen früher oder später Nacheiferer sich entwickeln. Diese übertreffen häufig die Vorbilder, welche ihnen die erste Anregung zum Kampfe für Freiheit und Recht gaben. In den Jahren 1813 bis 1815 trugen die Thaten von 1808 bis 1812 ihre Früchte. So können wir hoffen, daß auch die Thaten von 1848 und 1849 nicht spurlos vorübergehen werden.

Keine Kraft, wie kein Stoff, geht im Weltall verloren. Sie mag Verbindungen eingehen, welche ihr für eine Zeit nicht erlauben, sich klar und bestimmt zu offenbaren. Allein sie wirkt fort, trotz aller Hemmnisse, welche sie umfangen, und sie tritt von Neuem hervor, sobald die Bande, in die sie geschlagen worden war, schwächer werden. Napoleon wähnte, die Kraft der Revolution gebrochen zu haben. Er fesselte sie nur für die Zeit von anderthalb Jahrzehnten. Nach ihm glaubten die Despoten der heiligen Allianz sie gebändigt zu haben. Sie täuschten sich, gleich Bonaparte. Der Neffe wiederholte in kleinerem Maßstabe das Spiel des Onkels. Er wird, wie sein Vorgänger, der Macht der Idee erliegen. Denn unter allen geistigen Kräften ist diejenige der Idee, wenn auch die langsamste, so doch die unwiderstehlichste. Keine Idee, deren sich einmal die Massen bemächtigt hatten, ist untergegangen. Der Dreieinigkeit der französischen Revolution: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, welche sich in ihren Resultaten durch die Worte: Wohlstand, Bildung, Freiheit für Alle, darstellen läßt, wird die Dreieinigkeit des Christenthums, deren Resultate Himmel, Hölle und Fegefeuer sind, weichen müssen. Alle Kämpfe, welche die Völker Europa's seit dem Jahre 1789 bestanden, waren nur Schritte, welche, wenn auch bisweilen auf Umwegen, in der Richtung nach diesem Ziele gingen.

§ 30 Das Kaiserreich von 1812 bis 1814.

Für die Menschheit ist Niemand gefährlicher, als ein mit großen Talenten ausgestatteter Despot. Scharfsinn, Entschlossenheit, Willenskraft und alle anderen Gaben des Geistes wirken im Dienste der Herrschsucht, des Ehrgeizes und der Habgier eben so verderblich, als im Geleite der Freiheitsliebe, des Rechtsgefühls und der Hochherzigkeit beseeligend. Wäre Napoleon kein so ausgezeichneter Feldherr gewesen, hätte er es nicht so wohl verstanden, Millionen an seinen Siegeswagen zu knüpfen, so wäre den Franzosen

und der ganzen Bevölkerung Europa's einer der finstersten Abschnitte ihrer Geschichte erspart worden. Die seltenen Gaben Napoleon's täuschten nicht blos die Mitwelt, sondern auch einen großen Theil der Nachwelt über dessen sittlichen Gehalt, über dessen wahren Werth.

Die großen Talente Napoleon's bewährten sich übrigens in weit höherem Maße in der Zeit, da er vom Glücke begünstigt wurde, oder vielmehr, da die Welt seine unersättliche Herrschsucht noch nicht genau kannte, und diese ihn noch nicht selbst über das Wechselverhältniß von Ursache und Wirkung verblendet hatte. Diejenige Genialität, welche Napoleon in den Jahren 1796 bis 1807 an den Tagen von Marengo, Ulm, Austerlitz, Jena und Friedland bewährt hatte, bekundete er im russischen Feldzuge und in den Freiheitskriegen von 1813 bis 1815 nicht mehr. In demselben Maße, als das Feld der Operationen sich erweitert, entzieht sich vieles der eigenen Anschauung und der unmittelbaren Einwirkung des Feldherrn, wird derselbe daher abhängiger von dem guten Willen und der Geschicklichkeit seiner Untergebenen. Inmitten dieser war aber im Laufe der Zeit eine Beutegier und Habsucht eingerissen, welche verderblicher wirkte, als die Kälte des Winters von 1812 auf 1813.

Der schlimmste Fehler, welchem sich Napoleon seit dem Jahre 1807 mehr und mehr ergab, bestand aber darin, daß er aus Rücksicht für seine Verwandten und aus Widerwillen gegen jede selbstständige Meinungsäußerung, unfähige Menschen an viele Stellen von höchster Wichtigkeit setzte. Joseph in Spanien, Murat in Neapel, Hieronymus in Westphalen, Champagny an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten, konnten so wenig, als Marie Luise, an der Spitze der Regentschaft ihre schwierigen Stellungen mit Erfolg ausfüllen.

Ein großer Staatsmann, ganz abgesehen von den sittlichen Erfordernissen eines solchen, war Napoleon nicht. Er that allen Völkern einen zu lästigen Zwang an, als daß er auf dieselben für den Fall eines Unglücks rechnen konnte. Eine Staatskunst, welche sich nur so lange bewährt, als der Wind günstig weht, allein keinen Sturm bestehen kann, ist viel zu unsicher, um auch nur den Anspruch auf Klugheit erheben zu können.

Der Krieg mit Rußland war allerdings unvermeidlich, vorausgesetzt, daß Napoleon Herr der Welt werden wollte. Doch selbst unter dieser Voraussetzung beging Bonaparte einen großen Fehler, nach dem fernen Osten zu ziehen, während im äußersten Westen ihm noch Spanier, Portugiesen und Engländer so viel zu schaffen machten, während Preußen und Oesterreich, der Natur der Sache nach, nothwendig ihm feindlich gesinnt sein mußten und immerhin Macht genug besaßen, ihm gefährlich zu werden. Der russische Feldzug reizte die Beutegier seiner Generale nicht wie die Kämpfe in den reicheren, fruchtbareren und milderen Ländern des Südens und Westens Europa's, und erfüllte auch seine treuesten Anhänger mit Besorgnissen, wie sie kein anderer Krieg, in welchen sich Napoleon eingelassen, rege gemacht hatte.

Der Kreis der Geschäfte, welchen Napoleon zu überwachen hatte, vergrößerte sich durch diesen Feldzug in einem Maße, daß auch die außerordentliche Arbeitskraft des Kaisers nicht mehr ausreichte. Bei den Vorbereitungen zum Kriege fehlte Bonaparte wesentlich in zwei Punkten: es bestand ein Mißverhältniß zwischen dem mitgeschleppten Material und der Bespannung und es war für die Ernährung von Menschen und Thieren keine ausreichende Fürsorge getroffen. Entweder mußte Napoleon mehr Pferde herbeischaffen, oder weniger Kanonen mitnehmen, entweder mehr Proviantmagazine einrichten, oder weniger Soldaten aufbieten. Die blinden Verehrer Napoleon's wenden ein, für alles dieses habe derselbe nicht blos die erforderlichen Befehle gegeben, sondern auch die entsprechenden Summen angewiesen. Allein das genügt nicht, um sich des Erfolges zu versichern. Es ist nutzlos,

die einzelnen Fehler aufzusuchen, in deren Folge Napoleon's Zug nach dem Osten scheiterte. Alle zusammen waren die nothwendigen Folgen der im Verhältniß zu der Basis Napoleon's zu weit ausgedehnten Operationslinie im geographischen, politischen und moralischen Sinne der Worte.

Von den verschiedenen Völkern, deren Truppen Napoleon mit sich nach Rußland nahm, gingen die wenigsten freudig in den Krieg. Selbst unter den Franzosen folgten viele nur der unabweisbaren Nothwendigkeit. Nicht die Kriegslust, noch weniger Gefühl für Recht und Vaterland, sondern der Machtbefehl des Kaisers setzte sie in Bewegung. Von den Deutschen, welche mitzogen, harrten die Preußen mit Ungeduld des Augenblicks, da sie mit Rußland vereint gegen Napoleon würden kämpfen dürfen. Die Oesterreicher trafen ihre Anstalten so, daß sie auf alle Fälle gefaßt waren, sei es für oder gegen Frankreich das Schwert zu ziehen. Die Rheinbundstruppen zerfielen in zwei Classen, von denen die eine, aller edleren Gefühle bar, als eigentliche Landsknechte in den Krieg zog, die andere sich der Macht der Verhältnisse beugte, allein mit schwerem Herzen an einem Kampfe Theil nahm, welcher im Falle des Sieges für Deutschland, im Falle einer Niederlage für sie selbst verderblich werden mußte. Spanier, Portugiesen, Italiener und Holländer fühlten sich herabgewürdigt, daß sie ihr Blut für den Unterdrücker ihrer Nationalität verspritzen sollten. Die Schweizer waren seit Jahrhunderten gewohnt, ihrem Kriegsherrn zu folgen. Sie beneideten aber doch ihre Brüder, denen es vergönnt war, in wirthlicheren Gegenden, als Rußland, ihren Sold zu verzehren. Die Illyrier vertauschten ungern ihre Berge und ihre Meeresküste gegen die moskowitischen Ebenen und selbst die Polen, welche aufgehört hatten, von Napoleon die Wiederherstellung ihrer Nationalität zu hoffen, zogen trüben Sinnes unter den französischen Fahnen.

Doch Napoleon vermeinte, durch das eiserne Kriegsgesetz alle diese Völker in Unterwürfigkeit und Gehorsam erhalten zu können. Um sich der Preußen zu versichern, ließ er Spandau und Pillau durch französische Truppen besetzen, ließ Berlin und die Festungen Colberg und Graudenz scharf bewachen und ordnete an, daß die Lieferungen für die Armee erst nach beendigtem Feldzuge bezahlt werden sollten. Der österreichischen Truppen glaubte Napoleon sich dadurch zu versichern, daß er sich als deren Befehlshaber den Fürsten Schwarzenberg ausbat. Er hätte keine schlechtere Wahl treffen können. Denn Schwarzenberg war mehr Diplomat, als Soldat. Er war daher ganz der Mann, welcher es verstand, Napoleon zu täuschen, welcher stets den Schein der Dienstbeflissenheit ihm gegenüber annahm und dabei die ihm von Wien zugehenden geheimen Weisungen befolgte.

Das Heer, welches Napoleon nach Rußland führte, betrug wenigstens eine halbe Million, wahrscheinlich über 600,000 Combattanten nebst 176,000 Pferden.

Am 9. Mai reiste Napoleon von Paris ab, am 16. traf er zu Dresden ein, woselbst er Heerschau über die versammelten Fürsten hielt. Die herabwürdigende Stellung, welche diese dort, wie früher in Erfurt einnahmen, konnte nur dazu beitragen, deren Grimm mehr und mehr zu reizen.

Auf der Oberfläche schien alles günstig für Frankreich zu stehen. Fast das ganze Festland Europa's war auf der Seite Napoleon's. Das Bündniß, welches Alexander I. zu Oerebro mit Schweden geschlossen hatte, war noch ein Geheimniß. Der Krieg Rußland's mit der Türkei war noch nicht beendigt. Doch am 28. Mai 1812 wurde zu Bukarest der Frieden unterzeichnet, welcher trotz aller entgegengesetzten Bestrebungen Frankreich's, im Herbste desselben Jahres vom Sultan bestätigt wurde. Die beiden Mächte, welche seit Jahrhunderten die erbittertsten Feinde Rußland's gewesen waren, und welche an diese Macht so viele Provinzen verloren hatten, ergriffen die günstige Gelegenheit nicht, sich

an Rußland zu rächen. Schweden fürchtete mehr von dem entfernten Frankreich, als dem benachbarten Rußland; die Türkei schenkte den Versicherungen Frankreich's keinen Glauben mehr. Es war ein schlimmes Vorzeichen, daß die beiden Mächte, welche früher so oft mit Frankreich im Bunde gewesen waren, in dem entscheidenden Jahre 1812 sich von dieser Macht abwandten. War es zu erwarten, daß die von Napoleon mißhandelten, geplünderten und gedemüthigten Staaten bei ihm aushalten würden, während die alten Bundesgenossen Frankreich's sich von ihm lossagten? Napoleon war viel zu scharfblickend und zu vorsichtig, als daß er nicht auch derartige Gedanken gehegt hätte; allein er vertraute auf sein unermeßliches Heer, sein Glück und den Schrecken, welcher vor seinen Waffen herging. Preußen war von französischen Truppen besetzt und dermaßen geschwächt, daß Napoleon es verachtete, Oesterreich war mit ihm nicht blos durch einen Bundes-, sondern auch durch einen Familien-Vertrag vereinigt. Kaiser Franz war sein Schwiegervater, der Großvater seines am 20. März 1811 geborenen Sohnes, des Erben der väterlichen Reiche und Königs von Rom.

Am 23. Juni setzte das Hauptheer Napoleon's über den Niemen, jenseits dessen das russische Reich begann. Am 28. Juni hielt Napoleon seinen Einzug in Wilna. Am vorhergehenden Tage erst hatte Kaiser Alexander diese Stadt verlassen. Schon beim Beginne des Feldzugs trat Mangel an Lebensmitteln ein. Die Straßen waren unwegsam. Alles, was der Soldat sah, mußte entmuthigend auf ihn wirken. Strömende Regengüsse, gegen welche keine der in anderen Ländern so häufigen Städte und Dörfer Schutz boten, wechselten ab mit einer drückenden Hitze, gegen welche keine Obstbäume Schatten und keine klaren Quellen Labsal boten. Unter den Truppen, welche in den unwirthlichen Gegenden Rußland's nicht nahe zusammengehalten werden konnten, riß frühzeitig Unordnung ein. Bevor die Franzosen Wilna erreicht hatten, waren schon über zehntausend Pferde gefallen, welche nicht ersetzt wurden. Viele Wagen und Kanonen konnten nicht weiter gebracht werden. Es kam daher schon in Wilna Unordnung in das Fuhrwesen und in die Verpflegung der Armee. Napoleon hatte den Feldzug gegen Rußland um einen Monat oder sechs Wochen verspätet. Er verlor von Neuem einen halben Monat der guten Jahreszeit, indem er bis zum 16. Juli in Wilna verweilte. Zwei Monate der guten Jahreszeit blieben auf diese Weise unbenützt. Um zwei Monate früher, als es bei guter Einrichtung der Fall gewesen wäre, trat der russische Winter mit seinen schneebedeckten unermeßlichen Ebenen den Franzosen feindlich entgegen. Er war ein Verbündeter Alexander's I., auf welchen dieser um so größern Werth legte, als der ganze Kriegsplan der Russen darauf berechnet war, den Angriff des Feindes mehr durch die Elemente, als durch Waffengewalt zurückzuschlagen!

Schon in den ersten Tagen August's traten die Folgen der übertriebenen Verwandtenliebe Napoleon's zu dessen Schaden hervor. Der Kaiser hatte seinem Bruder Hieronymus ein sehr bedeutendes Commando anvertraut, dem dieser nicht gewachsen war. Der russische General Bagration war durch das Vorrücken des französischen Heeres fast gänzlich vom Hauptheere abgeschnitten worden. Es wäre ein Leichtes gewesen, die ganze unter dessen Befehle stehende Heeresabtheilung zu umzingeln und aufzureiben. Doch Hieronymus verlor nützlos mehrere Tage und gewährte Bagration Zeit, über die Beresina und den Dnieper zu setzen und sich (am 3. August) wieder mit dem Hauptheere zu vereinigen. Als Napoleon seinem Bruder zur Strafe für dessen Fehler den Befehlen des Marschalls Davoust unterordnete, verließ Hieronymus im Zorne das Heer und kehrte nach Westphalen zurück.

Das französische Hauptheer rückte unausgesetzt vor. Am 28. Juli langte es in Witepsk, am 17. August in der Nähe von Smolensk an. Allein im Rücken desselben

operirte ein russisches Heer unter Markow und Tormasow, welches (am 27. Juli) bei Kobrin ein sächsisches Corps gefangen nahm. Schwarzenberg schlug zwar (am 11. August) Tormasow bei Gorodeßno, verfolgte aber nicht seinen Sieg, und als (18. September) nachdem der Sultan den Frieden von Bukarest genehmigt hatte, die russische Donau-Armee unter Tschitschakow an dem Kampfe Theil nahm, mußten sich die Oesterreicher und Sachsen an den Bug zurück ziehen. Von dieser Zeit an nahm der rechte Flügel der Invasions-Armee fast keinen Theil mehr am Kriege. Der linke, bei welchem die Preußen standen, richtete eben so wenig, als der rechte der Oesterreicher und Sachsen aus. Macdonald, welcher denselben befehligte, rückte bis Riga vor, belagerte die Stadt, konnte sie aber nicht gewinnen.

Am 17. August kam es bei Smolensk zu einer blutigen Schlacht. Die Russen wichen zurück, allein sie hatten den Franzosen schwere Verluste beigebracht. Nicht weniger als zwanzigtausend Mann blieben von beiden Seiten auf dem Schlachtfelde. Schon zwei Tage nachher schlugen die Russen bei Valutina Gora die Franzosen unter Ney und bewiesen dadurch deutlich, daß ihr Muth und ihre Schlagfertigkeit ungebrochen sei.

Die Frage war jetzt, ob Napoleon weiter vordringen, oder aber sich in Smolensk festsetzen, und von dort aus den Kampf für das nächste Jahr ernstlich vorbereiten sollte. Schwerlich würde das Stillesitzen in Smolensk die Franzosen gerettet haben. Die Entfernung derselben von ihren Magazinen und anderen Hülfsquellen war groß genug, um ihre Verbindungen zu gefährden. Der rechte und linke Flügel der Armee waren von dem Hauptheere schon gänzlich getrennt. Napoleon hatte keine Wahl. Er mußte vorrücken, zumal da Moskau, die eigentliche Hauptstadt des Landes, ihm wohl erreichbar war. Der Fehler, welchen Napoleon machte, lag nicht im Vorrücken auf Moskau, nicht in dieser oder jener strategischen Maßregel, sondern darin, daß er die Widerstandskraft Rußlands zu gering und seine eigenen Angriffsmittel zu hoch schätzte.

Am 24. August rückte das Hauptheer Napoleon's von Smolensk gegen Moskau vor. Die Russen, über welche bisher Barclay de Tolly den Oberbefehl geführt hatte, stellten sich den Franzosen bei Borodino, fünf Tagemärsche vor Moskau, entgegen. Der fünf und siebzigjährige Kutusow hatte am 29. August an Barcly's Stelle den Oberbefehl übernommen. Der Wechsel bedeutete, daß die Russen eine entscheidende Schlacht wagen wollten. Diese fand am 6. und 7. September statt. Sie wird uns als die blutigste geschildert, welche im Laufe vieler Jahrhunderte geschlagen wurde. Am ersten Tage blieb der Sieg ungewiß. Die Russen wichen erst am zweiten Tage, nachdem sie vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne tapfer gekämpft hatten, zurück. Der Verlust an Todten und Verwundeten war auf beiden Seiten sehr groß. Die Russen verloren fünfzigtausend, die Franzosen dreißigtausend Mann. Die Russen zogen in guter Ordnung auf Moskau zurück, durch die Stadt hindurch, und lagerten sich auf der Straße nach Kaluga, am Ufer der Oka. Schon am 14. September rückte Mürat mit der Vorhut der Franzosen in Moskau ein. Als er die Russen verfolgte, wurde er (am 18. September) bei Winkowo mit Verlust zurückgeschlagen. Am 15. September hielt Napoleon mit dem Hauptheere seinen Einzug in der alten Hauptstadt der Czaren. Dort empfingen ihn nicht, wie früher zu Wien und Berlin, die Väter der Stadt, um ihm deren Schlüssel anzubieten. Es strömten ihm keine neugierigen Menschenmassen entgegen. Er ahnte nicht, daß, nachdem die Russen früher die kleinen Städte auf seinem Wege, Valutina, Dorogobusch, Wiasma und Gzatsk (am 19., 20., 29. August und 1. September) angezündet hatten, sie auch ihre Hauptstadt lieber den Flammen, als den Feinden überlassen würden. Schon am Tage des Einzuges der Franzosen brach an mehreren Punkten der Stadt Feuer aus. Alle

Spritzen waren fortgebracht worden. Doch wäre es nicht schwer gewesen, dem Feuer durch Niederreißen der gefährdeten Stadttheile und strenge Wachsamkeit Einhalt zu thun. Allein niemand ahnte den Vertheidigungsplan der Russen. Das Feuer griff um sich. Schon am 16. September mußte Napoleon seine Wohnung im Kremel mit einem vor der Stadt gelegenen Lustschlosse vertauschen. Niemand wehrte in planmäßiger und dem vorhandenen Kräftemaaße entsprechender Weise den Flammen. Die ganze Armee war nur darauf bedacht, die Gelegenheit des Brandes zum Beutemachen zu benutzen. Derjenige Zweck, welchen die Russen im Auge hatten, als sie ihre Hauptstadt anzündeten, wurde nicht erreicht. Die Franzosen wurden des Obdaches nicht beraubt. Denn wenn auch viertausend fünfhundert hölzerne und zweitausend vierundsiebenzig steinerne Häuser in Schutt verwandelt waren, als (am 20. September) das Feuer erlosch, waren doch Häuser genug übrig geblieben, um dem ganzen französischen Heere geräumige Unterkunft zu bieten. Auch wäre es nicht schwer gewesen, die zur Kleidung und Ernährung des Heeres erforderlichen Stoffe herbei zu schaffen, wenn die Soldaten in ähnlicher Weise, wie zu Hause, Ordnung gehalten hätten. Allein die Zuchtlosigkeit der Gemeinen und die Kopflosigkeit der Generale, ohne welche der Brand niemals in dem Maße hätte um sich greifen können, nahm, während die Flammen wütheten, immer zu. Die Habgier, welche mitten im Feuermeere nur darauf bedacht gewesen war, Beute zu machen, hatte nachher kein anderes Streben, als diese zu sichern. Die Fähigkeit, von den vorhandenen Mitteln einen umsichtigen Gebrauch zu machen, war dem Heere abhanden gekommen. Hierin allein, und nicht in der Winterkälte, erkennen wir die eigentliche Ursache des Unterganges des französischen Heeres.

Es galt jetzt, einen raschen Entschluß zu fassen. Entweder mußte Napoleon seine ganze Kraft darauf verwenden, die Ueberwinterung des Heeres in Moskau, oder dessen Rückzug nach Polen sicher zu stellen. In beiden Fällen war es unumgänglich nothwendig, dem Maraudiren, dem sich die Truppen ergeben hatten, ein Ende zu machen. Napoleon erwartete aber alles von Friedensunterhandlungen. Kaiser Alexander beantwortete gar nicht die zwei Schreiben, welche Napoleon von Moskau an ihn richtete. Die Russen ließen Napoleon vorsätzlich im Zweifel über ihre Absichten. Der Brand Moskau's hätte ihm diese deutlich genug zu erkennen geben sollen. Im Anfange Octobers sah Napoleon die Nothwendigkeit eines Rückzugs ein. Dieser begann jedoch erst am 18. October. Der Gouverneur von Moskau, Mortier, räumte die Stadt erst am 23sten. Der Anfang des Rückzugs wurde mit der Absendung des Gepäckes gemacht. Napoleon hätte besser gethan, den größten Theil desselben in Moskau zurück zu lassen. Er hätte die Pferde besser für seine Reiterei als für seine Fahrnisse gebrauchen können. Doch das duldete die Habgier nicht. Menschen und Güter gingen zu Grunde, weil die ersteren sich von den letzteren nicht trennen wollten.

Im Laufe des Feldzugs hatte das französische Heer furchtbare Verluste erlitten. Der rechte Flügel desselben war in das Herzogthum Warschau zurückgetrieben worden. Am Tage, an welchem Napoleon Moskau verließ (19. October), erlitt der linke Flügel unter Gouvion St. Cyr bei Polotzk empfindliche Verluste. Am 21. mußte er seinen Rückzug antreten.

Das Hauptheer unter Napoleon's persönlichem Befehle war in demselben Maße zu reich an Gepäcke, als zu arm an Pferden. Die unendliche Wagenreihe erschwerte alle Bewegungen des Heeres. Dasselbe Mißverhältniß zwischen Gepäcke und der bewegenden Kraft, welche das ganze Heer lähmte, trat auch bei jedem einzelnen Theile desselben, bei jeder Division, bei jeder Brigade, bei jeder Batterie, bei jedem einzelnen Gefährte zu Tage.

Die Pferde brachen unter der ihnen zugemutheten Last täglich hundertweise zusammen. Kanonen und Gepäckwagen blieben stecken, erschwerten das Fortkommen von Menschen und Thieren und brachten Unordnung in die Reihen. Bei einem Rückzuge ist keine Waffengattung nothwendiger, als die leichte Reiterei. Statt für diese wurden die vorhandenen Pferde für das schwere Gepäcke verwendet, welches dessen ungeachtet früher oder später aufgegeben werden mußte, nachdem die erschöpften Thiere, die es fortschaffen sollten, gefallen waren.

Die eintretende Kälte erhöhte zwar die Leiden des auf dem Rückzuge begriffenen Heeres, allein daß auf den Herbst der Winter folgt, daß dieser in Rußland früh einzutreten und hart zu sein pflegt, wußte jedermann. Die Hitze des Sommers, die Regen des Herbstes wären einem so übel berathenen Heere eben so verderblich geworden, als die Kälte des Winters. Die Elemente machten sich beiden Heeren, dem russischen nicht minder, als dem französischen fühlbar.

Es ist eine große Schwäche französischer Schriftsteller, alle Niederlagen ihrer Nation außerordentlichen, nicht vorher zu sehenden Ereignissen beizumessen. Nicht der Himmel, sondern die oben angegebenen Fehler haben das französische Heer in Rußland seinem Untergange entgegen geführt. Ja, es läßt sich mit großer Bestimmtheit behaupten, daß die Winterkälte, welche dem russischen Heere nicht minder entgegen war, als dem französischen, und folgeweise dessen Bewegungen hemmte und erschwerte, nur die Art und Weise des Untergangs des französischen Heeres veränderte, keineswegs aber dessen Ursache war.

Als Napoleon Moskau räumte, zählte sein Heer nur noch hundert und zwanzigtausend Mann und diese befanden sich in einem halb aufgelösten Zustande, weil jede einzelne Heeresabtheilung übermäßig zusammen geschmolzen war. Eine Brigade von vier bis fünftausend Mann besitzt eine weit größere Kraft, als eine Division, oder gar ein Armee-Corps von gleicher Stärke. Das vierte Armee-Corps z. B., welches von Glogau in einer Stärke von fünfzigtausend Mann ausgerückt war, zählte schon bei seiner Ankunft in Moskau nur noch zwei und zwanzigtausend Mann. In ähnlicher Weise hatten fast alle Armeecorps gelitten. Ein derartiges Zusammenschmelzen einer Heeres-Abtheilung hat eine Desorganisation desselben zur nothwendigen Folge, ganz abgesehen davon, daß der täglich sich aufdrängende Anblick der Abnahme des Heeres entmuthigend auf den Soldaten wirkt.

Die Russen umschwärmten die Franzosen von allen Seiten, und wenn sie auch bei den meisten Treffen schwere Verluste erlitten, so wirkten diese doch nicht so verderblich auf ihre, als die französischen Reihen. Jede Schlacht hielt den Rückzug des französischen Heeres auf und gab den Russen Zeit, sich zu sammeln. Schon vor Eintreten der Winterkälte befand sich das französische Heer in einer durchaus verzweifelten Lage. Es fehlte an Allem: an Nahrung für Menschen und Thiere, an Kleidung, an Mitteln zur Fortschaffung und Verpflegung der Verwundeten. Im Laufe des Tages erlagen Menschen und Thiere der Anstrengung des Marsches, des Nachts fehlte ihnen das Obdach. Bei Tag und bei Nacht war das Heer in beständiger Unruhe, weil es immer eines Angriffs von Seiten der Russen gewärtig sein mußte.

Schon am 24. October zwangen die Russen bei Malo-Jaroslawetz die Franzosen zu einem Treffen. Zwar verloren die Angreifer achttausend, die Angegriffenen nur sechstausend Mann, allein die Russen konnten ihre Verluste weit leichter ertragen und ersetzen. Sie konnten ihre Verwundeten ohne großen Schaden zurück lassen. Jeder verwundete Franzose dagegen, welcher zurückblieb, fiel entweder dem Tode oder der Gefangenschaft anheim.

Am 7. November, als die Franzosen zwischen Wiasma und Smolensk dahinzogen, fing die Kälte an, zu wüthen. Sie stieg an diesem Tage auf siebenzehn Grad Reaumur. Die nicht geschärften Pferde stürzten zu Tausenden auf dem Glatteise. Die ermüdeten und schlecht beschuhten Infanteristen rieben sich ihre Füße auf dem holprigen und harten Boden wund und erfroren dieselben. Da das Commissariat für die Bedürfnisse des Heeres nicht sorgte, versah jeder Einzelne dessen Dienst auf eigene Faust. Die Reihen lösten sich auf. Tausende blieben da und dort zurück und gingen dem Heere verloren. Nur die Garde, für welche besser gesorgt wurde, bewahrte militärische Ordnung. Bevor noch die Kälte eingetreten war, ehe das Heer nur Wiasma erreicht hatte, mußte man die Moskauer Beute nebst unzähligen Wagen und Kanonen zurücklassen (4. Nov.). Man warf sie in einen See und sprengte die Munitionskarren in die Luft. Die Pferde mußten die Armee ernähren. Bald ging auch dieses Nahrungsmittel aus. Fünf Tage später (9. November) mußte Ney seinen ganzen Troß, all sein Gepäcke, und mehr als achtzig Kanonen den Kosacken überlassen. Sein Armeecorps zählte damals kaum sechstausend waffenfähige Leute.

Auf Smolensk hatten die ermüdeten, frierenden und ausgehungerten Truppen gehofft. Dort versammelte sich der Rest des Heeres. Dieses war im Laufe von weniger als drei Wochen auf ein Drittheil zusammengeschmolzen. Die Reiterei zählte nur noch dreitausend Mann; sieben und dreißigtausend stark war sie über den Niemen gezogen. Zweihundert und fünfzig Kanonen schleppte das Heer noch mit sich. Es wäre besser gewesen, die größere Hälfte derselben zurück zu lassen bei den siebentausend Verwundeten, welche man nicht mitnehmen konnte.

Am 13. November brach Napoleon mit dem Heere von Smolensk wieder auf. Hätte Kutusow eine Schlacht wagen wollen, so wäre es ihm ein leichtes gewesen, die Franzosen damals schon zu vernichten. Doch er wollte seine Truppen keinen Gefahren blosstellen. Hunger und Kälte kämpften für ihn gegen den Feind. Als das französische Heer von Orscha nach der Beresina zog, hatte es wieder ein Viertheil seit Smolensk verloren. Es zählte nur noch dreißigtausend Bewaffnete; aber sechzigtausend Wehrlose und Kranke zogen demselben nach. Hatte man früher über Kälte geklagt, so bereitete jetzt das eintretende Thauwetter den Franzosen große Beschwerden. Menschen, Thiere und Wägen versanken in den Sümpfen der Beresina.

Hier, an der schrecklichsten Stelle des französischen Rückzuges, wurde es anschaulich, daß die Kälte nicht der schlimmste Feind der Franzosen war, daß diese vielmehr bei Thauwetter ebensowenig, als bei eisiger Kälte vermochten, sich der furchtbaren Lage, in welche sie gerathen waren, zu entziehen.

Zwei Brücken, die eine für die Fußgänger, die andere für Wagen und Pferde, waren bei Studianka über die Beresina geschlagen worden. Am 26. November begann der Uebergang. Denselben sollten auf dem rechten Ufer Oudinot und Dombrowsky, auf dem linken Victor decken. Der Uebergang dauerte vier Tage lang. Am 26. setzten Dombrowsky und Oudinot, an den folgenden der Rest des Heeres über. Unglücklicherweise, oder vielmehr aus Mangel an Vorsicht und Ordnung, brach eine der Brücken zusammen. In der Nacht vom 27. auf den 28. November trat wieder strenge Kälte ein. Alle Ordnung hörte auf. Es war kein Marsch, sondern ein Drängen auf Tod und Leben. Wer fiel, wurde zertreten, bevor er sich wieder erheben konnte. Hunderte stürzten zu beiden Seiten der engen Brücke in den Fluß, aus dem sie nicht wieder auftauchten. In den wirren Knäuel von Menschen, Thieren und Wägen fielen die Kanonenkugeln der Russen. Falls diese richtig operirt hätten, wäre kein Franzose über die Beresina zurück gekommen. Den Höhepunkt erreichte die Schrecknis am 29. November, nachdem in der vorhergehenden

Nacht Victor mit der Nachhut über die Brücke gesetzt war. Der Troß, die Schwächsten und die Ermattetsten waren zurückgeblieben. Die Kanonenkugeln und das Gedränge schreckten sie von der Brücke ab. Die Lanzenspitzen der Kosacken trieben sie vorwärts. Nicht mehr als achttausend vierhundert Waffenfähige kamen über die Beresina zurück. Auch unter diesen griff Unordnung und Zuchtlosigkeit mehr und mehr um sich. Diese theilte sich sogar den frischen Truppen mit, welche vom Herzogthum Warschau und von Wilna aus den Franzosen entgegen geschickt wurden. Bis gegen Ende Novembers täuschte Napoleon ganz West-Europa durch lügenhafte Berichte. Am 3. December endlich theilte er der Welt einen Theil der Wahrheit mit, über die eigentlichen Ursachen des Unglücks warf er aber einen dichten Schleier, indem er dasselbe ausschließlich der Kälte zuschrieb, ungeachtet gerade die furchtbaren Tage des Uebergangs über die Beresina keineswegs besonders kalt gewesen waren.

Am 4. December ließ Napoleon die Trümmer der s. g. großen Armee hinter sich und eilte, blos von Caulaincourt, Düroc und Mouton begleitet, über Wilna, Warschau und Dresden nach Paris, woselbst er am 19. December eintraf. Statt dem tüchtigsten seiner Marschälle den Oberbefehl über das Heer, von dem er sich trennte, anzuvertrauen, ertheilte er denselben seinem Schwager Mürat und unter diesem dem Marschall Berthier, von denen keiner der schwierigen Lage gewachsen war. Am 14. December war das Heer unter Mürat auf tausend Mann mit neun Kanonen zusammengeschmolzen. Schon am 16. Januar 1813 überließ auch Mürat das Heer seinem Schicksale. Er eilte nach Neapel.

Ein tüchtiger Feldherr hätte noch vieles retten können. Dreißig- bis vierzigtausend Mann kehrten in verschiedenen Abtheilungen über den Niemen nach Preußen zurück. Da sie aber keine ordnende Hand zusammenhielt, zerstreuten sie sich nach allen Seiten hin und gingen Napoleon verloren.

Zu spät hatte dieser zu Moskau an den Rückzug gedacht, zu spät hatte er denselben begonnen, zu spät sich des überflüssigen Gepäckes entledigt. Diese Verspätungen allein hatten die Winterkälte dem Heere verderblich gemacht. Die Aufgabe eines Feldherrn besteht nicht blos darin, Schlachten zu gewinnen, sondern auch unnütze Verluste zu vermeiden. Doch Napoleon liebte die Menschen zu wenig und seinen Ruhm zu sehr. Er hatte die Habgier seiner Söldner selbst künstlich genährt. Die Folgen derselben traten auf dem Rückzuge von Moskau in haarsträubender Weise zu Tage. Nicht der Brand von Moskau und nicht die Winterkälte rieben das französische Heer in Rußland auf, sondern die Fehler Napoleon's in Verbindung mit der Habgier seiner Diener. Auf dem Rückzuge von Moskau zeigte es sich, daß die Kraft des französischen Heeres mehr in der Form, als in dem Wesen bestand. Ein Heer, welches eine gewisse sittliche Kraft besessen, hätte sich nicht mit dem Raube Moskau's überladen und hätte nicht so frühe alle Bande der Zucht und der Ordnung zerrissen. Nur der militärische Gehorsam, nicht Vaterlandsliebe und Rechtsgefühl hielt die Söldner Napoleon's in den Schranken der Ordnung. Diese zerfiel, sobald die Soldaten merkten, daß ihre Führer die Macht verloren hatten, Gehorsam zu erzwingen.

Ganz ähnliche Erscheinungen, wie im französischen Heere, traten auch im Schooße der Bevölkerung von Paris zu Tage. Wenig fehlte, so wäre der Thron Napoleon's schon am Tage zertrümmert worden, an welchem die Nachhut seines Heeres aus Moskau zog.

In der Nacht vom 22. auf den 23. October machte der General Malet, welcher seit dem Jahre 1809 in einer Irrenanstalt festgehalten wurde, mit einigen wenigen republi-

kanischen Gesinnungsgenossen den Versuch, Napoleon zu stürzen. Er ritt in Generals-Uniform mit einem Corporal der Municipal-Garde, Namens Rathcau, in die Caserne einer Cohorte der Nationalgarde, und ließ dort einige gefälschte Proklamationen und Decrete des Senats verlesen, welche der Nation den Tod Napoleon's ankündigten, die Ausschließung seiner Familie vom Thron und verschiedene Absetzungen und Ernennungen aussprachen. Die Cohorte, an blinden Gehorsam gewöhnt und unfähig, die Urkunden selbstständig zu prüfen, folgte den Befehlen Malet's. Ein gleiches that der Oberst eines Infanterie-Regiments der Pariser Garde, Rabbe. Der Polizei-Minister Savary und der Polizeipräfekt Pasquier wurden verhaftet. Der Präfekt des Seine-Departements, Frochot, ließ im Stadthause alles für die Sitzungen der angeblichen provisorischen Regierung herrichten. Wäre nicht Malet zufälligerweise auf dem Vendome-Platze erkannt worden, so hätte der Abfall von Napoleon noch weiter um sich gegriffen. Einige Uniformen und gefälschte Decrete hatten genügt, in der Kaserne und im Stadthause die Ausschließung der Familie Bonaparte vom Throne und die Einsetzung einer provisorischen Regierung durchzusetzen und der Herrschaft Napoleon's ein Ende zu machen. So wenig Selbstthätigkeit bekundeten die Leute, denen es oblag, den Kaiserthron Napoleon's zu stützen. Es war dieses ein Vorspiel der Scenen der ersten Tage Aprils 1814. Doch im October 1812 hatte die Stunde Napoleon's noch nicht geschlagen. Malet wurde mit zwölf in das Complott verwickelten Personen hingerichtet. So endigte diese Verschwörung, ohne erhebliche Folgen nach sich zu ziehen. Allein sie bewies, wie schwach die Grundlagen der Bonaparte'schen Herrschaft damals schon geworden waren.

Napoleon, welcher im Unglücke, wie im Glücke, den Egoismus, mit dem er geboren war, nicht verleugnete, wurde durch die Verschwörung Malet's unangenehmer berührt, als durch den Verlust des Heeres, welches er in die russischen Steppen geführt und dort dem Untergange preisgegeben hatte. Er glaubte mit leichter Mühe ein zweites, zahlreicheres Heer zusammenbringen zu können. Von seinen Marschällen und Obergeneralen hatten sich die meisten gerettet. Die Gemeinen, Subaltern- und Stabs-Officiere schlug er nicht hoch an. Sie ließen sich schnell ersetzen. Allein weit schwerer war es, so glaubte er, den Eindruck zu verwischen, welchen die gefälschten Senatsbeschlüsse auf die öffentliche Meinung gemacht hatten. Wenn gefälschte Urkunden hinreichten, den Gehorsam seiner Untergebenen wankend zu machen, mußten ächte Senatsdecrete ihm sehr gefährlich sein.

Der Zeitpunkt der Selbstbeschränkung war für Napoleon gekommen. Hätte er denselben erkannt, so wäre für ihn nicht alles verloren gewesen. Doch gleich dem leidenschaftlichen Hazardspieler hegte er, wenn er Verluste erlitt, nicht Gedanken der Mäßigung, sondern nur Gefühle verdoppelter Heftigkeit. Zu spät, wie seinen militärischen, trat er den durch die Umstände gebotenen politischen Rückzug an.

Mit geringen Opfern hätte Napoleon damals Preußen versöhnen und Oesterreich fest mit sich verbinden, ja sogar dadurch ein neues zahlreiches Heer sammeln können. Er brauchte nur seine Truppen aus den von ihm besetzten fernen Ländern, aus Polen, Preußen und Illyrien zu ziehen, um im Osten, Ferdinand VII. frei zu geben, um im Westen sich zu sichern. Aus Spanien konnte er ein zweites Heer von mehr als gleicher Größe ziehen. Seine Nachbarn hätten nie gewagt, ihn anzugreifen, wenn er seine entfernteren Gegner besänftigt hätte. Doch Napoleon's Spiel war immer gewesen, die Bank zu sprengen. Es war ihm zu oft gelungen, als daß er an seinem Glücke hätte zweifeln können.

Napoleon mochte mit vollem Rechte die deutschen Fürsten verachten. Er mochte überzeugt sein, daß diese ihm weder auf dem Felde des Krieges, noch der Unterhandlung gewachsen

seien. Allein die deutsche Nation war nicht identisch mit ihren Fürsten. Das sollte Napoleon bald zu seinem Schaden erfahren.

Die alte Reichsverfassung war zusammengebrochen. Die Nation verlor nicht viel an ihr. Allein nachdem das letzte Band zerrissen war, welches sie wenigstens dem Scheine nach zusammengehalten hatte, fühlten alle patriotischen Männer und Frauen Deutschland's, daß irgend etwas geschehen müsse, wenn das deutsche Volk seine Selbständigkeit bewahren wolle. So verschiedenartig auch die Ansichten und Wünsche in Betreff der Neugestaltung Deutschland's, waren sie doch gleichmäßig darauf gerichtet, daß das französische Joch gebrochen werden müsse. In diesem Gedanken vereinigten sich Staatsmänner und Officiere, Adel und Bürger, und gerade diejenigen, auf welche Napoleon seinen bittersten Haß geworfen und welche er in die Verbannung nach Rußland getrieben hatte, waren seit dem Beginne des Krieges zwischen Napoleon und Alexander in der Lage, die erste Anregung zur Erhebung des deutschen Volkes gegen die französische Zwingherrschaft zu geben. An der Spitze dieser patriotisch gesinnten Männer stand der Freiherr von Stein, welcher das volle Vertrauen des russischen Kaisers und der Gesinnungsgenossen in Deutschland besaß. Mit ihm vereint wirkten mehrere preußische Stabsoffiziere, welche im russischen Heere Dienste genommen, allein ihre deutschen Gesinnungen bewahrt hatten. Der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen besaß weder Einsicht, noch Selbstgefühl, noch Muth genug, sich an die Spitze einer patriotischen Bewegung zu stellen. In der Mitte zwischen ihm und den strebenden Männern Deutschland's stand der preußische Staatskanzler Hardenberg, welcher mit Stein und dessen Genossen in Verbindung stand und Gewandtheit genug besaß, dem französischen Gesandten St. Marsan und dem in Preußen commandirenden Marschall Augereau seine tiefer liegenden Absichten vollständig zu verbergen. Auch seinem Könige theilte er von denselben nicht mehr mit, als dieser zu fassen vermochte; und das war sehr wenig. Schon während der Belagerung von Riga waren die preußischen Offiziere im russischen Heere, namentlich Clausewitz, mit dem Befehlshaber der preußischen Hülfsarmee in Verkehr getreten. Dieser erleichterte eine Verständigung, als das französische Heer sich beim Rückzuge von Moskau aufgelöst hatte. Die preußischen Generale York und Massenbach waren keine niedrigen Schergen der Gewalt. Sie bewahrten unter dem Waffenrocke ein patriotisches Herz. Sie kannten höhere Pflichten, als diejenigen des blinden Gehorsams. Sie waren übrigens klug genug, auch diese nicht offen zu verletzen. Am 30. December 1812 schloß York zu Poscherung bei Tauroggen mit Diebitsch, dem Unterbefehlshaber des russischen Generals Wittgenstein, einen Vertrag, demzufolge die preußischen Truppen in einem bestimmten Bezirke Ostpreußen's unangefochten stehen bleiben sollten. Falls der König die getroffene Uebereinkunft nicht bestätigen würde, sollten die Truppen zwei Monate lang am Kampfe keinen Theil nehmen, mittlerweile aber sich rekrutiren und neu organisiren dürfen. Zu diesem Behufe sollten die Russen die preußischen Nachzügler und Gefangenen ausliefern. Am Tage nach dem Abschlusse dieses Vertrages sagten sich York und Massenbach von dem Marschall Macdonald los, welcher nicht stark genug war, dieses zu verhindern, vielmehr die sechs- bis siebentausend Franzosen, welche ihm übrig geblieben waren, weiter dem Westen zu nach Königsberg führte.

Friedrich Wilhelm, welcher damals noch nicht daran dachte, mit Frankreich zu brechen, war nur bemüht, den französischen Gesandten zu besänftigen. Er sprach die Absetzung York's aus und ordnete in allem Ernste an, derselbe solle vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Hardenberg, welcher weiter sah und die Verhältnisse richtiger würdigte, spielte seine doppelte Rolle vortrefflich. York blieb an der Spitze seines Heeres, vermehrte dasselbe unausgesetzt und übernahm (Februar 1813) von den Russen die Festung Pillau,

welche die Franzosen durch Capitulation hatten räumen müssen. Der Freiherr von Stein, welchen Kaiser Alexander an die Spitze einer im Namen des preußischen Königs zu führenden Verwaltung gestellt hatte, berief in Königsberg einen preußischen Landtag, welcher die Errichtung einer aus dreißigtausend Mann bestehenden Landwehr beschloß.

Hardenberg unterhandelte mittlerweile zu gleicher Zeit mit Frankreich und Rußland, entzog den König den französischen Einflüssen, indem er diesen bestimmte, nach Breslau abzureisen, umgab dort den König mit patriotisch gesinnten Männern, wie Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, und brachte es endlich dahin, daß Friedrich Wilhelm dem längst vorbereiteten Beschlusse, das französische Joch abzuwerfen, beitrat. Der König rief (3. Februar 1813) alle Preußen vom 17. bis zum 24. Lebensjahre zu den Waffen, hob (9. Februar) alle Befreiungen vom Kriegsdienste auf und gestattete die Bildung von Freicorps. Mit Rußland schloß Preußen einen Bundesvertrag (27. und 28. Februar). York's Verfahren wurde nun (11. März 1813) vom Könige öffentlich gut geheißen und kurz darauf (27. März) der Krieg an Frankreich erklärt.

Der Wendepunkt für die Angelegenheiten Europa's war gekommen. Der Kampf, welcher seit mehr als zwanzig Jahren diesen Welttheil mit Blut gedüngt und mit Brandstätten übersäet, hatte begonnen als ein Krieg der Fürsten gegen das französische Volk, als ein Kampf monarchischen Uebermuthes gegen die Freiheitsbestrebungen der französischen Nation. Das Blatt hatte sich jetzt gewendet. Die Uebereinkunft, welche am 19. März zwischen Rußland und Preußen abgeschlossen wurde, bezeichnete als Zweck des Bundes die Befreiung der deutschen Nation von der französischen Herrschaft und als Mittel zu diesem Zwecke den Aufruf an die Völker, ohne deren Hülfe die Befreiung Deutschland's nicht möglich war.

Freiheit war also die Loosung des Kampfes wider Frankreich. Auf der einen Seite standen die schwer gedrückten, ihrer heiligsten Rechte beraubten Völker, auf der anderen der Despot, welcher das Joch auf dem Nacken Europa's festhalten wollte. Was Oesterreich im Jahre 1809 umsonst versucht hatte, führte Preußen vier Jahre später glorreich durch. Wer nur für Zahlen und Körper Sinn hat, mag immerhin die Massen, welche Rußland, und später Oesterreich in den Kampf führte, höher achten, als die Begeisterung, welche Preußen entzündete. Der tiefer blickende Geschichtsforscher, welcher die Ursachen höher anschlägt, als die Wirkungen und die Kraft mehr schätzt, als die Materie, auf welche sie wirkt, wird anders urtheilen. Preußen hauchte übrigens nicht blos Begeisterung den schlaffen Gemüthern ein, es begnügte sich nicht damit, allen Völkern der Erde das Banner der Freiheit voranzutragen, es leistete überdies einen Beitrag zu den vereinigten Heeren, welcher schwerer in die Waage der Geschicke fiel, als derjenige jeder anderen Macht Europa's. Es gab das Beispiel der Aufopferungsfähigkeit und des Heldenmuthes. Im Augenblicke, da der Feind noch mitten in seinem Lande stand und mehrere seiner Festungen besetzt hielt, wagte es den Kampf und erklärte denselben von vornherein für die Sache der gesammten deutschen Nation, nicht blos Preußen's. In dem Aufrufe, welchen der König von Preußen am 17. März erließ, versprach er „allen Ständen die Freiheit und das Recht, in Staatsangelegenheiten eine Stimme zu haben," — als Preis des Sieges. Die anfänglich blos für die Provinz Preußen eingerichtete Landwehr wurde über das ganze Reich ausgedehnt. Viel zaghafter und unentschlossener, als Friedrich Wilhelm, erwies sich Franz I. Am 21. December 1812 hatte Schwarzenberg mit dem russischen Bevollmächtigten Anstett mündlich einen Waffenstillstand abgeschlossen. Ende Januar's hatte er den Russen Warschau übergeben und seine Truppen nach Krakau geführt. Allein nachdem Preußen längst

den Krieg an Frankreich erklärt hatte, pflog Oesterreich noch lange Zeit freundschaftliche Unterhandlungen mit Napoleon.

Während Oesterreich bis zum Spätsommer 1813 eine zweideutige Stellung behauptete, warf Preußen die Scheide weg und bereitete sich vor zum Kampf auf Tod und Leben. Die Begeisterung, welche auf seine Anregung Jung und Alt, Männer und Frauen aller Stände ergriff, bezeichnet eines der schönsten Blätter in der Geschichte Deutschland's, und bietet uns die Bürgschaft dafür, daß unser Volk auch heute noch im Stande sein werde, jedes Joch unwürdiger Knechtschaft zu zertrümmern.

Napoleon rüstete neue Heere. Einhundert und zwanzigtausend Conscribirte für das Jahr 1813, hunderttausend Mann von der Conscription der vier vorhergehenden Jahre, hunderttausend Mann Nationalgarde und hundertfünfzigtausend Dienstpflichtige für das Jahr 1814, weitere neunzigtausend Conscribirte für 1814 und achtzigtausend Mann aus dem ersten Banne der Nationalgarde, also zusammen sechsmalhundertvierzigtausend Mann genügten dem Despoten noch nicht, um seine gefährdeten Eroberungen zu sichern. Zehn tausend junge Leute der reichsten Familien Frankreich's mußten auf eigene Kosten ein Reitercorps bilden, welches Napoleon Ehrengarde nannte. In Polen hatte Eugen Beauharnais fünfzigtausend Mann alter Soldaten unter den Fahnen. Sechsunddreißigtausend Franzosen waren in preußischen und polnischen Festungen vertheilt. Die Polen unter Poniatowsky standen zu Napoleon's Diensten. In Magdeburg, Mainz und Osnabrück waren neue Heeresabtheilungen organisirt worden. Die Fürsten des Rheinbundes hielten noch immer an ihrem Schutzherrn fest und rüsteten für ihn neue Söldnerschaaren aus.

Die Reste der s. g. großen Armee unter Eugen hatten sich (12. Februar 1813) aus Polen zurückgezogen. Sie waren nach Berlin und von dort (3. März) mit Augereau nach der Elbe gerückt, hinter welcher sie sich aufstellten.

Die zweideutige Haltung des Königs von Sachsen erschwerte den Preußen und Russen die Kriegführung. Hamburg öffnete (18. März) dem russischen Generale Tettenborn die Thore. Im Oldenburgischen und Lüneburgischen erhob sich das Volk wider die Franzosen. Russen unter Wittgenstein und Preußen unter York rückten bis zur Elbe vor und brachten dem Vicekönige Eugen (5. April 1813) bei Möckern bedeutende Verluste bei. Die Festungen Czenstochau, Thorn und Spandau wurden von den Franzosen durch Capitulation geräumt (25. März, 17. und 25. April).

Durch diese Erfolge ermuthigt, sagten sich zuerst die beiden Herzoge von Mecklenburg und dann (Mitte April) der Herzog von Anhalt-Dessau vom Rheinbunde los und führten ihre Truppen den Verbündeten zu.

Mittlerweile war Napoleon mit neuen Heeresmassen in Deutschland eingerückt. Wittgenstein hatte den Oberbefehl über das verbündete Heer erhalten. Am 2. Mai 1813 kam es zur Schlacht. Die Franzosen benennen diese nach dem Städtchen Lützen, die Deutschen nach dem Dorfe Groß-Görschen. Der Kampf war blutig. Die Franzosen verloren fünfzehntausend, die Preußen zehntausend, die Russen zweitausend Mann. Da aber die Verbündeten es für klug hielten, sich vom Schlachtfelde zurück zu ziehen, rühmte sich Napoleon eines Sieges. Dieser war jedenfalls schwer erkauft und gab den Franzosen eine Probe preußischer Tapferkeit, wie sie dieselbe seit den Tagen des siebenjährigen Krieges und auch wohl damals nicht erlebt hatten.

Napoleon rückte nach Dresden vor, schüchterte den schwachen König von Sachsen ein und knüpfte denselben mit festen Banden an seinen Kriegs-, nicht Sieges-Wagen.

Noch immer schwankte Oesterreich, welches damals leichter, als später, den Ausschlag hätte geben können. Eine zweite blutige Schlacht mit ähnlichem Ende, wie diejenige von

Groß-Görschen, wurde am 20. und 21. Mai bei Bautzen und Wurschen geschlagen. Die Franzosen drangen (27. Mai) bis Liegnitz, am 1. Juni bis Breslau vor.

Während Oesterreich schwankte, hatte sich Dänemark mit Frankreich vereinigt. Dänische Truppen waren (31. Mai) in Hamburg, (3. Juni) in Lübeck eingerückt. Beide Städte mußten ihre patriotischen Gesinnungen schwer büßen.

Kurz darauf (5. Juni) schlossen die kriegführenden Mächte einen Waffenstillstand bis zum 20. Juli, welcher später bis zum 10. August verlängert wurde. Weder die Verbündeten, noch Napoleon wollten in diesem Augenblicke Alles wagen. Beide Theile hofften, sich während der Waffenruhe zu verstärken und den Krieg nach deren Ablauf mit vermehrten Siegeshoffnungen wieder aufzunehmen.

Napoleon verstand nicht die geistige Bewegung des Jahres 1813. Er zog nur die militärischen Rücksichten in Betracht. Diese spielten damals eine untergeordnete Rolle. Die geistige Bewegung Deutschland's hatte unter der Wucht des französischen Joches, welche auf ihr lastete, in der größeren Hälfte Deutschland's nur langsam sich entfalten können. Sie breitete sich während des Waffenstillstandes nach allen Seiten hin aus, wirkte auch auf Oesterreich und dessen Staatsmänner zurück und untergrub, wenn auch langsam, doch sicher, den rheinischen Bund. Preußen und Rußland gewannen Zeit, sich fester mit England zu verbinden (14. und 15. Juni) und Oesterreich zu sich herüber zu ziehen. Noch immer zögerte zwar Metternich, doch neigte er sich mehr und mehr auf die Seite der Verbündeten. Die Grobheiten, welche Napoleon dem österreichischen Minister (28. Juni) zu Dresden machte, schüchterten diesen nicht ein, vielmehr bestärkten sie ihn nur in dem damals schon gefaßten Vorsatze, mit den Franzosen vollständig zu brechen. Die Friedensunterhandlungen, welche auf dem Prager Congresse gepflogen wurden, führten zu keinem Ziele, obgleich, falls Napoleon die ihm gemachten Anträge Oesterreich's, dem Rathe Caulaincourt's zufolge, sofort angenommen, diese Macht das Schwert wider ihn nicht gezogen hätte. Auch in diesem entscheidenden Augenblicke, wie früher zu Moskau, zögerte Napoleon so lange, bis es zu spät war. Seine Antwort traf erst nach dem Ablauf des Waffenstillstandes und nachdem die österreichische Kriegserklärung schon an den französischen Gesandten in Wien abgegangen war, zu Prag ein. So wenig, als die Stimmung Deutschland's, faßte Napoleon diejenige Frankreich's richtig auf. Die über alle Erwartung großen Opfer, welche Bonaparte der französischen Nation fortwährend zumuthete, erfüllten diese mit stiller Trauer und stumpfem Unmuthe. Viele seiner berühmtesten Generale waren des Krieges überdrüssig geworden, oder wollten doch nicht die durch denselben erlangten glänzenden Stellungen auf das Spiel setzen. Mürat unterhandelte mit England und Oesterreich sogar zur Zeit, da er wieder die französische Reiterei befehligte. Bernadotte stand ihm feindlich gegenüber. Die Anhänger der Bourbonen faßten neue Hoffnungen und wirkten in und außerhalb Frankreich's, wo sie konnten, Bonaparten entgegen.

Beim Wiederausbruche des Kampfes waren die verbündeten Heere dem französischen an Zahl bei weitem überlegen. Ihre Hauptmacht in Böhmen unter dem Fürsten Schwarzenberg zählte zweimalhundertvierzigtausend Mann Oesterreicher, Russen und Preußen. Das schlesische Heer unter Blücher war neunzigtausend Mann stark. Es bestand aus Preußen und Russen. Das dritte Heer, welches Bernadotte befehligte und das in der Mark Brandenburg lag, zählte hunderttausend Mann Schweden, Preußen und Russen.

Der Oberbefehlshaber der verbündeten Heere sollte Schwarzenberg sein. In der That war er aber nur der Mann, welcher die verschiedenen Stimmen, die sich im Kriegsrathe geltend machten, worunter namentlich diejenigen Friedrich Wilhelm's und Alexander's sehr gewichtig waren, zählte und in Gemäßheit derselben die Beschlüsse faßte.

Die erste Schlacht nach Ablauf des Waffenstillstandes wurde bei Groß-Beeren (23. August 1813) geschlagen. Bülow befehligte die Preußen. Erst spät kamen die Schweden in's Gefecht. Die Franzosen erlitten durch die preußische Landwehr, welche Napoleon kurz zuvor noch „Lumpengesindel" gescholten hatte, eine schwere Niederlage, eine zweite kurz darauf (28. August) bei Lübenitz.

Um dieselbe Zeit lieferte die schlesische Armee unter Blücher die Schlacht an der Katzbach oder bei Wahlstadt (26. August). Sie gewann einen glänzenden Sieg. Die Franzosen verloren achtzehntausend Gefangene, hundertunddrei Kanonen, einhundertundfünfzig Wagen und zwei Adler. In der Mark und in Schlesien hatten die Preußen den Sieg errungen, nicht durch künstliche Märsche oder Kriegslisten, sondern durch die begeisterte Tapferkeit der Truppen. Das Heer in Böhmen, bei welchem die Preußen die Minderzahl bildeten und woselbst Schwarzenberg befehligte, wurde, als es zum Angriff auf Dresden vorrückte, mit Verlust zurück geschlagen (26. und 27. August). Die Verbündeten verloren achtzehntausend Gefangene und viele Todte, unter diesen den französischen General Moreau, welcher an der Schlacht gegen Napoleon Theil genommen hatte. Doch wurde die Scharte durch den Sieg bei Kulm und Nollendorf (30. August) schnell ausgewetzt. Die Franzosen verloren an Gefangenen und Todten zwanzigtausend Mann, nur zehntausend konnten sich durchschlagen. Die Generale Vandamme und Haxo waren in der Zahl der Gefangenen. Am 6. September erfocht das märkische Heer unter Bülow-Tauenzien und Borstel einen blutigen Sieg über Oudinot's Corps bei Dennewitz. Der Verlust der Franzosen belief sich auf achtzig Kanonen, vierhundert Wagen und fünfzehntausend Mann an Todten und Gefangenen. Alle diese Siege waren fast ausschließlich durch die begeisterte Tapferkeit der preußischen Landwehr errungen worden. Die Oesterreicher hatten keinen, oder doch nur sehr geringen Antheil an denselben. So gering ihr Gewicht in der Schlacht, so groß war es aber im Rathe der Diplomaten. Dieses bewies zuerst deutlich der Vertrag, welcher zu Töplitz (am 9. September 1813) zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland abgeschlossen wurde, und trat im Verlaufe der Zeit zum Verderben Deutschland's immer mehr zu Tage. Theuer mußte die deutsche Nation die zögernd und schlaff dargebrachte Hülfe des Hauses Habsburg bezahlen, und als im Anfange October's das englische Cabinet einen Subsidienvertrag mit Oesterreich schloß, gewann ein anderes, der deutschen Nationalität und Freiheit feindliches Element Einfluß im Rathe der Mächte, welche über die Geschicke Europa's entscheiden sollten.

Von allen Seiten rückten die verbündeten Heere gegen Napoleon vor. Dieser hätte wohl besser gethan, sich hinter die Saale zurück zu ziehen. Allein die Hoffnung, eine der verschiedenen gegen ihn anrückenden Heeresabtheilungen vereinzelt überfallen zu können, hielt ihn bis zum 7. October in Dresden fest. Endlich zog er sich nach Leipzig zurück. Dahin folgten ihm die Heere der Verbündeten von Norden, Osten und Süden.

Es war für Napoleon von schlimmer Vorbedeutung, daß, bevor die Hauptschlacht begonnen, der mächtigste Fürst des Rheinbundes, der König von Baiern, sich durch den Rieder Vertrag von Frankreich losgesagt hatte (8. October 1813). Bonaparte konnte vernünftigerweise nicht erwarten, daß, nachdem der von ihm gestiftete Bund durch die Stimmung der deutschen Nation in seinen Grundfesten erschüttert und durch die Lossagung mehrerer Bundesglieder thatsächlich gesprengt worden war, die Truppen desselben länger bei ihm aushalten würden, als die unabweisbare Nothwendigkeit gebot.

Am 16. October begannen jene Gefechte, welche in ihrer Vereinigung die Völkerschlacht bei Leipzig genannt werden. Die Franzosen siegten bei Wachau über die Oesterreicher und nahmen eine Heeresabtheilung derselben unter Meerfeld gefangen. Die Preußen

aber unter Blücher besiegten die Franzosen beim Dorfe Möckern, nahmen ihnen zweitausend Mann gefangen, vierzig Kanonen und einen Adler ab. Während des 17. October's zogen die Verbündeten ansehnliche Verstärkungen an sich, namentlich die russische Reserve unter Bennigsen, eine österreichische Heeresabtheilung unter Coloredo und das Heer Bernadotte's. Napoleon konnte nur die Heeresabtheilung Reynier's, zu welchen die Sachsen gehörten, an sich ziehen. Sachsen und Würtemberger ergriffen die erste Gelegenheit, die sich ihnen bot, die unnatürliche Verbindung, in der sie sich befanden, zu lösen und auf die Seite ihres Volkes, wohin sie die höhere Pflicht der Vaterlandsliebe rief, überzugehen. Dessenungeachtet behaupteten die Franzosen ihre Stellungen bis zum Abende. Allein ihr Vorrath an Munition ging zu Ende. Sie sahen sich überlegenen Streitkräften gegenüber, ihr Rückmarsch war bedroht. Sobald die Nacht anbrach, traten sie den Rückmarsch nach Leipzig an. Die Preußen ließen sie jedoch nicht ruhig abziehen. Sie folgten ihnen entschlossen nach. In Leipzig traten die badischen Truppen auf die Seite Deutschland's und öffneten dadurch den verfolgenden Preußen den Weg in die Stadt. Bald schlug der Rückzug der Franzosen in eine vollständige Flucht um. Nur zwei Brücken waren über die Elster gebaut worden, deren eine bald einstürzte. Tausende verloren ihr Leben in der Elster, im Gedränge der Flucht und durch die Kugeln der Verfolger. Dreiundzwanzigtausend kranke oder verwundete Franzosen, fünfzehntausend Bewaffnete, dreihundert Kanonen und neunhundert Wagen fielen in die Gewalt der Sieger. Kaum hunderttausend Mann folgten Napoleon aus der Schlacht von Leipzig, und von diesen verloren sich, bevor sie Hanau erreicht hatten, fast die Hälfte. Dort stellte sich (31. October) Wrede unvorsichtigerweise den zum Verzweiflungskampfe gezwungenen Franzosen entgegen, welche sich durch seine Baiern und Oesterreicher Bahn brachen.

Schon am 11. November war Blücher zu Mühlheim am Rhein angelangt und traf Anstalten, den Fluß zu überschreiten. Doch eine so rasche Kriegsführung sagte den Diplomaten wenig zu. Er erhielt den Befehl, diesseits des Stromes zu bleiben. Die Verfolgung des Feindes wurde von dem Hauptheere sehr lässig betrieben. Allein die Macht Napoleon's auf der rechten Rheinseite war durch die Schlacht von Leipzig vernichtet worden. Hieronymus floh (26. October) aus seinem Königreiche Westphalen. Die von Napoleon vertriebenen Fürsten kehrten, einer nach dem andern, in ihre alten Residenzen zurück. Am 30. October langte der Kurprinz von Hessen, bald darauf der Kurfürst selbst in Kassel an. Der Herzog von Cumberland fand sich (4. November) in Hannover ein, das er für seinen Vater in Besitz nahm. Der Herzog von Oldenburg traf (27. November), der Herzog von Braunschweig-Oels (23. December) in seiner Hauptstadt ein. Die Dänen wurden aus Holstein verdrängt. Im Frieden zu Kiel (14. Januar 1814) mußten sie Norwegen an Schweden abtreten und sich dem Bunde gegen Frankreich anschließen. Im Laufe der Monate November und December räumten die Franzosen Holland. Alle Fürsten des Rheinbundes hatten sich am 1. December von Frankreich losgesagt und den Verbündeten angeschlossen. Der König von Sachsen war in Leipzig gefangen genommen worden. Zu spät wollte er seine gefährdete Krone durch Anschluß an die Verbündeten retten. Sein Antrag wurde abgelehnt. Die Fürsten von Isenburg und von der Leien hielten allein bei Napoleon aus. Sie vermochten nicht, ihn zu retten.

Laut und heftig war das Geschrei, welches Napoleon und dessen ganze Meute gewissenloser und feiler Speichellecker über deutsche Vertragsbrüchigkeit anstimmten. Derselbe Mann, welcher zuerst alle seiner eigenen Nation gegebenen Zusagen und geschworenen Eide mit Füßen getreten hatte, welcher frech genug gewesen war, es öffentlich auszusprechen oder doch aussprechen zu lassen, daß er sich keine Schranken setzen lasse, er, der die ewigen

und unveräußerlichen Rechte der Nationen nicht minder, als die mit deren Fürsten abgeschlossenen Verträge gebrochen, so oft es ihm beliebte, er hatte fürwahr! kein Recht zu klagen. Allerdings soll man Verträge halten, aber nur so lange dieselben nicht einer höheren Pflicht, als derjenigen der Treue widerstreben. Der Vorwurf, welchen man mit weit besserem Rechte den meisten deutschen Fürsten macht, besteht darin, daß sie bei dem Feinde der deutschen Nation und der gesammten Menschheit noch aushielten, als schon einer seiner früheren Generale mit ihm in den Kampf getreten war, als seine beiden früheren einflußreichsten Minister Talleyrand und Fouché entschieden gegen ihn operirten, kurz bevor sein eigener Schwager ihm den Krieg erklärte, und nachdem dieser längst mit den Feinden Frankreich's Unterhandlungen zum Zwecke seines Anschlusses an die große Allianz eingeleitet hatte.

Am 11. Januar 1814 wurde endlich der Vertrag fertig, durch welchen Murat sich verpflichtete, am Kriege gegen Napoleon Theil zu nehmen. Eifrig, wie sich früher die Fürsten und Minister an Napoleon gedrängt hatten, suchten sie jetzt im Bunde mit dessen Feinden ihr Heil. Schlag auf Schlag folgten sich die Niederlagen Napoleon's. Eugen Beauharnais war schon im October aus Illyrien nach Oberitalien vertrieben worden. Er konnte oder wollte den ihm von Bonaparte ertheilten Befehl, Italien zu räumen, nicht befolgen, und hielt sich mühsam hinter dem Mincio gegen die ihn bedrohenden Oesterreicher. In Spanien hatten die Franzosen schon früher (21. Juli 1813) die entscheidende Schlacht bei Vittoria und in deren Folge den Besitz der ganzen nördlichen Hälfte des Reiches verloren. Die Festungen und befestigten Städte Deutschland's und Polen's, in welchen Napoleon noch hundertundzwanzigtausend Mann stehen hatte, gingen eine nach der anderen verloren: zuerst (11. November 1813) Dresden mit fünfunddreißigtausend Mann, sodann Stettin, Danzig, Zamosk, Modlin und Torgau; im Januar 1814 Wittenberg und Glogau, im März Küstrin. Bis nach Napoleon's Falle hielten sich die Franzosen in den Citadellen von Erfurt und Würzburg, in Hamburg und Magdeburg.

Kaum waren die schwersten Gefahren glücklich überwunden, noch war der Krieg nicht beendigt, als die Gewissenlosigkeit der verbündeten Fürsten in ihrer auswärtigen und inneren Politik schon hervortrat. Den französischen Besatzungen von Dresden und Danzig, welchen freier Abzug zugestanden worden war, wurde die abgeschlossene Capitulation nicht gehalten. Hinterher drangen die verbündeten Monarchen denselben die Verpflichtung auf, nicht mehr gegen sie zu dienen. Es war dieses eine Verletzung des unter dem Schutze des Völkerrechts gegebenen Wortes, gegen welche die Franzosen mit gutem Grunde bittere Beschwerde führten. Metternich gewann seit dem Vertrage von Töplitz immer mehr an Einfluß im Rathe der Verbündeten. Er bediente sich desselben, um alle die Hoffnungen niederzuschlagen, welche die Erklärungen des Königs von Preußen und des Kaisers von Rußland im Anfange des Jahres 1813 angeregt hatten. Er war dem Staatskanzler und den übrigen Staatsmännern Preußen's eben so sehr an Schlauheit, als Blücher und die preußische Landwehr dem General Schwarzenberg und den österreichischen Truppen an Kühnheit überlegen. Metternich schloß die Verträge mit den süddeutschen Rheinbundsfürsten ab, und zwar ganz im Interesse Oesterreich's und zum Schaden Preußen's und Deutschland's. Preußen sollte dagegen mit den Staaten des nördlichen Deutschland's verhandeln. Allein von diesen stand Hannover unter englischem Schutze, und war daher Preußen mehr, als gewachsen. Der König von Sachsen war gefangen und konnte keine Verträge eingehen. Preußen wurde schon Ende 1813 von Oesterreich sachte auf die Seite geschoben. Es hätte seinen Einfluß nur insofern behaupten können als es fortgefahren hätte, sich auf die deutsche Nation zu stützen, und deren Rechte zu verfechten,

als es den angeschlagenen Ton der Freiheit festgehalten hätte. Allein schon damals zerklüftete sich die große deutsche Sache in mehr als dreißig kleindeutsche und was schlimmer war, dynastische Sächelchen, die deutsche Nation trat mehr und mehr in den Hintergrund. Mit Hülfe des Hauses Habsburg traten die eifrigsten Anhänger Napoleon's in den Schooß der Verbündeten ein. Die diplomatischen Verhandlungen gaben den Ausschlag. Der Krieg wurde immer schlaffer geführt. Zwei Monate (November und December) gingen auf diese Weise verloren. Der Krieg hätte noch im Jahre 1813 beendigt werden können. Doch die Heere erhielten erst Ende December's die Erlaubniß, über den Rhein setzen zu dürfen.

Dadurch gewann Napoleon Zeit zu neuen Rüstungen. Schon am 9. October 1813 hatte der Senat eine neue Aushebung von zweimalhundertachtzigtausend Mann beschlossen, wovon die eine Hälfte die Altersklasse des Jahres 1815, die andere die seit 1803 nicht ausgehobenen traf. Nach der Schlacht von Leipzig ordnete der Senat eine weitere Aushebung von dreimalhunderttausend Mann an. Die schon überaus drückenden Abgaben wurden bedeutend erhöht. Unter diesen Umständen konnte die französische Nation, welcher Napoleon die Freiheit geraubt hatte, unmöglich ihm freundlich gesinnt sein. Die Verblendung, in welche sie durch die Siege ihres Kaisers gerathen war, hörte auf, oder verminderte sich doch zusehends. Vernünftigerweise konnte Napoleon nicht erwarten, daß die Nation, welcher er in glücklicheren Tagen jede Selbstthätigkeit versagt hatte, im Unglücke zu seinen Gunsten große Begeisterung an den Tag legen würde. Er täuschte sich vollständig über die Stimmung des Volkes und die Grundlage seiner Herrschaft, als er den Versuch machte, einen Massenaufstand gegen die fremden Heere hervorzurufen. Gleich die ersten Schritte, welche er zu diesem Zwecke einleitete, bewiesen die Unausführbarkeit eines solchen Gedankens. Die Vertreter des Volkes, welche Napoleon in die Departemente schickte, um die Massen zu bearbeiten, besaßen kein Vertrauen. Sie hatten auch gar keine Neigung, einen Kampf auf Tod und Leben zu entzünden, vielmehr waren sie nur darauf bedacht, die Reichthümer, Ehrenstellen und Aemter, welche ihnen durch Napoleon zu Theil geworden waren, ganz oder doch theilweise sicher zu stellen. Der Bevölkerung von Paris, welche, ihrer Zahl nach, ein Heer von achtzigtausend Mann hätte aufstellen können, traute Napoleon so wenig, daß er von derselben nur dreißigtausend Mann in die Nationalgarde berief, dieser nicht gestattete, sich ihre Offiziere selbst zu wählen und dieselbe überhaupt mehr für den Polizeidienst, als für den Kampf mit dem äußern Feinde organisirte. Die kräftigen jungen Arbeiter wurden von derselben ausgeschlossen. Nur die Söhne wohlhabender Familien wurden zugezogen. Wie konnte Napoleon von einer solchen Nationalgarde Aufopferungsfähigkeit und ausdauernde Kampflust erwarten?

Um sich den Schein der Volksthümlichkeit zu geben, rief Napoleon den gesetzgebenden Körper zusammen. Da er jedoch der Mehrheit desselben nicht gewiß war, verletzte er, um sich diese zu verschaffen, die Verfassung. Er ordnete nämlich für die Mitglieder, deren Zeit abgelaufen war, keine neuen Wahlen an, sondern berief dieselben ein, da sie doch, nach der Verfassung, keinen Sitz in der Versammlung haben konnten. Außerdem ernannte er dem gesetzgebenden Körper in verfassungswidriger Weise den Präsidenten, statt denselben aus drei ihm vorgeschlagenen Candidaten nur auszuwählen. Die Eröffnungen, welche Napoleon dem gesetzgebenden Körper machte, waren von demselben Geiste despotischer Willkür eingegeben, und erregten um so größere Mißstimmung, je geringer die Furcht war, welche Napoleon in seiner damaligen gefährlichen Lage seinen Gegnern einzuflößen vermochte. Die parlamentarische Comödie war daher von kurzer Dauer. Sie trug nur dazu bei, die Unvereinbarkeit des Bonapartismus mit verfassungsmäßiger Freiheit an den Tag zu legen.

Die verunglimpfenden Worte, deren sich Napoleon am Neujahrstage 1814 gegen eine Deputation des gesetzgebenden Körpers bediente, reizten zum Widerstande gegen ihn auf, und mußten allen Betheiligten seinen Sturz als das einzige Mittel, seiner Rache zu entgehen, erscheinen lassen.

Noch hätte Napoleon mit den verbündeten Mächten einen vortheilhaften Frieden schließen können. Nach dem ersten Leipziger Schlachttage hatte Bonaparte den gefangenen österreichischen General Meerfeld an Kaiser Franz mit Friedensanerbietungen abgesandt. Mitten im Schlachtgetümmel wollten sich die Verbündeten darauf nicht einlassen. Allein später (11. November 1813) schickten sie ihm durch den bisherigen Gesandten Frankreich's in Weimar, den Baron St. Aignan, eine Antwort zu, worin ihm das linke Rheinufer angeboten wurde. Napoleon vermochte jedoch nicht, dieses Anerbieten rasch zu ergreifen. Als er es später annehmen wollte (2. December), hatten die verbündeten Mächte Tags zuvor einen neuen Vertrag gegen Napoleon abgeschlossen. Dieser konnte daher nicht mehr die ihm drei Wochen früher gestellten Bedingungen erhalten, allein auf deren Grundlage wäre doch wohl noch ein leidlicher Frieden für ihn möglich gewesen.

Nachdem am 1. Januar die verbündeten Heere über den Rhein gegangen waren, wurden (5. Februar 1814) neue Friedensverhandlungen zu Chatillon eröffnet. Sie zogen sich bis zum 19. März in die Länge, führten aber gleichfalls zu keinem Resultate, weil Napoleon immer hoffte, die verbündeten Heere, welche weder entschlossen vordrangen, noch gut geführt waren, vereinzelt aufreiben zu können. Allein die Uebermacht der Verbündeten war zu groß und die Kriegslust der Franzosen zu gering, als daß Napoleon entscheidende Siege hätte davontragen können. Kleine Vortheile, welche er (am 29. Januar 1814) über Blücher, am (10. Februar) bei Champaubert über die Russen unter Olsufiew und Tags darauf (11. Februar) bei Montmirail über Sacken und York, am 14. Februar bei Vauxchamp über Blücher, am 16. und 17. Februar bei Guignes, Mormant, Nangis und Donnemarie über Schwarzenberg errang, konnten die Lage der Sache nicht wesentlich ändern. Diese Siege Napoleon's bewirkten nur, daß sich die Verbündeten etwas mehr vorsahen und fester aneinander schlossen. Durch den Vertrag von Chaumont (1. März 1814) verpflichteten sich Rußland, Oesterreich und Preußen bis zum Abschlusse des Friedens je hundertundfünfzigtausend Mann unter den Waffen zu halten, England versprach Hülfsgelder. Zugleich wurden in drei geheimen Artikeln die Schicksale Deutschland's, Italien's, Spanien's, der Schweiz und der Niederlande, wie dieselben später zu Tage traten, festgesetzt.

Am 7., 8., 9. und 10. März fanden bei Craonne und Laon blutige Gefechte zwischen Preußen und Franzosen statt, welche die Kriegsmacht Napoleon's schwächten, ohne diesem Vortheile zu bringen.

Die verbündeten Heere, welche zurückgegangen waren, rückten von Neuem gegen Paris vor. Am 20. März griff Napoleon die Oesterreicher unter Schwarzenberg bei Arcis sur Aube an, konnte aber, da die Uebermacht zu groß war, nichts ausrichten. Napoleon versuchte es jetzt, dadurch den Angriff von Paris abzulenken, daß er in den Rücken der verbündeten Heere nach der lothringischen Grenze hin zog. Diese ließen sich jedoch nicht irre führen. Sie rückten vor und täuschten Napoleon dadurch, daß sie ihm ein Reitercorps unter Winzingerode nachsandten. Die Marschälle Marmont und Mortier, welche sich zwischen den Oesterreichern und Preußen hindurch schleichen und mit Napoleon verbinden wollten, erlitten (25. März) bei Fère Champenoise eine Niederlage. Am gleichen Tage wurden die französischen Heeresabtheilungen unter Pacthod und Amey theils gefangen, theils aufgerieben. Marmont und Mortier zogen sich unter fortwährenden Verlusten auf Paris zurück.

In der Hauptstadt war Napoleon's Herrschaft vollständig untergraben. Wäre Bonaparte mit seinem Heere zugegen gewesen, so hätte er Mühe gehabt, seinen wankenden Thron auch nur kurze Zeit aufrecht zu erhalten. Die schwachen Hände, denen er die Regentschaft anvertraut hatte, konnten nichts zu dessen Schutze thun. Marie Louise reiste am 29. März mit ihrem Sohne und einem Theile der Regentschaft nach Blois ab. Talleyrand, welcher Mitglied der Regentschaft war, blieb in Paris zurück. Joseph folgte der Kaiserin am 30. März nach. Bevor Napoleon aus Lothringen zurückgekehrt, war das Schicksal Frankreichs entschieden.

Nur zwölftausend Mann Nationalgarden und eben so viele Linientruppen machten den verbündeten Heeren die Hauptstadt Frankreichs streitig. Die Oesterreicher unter Schwarzenberg und die Preußen unter Blücher rückten vereint gegen Paris vor. Schwarzenberg hatte schon am 29. März das Dorf Romainville besetzt, die Preußen unter Blücher stürmten gegen die Höhen von Belleville und Montmartre. Um 4 Uhr Nachmittags, nachdem die Franzosen schon im Weichen begriffen waren, kam es zu einem Waffenstillstande, und in der Nacht vom 30. auf den 31. März zu einer Militär-Convention, derzufolge die französischen Linientruppen nebst ihren Kanonen und übrigem Kriegsmaterial aus Paris abzogen. Die Nationalgarde und die Municipal-Soldaten wurden vom Heere getrennt und behielten ihre Posten. Den städtischen Behörden wurde Schutz des Eigenthums und Erhaltung der Museen, Denkmale, bürgerlichen Einrichtungen so wie der Nationalgarde zugesagt, worauf die verbündeten Heere (am Morgen des 31. März) in Paris einzogen.

Jetzt zeigte sich, wie die Verschwörung Malet's schon angedeutet hatte, die Schwäche der napoleonischen Regierung. Mit ihren Siegen war ihre Kraft untergegangen. Die beiden extremen Parteien, welche sie seit dem Jahre 1807 in allen Theilen Europa's bekämpft hatten: die unverbesserlichen Anhänger der alten Zeit und die entschlossenen Freunde der Revolution vereinigten sich zum Sturze Napoleon's. Die Legitimisten machten die erste öffentliche Kundgebung ihrer Gesinnung, als Alexander und Friedrich Wilhelm um die Mittagszeit in Paris einzogen. Weiße Tücher, Fahnen und Cokarden zeigten sich aller Orten. Die Masse der Bevölkerung nahm Anfangs an diesen Meinungsäußerungen keinen Theil. Allein es genügte deren Gleichgültigkeit, um die legitimistischen Drahtzieher, welche längst mit den verbündeten Mächten geheime Unterhandlungen gepflogen hatten, zu neuen Anstrengungen zu ermuthigen. Talleyrand, welcher seit langen Jahren mit allen europäischen Fürsten und Diplomaten bekannt war, mischte die Karten. Zwar erklärte Kaiser Alexander, daß er der französischen Nation die Wahl ihrer neuen Regierung anheim gebe. Allein es war nicht schwer, die Angelegenheiten so zu lenken, daß es den Anschein hatte, als entscheide sich dieselbe für die Bourbonen. Der Senat faßte auf Talleyrand's Anregung (am 1. April) den Beschluß, eine provisorische Regierung niederzusetzen. Der Municipalrath von Paris ließ am Abende desselben Tages eine Proclamation anschlagen, worin er die Absetzung Napoleon's und die Wiederherstellung der Bourbonen forderte. Der Senat entsprach eiligst dieser Forderung, indem er Napoleon und dessen Familie des Thrones verlustig erklärte und das französische Volk des demselben geleisteten Eides der Treue entband. Diesem Beschlusse pflichteten Tags darauf (3. April) der gesetzgebende Körper, der Cassationshof und alle anderen Behörden von Paris bei. Mittlerweile drangen die bisher eifrigsten Anhänger Napoleon's in diesen, seine Krone nieder zu legen Marmont schloß (am 4. April) eine Convention mit Schwarzenberg ab, derzufolge dieser über Versailles mit seinem Heere nach der Normandie abzog. An demselben Tage brachten die Marschälle und im Bunde mit ihnen der Groß-Marschall Bertrand und die beiden

Minister Maret und Caulaincourt es dahin, daß Napoleon zu Gunsten seines Sohnes abdankte. Am 11. April kam nach langwierigen und höchst peinlichen Verhandlungen endlich der s. g. Vertrag von Fontainebleau zu Stande, demzufolge Napoleon auf die Krone Frankreich's verzichtete, wogegen ihm die Insel Elba, seiner Gattin das Herzogthum Parma nebst Piacenza und Guastalla mit souveränen Rechten, außerdem ihm selbst, seiner Gattin, seinen Verwandten und mehreren Dienern und Generalen mannichfaltige Ehren und Gehalte zugestanden wurden. Napoleon sollte auf einer Corvette, welche ihm als Eigenthum blieb, nach Elba gebracht werden und vierhundert Mann Garde dahin mitnehmen und in seinem Dienste behalten dürfen. Schon vor Abschluß dieses Vertrages (am 8. April) war die Kaiserin Maria Louise von Blois nach Wien abgereist, um nicht in das Unglück ihres Gatten verwickelt zu werden. In den Armen eines andern Mannes vergaß sie bald ihren rechtmäßigen Gemahl. Als Napoleon abdankte, hatte er noch ein Heer von vierzigtausend Mann bei Fontainebleau um sich versammelt. Die Garden hatten am 3. April eine feurige Anrede Napoleon's mit dem Rufe beantwortet: „Es lebe der Kaiser! Nach Paris! nach Paris!" Allein die Marschälle widersetzten sich dem von Napoleon beschlossenen Marsche auf die Hauptstadt. Jeder Widerstand wäre damals schon vergeblich gewesen. Nachdem sich der Senat und der gesetzgebende Körper gegen Napoleon ausgesprochen hatten, würde es Wahnsinn gewesen sein, den Kampf von Neuem zu beginnen. Die Sache Napoleon's war unrettbar verloren. Sie konnte selbst durch das unsinnige Verfahren der Bourbonen und der mit diesen untrennbar verbundenen Pfaffen und Aristokraten nur auf kurze Zeit durch Ueberrumpelung später wieder siegreich werden. Napoleon hatte sich selbst in ein Labirinth verstrickt, aus welchem er mit Ehren nicht wieder herauszukommen wußte. Er konnte nur als siegreicher Eroberer den französischen Thron behaupten. So bald er aufgehört hatte, dieses zu sein, war seine Stellung unhaltbar geworden. Er selbst erkannte dieses deutlich, und alle Fehler, deren er sich seit dem Brande Moskau's schuldig gemacht hatte, waren die nothwendigen Folgen der falschen Stellung, in welche er sich seit dem Sturze der Directorial-Regierung selbst versetzt hatte. Schon damals verblendeten ihn Herrschsucht und Ehrgeiz über sein Verhältniß zu Frankreich und zu Europa. Diese Verblendung nahm immer zu und machte jede Umkehr unmöglich. Er ergriff keine der vielen Gelegenheiten, die sich ihm boten, aus dem Schiffbruche einen Theil seines Reiches zu retten.

Bonaparte hätte vor dem Abschlusse des Waffenstillstandes des Jahres 1813 Oesterreich an sich ziehen können, denn Metternich hatte mehr Wahlverwandtschaft mit ihm, als mit Alexander I. und Friedrich Wilhelm III., welche damals einen dem Fürsten des Obscurantismus durchaus anstößigen Ton anstimmten. Zwischen der Schlacht von Leipzig und dem Rheinübergange der verbündeten Heere und später noch in Chatillon hätte er einen leidlichen Frieden erhalten können. Der beste Beweis, daß Napoleon fehlte, indem er diese Gelegenheiten versäumte, erhellt daraus, daß er die ihm gestellten Bedingungen jedesmal annahm, allein zu spät.

Alle anderen Fehler, welche Napoleon machte, die Zusammenberufung und Wiederauflösung des gesetzgebenden Körpers, die Freilassung des Pabstes, die Aufopferung seiner Besatzungen in Deutschland und Polen, ein Verlust von mehr als hunderttausend Mann u. s. w. — waren nur Folgen desselben starren Festhaltens an einer unhaltbaren Vergangenheit, eine Ueberschätzung seiner und Unterschätzung der feindlichen Streitkräfte.

Napoleon war Usurpator und Despot. Es ist das Loos aller Herrscher dieser Art, daß ihre Throne fallen, wenn ihre Heere besiegt worden sind.

Dasselbe Gepräge, wie Napoleon selbst, trugen seine Diener. Schwerlich hat wohl

jemals irgend ein Kaiser oder König eine so große Zahl hochbegabter Feldherren unter sich gehabt. Bernadotte, Davoust, Massena, Ney, Moncey, Augereau, Oudinot, Soult, Lannes, Mortier, Marmont, Macdonald, Bessieres, Victor, Kellermann, Jünot, Murat, als Reiteranführer, Eugen Beauharnais und viele andere waren treffliche Generale, allein auch größtentheils Räuber und Diebe von der schlimmsten Sorte, ebenso gewissenlos, wie ihr Herr. Keiner von allen blieb ihm treu im Augenblicke der Entscheidung. In den übrigen Zweigen des Dienstes, welche mehr Selbstthätigkeit erfordern, als der Krieg, war die Zahl tüchtiger Männer schon viel geringer. Talleyrand war als ein Diplomat, von welchem Niemand Rechtlichkeit erwartet, ausgezeichnet. Allein Bonaparte überwarf sich mit ihm, und dessen Nachfolger, Champagny, Caulaincourt, Berthier, Bignon, Maret, Otto thaten sich durch Scharfblick und Entschlossenheit nicht hervor. Sie waren alle zu sehr an blinden Gehorsam gewöhnt, als daß sie selbstständig in den Gang der Verhandlungen einzugreifen gewagt hätten. Fouché suchte als Polizist seines Gleichen. Doch auch er verlor die Gunst des Kaisers, welcher ihn nicht zu ersetzen vermochte. Savary, Düroc und alle anderen, welche die Polizei Napoleon's leiteten, waren keine großen Genie's, sondern nur Militär-Despoten nach dem Muster ihres Herrn, welche sehr viel Unrecht thaten, ohne allen andern Grund, als ihre eigene Unsicherheit. Eine Justiz im höhern Sinne des Wortes gab es unter Napoleon eigentlich gar nicht. Die Gesetzgebung und die Rechtspflege standen still. An die Stelle beider trat die Laune des Despoten. An der Spitze der Finanzen stand während der ganzen napoleon'schen Herrschaft Gaudin, ein in seinem Fache tüchtiger Mann. Allein die Finanzen, wie alle übrigen Angelegenheiten Frankreich's, standen dermaßen unter höheren Einflüssen, d. h. unter dem Gebote der auswärtigen Angelegenheiten, des Kriegs und bonapartischer Verwandtschaften oder Gunst, daß ein Finanzminister nichts weiter, als oberster Rechnungsbeamter war.

Wie seiner Zeit unter Friedrich II. in Preußen, so konnten sich auch unter Napoleon in Frankreich keine selbstständigen Charaktere ausbilden. Selbst im Kriegsdepartement gewöhnten sich alle Diener daran, die entscheidende Anregung vom Kaiser zu empfangen, so daß, wo diese ausblieb, die Angelegenheiten in Stocken und Verwirrung geriethen, wie z. B. in Spanien, so oft Napoleon selbst dort nicht anwesend war.

Daß die innere Verwaltung Frankreich's sehr mangelhaft, zeigte sich namentlich von der Zeit an, da Napoleon längere Zeit abwesend war, oder von der Arbeit des Krieges fast ausschließlich in Anspruch genommen wurde, d. h. vom Mai 1812 an. Die Verschwörung von Malet und die Umtriebe der Royalisten, welche die Rückkehr der Bourbonen vorbereiteten, liefern dafür die schlagendsten Beweise.

Unter den Tugenden, welche den Menschen zieren, steht die Treue auf der niedrigsten Stufe, denn sie ist, gleich der Tapferkeit, der Kinderliebe und der Mäßigkeit, eine Eigenschaft, welche auch das Thier bisweilen besitzt. Einen weit höhern Rang nimmt die Vaterlandsliebe, das Rechts- und Freiheitsgefühl ein. Dieser Tugenden sind nur sittliche Wesen fähig. Durch sie erhebt sich der Mensch über die Thierwelt. Allein auch die Treue hat ihren Werth. Die Diener Napoleon's hatten im Laufe von mehr als zehn Jahren des Glanzes und Reichthums bewiesen, daß die edelen Gefühle für Vaterland, Recht und Freiheit ihnen nicht eigen waren. Das Unglück brachte zu Tage, daß die Treue eben so wenig zu ihren Tugenden gehörte.

Hätten nicht Talleyrand, Pradt und Fouché gegen Napoleon Ränke gesponnen, wären nicht Marmont, Oudinot und selbst Ney so schnell als möglich auf die Seite der Gegner Napoleon's getreten, so hätte der Thron wenigstens für den Sohn Bonaparte's gerettet werden können. Allein wie früher in den Jahren 1800 und 1804 Republikaner

und Royalisten sich beeilten, in Napoleon's Lager überzugehen und die Fahne Bonaparte's zu schwingen, so traten sie jetzt mit gleicher Hast in dasjenige der Bourbonen ein.

Wäre dem Volke eine Gelegenheit geboten worden, sich auszusprechen, so hätte sich dieses ohne Zweifel für eine Regentschaft zu Gunsten des Sohnes Napoleon's erklärt. Allein dieselben Ränkeschmiede, mit deren Hülfe Napoleon auf den Thron gehoben worden war, stürzten denselben jetzt, da das Glück sich von ihm abgewandt hatte. Die Fremden, welche sich von den Drahtziehern gebrauchen ließen, der französischen Nation ein verhaßtes Königsgeschlecht aufzunöthigen: Alexander I., Friedrich Wilhelm III. und Franz I. handelten, indem sie sich zu Werkzeugen Talleyrand's und der Genossen desselben hingaben, nicht blos widerrechtlich, sondern auch sehr unklug. Hätten sie der französischen Nation, statt einigen Ränkeschmieden, die Wahl ihrer Herrscher und ihrer Verfassung überlassen, so hätte diese die Verantwortlichkeit dafür auch auf sich nehmen müssen. Da aber den Franzosen von außen her die Bourbonen aufgedrungen wurden, so blieb die Verantwortlichkeit dafür auf den fremden Mächten ruhen und die Stellung der Bourbonen wurde schon dadurch auf die Dauer unhaltbar.

Die Revolution, welche die fremden Mächte unterdrücken wollten, wurde nur verlängert. Die Wiederherstellung der Dynastie Bonaparte wurde, wie die Geschichte beweist, nicht beseitigt. Sie fand das erste Mal schon vor Ablauf eines Jahres (20. März 1815), das zweite Mal nach sieben und dreißig Jahren (1851) statt. Der fünffache Wechsel der Dynastien, welcher seitdem in Frankreich stattgefunden hat (Bourbon 1814, Bonaparte 1815, Bourbon 1815, Orleans 1830, Bonaparte 1851), muß nothwendig alle drei Dynastien abnützen und die Rückkehr zur Republik vorbereiten.

Der Sieg war gewonnen. Er hatte die kühnsten Erwartungen übertroffen. Friedrich Wilhelm III. hatte ein Jahr zuvor (17. März 1813) erklärt, „der Krieg sei kein gewöhnlicher, alles stehe auf dem Spiele, alles müsse gewagt werden." Das Volk Preußen's hatte alles gewagt. Ihm gebührte zunächst die Palme des Sieges, nicht dem Könige Friedrich Wilhelm, welcher lange zagte, nachdem sich das Heer unter York schon entschieden, nicht dem Kaiser Franz, welcher noch länger schwankte, auch nicht dem Kanzler Hardenberg, welcher sich nur durch Volk und Heer vorwärts treiben ließ, noch weniger dem Fürsten Metternich, welcher in's französische Lager übergegangen wäre, falls Napoleon ihm den gewünschten Preis geboten hätte, auch nicht dem General Blücher, welcher kein großer Feldherr war, noch weniger dem Fürsten Schwarzenberg, welcher nicht einmal, gleich jenem, ein patriotisch gesinnter Mensch und tapferer Haudegen war, sondern dem Volke von Preußen, den begeisterten Landwehrleuten, welche ihr Leben mit kühner Selbstaufopferung einsetzten, der Jugend, welche in die Freicorps trat, den Dichtern, welche den Muth der Nation entflammten, und den Staatsmännern, welche, ohne persönliche oder dynastische Vortheile zu verlangen, die Befreiung der deutschen Nation als ihr Ziel erkannten und verfolgten.

Doch die Frucht des Sieges wurde den „Völkern", denen sie von Anfang an bestimmt war, geraubt. Die Männer, welche im Kampfe die zaghaftesten und in dessen Vorbereitung die langsamsten gewesen waren, rissen die Siegesbeute an sich, brachen die den Völkern gegebenen Zusagen und impften ihnen dadurch den Keim dauernder Unzufriedenheit ein, und darum werden diese wohl thun, bei dem bevorstehenden Freiheitskampfe bessere Bürgschaften zu verlangen, als fürstliche Proclamationen.

§ 31. Erster Pariser Frieden und Wiener Congreß.

Die Siege der verbündeten Mächte und die Abdankung Napoleon's machten eine neue Vertheilung der Länder von der Ostgränze Polen's bis an die Vogesen und von der Südspitze Italien's bis nach Lappland hin nothwendig. Seit dem Jahre 1792 waren übrigens nicht blos alle Länder, sondern auch alle Rechtsbegriffe, nicht blos alle Dynastien, sondern auch alle nationalen Bestrebungen Europa's in ihren Grundfesten erschüttert worden. Frankreich, welches den Kampf als revolutionäre und republikanische Macht begonnen hatte, war nach und nach monarchisch geworden, und die Mächte, welche zwanzig Jahre früher die Revolution bekämpft, hatten sich des Hebels derselben bedient, um Napoleon's Kaiserthron umzuwerfen. Europa war in mehr, als einer Beziehung zu einem wahren Chaos geworden. Ordnung ließ sich in dasselbe nur bringen, insofern man von der französischen Revolution annahm, was die Probe bestanden hatte, und verwarf, was übertrieben, unsinnig und verkehrt an ihr war. Stellten sich die Sieger auf den Standpunkt der ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte, so ließen sich zugleich mit der Landkarte alle übrigen Verhältnisse Europa's ordnen. Nahm man dagegen auf die höchsten Fragen des Rechtes keine Rücksicht, so gerieth man in ein Labyrinth, in welchem der Minotaurus des Despotismus mit dem Theseus der Revolution in unausgesetztem Kampfe verblieb, bis die Ariadne der Freiheit diesem den Faden des Rechtes reichen, mit dessen Hülfe er vor jeder Verirrung und folgeweise des Sieges sicher sein wird.

Was der Menschheit damals, wie jetzt noth that, läßt sich kurz zusammenfassen in den Worten: Abschaffung des mittelalterlichen und des neuzeitlichen Despotismus. Sind einmal die Despoten beseitigt, oder was dem gleich kömmt zu Dienern, statt Beherrschern der Völker gemacht, werden die Nationen schnell wieder aufleben; ist das Pfaffenthum aufgehoben, werden Wissenschaft und Gewissenhaftigkeit emporblühen. Giebt es keinen Adel mehr, so wird das Verdienst sich Bahn brechen. Mit den Monopolen wird auch die Armuth, mit den stehenden Heeren die Feigheit, mit dem Polizeistaate die kriechende Gesinnung verschwinden. Es kömmt nicht darauf an, künstliche Verfassungen zu zimmern, sondern darauf, die Völker sich frei entwickeln zu lassen, ihnen zu gestatten, sich auf einen höhern sittlichen und intellectuellen Standpunkt zu schwingen. Sie werden es von selbst thun, sobald ihre Beherrscher sie daran nicht durch List und Gewalt verhindern.

Vor allen Dingen kam es nach errungenem Siege darauf an, den verschiedenen Nationalitäten die ihnen zukommenden Gebiete zuzuweisen, und denselben zu gestatten, innerhalb gewisser durch das allgemeine Bedürfniß bedingter Schranken, sich selbst zu organisiren.

Doch auf einen so erhabenen Standpunkt vermochten die verbündeten Fürsten nicht, sich empor zu schwingen. Sie hatten zwar in der Noth von Recht und Freiheit gesprochen, allein nur zu bald vergaßen sie die den Völkern ertheilten Zusagen. Die Stellung, welche die verbündeten Mächte Frankreich gegenüber einnahmen, war von entscheidender Wichtigkeit. Denn es ließ sich voraussehen, daß die Angelegenheiten ganz Europa's in demselben Geiste, wie diejenigen Frankreich's, würden geordnet werden.

Der wahre Staatsmann beschränkt die Freiheit einer Nation nicht weiter, als die Rücksicht auf die Ordnung nöthig macht. Jeder Eingriff in die Freiheit, welcher durch diese Rücksicht nicht bedingt, ist ein Fehler. Diejenigen Verfassungen, wie diejenigen Herrscher sind daher die besten, welche, unbeschadet der Ordnung, den Völkern die größte Freiheit lassen. Diesem Grundsatze, wie den von Kaiser Alexander wiederholt abgegebenen

Erklärungen zufolge, konnte die französische Nation erwarten, daß ihr die Wahl ihrer künftigen Regierung und Verfassung überlassen werden würde.

Die Lasten, welche Napoleon dem Reiche aufgebürdet hatte, waren so drückend gewesen, daß nur der Glanz und Schimmer des Sieges sie einigermaßen erträglich erscheinen ließen. In den Jahren 1802 bis 1814 hatten die Kriegskosten mehr als fünf Milliarden verschlungen. Während des Kaiserreiches (1804 bis 1814) waren drei Millionen Menschen, die Blüthe Frankreich's, ausgehoben und fünf Sechstheile derselben auf den blutigen Altären des Kriegsgottes geopfert worden. Die acht Staatsgefängnisse, welche der Senat dem Kaiser zur Verfügung gestellt hatte, waren voll von unschuldigen Opfern der napoleonischen Gewaltherrschaft. Unter den Galeerensclaven befanden sich achthundert spanische Bauern, deren Verbrechen gewesen war, für ihr Vaterland gekämpft zu haben; in dem Kerker von Saumür die Gefangenen, welche Bonaparte der Freischaar Lützow's während des Waffenstillstandes abgenommen hatte. Zu Wesel dienten gezwungen zweihundertsechsunddreißig Schüler des geistlichen Seminars von Gent als Artilleristen; das Domkapitel von Tournay wurde zu Cambray gefangen gehalten. Die Kerker füllten sich auf kaiserlichen Befehl. Im Strudel der Geschäfte wurden die Gefangenen vergessen. Man ließ sie sitzen, nicht weil man sie für strafwürdig, oder auch nur für gefährlich hielt, sondern weil es an Zeit gebrach, sich mit ihrem Schicksal zu beschäftigen. Hierzu kam noch, daß die einflußreichsten Personen Frankreich's sich bei Gelegenheit der Abdankung Napoleon's dessen Zorn zugezogen hatten. Die verbündeten Mächte hätten daher der französischen Nation die Wahl ihres neuen Herrschers ohne Gefahr anheimgeben können. Dieselbe wäre gewiß nicht auf Napoleon Bonaparte gefallen.

Allein im Gefolge der Heere, welche Frankreich überzogen, waren die Bourbonen zurückgekehrt. Der Graf von Artois und dessen beide Söhne, der Herzog von Angoulême und der Herzog von Berry traten für den s. g. Ludwig XVIII. in die Schranken. Talleyrand und die russischen Minister Nesselrode und Pozzo di Borgo intriguirten für dieselben. Der alte französische Adel und viele frühere Anhänger Napoleon's arbeiteten zu deren Gunsten. Für keine andere Herrscherfamilie, als die Bourbonen, wurde in planmäßiger und übereinstimmender Weise gewirkt. Die verbündeten Mächte, welche ungeachtet der schönen Redensarten des Jahres 1813 im Herzen der Revolution noch immer gram waren und den Grundsatz der s. g. Legitimität festhielten, überdies wünschten, sobald als möglich an die Stelle der napoleonischen Regierung eine andere zu setzen, mit welcher sie regelmäßige Verhandlungen pflegen und einen definitiven Frieden abschließen könnten, waren im Allgemeinen den Bourbonen günstig gestimmt. Sie hatten übrigens, als sie den Rhein überschritten, ja als sie in Paris einzogen, noch keine festen Entschlüsse gefaßt. Nesselrode hatte sich aber für die Bourbonen entschieden und ertheilte schon am Abende des 31. März einer royalistischen Deputation die Versicherung, sein Kaiser erkenne den Grafen von Provence als den einzigen an, welcher rechtmäßige Ansprüche auf die französische Krone besitze.

Weder der Kaiser von Oesterreich, noch der König von Preußen widersetzten sich. Am 12. April traf der Graf von Artois zu Paris ein und nannte sich Generalstatthalter des Reiches. Die Frage war jetzt nur noch, unter welchen Bedingungen und Verhältnissen die Bourbonen den französischen Königsthron besteigen würden: ob kraft angestammten Erbrechtes, oder in Folge der Wahl der Nation, oder endlich auf den Machtbefehl der auswärtigen Kaiser und Könige. Der Einfluß der Letzteren mußte nothwendig schwer in die Waagschale der Geschicke fallen. Frankreich war besiegt und von fremden Heeren besetzt. Es konnte der Macht der Verhältnisse nicht widerstreben. Allein es hätten doch die For-

men gewahrt, es hätte der französischen Nation die Schmach erspart werden können, daß ihr ein Herrschergeschlecht durch fremde Gewalt aufgedrungen wurde. Wäre nicht eine halbe Million fremder Soldaten auf französischem Boden gestanden, so hätte man die Bourbonen entschuldigen mögen, daß dieselben, auf ihr Erbrecht pochend, die Krone Frankreich's in Anspruch nahmen. Da aber die französische Nation im Laufe von mehr als zwei Jahrzehnten, so lange sie nicht besiegt und nicht von fremden Heeren erdrückt war, das Erbrecht der Bourbonen unbeachtet gelassen hatte, so konnten diese nur dadurch ihr Erbrecht von dem Eroberungsrechte trennen, daß sie entweder den Abzug der fremden Heere abwarteten, bevor sie ihre Ansprüche geltend machten, oder auf eine Abstimmung der Nation drangen. Doch die Bourbonen hatten nichts gelernt und nichts vergessen. Sie brachten in das durch die Stürme der Revolution und die Kriege Napoleon's von Grund aus veränderte Frankreich alle ihre alten Fehler, Vorurtheile und Leidenschaften zurück. Sie hatten kein Gefühl weder für ihre eigene Ehre, noch für die Ehre der Nation. Von dem Grundsatze des göttlichen Ursprungs der königlichen Gewalt und ihres Erbrechtes ausgehend, kam es ihnen nur darauf an, so schnell als möglich in den Besitz eines Thrones zu kommen, nach welchem sie so lange Zeit das heftigste Verlangen getragen hatten. An die Zukunft, an die Folgen einer sie selbst und die Nation herabwürdigenden Art der Besitzergreifung dachten sie nicht. Sie hielten es für wichtiger, ihr Erbrecht festzustellen, als den guten Willen der französischen Nation zu gewinnen. Die Möglichkeit, den nicht durch eigenes Verdienst, sondern durch die Gunst des Schicksals ihnen zugeführten Thron in ähnlicher Weise, wie im Jahre 1793, wieder zu verlieren, erwogen sie nicht und folgeweise auch nicht die Mittel, die Krone dauernd bei ihrer Familie zu erhalten.

Als der Senat am 2. April Napoleon und dessen Familie des Thrones verlustig erklärte, fand man im bourbonischen Lager dagegen nichts einzuwenden. Wer das Recht hat, eine Herrscherfamilie vom Throne auszuschließen, muß folgeweise auch dasjenige haben, eine andere darauf zu setzen. Das wollten aber die Bourbonen nicht anerkennen. Sie fanden es anstößig, daß der Senat, statt blos Ludwig XVIII. als König anzuerkennen, (7. April) im Moniteur bekannt machte, er habe den Prinzen Ludwig Stanislaus Xaver der französischen Nation vermöge einer Verfassung wiedergegeben, welche gleich vortheilhaft für das Volk und für die Herrscherfamilie sei. Noch weniger gefiel den Bourbonen die vom Senate und dem gesetzgebenden Körper angenommene Verfassung, welche (am 8. April) im Moniteur veröffentlicht wurde.

Am liebsten wären die Bourbonen mit derselben unbeschränkten Machtbefugniß zurückgekehrt, welche sie vor dem Jahre 1789 besessen hatten. Die verbündeten Mächte waren übrigens klug genug, zu erkennen, daß in diesem Falle deren Herrschaft nicht von langer Dauer sein würde. Der Graf von Artois begann seine Thätigkeit damit, daß er gegen die vom Senate entworfene und vom gesetzgebenden Körper gut geheißene Verfassung Verwahrung einlegte. Leider war dieselbe so beschaffen, daß sich gegründete Einwendungen dagegen machen ließen. Durch die neue Verfassung wurden dem alten Adel seine Titel bestätigt und dem neuen Adel die seinigen erblich verliehen; überdies bedachte sich der Senat selbst sehr wohl, indem er seine Erhaltung in der Stärke von hundertundfünfzig bis höchstens zweihundert Mitglieder festsetzte. Die Nation fand daher an diesem Machwerke kein großes Gefallen. Die provisorische Regierung wagte nicht, die Annahme der Verfassung als unerläßliche Bedingung der Thronbesteigung des bourbonischen Prinzen festzuhalten, vielmehr bereitete sie dem Grafen von Artois einen unterthänigen Empfang und ordnete schon am 13. April an, daß die bewaffnete Macht die „Tricolore" mit der weißen Farbe der Bourbonen zu vertauschen habe. Der Graf von Artois mußte aber doch sich

vom Senate zum Generalstatthalter ernennen lassen und die neue Verfassung im Namen seines Bruders gut heißen. Er that dieses nur aus dem Grunde, weil Kaiser Alexander es dringend verlangte, wählte aber eine zweideutige Fassung, um seinem Bruder die Gelegenheit zu bieten, die ihm gesetzten Schranken zu umgehen. So begannen die Bourbonen ihre neue Herrschaft mit Hinterlist und Tücke.

Die erste Regierungshandlung derselben setzte die Verfassung des Landes in Zweifel und deutete an, daß die französische Nation von dem neuen Könige so wenig, als von dessen guillotinirtem Bruder Treue und Glauben erwarten könne. Größere Mißstimmung, als die zweideutige Annahme der Senatsverfassung, erregte die am 23. April abgeschlossene Militär-Convention, der zufolge die französischen Truppen die von ihnen noch außerhalb Frankreich's besetzten dreiundfünfzig Festungen räumen und die daselbst befindliche Artillerie, Munition, Vorräthe, Archive, Pläne, Karten, Modelle u. s. w. zurücklassen sollten. Vielleicht war dies Zugeständniß nicht zu umgehen, vorausgesetzt, daß Frankreich vom Feinde schnell geräumt und an seinem Gebiete nach dem Bestande von 1792 nicht verkürzt werden sollte. Die Convention wurde aber in einer Weise abgeschlossen, welche andeutete, daß der Graf von Artois gar nicht wußte, um was es sich eigentlich handele. Die Franzosen verloren dadurch nicht weniger, als zwölftausendsechshundert Kanonen, dreiundvierzig Linienschiffe und Fregatten, im Gesammtwerthe von fünfzehnhundert Millionen, überdies viele hochwichtige Papiere, welche über allen Geldwerth erhaben waren. Der Frieden und das Gebiet von Frankreich nach dessen Gränzen von 1792 wurde durch diese Zugeständnisse nicht zu theuer erkauft. Niemals hatten die Franzosen einem vollständig besiegten und entwaffneten Feinde so günstige Bedingungen gewährt. Allein mit Recht machte man den Bourbonen daraus einen Vorwurf, daß diese sich nicht bemühten, wenigstens einen Theil dessen zu retten, was von ihnen verlangt wurde. Daß den Hamburgern die Rückerstattung der aus deren Bank gewaltsam entnommenen Gelder und den Preußen der Nachlaß der noch schuldigen einhundertundvierzig Millionen bewilligt wurde, verstand sich unter den obwaltenden Umständen von selbst.

Der Vertrag vom 23. April wurde zwar eine Militär-Convention genannt, in der That enthielt er aber den ganzen Friedensschluß. Ueber die Bedingungen desselben waren die Ansichten sehr getheilt. Die Franzosen beschwerten sich bitter über dessen Härte, während viele Deutsche darüber klagten, daß die noch immer deutschen Provinzen Elsaß und Lothringen, welche Ludwig XIV. und Ludwig XV. an sich gerissen hatten, nicht zurückgefordert worden seien. Wir können beiden Theilen nicht Recht geben. Die Lothringer und Elsäßer gaben in keiner Weise den Wunsch kund, wieder mit Deutschland vereinigt zu werden. Gegen ihren Willen sie von Frankreich zu trennen, wäre eine schreiende Ungerechtigkeit gewesen. So lange Deutschland in einem Zustande der Zersplitterung verbleibt, wie im Jahre 1814 und bis zum heutigen Tage, können wir nicht hoffen, die vom Vaterlande losgerissenen Glieder zu diesem aus freiem Willen und eigenem Antriebe zurückkehren zu sehen. Im Jahre 1814, wie heutzutage, bildet die Gewalt die einzige Grundlage aller Staaten Europa's. Erst wenn das Recht, d. h. der freie Wille des Volkes, an die Stelle der Gewalt getreten sein wird, erst dann ist es Zeit, darüber abstimmen zu lassen, mit welchem Staate diese oder jene Provinzen, Bezirke und Städte verbunden sein wollen. So lange der freie Wille der Betheiligten nicht in Betracht gezogen wird, ist jede Veränderung, welche im Rathe der Machthaber beschlossen wird, nur eine neue Gewaltthat.

Mit weit besserem Rechte konnten aber alle Völker, deren Schätze der Wissenschaft und der Kunst von den Franzosen geplündert worden waren, Zurückerstattung des Raubes ver-

langen. Allerdings hatten die Zusagen, welche beim Einmarsche der Heere in Paris gegeben worden waren, die Erwartung begründet, daß die Pariser Sammlungen nicht würden verkürzt werden. Die Soldaten, welche mit den Stadtbehörden von Paris eine Convention abschlossen, dachten aber gewiß nicht an die hier angeregte Frage. Jedenfalls wäre die Forderung gerecht gewesen und hätte noch immer vor Abschluß des Friedens geltend gemacht werden können. Allein die in Paris anwesenden Fürsten, Diplomaten und Soldaten hatten viel zu wenig Sinn für Kunst und Wissenschaft, als daß sie die Interessen derselben würdig hätten vertreten können. Ihr Augenmerk war nur darauf gerichtet, von dem vorhandenen Ländergebiete, welches von Frankreich abgetrennt wurde, möglichst große Fetzen an sich zu reißen.

Auf der Grundlage der Convention vom 23. April sollten die auswärtigen, auf dem Boden der Senatsverfassung die inneren Angelegenheiten Frankreichs geordnet werden. Die Convention erregte aber wegen der Leichtfertigkeit, mit der sie unterzeichnet worden war, allgemeine Mißstimmung, und die Senatsverfassung wurde zum Stein des Anstoßes, weil der neue König dieselbe, ungeachtet der Gutheißung des Grafen von Artois, nicht genehmigen wollte. Mit Recht fühlten sich alle denkenden Franzosen dadurch verletzt, daß die Bourbonen ihre ganze Kraft nicht darauf verwandten, ihrem wiedergewonnenen Reiche die möglichst günstigen Friedensbedingungen auszuwirken, sondern darauf, ihren neu errichteten Herrscherthron möglichst unumschränkt zu machen. Ludwig XVIII. betrachtete alles, was sich seit dem Jahre 1789 in Frankreich zugetragen hatte, als ungesetzlich und daher für ihn nicht bindend. In diesem Gedanken wurde er durch die unverbesserlichen Emigranten, welche ihn umgaben, und zumal durch seinen Liebling, den Grafen Blacas, sodann aber auch durch den großen Jubel bestärkt, mit welchem er in Frankreich aufgenommen wurde. Er landete (am 24. April) zu Calais. Langsam reis'te er von da über Boulogne, Montreuil, Abbeville und Amiens nach Compiegne, wo er am 29. April anlangte. Noch hatte er die Senatsverfassung nicht anerkannt, und schien es darauf abgesehen zu haben, die Zügel der Regierung als unumschränkter Herrscher zu ergreifen. Die verbündeten Fürsten und deren Minister, unter ihnen sogar Metternich, besaßen Einsicht genug, zu erkennen, daß, falls Ludwig XVIII. seine Regierung mit der Umstoßung der Senats-Verfassung begänne und die Regierung mit unumschränkten Gewalten anträte, er nicht im Stande sein würde, den Einflüsterungen der wüthenden Emigranten die Spitze zu bieten. Sie hatten alle die Frechheit, die Unsittlichkeit und die Verblendung der Emigranten kennen gelernt. Sie wußten, welche Zumuthungen dieselben ihnen in früheren Zeiten des Unglücks gemacht hatten und konnten daraus entnehmen, in welcher Weise sie jetzt von ihrem Glücke Gebrauch machen, falls ihnen keine Schranken gezogen würden. Vergeblich hatte Pozzo di Borgo mündlich in England mit dem Grafen von Provence unterhandelt. Umsonst hatte Talleyrand versucht, den neuen König für die Senatsverfassung zu gewinnen. Alexander reiste dem halsstarrigen Bourbon nach Compiegne entgegen, woselbst es zwischen beiden Fürsten zu sehr bitteren Redensarten kam. Alexander, welcher fühlen mochte, daß auf ihm zunächst die Verantwortlichkeit für die Wiederherstellung der Bourbonen laste, wußte nicht anders den Starrsinn Ludwig's XVIII. zu brechen, als dadurch, daß er diesem in einer Note zu erkennen gab, er werde den König von Frankreich, welcher seinen Regierungsanfang vom Todestage des Sohnes Ludwig's XVI. datirte, nicht in Paris einlassen, falls dieser sich länger weigere, den Forderungen des Senates und der verbündeten Mächte Genüge zu leisten. Jetzt endlich gab Ludwig XVIII. theilweise nach. In einer Erklärung, welche der König von St. Ouen aus erließ, schob er zwar die Senatsverfassung zur Seite, er berief jedoch den Senat und den gesetzgebenden Körper auf den 10. Juni

ein, um einen denselben vorzulegenden Verfassungsentwurf zu berathen. Zugleich bezeichnete er als dessen Grundlagen das Repräsentativsystem mit einem Senate und einer Kammer der Abgeordneten, das Recht der Steuerbewilligung, öffentliche und persönliche Freiheit, Preßfreiheit mit den zur Verhütung des Mißbrauchs nöthigen Vorsichtsmaßregeln, Religionsfreiheit, Unverletzlichkeit des Eigenthums, Unwiderruflichkeit des Verkaufs der Nationalgüter, Unabhängigkeit und Unabsetzbarkeit der Richter, Verbürgung der Staatsschuld, Aufrechterhaltung der Pensionen, Grade und Ehren des neuen Adels neben dem alten und des Ordens der Ehrenlegion, Gleichberechtigung aller Franzosen in Betreff jedweder Aemter, und endlich die Erklärung, daß Niemand wegen seiner Meinungen verfolgt werden solle.

Wenn Ludwig XVIII. im Sinne gehabt hätte, alle diese Zusagen redlich zu halten, so wäre es besser gewesen, die Senatsverfassung, etwa unter Vorbehalt der Abänderung einiger Artikel derselben, anzuerkennen. Allein er legte großen Werth darauf, sich den Schein zu geben, als ertheile er der Nation die neue Verfassung aus allerhöchster Gnade. Er behielt sich insgeheim vor, die einzelnen Artikel der neuen Charte so zu fassen, daß sie sich umgehen ließen. Im Hintergrunde lauerte immer der Gedanke, eine Verfassung, welche aus allerhöchster Gnade gegeben, oder wie man sich auszudrücken pflegte, octroyirt worden sei, lasse sich, den Umständen nach, aus allerhöchster Ungnade wieder zurücknehmen.

Die Nation war klug genug, diese Hintergedanken zu merken. Der Freudenrausch derselben schlug schnell in Verstimmung um. Die Folge der allerhöchsten Gnade war die allerhöchste Unsicherheit über die Zukunft, welcher die Nation entgegen ging. Mit unabweislicher Nothwendigkeit entwickelte sich hieraus die zweite und dritte Vertreibung der Bourbonen.

Die Frage, auf welche Weise sich diese augenscheinlichen Mißstände hätten vermeiden lassen, ist oft aufgeworfen und verschieden beantwortet worden. Die Grundursache derselben, welche bis auf den heutigen Tag fortwirkt, bestand in der der französischen Nation angethanen Gewalt. Hätte man dieser gestattet, sich selbst ihre neue Verfassung und ihre neuen Herrscher zu geben, dann wäre, selbst für den Fall, daß keine bessere Verfassung und kein anderes Herrschergeschlecht gewählt, ihr Selbstbewußtsein nicht verletzt und der so empfindliche Gedanke beseitigt worden, daß die Bourbonen aus Erkenntlichkeit für ihre Wiederherstellung den fremden Mächten ungebührliche Zugeständnisse gemacht hätten. Das Grundübel bestand also in der Rechtsverletzung, deren sich die fremden Mächte schuldig machten, indem sie die Bourbonen als rechtmäßige Beherrscher Frankreichs anerkannten, bevor die französische Nation in Betreff derselben auch nur gefragt worden war. Wollten die fremden Mächte die höchst schwierige und dornenreiche Frage der neuen Verfassung Frankreichs umgehen, so brauchten sie nur mit Napoleon zu unterhandeln. In der traurigen Lage, in welcher sich dieser zu Fontainebleau befand, wäre es nicht schwer gewesen sich auch mit ihm zu verständigen. Nimmermehr hätte der Senat gewagt, den Kaiser abzusetzen, wenn ihm dieser Gedanke nicht von den fremden Mächten eingegeben worden wäre. Der große Fehler der Sieger bestand darin, daß sie sich viel zu sehr in die inneren Angelegenheiten Frankreichs mischten, um nicht ein dauerndes Gefühl der Demüthigung im Schooße der französischen Nation rege zu machen.

Die Gefahren, in welche die fremden Mächte ganz Europa durch die Einmischung in die inneren Verhältnisse Frankreichs stürzten, waren selbst von dem Standpunkte der Monarchie aus weit größer, als diejenigen, welche aus einer würdevollen und rechtmäßigen Handlungsweise hervorgegangen sein würden.

Napoleon mochte noch so tyrannisch regiert haben; nur der französischen Nation kam es zu, ihm den Thron zu entziehen. So lange diese ihn als ihren Kaiser anerkannte, hatten die auswärtigen Mächte kein Recht, ihn thatsächlich dadurch, daß sie sich weigerten, mit ihm in Unterhandlung zu treten, abzusetzen. Thaten sie dieses dennoch, so nahmen sie alle Consequenzen dieses Schrittes auf sich: sie setzten sich dem gerechten Vorwurfe bloß, den ganzen Staatsorganismus Frankreichs hinterlistigerweise zerrüttet zu haben. Alexander hatte Napoleon einst seinen Freund genannt, Franz hatte ihn zu seinem Schwiegersohne gemacht, alle Mächte des europäischen Festlandes hatten ihn ein Jahrzehent hindurch als Kaiser von Frankreich anerkannt. Was hatte Napoleon seit den Conferenzen von Chatillon verbrochen, um ihn der Folgen dieser Anerkennung verlustig zu machen? Sein Verbrechen war dasselbe gewesen, wie dasjenige Franz' I. nach Wagram und Friedrich Wilhelm's nach Jena und Friedland. Napoleon hatte allerdings wiederholt, namentlich Spanien und vielen kleinen deutschen Fürsten gegenüber in ähnlicher Weise gehandelt, allein das rechtfertigte das Verfahren der fremden Mächte wider ihn nicht, noch weniger konnte diese Betrachtung die unabweislichen Folgen desselben abwenden.

Die fremden Mächte wünschten die französische Revolution in ihren Folgen möglichst zu beseitigen. Sie machten dieselbe gewissermaßen permanent, indem sie an die Stelle eines durch die Revolution emporgehobenen Kaisers ein durch die Revolution gestürztes Königsgeschlecht setzten. Napoleon hatte sich wenigstens ohne fremde Hülfe auf den Thron geschwungen. Die Bourbonen, welche auf diesen zurückkehrten, nicht in Folge der von ihnen an der Spitze französischer Heere errungenen Siege, sondern in Folge der von ihnen eifrigst gewünschten und mit Jubel begrüßten Niederlagen Frankreichs, traten thatsächlich in den Bund Europa's wider ihr Vaterland ein und machten sich, trotz des Freudenrausches mit welchem sie anfänglich aufgenommen wurden, des Vertrauens der Nation unwürdig.

Mit Recht nannten alle denkenden Männer die Abstimmung, in deren Folge Napoleon auf den Kaiserthron gestiegen war, ein Possenspiel, allein es lag darin doch die theoretische Anerkennung der Volkssouveränetät. Die Rückkehr der Bourbonen war für Frankreich ein Trauerspiel, in welchem dieselben die elenden Rollen von Gegnern der Volkssouveränität und zugleich von Verbündeten der Feinde Frankreichs übernahmen.

Je leichter es den fremden Mächten wurde, mit den Bourbonen Frieden zu schließen, desto gerechtern Grund zur Mißstimmung hatte das französische Volk. Ludwig XVIII. mochte der Nation eine Verfassung octroyiren, dafür mußte er sich selbst den Frieden octroyiren lassen. Für das französische Volk lag in dieser doppelten Octroyirung eine Quelle der Unzufriedenheit, welche heutzutage noch fließt und die Hauptursache des gegenwärtigen Krieges in Europa bildet.

Der Pariser Frieden des Jahres 1814 oder der erste Pariser Frieden, wie er gewöhnlich genannt wird, wurde am 30. Mai unterzeichnet. Er ruhte auf der Grundlage der Convention vom 23. April. Frankreich wurde durch denselben auf seine Grenzen von 1792 zurückgeführt und erhielt die ihm abgenommenen Colonien wieder. Nur Avignon und Vennaissin und einige Bezirke an der Ostgränze verblieben ihm. Wenn die übrigen Mächte Europa's gleichfalls allen seit dem Jahre 1792 gemachten Raub herausgegeben, hätten die Franzosen keinen Grund gehabt, sich über diese Bestimmung des Friedens zu beschweren. Allein daran war nicht zu denken. Weit entfernt, dieses zu thun, suchten sie nur den Raub früherer Zeiten zu vermehren. Im Namen der Völker war im Jahre 1813 der Krieg wider Napoleon verkündigt worden, jetzt, da es darauf ankam, den Völkern das ihnen geraubte Gebiet zurück zu geben, wurde denselben nicht Wort gehalten. Dasselbe Unrecht, welches die auswärtigen Mächte an Frankreich verübt hatten, begingen

sie an den meisten übrigen Nationen Europa's: an Deutschen, Italienern, Polen, Norwegern und Belgiern. Alles wurde so eingerichtet, wie es den Fürsten, Aristokraten und Pfaffen wohl gefiel. Das wenige, was später zu Gunsten der Völker geschah, verdankten diese nicht dem freien Willen und dem Pflichtgefühle der Fürsten, sondern dem Drange der Verhältnisse, welchen Napoleons Rückkehr von Elba hervorrief.

Durch den Pariser Frieden waren die verbündeten Mächte, in den unbestrittenen Besitz aller Eroberungen getreten, welche Frankreich vom Jahre 1792 an gemacht hatte. Seit dem Anfange des Jahres 1813 waren zwar viele Verträge geschlossen worden, welche über die besetzten Landstriche verfügten, allein es blieb doch noch viel zu ordnen und näher zu bestimmen übrig. Zu diesem Behufe hatten die verbündeten Mächte beschlossen, nach zwei Monaten Bevollmächtigte zu einem allgemeinen Congresse nach Wien zu senden. Später wurde die Eröffnung des Congresses bis zum 1. October verschoben, was ein großer Fehler war und von vorn herein die geringe Rücksicht andeutete, welche die Fürsten den dringenden Bedürfnissen und Wünschen der Völker widmeten. Der provisorische Zustand, welcher auf fast ganz Mittel-Europa lastete, war im höchsten Grade drückend. Es kam darauf an, demselben, so schnell als möglich, ein Ende zu machen. Doch die Fürsten, Aristokraten und Pfaffen, in deren Händen die Schicksale Europa's lagen, beeilten sich nicht. Selbst am 1. October wurde der Congreß nicht eröffnet, und als endlich am 1. November die Eröffnung stattfand, beschäftigte man sich wieder Monate lang nur mit der Prüfung der Vollmachten, mit Bällen, Maskeraden, Feuerwerken, Jagden und anderen Lappalien. Der Wiener Hof verausgabte dreißig Millionen Gulden für derartige zeitverschwendende Festlichkeiten, während tausende von Unglücklichen, welche ihr Blut im Kampfe vergossen, oder ihre Habe verloren hatten, im bittersten Elende schmachteten.

Wären die Fürsten Europa's ihrer Stellung gewachsen oder den von ihnen ertheilten Zusagen treu gewesen, so hätten sie die verschiedenen Nationalitäten Europa's, welche durch die Kriege der vergangenen Zeit zerrissen und mißhandelt worden waren, in den Gränzen ihres Gebiets wieder herstellen und die Ordnung ihrer inneren Angelegenheiten denselben anheimgeben müssen. Statt mit den ewigen und unveräußerlichen Rechten der Völker befaßten sich die Machthaber nur mit den Ansprüchen, Anmaßungen und Zudringlichkeiten der Fürsten, Aristokraten und Pfaffen, welche meistentheils übertrieben waren und im Widerspruche mit den unverjährbaren Rechten der Nationen standen.

Eine der betrübendsten Erscheinungen des menschlichen Lebens ist es, daß, sobald es sich um die Vertheilung der Siegesbeute handelt, die unwürdigsten Subjecte, welche zu den gewonnenen Erfolgen nichts beigetragen oder erst in der letzten Stunde sich den siegreichen Bannern angeschlossen haben, sich hervordrängen und theils durch Unverschämtheit, theils durch Ränke, die sie spinnen, den Löwenantheil an sich reißen. Die begeisterten Kämpfer für Freiheit und Recht, welche nicht an sich, sondern nur an die große Sache der Menschheit denken, erleiden immer in der Schlacht die größten Verluste, weil sie sich am Platze der Gefahr finden, und nach der Schlacht wird ihnen Undank und Zurücksetzung zu Theil.

Die französische Revolution nahm hauptsächlich in Folge dieser Combination von Feigheit und Unverschämtheit die ungünstige Wendung, welche Napoleon auf den Thron hob. Ein ähnliches Schicksal hatte die Freiheitsbewegung der deutschen Nation in den Jahren 1813 bis 1815.

Die Fürsten waren die letzten, welche sich derselben anschlossen. Der König von Preußen konnte durch seine Minister und Generale nur mit der größten Mühe dazu gebracht werden, für die Sache der Freiheit das Schwert zu ziehen. Oesterreich's Kaiser schloß sich erst an, nachdem Metternich wiederholt versucht hatte, von Napoleon einen höhern Preis

auszuwirken, als ihm Rußland und Preußen boten. Die Rheinbundsfürsten warteten theilweise sogar bis nach der Schlacht von Leipzig, und einige derselben straften auch dann noch ihre hochherzigen Offiziere, welche auf eigene Faust an dem Kampfe für Freiheit und Vaterland gegen den auswärtigen Feind Theil genommen hatten.

Die deutsche Nation im Bunde mit einigen wackeren Männern aus dem Adel-, dem Soldaten- und dem Beamtenstande hatte die Fürsten in den Kampf gedrängt und hatte in diesem den Sieg errungen. Ihre Forderungen wurden jedoch alle den Ränken und den ungestümen Bitten derselben Fürsten, Minister, Aristokraten und Pfaffen aufgeopfert, welche zu dem endlichen Siege nichts, oder nur sehr wenig beigetragen, die früheren Niederlagen aber durch den auf das Volk ausgeübten Druck, durch Mißregierung und Unverstand verschuldet hatten.

Nationalität und Freiheit war die Losung gewesen zur Zeit der Gefahr. Als diese überstanden war, wurde keine einzige Nation, weder die deutsche, noch die italienische, noch die polnische innerhalb der ihr gebührenden Gränzen wieder hergestellt, wurde die versprochene Freiheit dem vereinigten Königthume, Adel und Pfaffenthume aller Orten zum Opfer gebracht. Gleich nach der Schlacht von Leipzig machten die Fürsten die erste Schwenkung von der Neuzeit zum Mittelalter, von der Nation zu den privilegirten Ständen. Die zweite wurde auf dem Wiener Congreß gemacht, die dritte von da an bis zum Jahre 1830 hin und bis in die neueste Zeit fortgesetzt.

Bei der Vertheilung der den Franzosen abgenommenen Länder konnte man sich entweder auf einen principiellen Standpunkt erheben, oder auf dem gewöhnlichen der Convenienz bleiben. Im erstern Falle mußte das Recht, d. h. der Wille der Nationen, den Ausschlag geben. Die Ausgleichung zwischen den verschiedenen Betheiligten wäre dann nicht sehr schwer gewesen. Doch den Prinzipien hatten die Kaiser und Könige den Rücken gekehrt, sobald ihre Heere siegreich vorgeschritten waren. Die Convenienz gab die Entscheidung. Das Gleichgewicht der Mächte bot nur einen untergeordneten Haltpunkt. Die Nationen wurden den Machthabern zum Opfer gebracht.

Natürlich mußten alle für Recht, Freiheit und Nationalität begeisterten Gemüther durch diese Art der Vertheilung der eroberten Ländermasse auf's Aeußerste verletzt werden: das deutsche nicht minder, als das französische, das polnische und das italienische Volk.

Alle Nationen Europa's können die Verträge des Jahres 1815 von dem Standpunkte des Rechtes angreifen, weil in denselben nirgends auf ihre Wünsche Rücksicht genommen wurde, und weil die Völker weder eine entscheidende, noch auch nur eine berathende Stimme dabei führten. Nur England und Rußland haben keinen Grund der Beschwerde, theils weil deren Gebiet dadurch niemals verletzt wurde, theils weil deren Völker in verfassungsmäßiger Weise dabei vertreten waren.

Allein wer die Verträge angreift nicht aus nationalen und freiheitlichen, sondern lediglich aus Gründen der Convenienz, wer deren Umstoßung bewirken, bei deren Abänderung den Völkern aber keine Stimme gewähren und deren Rechte nicht beachten will, der steht auf keinem höhern Standpunkte, als die Despoten des Jahres 1815 und kann daher nimmermehr eine wesentliche Verbesserung derselben bewirken. Wegen einer unwesentlichen Verbesserung derselben aber einen allgemein europäischen Eroberungskrieg zu veranlassen, ist eine eben so gewagte, als rechtswidrige Unternehmung, welche sehr leicht zum Schaden des angreifenden Theiles ausfallen könnte.

Die einzigen Interessen, welche auf dem Wiener Congresse vertreten waren und folgeweise sich geltend machen konnten, waren die dynastischen. Ihnen wurden nicht blos die Rechte der Nationen, sondern sogar, den Umständen nach, das monarchische Prinzip zum

Opfer gebracht. Dieses forderte die Wiederherstellung der Bourbonen in Neapel und des alten Königshauses in Sachsen. Allein beide fanden nicht statt, weil dort die Mürat ertheilten Zusagen des Hauses Habsburg, hier die dem Könige von Preußen gemachten Versprechungen Rußland's im Wege standen.

Die wenigen, den Völkern gemachten Zugeständnisse waren nicht die Folgen des von oben herab selbst früher begünstigten Rechts- und Freiheitsgefühls und der ertheilten Zusagen, sondern vielmehr der Angst, außerdem von den Völkern im Stiche gelassen zu werden, deren man doch so sehr bedurfte, nachdem Napoleon von Elba zurückgekehrt war. Daher kam es auch, daß diejenigen Fürsten, welche am meisten versprochen hatten, zumal der König von Preußen, am wenigsten hielten, während die kleinen Fürsten, welche gar nicht in der Lage waren, maßgebende Versprechungen zu machen, den in der deutschen Bundesacte niedergelegten freiheitlichen Bestimmungen die geringste Gewalt anthaten, als es galt, dieselben zu erfüllen.

Ein Rechtszustand konnte unter solchen Verhältnissen in Wien nicht begründet werden, sondern nur ein Besitzstand, welcher im Verhältniß zu der Macht und dem Einflusse der verschiedenen Dynastien der einen derselben mehr, der anderen weniger von der gemachten Eroberung zuschied.

Bei Abwägung der dynastischen Interessen kam dann noch der Einfluß in Betracht, welchen bestochene Staatsmänner, wie z. B. Talleyrand, feile Weiber, Witzbolde und Günstlinge geltend machten.

Die Grundlage, auf welcher seit 1815 das europäische s. g. Staatensystem ruht, ist daher, mit Ausschluß jedes Rechtes, Gewalt, Bestechung, Wollust und Gunst. Sie wird sich schwerlich bessern, so lange die Nationen den Despoten erlauben, über sie wie über Hammelheerden zu verfügen und den Pfaffen, sie sogar ihre Heerden zu nennen.

In demselben Augenblicke, als man den Handel mit schwarzen Menschen oder, wie man sich auszudrücken pflegte, Seelen, abschaffte, betrieb man den Schacher mit weißen im größten Maßstabe. Was ist denn an dem Handel mit Seelen empörend, als die Thatsache, daß man über dieselben verfügt, ohne Recht und ohne Rücksicht auf deren Forderungen oder auch nur deren Wünsche. Die Seelen, über welche die Diplomaten in Wien verfügten, wurden ganz ebenso wenig befragt, als diejenigen, welche an den Küsten Afrika's verhandelt wurden. Doch die Seelenhändler in Wien waren Kaiser, Könige und Minister, die Seelenhändler Afrika's nur Kaufleute. Das macht einen großen Unterschied aus, wo das Recht nicht gilt, sondern nur Gewalt, Bestechung, Wollust und Gunst.

So groß zu Wien die Neigung vieler Machthaber auch war, den Zustand vor der französischen Revolution wieder herzustellen, so war doch ihre Ländergier noch größer. Schon aus diesem Grunde konnte Malta, konnten die mediatisirten Länder Deutschland's ihren früheren Besitzern nicht zurückgegeben werden. Allein auch die freien Reichsstädte Deutschland's (mit Ausnahme von vieren), die Republik der Niederlande und die Republiken Italien's, zumal Genua und Venedig, standen aus ihren Gräbern nicht wieder auf.

So wenig, als der Territorialbestand der Vorzeit, konnten deren Verfassungen hergestellt werden. In mannichfaltiger Verschlingung umfaßten sich Altes und Neues. Die deutsche Reichs- und die schweizerische Bundes-Verfassungen erfuhren Veränderungen, welche, so wenig sie befriedigten, im Verhältniß zum Jahre 1789 doch Verbesserungen waren.

Frankreich ging aus dem Schmelztigel als constitutioneller Staat hervor. Deutschland sollte, gleich dem Nachbarn im Westen, sich einer freieren Verfassung, der Preßfreiheit, Religionsfreiheit, der Freiheit des Handels und der Schifffahrt erfreuen. Unglücklicherweise

waren die deutschen Fürsten eben so treulos, als die Bourbonen. Sie erfüllten alle den Aristokraten und Pfaffen, keines der dem Volke gemachten Zugeständnisse.

Im Jahre 1815 wurden die Keime zu allen Revolutionen der späteren Zeiten, der Jahre 1820, 1824, 1830, 1848 und 1849 theils durch die Kurzsichtigkeit und Ländergier, theils durch die despotischen Gelüste der Machthaber gelegt. Die italienischen, spanischen, französischen, polnischen und deutschen Volkserhebungen konnten vermieden werden, wenn Nationalität und Freiheit den Machthabern verständliche Begriffe gewesen wären. Bevor aber die Verstöße des Jahres 1815 werden gut gemacht sein, werden die Revolutionen sich immer wiederholen, sobald die in ihren heiligsten Rechten gekränkten Völker zu einiger Kraft gelangt sind.

Die Leichtfertigkeit, mit welcher die wichtigsten Fragen auf dem Wiener Congresse entschieden wurden, trat am deutlichsten in der Zeitverschwendung zu Tage, welche die ersten Monate der Zusammenkunft schändete. Inmitten aller der Bälle, Jagden, Revuen und Schauspiele, aller der liederlichen Frauen und feilen Männer, welche zu Wien eine Rolle spielten, blieb den Machthabern weder Zeit noch Stimmung zu ernsten Geschäften. Wie hätten die an das Liepeln schöner Frauen, an die Schmeicheleien niedriger Höflinge und die von schlauen Diplomaten gebrauchten Redensarten gewöhnten Fürsten der Stimme der Völker und des Rechtes Gehör schenken können? Die Zerstreuung der Feste erzeugt nicht die Gemüthsverfassung, in welcher das Recht der Nationen abgewogen, Gegenwart und Zukunft mit Sicherheit in's Auge gefaßt werden kann.

Der größte Theil der Schuld an allen diesen Mißverhältnissen lastete auf dem Könige von Preußen. Er hatte die deutsche Nation durch Worte der Freiheit und des Rechtes aus ihrem Schlummer wach gerufen und hatte sich dadurch selbst an deren Spitze emporgeschwungen. Es galt, den Ton festzuhalten, den er im Anfange des Jahres 1813 angestimmt hatte. Nur zu bald fiel er aber von dem nationalen und freiheitlichen in den dynastischen und despotischen zurück. Er verlor dadurch natürlich die Bedeutung, welche er als Wortführer Deutschland's hätte gewinnen können. Er sank in die Classe der eigennützigen Dynasten hinab, wurde nicht mehr gefürchtet und konnte daher selbst seine dynastischen Interessen nicht mit Nachdruck geltend machen.

Noch niemals früher waren alle christlichen Mächte Europa's auf einem Congresse vertreten gewesen. Selbst auf dem westphälischen waren mehrere derselben unvertreten geblieben. Nur mit diesem ließ sich der Wiener Congreß vergleichen. Wie damals, sollte auch im Jahre 1814 und 1815 der Kampf zwischen der alten und neuen Zeit durch ein Compromiß beendigt werden. Wie damals hatten sich unwürdige Führer der Idee des Jahrhunderts bemächtigt und derselben großen Schaden zugefügt. An die Stelle der vom Geiste der Freiheit beseelten Männer, eines Ulrich von Hutten, Luther, Zwingli, Melanchthon, Calvin, eines Sickingen, Thomas Münzer und Wilhelm von Oranien, der beiden Socine, eines Blandrata und Anderer waren Fürsten, Minister und Generale getreten, welche ihren persönlichen Leidenschaften fröhnten, indem sie vorgaben, für die Wahrheit und für die Menschheit in die Schranken zu treten. Trotz aller Beimischung unreiner Elemente war aber die Idee des sechzehnten Jahrhunderts, der Fortschritt auf geistigem Gebiete von ihnen nicht gänzlich verfälscht worden. In weit höherem Maße, als die Idee der Reformation, war die Idee der Revolution durch deren Träger verdorben worden. Napoleon hatte sich zum alleinigen Beherrscher derselben aufgeworfen und war besiegt worden. Doch im Laufe des Kampfes hatten die beiden kämpfenden Partheien die Rollen gewechselt. Die verbündeten Mächte hatten das Banner der Freiheit geschwungen, welches früher die Franzosen durch einen großen Theil Europa's siegreich getragen. Unter ihren

Fittigen konnte die Idee der Revolution ganz ebenso wenig gedeihen, als unter denjenigen der deutschen Fürsten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts die Idee der Reformation.

Um die Ländergier der Dynastie Habsburg zu befriedigen, wurde Italien, um derjenigen dieses Hauses und der Häuser Romanow-Soltikow und Hohenzollern zu genügen, Polen zerstückelt. Sachsen wurde Preußen, Belgien und Holland dem Hause Oranien zum Opfer gebracht.

Die ganze Einrichtung des Congresses athmete den Ungeist des Despotismus. Hätte man sich auf den allein richtigen Standpunkt der Nationalität emporgeschwungen, um von diesem aus für Recht und Freiheit in die Schranken zu treten, so hätte jeder Nation eine Stimme im Rathe bewilligt und dadurch die Schlichtung der streitigen Fragen leicht bewirkt werden mögen. Allein statt dessen theilte man die zu berathenden Angelegenheiten in europäische und deutsche, bewilligte bei der Berathung der ersteren acht Mächten: Oesterreich, Rußland, Preußen, England, Frankreich, Spanien, Portugal und Schweden eine Stimme und entzog diese allen übrigen. Deutschland als solches war daher im europäischen Congresse gar nicht vertreten, ebenso wenig in der für die deutschen Angelegenheiten berufenen Rathsversammlung. Denn in dieser hatten anfangs nur die Könige und der Kaiser von Oesterreich, später außer diesen nur Fürsten und vier Städte Sitz.

Die eigentlichen Congreß-Sitzungen waren übrigens nur formelle Zusammenkünfte, in welchen dasjenige, was früher in heimlichen Besprechungen oder schriftlichen Verhandlungen, mit Hülfe von Ränken, Drohungen, Bestrafung und jedweder Arglist zu Stande gebracht worden war, festzustellen.

Oesterreich und England waren im Besitze aller, oder doch der meisten Länder, die sie begehrten, nicht so Rußland und Preußen. Das eine trachtete nach Polen, das andere nach Sachsen. Monate vergingen, bevor man sich einigen konnte.

Mehr als einmal fielen heftige Worte, welche die schlimmsten Befürchtungen rege machten. Preußen verband sich mit Rußland, Oesterreich mit England und Frankreich. Endlich verständigte man sich dahin, daß Sachsen nicht ganz, sondern zu zwei Fünftheilen Preußen einverleibt, dieses dafür am Rhein einigermaßen entschädigt werden und von Polen einige Bezirke unter dem Namen „Großherzogthum Posen" behalten solle. An Rußland fiel dagegen der bei Weitem größte Theil Polen's. Es rückte zwischen Oesterreich und Preußen bis in die Nähe der Oder vor und gewann dadurch eine Stellung, die es seither zum Verderben der Sache der Freiheit und Deutschland's geltend machte. Noch hat es zwar nicht die Waffen gegen unser Vaterland gezückt. Allein die Gefahr, daß es auch zu diesem Aeußersten kommen werde, rückt immer näher. Schwerlich kann der Alp, welcher durch die dem russischen Colosse in Wien gemachten Zugeständnisse auf Europa und zunächst auf Deutschland gewälzt wurde, anders, als durch das Schwert verjagt werden.

Dasselbe Verbrechen, welches zu Gunsten Rußland's an Polen, wurde zum Vortheile Oesterreich's an Italien begangen. Venedig und die Lombardei wurden dem Hause Habsburg, Genua dem Hause Sardinien zum Opfer gebracht. Modena fiel an seine früheren Herzoge zurück. Parma und Piacenza wurden dazu benützt, der Kaiserin Maria Louise, welche sich von ihrem Gatten getrennt hatte, ein souveraines Besitzthum zu verschaffen. Die Republik Lukka wurde der ehemaligen Königin von Etrurien zugetheilt, um die Einsprache des Königs von Spanien gegen die eigenmächtige Verfügung über Parma zu beseitigen. Nur die Republik St. Marino blieb unangetastet, weil sie zu klein war, die Ländergier der Machthaber zu reizen.

Mit Mürat hatte sich das Wiener Cabinet zu tief eingelassen, als daß ihm Neapel vorenthalten werden konnte. Doch sann man schon in Wien darauf, ihn durch die neapo-

litanischen Bourbonen zu verdrängen. Die Rückkehr Napoleon's und die Theilnahme Mürats an dem Kriege wider die Verbündeten gab dieser schon bald den erwünschten Vorwand, ihren früher gefaßten Plan zur Ausführung zu bringen.

Während fast alle vertriebenen Dynastien und selbst der Pabst in ihre verlorenen Länder wieder eintraten, wurden allen von Napoleon unterjochten Republiken Monarchen zu Herrschern gesetzt. Die vereinigten Staaten der Niederlande wurden unter dem Hause Oranien, welches sich mit der Dynastie Romanow=Soltikow verschwägerte, zu einem Königreiche umgewandelt und durch Belgien vergrößert. Man nahm dabei, wie bei allen Anordnungen, die man zu Wien traf, keine Rücksicht auf geschichtliche Entwickelungen, den Wunsch und das Bedürfniß der betreffenden Völker. Die unvermeidlichen Folgen traten schon nach fünfzehn Jahren ein, indem sich Belgien von Holland los riß.

Das Wenige, was man zum Besten der Völker bestimmte, hielt man entweder nicht, oder verdarb es schon im Keime durch die mangelhafte Fassung, welche man den betreffenden Artikeln gab, so z. B. die freie Schifffahrt auf dem Rheine bis in's Meer, indem man statt dessen sich des Ausdrucks „bis an das Meer" (jusqu'à la mer) bediente.

England sah es als selbstverständlich an, daß ihm der Raub verblieb, den es im Laufe der Jahrhunderte gewonnen hatte. Zu Gibraltar der spanischen, und Helgoland der deutschen Feste, jenes der wichtigste Punkt am Mittelmeere, dieses die beherrschende Insel der Nordsee, fügte es noch die Insel Malta, die Schutzherrlichkeit über die jonischen Inseln, welche sich bald in eine unumschränkte Herrschaft verwandelte, das Cap der guten Hoffnung und die Inseln Tabago, Santa Lucia und Isle de France hinzu.

Dänemark mußte Norwegen gegen Schwedisch=Pommern und dieses gegen einen Bezirk, welcher das Herzogthum Lauenburg genannt wurde, vertauschen.

Spanien sollte Olivenza an Portugal zurückgeben. Da es dieses nicht wollte, unterzeichnete es die Wiener Congreßacte nicht.

Die Schweiz behielt mit einigen wenigen Veränderungen *) ihren Territorialbestand und die Zusicherung beständiger Neutralität.

In solcher Weise wurde die neue Landkarte der Erde fabrizirt. Schon nach wenigen Monaten erlitt sie jedoch einige, im Jahre 1830 bedeutendere Modificationen. In unseren Tagen hat es den Anschein, als ob dieselbe von Grund aus verändert werden sollte.

Die Rechte der Völker wurden mit Füßen getreten. Für deren Freiheit geschah ebenso wenig, als für deren Gebiet. Deutschland, welches am Meisten dazu beigetragen hatte, um der französischen Gewaltherrschaft ein Ende zu bereiten, blieb zerrissen im Innern und nach Außen hin in den gefährdendsten Beziehungen.

Zu den lebhaftesten Verhandlungen führte die Frage, betreffend Sachsen. Bei dieser Gelegenheit wurde viel von Recht gesprochen. Der Streit über diese Rechtsfrage scheint mir aber sehr läppisch. Da einmal die Völker von der Berathung über deren eigene Interessen ausgeschlossen, da die Frage von d e r e n Rechte stillschweigend beseitigt, war zugleich auch die Rechtsfrage überhaupt von der Hand gewiesen. Die Frage von dem Rechte eines deutschen Fürsten war zuerst abhängig von dem Rechte der gesammten deutschen Nation und in zweiter Linie von dem Rechte des betreffenden Stammes. Die einzige Person, welche darüber zu entscheiden befugt, war die deutsche Nation und in zweiter Linie der Stamm der Sachsen. Allein von den Rechten der deutschen Nation und des sächsischen Stammes war niemals die Rede. Was die Hofjuristen beider Theile die Rechtsfrage nennen, war nichts anderes, als die Frage fürstlicher Convenienz.

*) Siehe unten § 42.

So lange die Pfaffen frech genug sind, sich Hirten und ihre Pfarrkinder Schaafe zu nennen, kann man sich nicht wundern, wenn die Fürsten sich auch als Hirten und ihre Völker als Heerden behandeln. Das römisch-kaiserliche und das römisch-päbstliche Recht, oder richtiger die von den römischen Despoten weltlichen und geistlichen Standes zum Zwecke der Befestigung ihres Despotismus zusammengestellten und genehmigten Gesetzbücher und die darauf gebauten Theorien, welche zwar den Namen „Recht" führen, in der That aber nur das an den Völkern fortwährend verübte Unrecht heiligen sollen, können von dem denkenden Menschen nicht als maßgebend betrachtet werden.

Die französische und früher die nordamerikanische Revolution hatte neue und richtigere Begriffe über Menschen- und Völkerrechte in Umlauf gebracht, obschon freilich weder Franzosen noch Amerikaner im praktischen Leben demselben immer Rechnung getragen.

Weit wichtiger, als der Streit zwischen den Königen von Preußen und Sachsen, war derjenige zwischen der deutschen Nation und deren Unterdrückern. Doch derselbe kam damals nicht zum Ausbruche, obgleich alle tiefer Blickenden erkannten, daß die Bundesverfassung, über welche die deutschen Fürsten sich verständigten, in Friedenszeiten der Nation keine innere Freiheit, in Kriegszeiten keine Einheit nach Außen sichere. *)

Der Unmuth über die getäuschten Hoffnungen war groß. Er hatte aber keine Zeit, sich zu entfalten. Die Rückkehr Napoleon's von Elba lenkte wiederum den Blick der Nation von den inneren Verhältnissen nach Außen ab. Die Furcht vor den Franzosen kam den verbündeten Mächten trefflich zu statten, den Despotismus wieder im Innern ihrer Reiche zu begründen. Möge die deutsche Nation in unsern Tagen mehr Weisheit bekunden, als in den Jahren 1813—1815 und nicht wieder blindlings in den Kampf ziehen, ohne für ihre innere Freiheit umfassende Vorkehrungen getroffen zu haben!

§ 32. Die Bourbonen in Frankreich (April 1814 bis März 1815).

Kein Mensch kann sich eines Fehlers schuldig machen, ohne dessen Folgen früher oder später selbst empfindlich leiden zu müssen. Der Zufall spielt nur bei denjenigen eine große Rolle, welche nicht die Gabe besitzen, Ursache und Wirkung in deren Wechselverhältniß zu erkennen.

Auch Napoleon erlag dem Gesetze der Causalverbindung. Der Despotismus, welchen er vierzehn Jahre lang über Frankreich verhängt hatte, führte mit unabweisbarer Nothwendigkeit zur Schwächung der Selbstthätigkeit der französischen Nation. Seine übertriebene Kriegslust ermüdete dieselbe. Frankreich erlag den vereinten Anstrengungen der Heere Europa's und folgte willenlos den Anregungen, welche es von den Siegern und den unter deren Fittigen wühlenden Legitimisten erhielt. Der Entschluß der verbündeten Mächte, die Bourbonen wieder herzustellen, war nicht absolut genug, als daß er nicht leicht einer kräftigen Kundgebung von Seiten der Nation nachgegeben hätte. Die ganze Maschinerie des Despotismus, welche Napoleon eingerichtet hatte, arbeitete aber gegen diesen, sobald der Impuls nicht mehr von ihm, sondern von seinen Feinden ausging. Die Presse, welche bis zum Tage des Einzugs der verbündeten Heere in Paris nur napoleonistische Artikel bringen durfte, lieferte Tags darauf, sobald, statt des bonapartischen Direktors ein bourbonischer (Morin) an deren Spitze trat, nur bourbonische. Hätte sie einige Freiheit gehabt, so wäre diese Napoleon damals sehr zu statten gekommen. Ebenso verhielt es sich mit der Polizei und allen übrigen Staatsanstalten.

*) Siehe unten §§ 33 und 51.

Allerdings richten sich die Wetterhähne, d. h. die hochgestellten Personen aller Orten schnell nach dem Winde, nicht aber die große Masse eines Volkes, welches auf festem Boden steht und den Stößen des Windes weniger ausgesetzt ist. Die Masse des Volkes war von Napoleon aller Selbstthätigkeit und aller Organe derselben beraubt worden. Sie konnte sich nicht aussprechen, wenigstens nicht in einer anderen Richtung, als derjenigen des wehenden Windes.

Royalistische und auch manche freisinnige Schriftsteller nahmen zwar an, daß die Stimmung der französischen Nation Ende März 1814 wirklich royalistisch und bourbonisch gewesen sei. Allein dieser Annahme widersprechen die hundert Tage und die Wiederherstellung der Dynastie Bonaparte im Jahre 1851. Beide wären unmöglich gewesen, hätte im Schooße der französischen Nation nicht eine große Vorliebe für die Person und die Familie Napoleon's bestanden.

Das Geschrei zu Gunsten der Bourbonen war freilich im April und in den ersten Tagen Mai's 1814 groß in Frankreich. Allein es ging nur aus von Stellenjägern, zum Theile von denselben Menschen, welche noch vor wenigen Tagen einen ähnlichen Lärm zu Gunsten Napoleon's gemacht hatten. Die französische Nation bekehrte sich nicht, wie der Graf von Artois wähnte, zauberhaft von schwarz zu weiß, vielmehr blieben die Speichellecker derselben was sie waren, sie veränderten nur den Gegenstand ihres Gottesdienstes. Sie blieben ihrem Gotte Mammon treu. Dieser hieß aber jetzt nicht mehr Napoleon I., sondern Ludwig XVIII. Die Royalisten waren in den ersten Tagen April's 1814 noch viel zu schwach, als daß sie hätten Masse machen können. Die Schreier bestanden aus den früheren eifrigsten Anhängern Napoleon's. Traurig und eine Folge des bonapartischen Despotismus war es, daß es diesen charakterlosen, beutegierigen und eigennützigen Menschen, welche weder an Freiheit, noch Vaterland, noch auch nur an die Ehre der Nation oder ihrer eigenen Personen dachten, vergönnt war, eine Zeit lang allein in die Posaune der öffentlichen Meinung stoßen zu dürfen, während die Massen entweder in denselben Ton einstimmten, oder stille schwiegen.

Die Nation folgte der ihr gegebenen Anregung zu Gunsten der Bourbonen gerade so, wie sie derselben früher zu Gunsten Napoleon's I. gefolgt war, nach dessen Rückkehr von Elba vor Ablauf eines Jahres und später zu Gunsten Napoleon's III. wieder folgte. Die Nation bekundete damals, wie zu allen Zeiten, einen beklagenswerthen Mangel an Selbstständigkeit und Ausdauer. Diesen hat sie mit den meisten Völkern der Erde gemein. Doch die begeisterte Kraft, welche sie in den Jahren 1789—1792, im Juli 1830 und im Februar 1848 bekundete, hat noch keine andere Nation an den Tag gelegt. Im Hinblick auf diese großartigen Volksbewegungen können die Franzosen Vergebung für viele Sünden mit Recht erwarten. Auch diejenigen der Jahre 1851 bis jetzt werden sie wieder gut machen.

Wie der Sturz Napoleon's so war auch die Rückkehr der Bourbonen auf den Thron ihrer Väter nicht das Werk des Zufalls, sondern geschichtlicher Nothwendigkeit. Denn alle die bewegenden Kräfte, welche den Bourbonen dienten, so wie die Erschöpfung der Nation, welche sie förderte, waren selbst nur Folgen des vorhergehenden bonapartischen Despotismus.

Die öffentliche Meinung Frankreich's nicht minder, als des übrigen Europa hatte sich von Napoleon abgewandt. Unwillkürlich kehrte sie zu den Bourbonen zurück, nicht aus Vorliebe, aus Achtung oder gar Verehrung, sondern aus Mangel an einem bessern Auskunftsmittel, aus Rücksicht für die offenkundigen Wünsche der Sieger und irre geführt durch die Umtriebe der Legitimisten. Auch diese bildeten ein unvermeidliches Glied in der Kette

des Schicksals, welche sich gewaltsam um Frankreich schlang. Die Vergangenheit einer Nation übt bei jeder großen Krisis einen mächtigen Einfluß auf deren Zukunft. Frankreich konnte um so weniger den Anregungen widerstehen, welche aus seiner tausendjährigen Periode des Königthums hervorgingen, als Napoleon selbst sein Volk an eine noch ältere Zeit, an diejenige Karl des s. g. Großen, erinnert hatte, und als die siegreichen feindlichen Heere im Solde von Monarchen standen, deren Eifrigste am Tage der Entscheidung in Paris einzogen.

Die Bourbonen kehrten daher nach Frankreich zurück nach einem mehr als zweiundzwanzigjährigen Exile. Dieses ist für politische Flüchtlinge gewöhnlich eine zwar herbe, aber treffliche Schule des Charakters. Der aus seiner gewöhnlichen Laufbahn herausgeworfene, seines Bürgerrechts und seines Vermögens verlustig gewordene Flüchtling muß alle seine Kräfte anstrengen, um sich einen neuen Heerd zu erbauen. Er lernt im Unglücke Menschen und Dinge weit besser kennen, als in früheren bequemeren Tagen. Viele bestehen freilich die Probe des Elends nicht. Allein Diejenigen, welche im Sturme nicht untergehen, welche sich durch die Wogen des Meeres hindurch arbeiten, schwingen sich auf einen freiern Standpunkt empor, von welchem herab sie weiter zu blicken und sicherer zu kämpfen vermögen. Die Emigration der Jahre 1789 bis 1793 hatte ganz andere Bestandtheile, als diejenige der Jahre 1848 und 1849. Nicht Vaterlandsliebe und Freiheitsdrang, sondern Herrschsucht und der Haß gegen die Freiheitsbestrebungen ihrer Mitbürger hatte die französischen Prinzen, Adeligen und Pfaffen bestimmt, ihrem Vaterlande den Rücken zu kehren. Sie waren nicht in das Ausland gegangen, nachdem sie tapfer für die gute Sache gestritten hatten und in dem Kampfe unterlegen waren, sondern bevor dieser sein Ende erreicht hatte in Folge ihres eigenen bösen Gewissens oder um vom Auslande her, durch dessen Hülfe mit größerer Sicherheit der Freiheitsbewegung ihres Vaterlandes entgegen arbeiten zu können. Die französischen Emigranten der Jahre 1789 bis 1793 waren übrigens nicht mit leeren Händen nach dem Auslande geflohen. Die Meisten derselben hatten Zeit gehabt, ihre Börsen zu füllen und erhielten auch nach ihrer Flucht bedeutende Sendungen von Hause. Dessen ungeachtet versanken die Meisten derselben bald in Armuth, weil sie auf rechtliche Weise nichts zu erwerben und nicht einfach und nüchtern zu leben verstanden. Sie hatten ganz Europa zum Kampfe wider ihr Vaterland entflammt und ganz Europa schon bald durch ihre Sittenlosigkeit, ihre mit Hochmuth gepaarte Bettelhaftigkeit, ihre Verschwendung bei vollen und ihre Jämmerlichkeit bei leeren Börsen wider sich aufgebracht. Der Graf von Provence war von Koblenz (1792), Hamm, Verona (April 1796), Blankenburg (October 1797), Mietau (Januar 1801), Warschau (Ende 1804) und Mietau (1807) vertrieben worden, bis er endlich in England einen ungestörten Zufluchtsort fand. Er hatte sich seit dem Tode des Sohnes Ludwig's XVI., seinem Volke zum Trotze, König von Frankreich genannt und keine Gelegenheit versäumt, seine persönlichen Ansprüche zum Schaden und zur Schande seines Vaterlandes geltend zu machen.

Fürwahr! wenn sich den französischen Emigranten die Thore des Vaterlandes, nach veränderten Umständen, wieder öffneten, so können wir, die wir der Sache der Freiheit unter allen Wechselverhältnissen treu blieben, wohl auch hoffen, das unsrige wiederzusehen, nachdem der Götze der Tyrannei gefallen sein wird.

Der Despotismus Napoleon's hatte einen Höhepunkt erreicht, welcher es jedem nur einigermaßen besonnenen und menschenfreundlichen Herrscher leicht machte, die Nation zufrieden zu stellen. Es kam nur darauf an, daß die Bourbonen sich nicht feindlich der Nation, in deren Mitte sie zurückkehrten, gegenüberstellten, daß sie die Thatsachen der Ver-

gangenheit anerkannten und auf deren Grund ein dem Bedürfnisse der Zeit entsprechendes neues Gebäude gemäßigter Freiheit errichteten. Die Leiden, welche Napoleon's Kriege und dessen Despotismus dem Lande bereitet hatten, waren so groß und lasteten so unmittelbar auf der Nation, daß diese darüber diejenigen vergaß, welche die Bourbonen früher über sie verhängt hatten. Die Franzosen waren bereit, den Bourbonen Amnestie zu bewilligen, doch sie erwarteten, daß diese ihnen gleichfalls zu Theil würde. Die Männer, welche seit 1789 gewirkt und zum Ruhme der Nation beigetragen hatten, verlangten nicht, daß ihre republikanischen oder napoleonischen Gesinnungen ihnen zu Ansehen und Ehrenstellen verhelfen sollten, allein sie konnten mit Recht fordern, daß auf der anderen Seite die Frankreich feindlichen Bestrebungen der Emigranten keinen ungebührlichen Vorzug genießen sollten.

Wenn die Bourbonen sich auf dem französischen Throne behaupten wollten, so mußten sie den Gefühlen, der Anschauungsweise und den Wünschen der Nation Rechnung tragen. Doch dazu fehlte ihnen sowohl der Verstand, als die Milde und das Rechtsgefühl. Das Beispiel der Stuarte, welches ihnen vor Augen schweben mußte, hatte in der Verbannung sie nicht gebessert. Die Genossen der Bourbonen waren im Exile ebenso voll von Rachsucht, Neid und Uebermuth, als diejenigen der Stuarte gewesen. Sie brachten dieselben Leidenschaften und Vorurtheile, welche sie einst vertrieben hatten, nach Frankreich zurück. Eines hatten die Bourbonen übrigens vor jenen voraus. Die Nation war durch Napoleon in denselben Glauben zurückgeführt worden, zu dem sich das alte Königshaus bekannte, während die Stuarte in der Religion des Volkes eine nicht minder große Schwierigkeit zu besiegen hatten, als in den politischen Grundsätzen, denen es huldigte. Die französische Nation bekannte sich, gleich den Bourbonen, zu der römisch-katholischen Kirche. Sie hatte das Joch des Pfaffenthums wieder auf sich genommen und war mit demselben durch die Gewohnheit von anderthalb Jahrzehnten einigermaßen ausgesöhnt worden. Doch hatte sie freilich nicht erlebt, daß die Pfaffen in weltlichen Dingen den Ton angaben, daß sie auch außerhalb der Kirche das große Wort sprachen.

Dem Grafen von Provence hatte es zu allen Zeiten an Tiefe des Verstandes und des Gefühls gänzlich gebrochen. Herzlos und kleinlich war er durch die Gefahren der Revolution hindurch geschritten, immer bereit, seinen Bruder, den König und seine treuesten Anhänger seiner Selbstsucht aufzuopfern. Als er seine Flucht glücklich durchgeführt, hatte er nur Gefühle der Behaglichkeit im Bewußtsein der Sicherheit seiner Person, keine zarte Sorge für die Gefahren Ludwig's XVI. und der königlichen Familie, keinen Gedanken für die französische Nation, außer demjenigen der Feindschaft. Umgeben von Maitressen und Günstlingen, welche jede bittere Wahrheit möglichst fern von ihrem Gebieter hielten, hatte er die trübe Zeit der Verbannung theils durch Ränke, die er gegen sein Vaterland spann, theils durch nichtssagende und leichtfertige Unterhaltung ausgefüllt.

Der Cardinal Maury hatte ihn den durchtriebensten aller Franzosen genannt. Die Freisinnigkeit, welche er vor dem Ausbruche und im ersten Anfange der französischen Revolution an den Tag gelegt hatte, war nicht der Ausdruck seiner Gesinnung, sondern seiner schlau berechnenden Staatskunst gewesen. Alle öffentlichen Erklärungen, welche er im Exile häufig erließ, trugen bis zum Jahre 1804 den Stempel des Mittelalters, des wüthendsten Hasses gegen die Revolution, deren „Grundsätze er mit der Wurzel ausgerissen" zu sehen wünschte. Erst als Napoleon sich mehr und mehr befestigte, spannte er, namentlich in einer von Mietau unterm 2. December 1804 gemeinsam mit dem Grafen von Artois erlassenen Erklärung, mildere Saiten auf. Die Zugeständnisse umfaßten aber auch dann nicht mehr, als eine allgemeine Amnestie, Erhaltung der Stellen und Ruhegehalte, Freiheit

und Gleichheit der Personen, Aufrechthaltung alles Eigenthums und Schutz aller Interessen ohne Ausnahme.

Die mildere Stimmung, welche der Graf von Provence in späteren Zeiten zur Schau trug, war blos Maske, welche den Groll seines Herzens den Uneingeweihten verbergen sollte. Der Graf war durch und durch ein Heuchler, in politischen, wie in religiösen Dingen. Sein für leichte Unterhaltung besonders empfänglicher Geist fand zu viel Gefallen an den Schriften Voltaire's, als daß er sich von der Richtung desselben hätte fern halten können. Seine Vorliebe für den Schriftsteller des Unglaubens hielt ihn übrigens nicht ab, täglich die Messe zu besuchen und das Pfaffenthum auf's Eifrigste zu unterstützen. Denn er sah in diesem einen unentbehrlichen Verbündeten des Königthums.

Der Graf von Artois war im Laufe von vierundzwanzig Jahren derselbe starre Aristokrat geblieben, der er beim Beginne der Revolution schon gewesen war. Die Atmosphäre, in welcher er während der Verbannung gelebt, hatte seiner Zeit selbst in dem Sohne Katharinens, Paul, Widerwillen und Ekel erregt. Artois war mit den Jahren stumpfer und tückischer, nicht weiser geworden. Seine Schwiegertochter, die Herzogin von Angoulême, welche man den einzigen Mann in der Familie der Bourbonen nannte, hatte sich so tief in die Vergangenheit, in die Zeiten ihrer Haft, des jammervollen Todes ihres Bruders und der Hinrichtung ihrer Eltern versenkt, daß sie bei der Rückkehr in den Palast ihrer Ahnen, von Erinnerungen überwältigt, in Ohnmacht fiel. Im Hinblicke auf die Leiden ihrer Jugend hätte man ihr die abstoßende Kälte, welche in ihrer trockenen, rauhen Stimme einen treuen Wiederhall fand, gern vergeben, wenn sie nicht das Ohr des Königs gehabt und auf denselben zu mächtigen Einfluß geübt hätte.

Gleich wenig Vertrauen, als die dem Throne zunächst stehenden Mitglieder der Familie der Bourbonen, flößten die Günstlinge ein, in deren Kreis Ludwig XVIII. nach Frankreich zurückkehrte. Ein Herzog von Blacas, ein Graf von Semallé und andere Emigranten standen der französischen Nation des Jahres 1814 zu ferne, als daß sie Vermittler zwischen ihr und dem Königthume hätten sein können. Sie standen außerhalb Frankreich's und konnten daher nur bewirken, daß die Bourbonen eine Stellung außerhalb ihres neu erworbenen Reiches einnahmen.

Kaiser Alexander hatte so wenig Vertrauen zu Ludwig XVIII. und dessen Umgebung, daß er absichtlich den Pariser Frieden nicht abschloß (30. Mai), bevor er die Verfassung für gesichert hielt und die Eröffnung der Kammern in naher Aussicht (für den 4. Juni) stand.

Ludwig XVIII. hatte die Welt im Dunkeln darüber gelassen, was er an der Senats-Verfassung auszusetzen habe. Am Tage der Eröffnung der Kammern, als diesen die neue Charte mitgetheilt wurde, kam schon die zweite Schwenkung der Bourbonen zu Tage. Die erste war gewesen von der Senatsverfassung zu der Erklärung von St. Ouen. Die zweite von dieser Erklärung zu der neuen Charte war noch größer, als die erste. Denn sie führte die Freiheiten der französischen Nation auf einen sehr kleinen Bruchtheil der Senatsverfassung und sogar der Zusagen von St. Ouen zurück. Doch die Nation war von Napoleon an unbedingten Gehorsam gewöhnt worden. Sie war bereit, sich mit einem sehr geringen Maß von Freiheit zu begnügen. Allein sie war der Kämpfe müde. Das Wenige, welches ihr zu Theil wurde, wollte sie unverkümmert, ungefährdet und sicher besitzen. Die Staatsform war, nachdem alle Verfassungen Frankreich's der letzten vierundzwanzig Jahre schon in den ersten Tagen nach ihrer Verkündung gebrochen worden waren, der französischen Nation minder wichtig, als die Verwaltung. Die Theorien hatten in Frankreich an Bedeutung verloren. Die Praxis, der Geist der Regierung, war für

das Volk die Hauptsache. Die Nation wollte wissen, was sie von ihrem Könige zu erwarten habe. Sie war der Schwankungen müde. Sie wollte eine feste, entschlossene Regierung, auch falls das Grundgesetz, auf welchem diese ruhte, den revolutionären Theorien noch so wenig entsprechen sollte. Allein der Charte gebrach gerade diejenige Festigkeit, Gemeinverständlichkeit und Zuverlässigkeit, welche die Franzosen nach allen den Umschwüngen der Jahre 1789 bis 1814 am dringendsten verlangten.

Die Charte setzte sich nicht in Verbindung mit der Senatsverfassung, nicht mit der Kaiserverfassung, nicht mit der Consularverfassung, nicht mit der Directorialverfassung, ja nicht einmal mit der königlichen Verfassung des Jahres 1791, sie knüpfte vielmehr an der alten Verfassung Frankreich's, wie sie vor zwei Jahrhunderten bestanden hatte, an und gab sich für eine Reformverordnung für Zustände aus, welche die französische Nation längst als abgethan betrachtet hatte. Sie war ein Mittelding zwischen der Verfassung der französischen Parlamente, der uralten Reichsversammlungen Frankreich's und der Parlamente England's.

Napoleon hatte Frankreich mit dem Schwerte beherrscht und durch dessen Schärfe jede ihm mißliebige Bestimmung der Gesetze beseitigt. Die Charte Ludwig's XVIII. deutete an, daß Frankreich mit Nadelstichen gequält werden sollte, daß die Bourbonen weder die Kraft besäßen, einen nachdrücklichen Absolutismus, noch den guten Willen, parlamentarische Freiheit zu handhaben.

Die Senatsverfassung hatte bestimmt, daß das Volk den Grafen von Provence auf den Thron beriefe und daß der neue König die von den Vertretern der Nation beschlossene Verfassung zu beschwören habe. Die Charte Ludwig's XVIII. gab sich dagegen als ein Geschenk eines Königs zu erkennen, welcher sein Herrscherrecht mit dem Willen der Nation in gar keinen Zusammenhang brachte, vielmehr lediglich von Gottes Gnaden ableitete. Sie wurde „gewährt, zugestanden und bewilligt," und konnte daher, bei eintretender Sinnesänderung des Gottesgnadenkönigs auch zurückgenommen, entzogen und abgeschafft werden.

Ludwig XVIII. hatte zu St. Ouen versprochen, die von ihm zu entwerfende Charte solle den beiden Kammern vorgelegt werden. Statt dessen wurde sie denselben als eine vollendete Thatsache, als ein fertiges Gesetz auferlegt. Von einem Vertrage mit dem Volke oder dessen Vertretern wollte Ludwig XVIII. nichts wissen. Nur zu bald sollte er erfahren, daß die göttliche Gnade und das angestammte Erbrecht in Frankreich keiner Verfassung mehr einen festen Boden bieten könne.

Der Artikel 14 der neuen Charte bestimmte ausdrücklich, daß der König das Recht habe, „die Verordnungen zu erlassen, die zur Ausführung der Gesetze und für die Sicherheit des Staates nöthig seien." Da nun der Kanzler d'Ambray die Charte selbst für eine Reformverordnung erklärt hatte, so unterlag es keinem Zweifel, daß der König, sobald er es für die Sicherheit des Staates nothwendig hielt, das Recht hatte, auch diese Verordnung durch andere Verordnungen abzuändern oder abzuschaffen. Der Zweck, welchen die Charte hatte, die französische Nation über ihre Zukunft zu beruhigen, ging auf diese Weise verloren. In der That scheiterte im Jahre 1830 die bourbonische Monarchie an diesem Vorbehalte, welchen Ludwig XVIII. für sehr schlau halten mochte, welcher aber viel zu plump war, um die französische Nation über ihre precäre Lage im Zweifel zu lassen.

Die Charte entsprach den Wünschen des denkenden Theiles der französischen Nation keineswegs. Man erfuhr übrigens bald, daß auch das kleine Maß der Freiheit, welches sie enthielt, nur mit großer Mühe habe durchgesetzt werden können. In dem ersten Entwurfe derselben sollte das Königthum nicht eine Civil-Liste, sondern eine territoriale Aus-

stattung erhalten. Die schwachen und nothgedrungenen Zugeständnisse der Charte verloren noch sehr am Werthe, wenn man dieselben mit den unumwunden ausgesprochenen Absichten der Günstlinge des Hofes und allen den Hinterthüren verglich, welche den Bourbonen blieben, um sich den Bestimmungen derselben zu entziehen. Mit Gewalt drängte sich der Nation der Vergleich mit der Senatsverfassung auf. Dieser zufolge traten die Kammern von Rechtswegen am 1. October zusammen, nach der Charte kam es dem Könige zu, sie zu berufen; nach jener sollten sie ihre Präsidenten erwählen, nach dieser ernannte sie der König. Die Senatsverfassung verlieh beiden Kammern das Recht, Gesetze vorzuschlagen. Die Charte räumte ihnen nur ein, den König um eine Gesetzesvorlage ersuchen zu dürfen und auch dieses Gesuch setzte die Uebereinstimmung beider Kammern voraus. Der König allein besaß nach der Charte das Recht, Gesetze vorzuschlagen. Er konnte, falls er träg war, dadurch allein, daß er von diesem ausschließlichen Rechte keinen Gebrauch machte, die Staatsmaschine in ihrem wichtigsten Theile stille stellen.

Die Senatsverfassung hatte bestimmt, daß das Budget am Anfange der Sitzung vorzulegen sei. Die Charte sprach nur von einem „Gesetze der Auflagen," trennte also die Einnahme von der Ausgabe und stellte es der Willkür der Regierung anheim, zu welcher Zeit sie diese Vorlage machen wolle. Die Senatsverfassung beschränkte die Zahl der erblichen Senatoren auf zweihundert. Die Charte verlieh dem Könige das Recht, die Pairs in beliebiger Zahl und entweder erblich, oder auf Lebensdauer zu ernennen. Nach der Verfassung des Senates sollten die damaligen Mitglieder dieser Körperschaft beibehalten werden. Die Charte schied aber dreiundfünfzig Senatoren aus und setzte an deren Stelle Pfaffen und Aristokraten von der schlimmsten Sorte. Die Senatsverfassung machte die Minister für jede Verletzung des Gesetzes verantwortlich, die Charte nur für Hochverrath und Erpressung. Sie erklärte also gewissermaßen alle übrigen Verbrechen der Minister für straflos. Die Senatsverfassung hob alle außerordentlichen Gerichte auf, die Charte behielt dem Könige das Recht vor, Prevotalhöfe zu errichten, wodurch ihm das Recht eingeräumt wurde, die gesammte Rechtspflege über den Haufen zu werfen. In ähnlicher Weise wurde jedes Zugeständniß durch einen Nachsatz von der Willkür der Regierung abhängig gemacht. Die Religionen und der Cultus sollten gleich und frei, aber die katholische Religion sollte Staatsreligion sein. Die Presse sollte frei sein, aber es wurden Gesetze gegen deren Mißbrauch in Aussicht gestellt, welche, wie sich nur zu bald zeigte, die Preßfreiheit zur seltenen Ausnahme und die Censur zur Regel machten.

Kaum war die neue Verfassung in's Leben getreten, so wurde die Thätigkeit der Kammern, welche nicht das Recht hatten, Gesetze vorzuschlagen, durch die Schlaffheit der Regierung gelähmt. Als endlich nach zweimonatlichen Verhandlungen ohne alle Bedeutung die Regierung ihre Gesetzvorschläge machte, so waren diese nicht darauf gerichtet, die Verfassung zu entwickeln, sondern sie zu umgehen und zu verkümmern. Die zweite Kammer durfte ihre Geschäftsordnung nicht sich selbst geben, vielmehr wurde ihr diese, wie die Charte selbst, octroyirt. Die Presse sollte nicht, wie der König versprochen hatte, frei sein, sondern unter Censur stehen. Nur Bücher von dreißig oder mehr Bogen sollten der Censur enthoben sein. Es entspann sich hierüber ein heftiger Kampf. Die zweite Kammer konnte nur zehn Bogen von dreißig und die Schriften der Kammermitglieder der Censur-Scheere entziehen. Mehr, als alle übrigen Fragen, versetzte diejenige der Nationalgüter ganz Frankreich in Unruhe und Besorgniß. Die Reaction fing damit an, die Rückerstattung der nicht verkauften Güter der Emigranten zu verlangen. Die Nation hätte hieran keinen Anstoß genommen, obgleich nur die reichsten Emigranten und zwar in sehr ungleicher Weise, davon Vortheil zogen, wenn sie nur sicher gewesen wäre, daß damit die Sache

erledigt sei. Allein der Minister, welcher dieses Gesetz vorschlug, begleitete seinen Antrag mit Bemerkungen, welche sämmtliche Besitzer von Nationalgütern in Schrecken setzten. Er erklärte: „Das vorgelegte Gesetz erkenne ein Eigenthumsrecht an, welches immer bestanden habe, und gebe der Wiedereinsetzung in dasselbe gesetzliche Kraft! Der König bedauere, diesem Akte der Gerechtigkeit nicht die volle Ausdehnung geben zu können, die er wünsche! Die Erschöpfung des Landes halte ihn noch von der „äußersten Freigebigkeit" ab! Es würden aber die besseren Tage kommen, da die peinlichen Ausnahmen aufhören könnten."

Durch diese Erklärung wurde das Recht der Besitzer von Nationalgütern geradezu angegriffen und eine umfassende Beraubung derselben in Aussicht gestellt. Der Werth aller Nationalgüter, welche verkauft worden und zum Theile bis in die zehnte Hand übergegangen waren, sank. Zugleich fielen die Staatspapiere. Es entstand eine allgemeine Rechtsunsicherheit. Viele Besitzer von Nationalgütern suchten ihren Besitzstand dadurch sicher zu stellen, daß sie sich mit den ursprünglichen Eigenthümern derselben abfanden. Viele der Letzteren waren übrigens durch die Erklärungen der Regierung so übermüthig geworden, daß sie sich auf gar keine Abfindung einlassen wollten. Nicht nur die Besitzer von Nationalgütern, sondern auch Alle, welche während der napoleonischen Zeit Reichthümer gesammelt hatten, sahen sich in ihrem Vermögen bedroht. Am königlichen Palaste wurden Schriften angeschlagen, in welchen man die Einleitung einer Untersuchung gegen die „Königsmörder" verlangte. So wurden schon öffentlich die Richter genannt, welche für die Hinrichtung Ludwig's XVI. gestimmt hatten. Die alten Chouans und deren Angehörige, welche in ihrer Heimath nicht selten als Räuber und Mörder bekannt waren, wurden mit Ehren- und Gnadenbezeugungen überhäuft. Für die Invaliden, welche im Dienste des Vaterlandes ihre Glieder und ihre Gesundheit eingebüßt hatten, geschah wenig oder nichts. Denkmäler wurden vorbereitet und Feste eingeführt, welche die Anhänger des Königthums verherrlichen sollten. Die Thaten der siegreichen französischen Heere wurden im besten Falle übergangen, nicht selten herabgewürdigt und verunglimpft. Die Pfaffen donnerten von den Kanzeln herab gegen die vierundzwanzigjährige Vergangenheit Frankreich's, sie feierten Kirchenfeste und öffentliche Betgänge, welche den Widerwillen aller denkenden Menschen rege machten. Sie verweigerten ein ehrliches Begräbniß Personen, welche die Liebe des Volkes besaßen, z. B. der Schauspielerin Raucourt und erbitterten dadurch selbst die gedankenlose Menge.

Die große Masse des Volkes, der Beamten und der Soldaten bestand, allen Bestrebungen der Bourbonen zum Trotze, noch immer aus Anhängern Napoleon's. Nur allmählig hätte diese durch kluge Nachgiebigkeit für die Bourbonen gewonnen werden können. Unter den denkenden und strebenden Geistern wünschten die meisten eine constitutionelle Monarchie. Sie fühlten sich nicht sowohl durch die Mangelhaftigkeit der Charte, als durch die hinterlistige Auslegung und Handhabung derselben auf's Tiefste verletzt und gekränkt. Die Presse fand trotz der wieder eingeführten Censur Gelegenheit, ihrem Unmuthe Luft zu machen. Sie brauchte überdies, um dem verhaßten Regimente der Pfaffen und Aristokraten entgegenzuwirken, nicht einmal neue Bücher zu drucken. Der Vorrath an alten, welche auf die Zeit wieder paßten, war groß. Neue Auflagen derselben wurden veranstaltet und ausgeboten. Vor Ablauf von drei Monaten hatte die öffentliche Meinung einen vollständigen Umschwung erfahren. Die Nation hatte gewähnt, unter den Fittigen der Bourbonen von den Mühen der napoleonischen Kriege ausruhen und für den verlorenen Kriegsruhm sich mit den Freuden des Familienlebens und der Blüthe der Gewerbe und des Handels entschädigen zu können. Statt des Friedens und des Stilllebens, wonach

sie sich gesehnt hatte, sah sie den Saamen der Zwietracht und des Hasses mit vollen Händen ausstreuen. Der Unmuth nahm mit jedem Tage zu.

Hätten die Bourbonen ein zuverlässiges Heer zu ihrer Verfügung gehabt, so wären sie, wenigstens für einige Zeit, gegen einen Aufstand der Nation sicher gewesen, allein das Heer war, wenn auch nicht in seinen obersten Anführern, doch in seiner Masse napoleonisch gesinnt. Die Niederlagen eines Jahres konnten die Erinnerung an die Siege zweier Jahrzehnte nicht verwischen. Napoleon lebte noch und zwar in der nächsten Nähe Frankreich's. Die Soldaten bekümmerten sich zwar wenig um die neue Charte Ludwig's XVIII. und die Verhandlungen, welche diese in ihrem Gefolge hatte, allein desto mehr um ihre eigenen Angelegenheiten und um diejenigen der Genossenschaft, der sie angehörten. Die Entfernung der kaiserlichen Garde aus Paris, die Versetzung von vierzehntausend Offizieren auf halben Sold, die Furcht, auch dieser möchte verloren gehen, die verschwenderische Vertheilung des Ordens der Ehrenlegion an Menschen, welchen Napoleon denselben gewiß nicht verliehen hätte, die Unfähigkeit des ersten Kriegsministers Dupont, die mit Kriecherei verbundene Brutalität des zweiten, Soult, die Unsicherheit, in welche die Bourbonen alle Anhänger Napoleon's in Betreff ihres Vermögens, ihrer Gehalte und Pensionen versetzt hatten, mußte Ludwig XVIII. beim Heere verhaßt machen. Der Unterschied zwischen diesem und Napoleon war zu groß, als daß derselbe nicht auch dem gemeinen Soldaten unangenehm aufgefallen wäre. Das Verdienst konnte nicht mehr hoffen, sich Bahn zu brechen. Von Tage zu Tage wurde es klarer, daß dem Adel, und zwar dem alten bourbonischen, alle Gunstbezeugungen des Hofes, Ehrenstellen und Pensionen vorbehalten blieben.

Die Unzufriedenheit wurde im Winter des Jahres 1814 auf 1815 so allgemein und that sich so unumwunden kund, daß schon damals Viele den Sturz der Bourbonen voraussagten. Da und dort wurden sogar einzelne Verschwörungen angezettelt, welche jedoch auf den Gang der Ereignisse nur in sofern Einfluß übten, als sie die Regierung mehr und mehr einschläferten. Denn da dieselben nicht zum Ausbruche kamen, glaubte der Hof nicht daran und verschloß sich allen Warnungen, welche ihm von vielen Seiten zugingen.

An einen allgemeinen, durch Napoleon's Rückkehr von Elba hervorgerufenen Aufstand des Heeres und der Nation dachte Niemand im bourbonischen Lager, selbst dann noch nicht, als der Kaiser seine Insel verlassen und auf französischem Boden gelandet hatte.

Wäre an der Spitze der Polizei ein tüchtiger Mann gestanden, so hätte der Hof genaue Nachrichten über die Stimmung des Volkes erhalten; wäre der Marineminister seinem Fache gewachsen gewesen, so hätte Napoleon nicht von Elba entkommen können. Hätte der Kriegsminister mit Umsicht und Nachdruck gehandelt, so wäre entweder die napoleonische Armee aufgelöst oder besänftigt worden. Hätten die auswärtigen Angelegenheiten in festen Händen geruht, so hätte Frankreich sich entweder der Hülfe des Auslandes oder der Entfernung Napoleon's aus Elba versichern können. Wären die Finanzfragen zur Zufriedenheit des Volkes festgestellt worden, so hätten alle vermöglichen Leute einem Umschwunge der Dinge entgegen gearbeitet. Allein in allen Beziehungen geschah nichts, um den noch wankenden Thron der Bourbonen vor Gefahren zu schützen, im Gegentheile alles nur Erdenkliche, um denselben zu gefährden.

Dieselbe Gemüthsstimmung, in welche die französische Nation mit Gewalt versetzt wurde, bemächtigte sich auch Napoleon's. Auch ihm, wie dem Volke, hielten die Bourbonen nicht Wort. Ihm selbst wurde der vertragsmäßige Jahresgehalt, seinen Angehörigen und Generalen die versprochenen Pensionen nicht verabreicht. Seinem Sohne wurde die Nachfolge in Parma entzogen. Sogar die Privatbesitzungen seiner Familie in Frank-

reich waren von den Bourbonen bedroht worden. Auch Napoleon sah, gleich Frankreich, einer furchtbaren Zukunft entgegen. Er wußte, daß der französische Gesandte darauf drang, Mürat, den letzte Napoleoniden auf einem Throne, aus Neapel zu vertreiben und daß in Wien davon die Rede war, ihn selbst nach St. Helena zu versetzen. Die Stimmung Frankreich's beurtheilte Napoleon ziemlich richtig. Allein er täuschte sich über diejenige der zu Wien versammelten Kaiser und Könige. Er maß deren Familienstreitigkeiten größere Bedeutung bei, als diese wirklich hatten. Daher gelang sein Plan in Frankreich, scheiterte aber am Auslande.

Napoleon hatte seit seiner Ankunft in Elba mit Frankreich nur wenig Verkehr gepflogen. Allein er las die Zeitungen. Diese boten ihm ein Bild der dortigen Zustände, welches seine Privatnachrichten ergänzten und berichtigten. Am 22. Februar 1815 traf bei ihm Fleury de Chabonlon im Auftrage Maret's ein. Damals hatte Napoleon schon alle Vorbereitungen zu seiner Abreise getroffen. Die Mittheilungen, welche dieser Emissär ihm brachte, bestärkten ihn in seinem Unternehmen. Schon am 26. desselben Monats schiffte er sich mit seinen neunhundert Kriegern ein, welche den Kern einer Revolutionsarmee bildeten, die sich bald um ihn sammelte.

Drei Tage brauchte Napoleon, um von Elba nach Cannes zu gelangen. Wie leicht wäre es gewesen, ihn auf der See gefangen zu nehmen, wenn die bourbonischen Diener sich nur einiger Wachsamkeit beflissen hätten! Ohne auf Widerstand zu stoßen, ohne einen Tropfen Blutes zu vergießen, drang er in zwanzig Tagen bis Paris vor.

Diese zwanzig Tage waren die schönsten im Leben Napoleons, die einzigen vielleicht, auf welche er mit gerechtem Stolze und unvermischter Freudigkeit zurückblicken konnte. Zu keiner Zeit trat der Gegensatz zwischen Napoleon's Genialität und der Bourbonen Erbärmlichkeit so klar hervor. Damals lieferte Napoleon den Beweis, daß er allein mehr vermöge, als ein Heer, daß nicht immer die stärksten Bataillone, nicht immer die Masse, sondern bisweilen auch der Geist den Sieg davon trägt, indem er die Feinde in Freunde verwandelt und zu einer unermeßlichen Lawine vereinigt, welche jeden Widerstand vor sich her zerstäubt. In der ganzen Geschichte Napoleon's sind es nur diese zwanzig Tage, auf welche auch der Mann der Idee mit Entzücken schaut. Denn sie liefern ihm den Beweis von der Macht des Geistes und begründen in ihm die Hoffnung, es möge der Tag erscheinen, da auch für die Sache der Freiheit ähnliche Erfolge mit elektrischer Kraft werden zu Tage treten, wie damals für die Sache Napoleon's. Denn leider handelte es sich im März 1815 nur um den Gegensatz der Personen. Die Frage war: Bourbon oder Napoleon? An keinen derselben knüpfte sich mit unauflösbaren Banden die Sache der Freiheit, sondern an jenen der hinfällige, mittelalterliche, geistlose, an diesen der kräftige, neuzeitliche, wohlberechnete Despotismus.

Die Nachricht von der Landung Napoleon's, welche am 5. März nach Paris kam, genügte, um jene vollständige Unfähigkeit der Bourbonen, welche in friedlichen Zeiten sich hinter Masken und Formen versteckte, an den Tag zu bringen. Zuerst suchte Ludwig XVIII. Hülfe bei den Kammern. Doch in der Bestürzung vergaß Blacas den Tag, an welchem diese zusammentreten sollten, in die Verordnung zu setzen, welche sie einberief. Man schickte die Prinzen in die Provinzen. Schon bald kehrten diese in Verzweiflung zurück (12. März). Dann wechselte man die Ministerien des Krieges und der Polizei und brachte dadurch eine vollständige Verwirrung in beide schon schlecht genug verwalteten Dienstzweige. Schlag auf Schlag folgten sich die Verordnungen, welche alle viel mehr Zeit brauchten, um ausgeführt zu werden, als Napoleon seinen Gegnern gewährte. Am Ende, nachdem durch den Abfall Ney's Alles verloren war, kamen die Zugeständnisse an die Reihe. Doch selbst

in der größten Noth waren dieselben voll von Hintergedanken, welche der wachsame Argwohn auf den ersten Blick entdeckte. Am 16. März erschien Ludwig XVIII. in einer königlichen Sitzung beider Kammern, um den Eid, den er bisher nicht hatte leisten wollen, auf die Charte zu schwören. Er that es aber nicht in einer bindenden, unwiderruflichen Weise, sondern in der Gestalt einer Herzensergießung, welche seine Verehrer und Bewunderer sehr rühren, den zum Zweifel gedrängten Massen aber keinen Glauben einflößen konnte. Ebenso unwirksam blieb die Wiederholung der früher schon im Wesentlichen gemachten und später doppelt und dreifach gebrochenen Zusagen freier Presse, der Herabsetzung der vereinigten Auflagen, Bezahlung des ganzen Soldes der Offiziere außer Dienst, der Rückstände an die Ehrenlegionäre u. s. w.

Der Versuch, ein neues, constitutionelles Königthum zu Stande zu bringen, scheiterte an dem Widerstreben des Königs, die erforderlichen Zugeständnisse zu machen. Selbst die äußerste Gefahr konnte Ludwig XVIII. weder zu den durchgreifenden Maßregeln eines Despoten, noch zu den versöhnenden Zugeständnissen eines volksthümlichen Fürsten bewegen. Man wandte sich an alle Führer aller Parteien, der König wollte sich aber niemals zu den Bedingungen bequemen, von welchen dieselben ihre Mitwirkung abhängig machten. Hinter einander kamen Lainé als Vertreter der Constitutionellen, Lafayette als Feldherr der Nationalgarde, Fouché als Mann von durchdringendem Scharfblick und großer Geschäftsgewandtheit in Vorschlag. Man hörte nach allen Seiten hin und gelangte zu keiner Entschließung. Eine Zeit lang gefiel man sich in hochtönenden Redensarten. Ludwig XVIII. hatte in der königlichen Sitzung vom 16. März erklärt, er könne mit sechzig Jahren nicht schöner sterben, als in der Vertheidigung seines Volkes. Doch als die Gefahr näher rückte, ergriff er so eilig die Flucht, daß er Papiere von hoher Wichtigkeit auf seinem Tische und in seinem Pulte zurückließ.

Da die Bourbonen selbst nirgends Thatkraft entwickelten, bemühte sich auch Niemand für sie. Selbst die Vendée blieb ruhig, ungeachtet die Brüder Laroche-Jaquelin dort, von England unterstützt und von Ludwig XVIII. beglaubigt, eine Landung machten.

Das Heer entschied sich einstimmig für Napoleon. Es gab, beim Stillstande aller Behörden des Reiches, den Ausschlag. Die Schweizer Garde Ludwig's XVIII. blieb bei dem allgemeinen Abfalle den Bourbonen allein treu. Sie trat nicht in Napoleon's Dienste ein. Doch auch sie kämpfte nicht für den König, da ihr dazu weder Befehl gegeben, noch Gelegenheit geboten wurde.

Die verbündeten Heere hatten, eine halbe Million stark, drei Monate gebraucht, um von der nächsten Landesgränze nach Paris zu gelangen. Napoleon legte den weit längern Marsch von Cannes nach Paris in nicht vollen drei Wochen zurück, und das Heer, das er mitbrachte, zählte nur neunhundert Mann.

§ 33. Die hundert Tage und der zweite Pariser Frieden.

Die erste Nachricht, welche Napoleon in Paris erhielt, war die Achtserklärung, welche die zu Wien versammelten Mächte gegen ihn ausgesprochen hatten. Dieser Wermuthstropfen verbitterte ihm den Freudenbecher, den die Nation auf seinem Triumphzuge von Cannes nach Paris gefüllt hatte.

Zum zweiten Male griffen die verbündeten Mächte zerstörend und vernichtend in die Geschichte Frankreich's ein. Welches Recht hatten sie, dem französischen Volke das Herrschergeschlecht vorzuschreiben? Die Achtserklärung gegen Napoleon bekundete von Neuem, daß in den

Augen der alten Kaiser- und Königs-Geschlechter Europa's der Wille der Nationen nichts und derjenige der Herrscher alles gelte, daß ihre staatsrechtliche Ansicht über das Verhältniß zwischen König und Volk dieselbe sei, wie diejenige der Pfaffen über das Verhältniß von Geistlichen und deren Gemeinden, nehmlich daß das Volk eine Heerde und dessen Herrscher der Hirte sei, welcher das Recht besitze, seine Schaafe ganz oder einzeln zu scheeren, zu verkaufen und zur Schlachtbank zu führen, während die Heerde kein Recht, sondern nur die Pflicht habe, sich blindlings dem Gutdünken ihres Hirten zu fügen. Ludwig XVIII., der Hirte, hatte Rechte, die französische Nation, die Heerde, keine. Ludwig XVIII., der Hirte, war daher in seinem guten Rechte, wenn er sich bemühte, seine Heerde dem Räuber, der sie ihm entzogen hatte, wieder abzunehmen. Welches Volk Europa's konnte hoffen, von seinem Fürsten anders behandelt zu werden, falls es diesem Heerden-Staatsrechte Nachdruck verlieh, indem es seinem eigenen Hirten half, die französische Heerde wieder in die Gewalt der bourbonischen Hirten zu bringen?

Kein denkender und mit den Thatsachen vertrauter Mensch konnte behaupten, Napoleon habe die französische Nation unterjocht. Es war klar, daß sich diese, d. h. der thatkräftige Theil derselben, welcher immer allein zählt, ihm mit begeisterungsvoller Anhänglichkeit in die Arme warf. Wer die Menschen nur wie Schaafe behandelte, mochte allerdings der französischen Nation das Recht bestreiten, sich ihren Herrscher selbst zu geben, allein wer sie als selbstbewußte und mit freiem Willen begabte Menschen achtete, mußte zugeben, daß Niemand ein Recht habe, sie zu einer Leibeigenen des Hauses Bourbon herabzuwürdigen.

Die Kämpfe der Jahre 1813 und 1814 hatten daher einen ganz andern Charakter, als der Krieg des Jahres 1815. Jene bezweckten, das Joch zu zerbrechen, welches Napoleon dem europäischen Festlande aufgelegt hatte. Der Krieg von 1815 hatte umgekehrt den Zweck, das Joch der Bourbonen, welches das französische Volk abgeworfen hatte, diesem wieder auf dem Nacken zu befestigen.

Doch auf dieser Erde wird kein Unrecht unbestraft begangen. Es gelang den verbündeten Mächten, die Bourbonen in Frankreich wieder einzuführen. Allein die Folgen dieser Gewaltthat, deren sie sich an der französischen Nation schuldig machten, fielen auf sie zurück. Die Juli-Revolution, die Februar-Revolution und der Krieg, welcher in unseren Tagen schon so furchtbares Blutvergießen in seinem Gefolge hatte und welches droht, noch immer größere Dimensionen anzunehmen, — waren die unvermeidlichen Folgen des an der französischen Nation begangenen Unrechts. Je tiefer der Stachel war, welchen der Uebermuth der verbündeten Mächte in das Herz der französischen Nation trieb, desto gegründeter war auch der Unwille, den sie darüber empfand und desto schwerer mußten diejenigen dafür büßen, welchen das Unrecht zur Last fiel. Die Bourbonen und Romanow's sind schon an die Reihe gekommen. Habsburger und Hohenzollern werden nicht verschont bleiben. Die Sühne im Wechselverhältnisse der Nationen schreitet langsam voran, doch sicher.

Die Nemesis, welche seit dem Wiener Congresse ihr Racheschwert über den Häuptern der wider Napoleon verbündeten Fürsten schwang, hatte aber Napoleon selbst nicht vergeben. Noch hatte dieser nicht alle Folgen seines frühern Despotismus erlebt. Zu keiner Zeit empfand er dieselben schmerzlicher, als unmittelbar nach seinem Triumphzuge von Cannes bis Paris. Die Frage war jetzt, auf welchen Grund sollte er die neu errungene Herrschaft fest und sicher legen? Auf denselben, den er vierzehn Jahre lang bebaut und mit Blut gedüngt hatte? Konnte er hoffen, nachdem er in weit günstigeren Verhältnissen unterlegen war, jetzt auf demselben Boden gegen seine an Selbstbewußtsein und Macht gestärkten Feinden den Sieg zu gewinnen? Bei ruhiger Ueberlegung mußte diese Frage Napoleon sehr bedenklich machen. Aber welchen neuen Standpunkt konnte er einnehmen? Welcher

mochte ihn in den Stand setzen, Zwietracht in das Lager seiner Gegner zu schleudern und seine Anhänger zu begeisterter Opferbereitwilligkeit um ihn zu schaaren?

Die Fahne der Freiheit hatte Wunder gethan in den Tagen der Revolution. Sie hatte Großes geleistet, als sie, von den Preußen aufgepflanzt, wider ihn entfaltet wurde. Nur von ihr konnte er Sieg erwarten. Doch eine für die Freiheit begeisterte Nation erkennt keinen Herrscher, sondern nur Diener an. Napoleon wollte herrschen. Er besaß nicht die Eigenschaften, nicht die Vergangenheit eines Dieners. Die Fahne der Freiheit konnte für ihn nur Mummenschanz, nicht Wahrzeichen wirklicher Empfindung sein.

Der Hebel des Militär-Despotismus war abgenützt, derjenige der Freiheit in den Händen eines Militärdespoten unbrauchbar. Es blieb nur der alte Militär-Despotismus unter freiheitlichen Formen übrig. Diese Formen vermehrten nicht, sondern schwächten nur die Kraft Napoleon's.

Schon auf dem Wege nach Paris, zu Grenoble, hatte Napoleon den Behörden erklärt, daß er dem Kriege entsage. Die Frage war aber, ob die verbündeten Mächte den Frieden wollten? Zu Paris sagte er dem Stadtrathe, er habe den Gedanken des großen Reiches aufgegeben. Das verstand sich bei der Lage der Dinge von selbst. Beruhigend hätte nur die Nachricht wirken können, daß die auswärtigen Mächte Frankreich innerhalb seiner Gränzen des Jahres 1814 und mit Napoleon an der Spitze anerkannt hätten. Ebenso nichtssagend oder zweideutig, wie jene beiden Erklärungen, waren die Worte, welche Napoleon in einer Unterredung mit Benjamin Constant sprach: „er könne kein Eroberer mehr sein, er wisse, was möglich sei; das Werk von fünfzehn Jahren sei zerstört und nicht mehr herzustellen.“ Da Napoleon damals von der schon am 13. März wider ihn ausgesprochenen Achtserklärung Kenntniß hatte und folgeweise wußte, daß der Krieg unvermeidlich sei, lag in allen diesen Erklärungen nichts weiter, als eine vielleicht pfiffige, aber weder großartige, noch offenherzige Umgehung der eigentlichen Lage der Dinge. In ganz gleichem Geiste war die Erklärung Napoleon's, die Kaiserin und sein Sohn würden zu ihm zurückkehren, und die Behauptung, die Achtserklärung der Mächte vom 13. März sei ein Machwerk der Bourbonen in Gent.

Durch seinen Bruder Joseph ließ Napoleon den Gesandten der Mächte in der Schweiz die Erklärung geben, daß er den Pariser Vertrag annehmen und erhalten werde. Auch richtete er ein Schreiben an die verbündeten Mächte, worin er diese seiner friedlichen Absichten versicherte. Doch diese hatten ihren Entschluß gefaßt. Niemand war geneigt, an die friedlichen Gesinnungen Napoleon's zu glauben. Er hatte die Welt zu oft betrogen, als daß er Vertrauen in Anspruch nehmen konnte. Er hatte eine zu heftige Kriegslust an den Tag gelegt, als daß Freund und Feind geglaubt hätte, es sei ihm mit seinen Friedensversicherungen Ernst. So lange er übrigens nicht selbst das Ausland angegriffen oder auch nur umfassende Vorbereitungen dazu angestellt, hatte Niemand ein Recht, Frankreich mit Krieg zu überziehen. Krieg gegen eine einzelne Person giebt es nicht. Der Krieg gegen Frankreich war ungerecht, da er keinen andern Grund hatte, als die Wiedereinsetzung der Bourbonen.

In dem Taumel, dem sich die französische Nation während der ersten Tage der Rückkehr Napoleon's hingegeben, hatte diese die Gefahren nicht bedacht, welche von Wien aus sie bedrohten. So bald aber die erste Aufwallung der Freude vorübergegangen war, bemächtigte sich eine düstere Stimmung des Volkes. Eine zweite Invasion war unvermeidlich. Der Krieg gegen das Ausland vernichtete die ohnedies schwachen Hoffnungen auf eine freiheitliche Entwickelung der inneren Zustände. Napoleon verkündete zwar der Nation, daß er in constitutioneller Weise regieren werde. Allein Niemand traute ihm

dazu weder den guten Willen, noch die Geschmeidigkeit noch die Freiheitsliebe zu. Napoleon war ein geborener Krieger und hatte seine natürlichen Anlagen in der Schule des Krieges so bestimmt entwickelt, daß er in seinen reiferen Jahren unmöglich eine neue Laufbahn beginnen konnte. Die Stützen seiner Macht waren während der fünfzehn Jahre seiner Herrschaft die Soldaten gewesen und die Bauern, aus welchen er seine Heere rekrutirte und welche er im Besitze der ihnen durch die Revolution zu Theil gewordenen Befreiungen unangefochten gelassen hatte. Das constitutionelle System ruhte auf ganz anderen Grundlagen. Soldaten und Bauern spielen in diesem untergeordnete Rollen. Der Mittelstand, die Städte und die gebildeteren Grundbesitzer sind in diesem berufen, den Ton anzugeben. Das constitutionelle System setzt den Frieden voraus und ist auf diesen wesentlich berechnet. Wie konnte es unter Napoleon's Fittigen zu einer Zeit, da ganz Europa im Begriffe stand, über Frankreich herzufallen, blühen und gedeihen?

Zu allen diesen Schwierigkeiten kam noch, daß die Constitutionellen Frankreich's damals schon ihre Wahl getroffen hatten. Diese war auf den Herzog von Orleans, den Sohn Philipp Egalité's gefallen. Die Bourbonen wußten dieses und betrachteten daher ihren Vetter Orleans mit mißtrauischen Augen.

Napoleon stand zu dem constitutionellen Systeme in einem ganz ähnlichen Verhältnisse, als die meisten übrigen Kaiser und Könige des Festlandes von Europa. Sie Alle erkannten, daß der Geist der Zeit dem Absolutismus zuwider sei, daß die Völker nur durch freiheitliche Versprechungen zu außergewöhnlichen Anstrengungen getrieben werden könnten. Dessen ungeachtet widersprach eine freie Verfassung und eine gewissenhafte Verwaltung dermaßen ihren despotischen Lebensgewohnheiten, den Ueberlieferungen der Vorzeit und gewissermaßen der Muttermilch, welche sie eingesogen hatten, daß, so oft sie an dem Rubicon der Freiheit angelangt waren, sie entweder an dessen Ufer stehen blieben, umkehrten oder höchstens bis an die Fußsohlen in dessen Wasser drangen, um dieses zu trüben und sich selbst naß zu machen, ohne daß es ihnen möglich gewesen wäre, dessen Fluthen zu überschreiten.

Napoleon's despotische Natur und seine klare Erkenntniß, daß die Völker Europa's allzumal, und besonders das französische, den unwiderstehlichen Drang der Freiheit hegten, riefen im Innern des Kaisers einen Zwiespalt hervor, der sich in Wort und That bekundete, seine Kraft lähmte und die an und für sich schwierige Lage, in der er sich befand, unrettbar machte. Er fing damit an, die Massen Bürger zu nennen, kehrte aber nur zu bald zu dem Ausdrucke „Unterthanen" zurück. In Grenoble hatte er erklärt, er wolle weniger Frankreich's Beherrscher, als dessen erster und bester Bürger sein. Allein kaum in Paris eingetroffen, umgab er sich wieder mit der ganzen mittelalterlichen Maskerade, an welcher in dem damaligen Augenblicke der Gefahr alle denkenden Menschen noch weit größern Anstoß nahmen, als im Jahre 1804. Zu Lyon hatte er die Aufhebung des Adels in Aussicht gestellt, zu Paris ernannte er eine Kammer adeliger Pairs. Er brach dem Feudalwesen den Stab und berief kurz darauf ein s. g. Maifeld, eine Versammlung, welche schon vor einem Jahrtausend zu einer nichtssagenden Förmlichkeit herabgesunken war. Er ließ durch Benjamin Constant eine Verfassung entwerfen, fiel aber dabei in alle Irrthümer der Bourbonen, indem er die Aufhebung der Vermögens-Confiscationen nicht zugab, die neue Verfassung für eine Zusatzacte der Reichsverfassung erklärte und so wenig, als die Bourbonen, zum Gegenstande einer Berathung mit dem Volke oder dessen Vertretern machte. Das auf den 1. Juni anberaumte s. g. Maifeld war nichts weiter, als eines jener vielen Schauspiele, welche die französische Nation seit den Tagen der Feier des Sturmes auf die Bastille mit großem Jubel angesehen, welche aber durchaus keine staatsrechtliche oder freiheitliche Bedeutung hatten.

Alle Tiefblickenden sahen voraus, daß, falls Napoleon entscheidende Siege davontragen, er die Verfassung schnell auf die Seite schieben würde, falls er aber unterläge, die verbündeten Mächte und die Bourbonen derselben die Anerkennung verweigern würden. Am 3. Juni wurden die Kammern eröffnet. Es zeigte sich bald, daß dieselben Napoleon nicht günstig gestimmt waren. Die Anhänger der constitutionellen Monarchie, deren Haupt damals schon der nachmalige König Ludwig Philipp war, gaben den Ton in der zweiten Kammer an. Die erste bestand aus charakterlosen Menschen, welche nicht fähig waren, auf den Gang der Ereignisse einzuwirken, sondern nur denselben zu registriren und anzuerkennen. Die zweite Kammer wählte zu ihrem Präsidenten Lanjuinais, welcher vor einem Jahre erst für die Absetzung Napoleon's gestimmt hatte. Düpin trug darauf an, die durch ein bloßes Decret angeordnete Eidesleistung zu verweigern. Noy schlug sogar, am Tage da Napoleon das Treffen bei Ligny lieferte (16. Juni), vor, die Minister in Anklagestand zu versetzen, weil der Kaiser den Krieg ohne Beirath der Kammern begonnen habe.

Wenn irgend ein Krieg, so war derjenige des Jahres 1815 von Napoleon nicht muthwillig herbeigeführt. Die verbündeten Mächte hatten alle seine Friedensanerbietungen mit Hohn zurückgewiesen. Sie zogen nahezu eine Million Krieger zusammen, mit welchen sie Frankreich zu überschwemmen gedachten. Die einzige Hoffnung, welche Napoleon und mit ihm Frankreich hatte, den bevorstehenden Kampf glücklich zu beendigen, bestand darin, die feindlichen Heere vor deren Vereinigung einzeln zu schlagen. Alle Versuche Napoleon's, die verbündeten Mächte zu trennen, und eine oder die andere für sich zu gewinnen, waren gescheitert. Nur eine gewonnene Schlacht eröffnete ihm die Aussicht auf Bündnisse oder einen Separat-Frieden. Mürat war längst von den Oesterreichern erdrückt und aus Neapel vertrieben worden. Nur das Schwert konnte möglicherweise Napoleon retten. Ohne durch eine Kriegserklärung die Feinde auf sein Vorhaben aufmerksam zu machen, ging er (15. Juni) mit den zu seiner Verfügung stehenden Truppen über die Sambre, warf sich (am 16. Juni) auf die Preußen bei Ligny, trieb sie zurück und trennte sie von dem englisch-deutschen Heere unter Wellington, lieferte diesem eine lange schwankende Schlacht (am 18. Juni), unterlag aber am Abende dieses Tages, als die Preußen, welche er wähnte vernichtet zu haben, Wellington zu Hülfe kamen und dem Kampfe, zugleich auch der Herrschaft Napoleon's ein Ende machten.

Die Schlacht bei Waterloo wie sie die Engländer, oder bei Belle Alliance wie sie die Franzosen zu nennen pflegen, wurde wohl von den verbündeten Mächten gewonnen; allein der Stachel den sie im Herzen der französischen Nation zurückließ, ist weder vernarbt, noch ausgezogen. Mit Recht fühlte sich Frankreich auf's Tiefste darüber verletzt, daß das Ausland ohne allen Rechtsgrund mit furchtbarer Uebermacht ihm Fehde verkündigte und ihm zum zweitenmal ein verhaßtes Königsgeschlecht mit Waffengewalt aufdrang. Die verbündeten Mächte konnten triumphiren und der französischen Nation das Gesetz vorschreiben, doch nur für den Augenblick, nicht für alle Zukunft. Die Zeit, welche die Bourbonen und nach ihnen das Haus Orleans auf dem Throne saß, füllt im Buche der Geschichte nur zwei Augenblicke aus. Der dritte, in welchem wir jetzt leben, ist bereits voll der Nachwehen der Jahre 1814 und 1815.

Napoleon, welcher so oft Anderen das Schicksal der Besiegten bereitet hatte, mußte dieses selbst jetzt in der ganzen Bitterkeit empfinden. Von dem Heere, das er in die Schlacht geführt, hatte sich nur die Abtheilung unter Grouchy, welche die Preußen nach dem Tage von Ligny hatte verfolgen und aufreiben sollen, gerettet. Paris und Napoleon selbst hatte auch diese bis zum 23. Juni verloren geglaubt.

Wie von Egypten, beim Rückzuge von Moskau und von der Schlacht bei Leipzig eilte Napoleon nach Paris. Allein mit der Zeit hatte sich die Lage der Dinge in der Hauptstadt wesentlich geändert. Der Schrecken, welcher früher vor Napoleon hergegangen war, hatte aufgehört, der Glaube an seinen Glücksstern und selbst an sein Feldherrngenie war erloschen. Er war nicht mehr der unumschränkte Gebieter früherer Zeiten, welchem Niemand zu widersprechen wagte. Viele fürchteten von ihm sogar mehr, als von dem ausländischen Feinde. Er konnte sich jetzt auf nichts mehr verlassen, als sein Heer und nicht darauf rechnen, daß ihm Gehorsam zu Theil werden würde, falls er diesen nicht mit Gewalt erzwingen könnte. Es war daher gewiß ein Fehler, daß er sich von den Ueberresten seines Heeres trennte, denn wenn diese auch nicht vermochten, dem Vorrücken der feindlichen Truppen Halt zu gebieten, so waren sie doch stark genug, seine inneren Feinde niederzuhalten. Damit wäre für ihn und für Frankreich schon viel gewonnen gewesen.

Die wenigen Tage, welche Napoleon blieben, sein Glück zu versuchen, wurden ihm durch die Ränke seiner falschen Freunde und die Schwankungen der großen Masse der Unentschiedenen getrübt. Wäre Napoleon der Mehrheit der Kammern gewiß gewesen, so hätten diese ihm und Frankreich wichtige Dienste leisten können. Allein die Mehrheit der Kammern, welche gleich anfangs unentschieden war, konnte er nur gewinnen, entweder durch Siege, oder durch Einschüchterung. Der Sieg war ihm entschlüpft, als er dessen gewiß zu sein geglaubt hatte. Zur Einschüchterung fehlten ihm die Mittel, da er ohne Heer nach Paris zurückgekehrt war. Er wagte weder, die Dictatur mit eigener Faust zu ergreifen, noch die Kammern zu veranlassen, ihm dieselbe zuzuerkennen. Die entschlossenen Männer, welche nur die drohenden Gefahren vom Vaterlande zurück zu treiben bemüht waren, namentlich die Republikaner, welche den Augenblick der verlorenen Schlacht nicht für Parteizwecke auszubeuten suchten, waren in der Minderzahl. Die Orleanisten besaßen die Mehrheit in den Kammern, jene Partei, welche nicht den Muth besaß, ihre Absichten klar auszusprechen und für dieselben mit Nachdruck zu kämpfen.

Sobald die Nachricht von der verlorenen Schlacht zu Waterloo nach Paris gekommen war, setzten die Orleanisten den Antrag der Permanenz-Erklärung in der Kammer durch. Jay brachte auf Fouché's Anregung sogar die Abdankung Napoleon's zur Sprache. Schon am 22. Juni faßte die Kammer den Beschluß, bei Napoleon auf dieselbe zu dringen. Napoleon's Kraft war gebrochen. Er hatte im Laufe seines Lebens nicht gelernt, im Unglücke auszudauern, mit geringen Kräften gegen die Uebermacht zu streiten. Die Niederlagen, welche er erlitten hatte, waren, im Verhältnisse zu denjenigen, welche er seinen Feinden beigebracht, sehr wenig zahlreich. Er hätte von dem Hause Habsburg, das er so oft geschlagen, das Beispiel zähen Widerstandes sich zur Lehre nehmen können. Allein seine Natur war viel zu gewaltsam, war nur fähig, große Schläge zu führen. Schnell, wie im Jahre 1814 beugte er sich auch 1815 unter die Macht der Verhältnisse, welche er für unwiderstehlich hielt und welche es, bei seiner Gemüthsbeschaffenheit und seiner Vergangenheit auch wirklich war.

Bevor Napoleon nur Kenntniß von der Heeresabtheilung unter Grouchy erhalten hatte, entsagte er zu Gunsten seines Sohnes. Der vergebliche Versuch, den er vor einem Jahre gemacht, die Krone seiner Familie zu erhalten, hatte ihn nicht eines Bessern belehrt. So lange Napoleon an der Spitze eines Heeres und der Regierung stand, war er in der Lage, Bedingungen zu machen. Sobald er die Gewalt aus den Händen gab, mußte er erwarten, in ähnlicher oder schlimmerer Weise, als vor einem Jahre, behandelt zu werden. Er konnte nur insofern seinem Sohne den Thron Frankreich's sichern, als er sich selbst in

dessen Besitze erhielt, bis zu dem Augenblicke, da die neue Regierung eingesetzt und von den verbündeten Mächten anerkannt war. Wollte er nicht alle Gefahren des Kampfes bestehen, bis dieses Ziel erreicht war, dann that er besser, von seinem Sohne gar nicht zu sprechen, sich selbst und seiner Familie eine neue Demüthigung zu ersparen.

Die ländliche Bevölkerung und das Heer hatten Napoleon wieder auf den Thron gehoben, welchen die Bourbonen im Bunde mit den auswärtigen Mächten ihm entrissen. Nur mit Hülfe dieser Elemente konnte er hoffen, seinem Willen Nachdruck zu verleihen. Beide waren in Paris zu schwach vertreten, als daß Napoleon dort auf dieselben rechnen konnte.

Die Bourgeoisie hatte seit dem Jahre 1789 immer eine zweideutige Rolle gespielt. Sie war es nicht gewesen, welche den Sturm auf die Bastille, und zweimal auf die Tuilerien gewagt. Sie hatte zu allen Zeiten sich vor einer starken Gewalt geduckt, gegen eine schwache aber conspirirt. Sie hatte ebenso schlaff dem Sturze und der Wiedererhebung Napoleon's, wie früher dem Untergange der Gironde zugesehen. Als die Macht des Kaiserreichs gebrochen war, schmiedete sie Ränke gegen Napoleon und da dieser der einzige wahrhafte Vertreter des Landes war, auch gegen Frankreich — um den Herzog von Orleans auf den constitutionellen Thron erheben zu können.

Die Verfassung Napoleon's hatte das Haus Orleans, als einen Zweig der Bourbonen, von Frankreich für immer ausgeschlossen. Die Bourgeoisie hatte darum doch an ihrem Auserkorenen festgehalten, und wähnte den Augenblick gekommen, ihn auf den Thron zu heben. Sie verkannte den Erfahrungssatz, daß nur wer Macht hat, seinen Willen geltend machen könne. Die Bourgeoisie hatte im Jahre 1815 ganz eben so wenig Macht, als im Jahre 1814. Anderthalb Jahrzehnte fortgesetzten Kampfes waren erforderlich, ihr eine gewisse politische Bedeutung zu geben, mit deren Hülfe sie im Augenblicke der Verwirrung und in Abwesenheit jeder zwingenden Gewalt, ihren Willen durchsetzte. Im Jahre 1815 zogen aber die feindlichen Heere und in deren Mitte die Bourbonen gegen Paris. Mit solchen Gegnern anzubinden, besaß die Bourgeoisie nicht den Muth. Die Umtriebe der Orleanisten und insbesondere Lafayette's, des eifrigsten unter denselben, trugen nur dazu bei, Napoleon zu stürzen, nicht aber, dem Hause Orleans den Weg zum Throne zu ebnen.

Die Rolle, welche ein Jahr früher Talleyrand gespielt hatte, übernahm jetzt Fouché, welcher an der Spitze der von der Kammer ernannten provisorischen Regierung stand, und diese Stellung dazu benützte, für sich im Trüben zu fischen.

Die verbündeten Heere gelangten schon am 28. Juni nach St. Denis. Blücher wies anfangs alle Anträge eines Waffenstillstandes mit Grobheit zurück. Erst nachdem Wellington seinem allzu eifrigen Mitfeldherrn gerathen hatte, eine Capitulation abzuschließen, kam eine solche zu Stande (3. Juli). Das französische Heer versprach, sich hinter die Loire zurückzuziehen und übergab die Hauptstadt fast ohne Bedingungen. Die Kammer berieth zwar eine Erklärung der Rechte und fügte später noch eine Erklärung der Principien hinzu, allein Niemand bekümmerte sich um sie. Fouché ließ in der Nacht des 7. Juli das Sitzungslokal der Kammer schließen. Diese fügte sich in ihr Schicksal, ohne den geringsten Versuch zu machen, ihre kurze und unfruchtbare Wirksamkeit fortzusetzen.

Die Bourbonen hatten während der Zeit der erneuerten Herrschaft Napoleon's in Gent Hof gehalten. Dort hatte der Graf von Artois das große Wort geführt. Sein Anhang flößte aber den englischen Staatsmännern die größte Verachtung ein. Durch Wellington wurden Talleyrand und Fouché an die Spitze der bourbonischen Regierung gehoben. Die Gemüthsstimmung, in welcher Ludwig XVIII. nach Frankreich zurück=

kehrte, ging aus dem ersten Aufrufe hervor, den er, aus eigener Machtvollkommenheit beim Wiedereintritte in Frankreich von Cateau-Cambresis aus erließ. In diesem bedrohte er alle Schuldigen unumwunden mit Rache. Wellington, obgleich ein erbitterter Feind Napoleon's und unbarmherziger Gegner Frankreich's, erhob gegen solchen Unsinn Einsprache. Er erkannte, daß die Zeit wüthender Reaction noch nicht gekommen und daß es daher klüger sei, damit noch zu warten, bis sich Frankreich im Besitze der verbündeten Heere finden würde. Talleyrand ließ daher dem Aufrufe vom 25. Juni einen zweiten unterm 28. Juni aus Cambrai folgen, worin er den König die von der Regierung gemachten Fehler bekennen, die ganze Ausführung der Charte verheißen, das Gerücht von der Wiedereinführung des Lehenswesens Mährchen nennen und Verzeihung für alles Geschehene, mit Ausnahme der Anstifter und Urheber der großen Zerrüttung, welche vor dem 23. März, dem Tage der Abreise des Königs von Lille, gehandelt hatten, versprechen ließ.

Noch befand sich Napoleon auf französischem Boden. Nach allen Niederlagen, welche er erlitten hatte, konnten sich die verbündeten Mächte und deren Feldherren eines gewissen Gefühls der Bangigkeit bei seinem Namen nicht erwehren. Er hatte sich von Paris nach Malmaison zurückgezogen und dort, wie früher zu Fontainebleau, viele kostbare Zeit in ruhelosen Schwankungen zwischen blinder Wuth und trostloser Erschlaffung verloren. Ein rascher Entschluß hätte ihm damals das einzige, was ihm beim Schiffbruche geblieben war, seine persönliche Freiheit, gerettet. Er verlor diese, weil er, troß seiner allgemeinen Menschenverachtung, doch noch zu großes Vertrauen auf seine Feinde, die Engländer, gesetzt hatte.

Ueber den Kaiser von Frankreich hatte keine Macht der Erde das Recht, Gericht zu halten, als die französische Nation. Die verbündeten Kaiser und Könige Europa's machten sich eines schweren Verbrechens schuldig, indem sie sich in die inneren Angelegenheiten Frankreich's mischten, und dieses Land mit Krieg überzogen, weil es Napoleon den Bourbonen vorgezogen hatte. Sie fügten ein zweites hinzu, indem sie sich an der Person Napoleon's vergriffen, gegen welchen sie, nachdem er in ihre Macht gefallen war, kein anderes Recht, als gegen irgend einen andern Kriegsgefangenen hatten. Doch im Bewußtsein ihrer Macht glaubten die s. g. legitimen Fürsten sich gegen den besiegten Emporkömmling alles und jedes erlauben zu dürfen. Sie ahnten damals noch nicht, daß der Neffe Napoleon's dessen Reich wiederherstellen und in die Lage kommen würde, für das an seinem Oheime verübte Unrecht Rache zu nehmen.

Nimmermehr hätte Italien in unseren Tagen die Franzosen zum Kampfe gegen Oesterreich bestimmt, wenn diese nicht von dem Gefühle getrieben worden wären, daß sie eine alte Rechnung mit dem Hause Habsburg und anderen europäischen Dynastien, auszugleichen hätten. Es würde mich nicht Wunder nehmen, wenn eines Tages dieselben Theorien, deren sich die verbündeten Mächte beim Sturze Napoleon's I. gegen diesen bedient hatten, früher oder später gegen manches s. g. legitime Haus in Anwendung gebracht werden würden. So viel ist jedenfalls gewiß, daß nichts mehr zur Wiederherstellung der Dynastie Napoleon's beitrug, als die unmenschliche Grausamkeit, welche den Stifter derselben an jene Felsen-Insel St. Helena im Aethiopischen Meere fesselte.

Es ist weit leichter, einen Menschen, als die mit demselben verbundenen Erinnerungen, Hoffnungen und Bestrebungen zu besiegen. Die verbündeten Mächte hatten Napoleon gestürzt, doch das Andenken an den Kaiser konnten sie der französischen Nation nicht rauben. Wie mächtig dieses war, erlebten wir alle zu unserem Erstaunen im Jahre 1848. Eines der stärksten Glieder der Kette, welche Frankreich mit dem Hause Napoleon's verknüpfte, bildete sich unstreitig während der hundert Tage.

Der Kampf hörte mit der Schlacht bei Waterloo nicht auf. Er wurde selbst nach der Abreise Napoleon's aus Frankreich (16. Juli) und dessen Einschiffung nach St. Helena (3. August) noch fortgesetzt und zwar nicht blos von den Linientruppen, sondern theilweise sogar von freiwilligen Guerillasbanden, welche sich namentlich in den östlichen Departementen organisirten. Mehrere Festungen behaupteten sich den ganzen August hindurch, andere bis Mitte Septembers. Die Festen Givet, Mont d'Or und des Vignes öffneten erst am 9. September ihre Thore den Preußen und deren Besatzungen zogen sich dann nach Charlemont zurück, welches am 20. September von den Preußen eingeschlossen wurde. Montmédy ergab sich nicht. Es wurde (14. September) mit stürmender Hand genommen.

In militärischer Beziehung war dieser hartnäckige Widerstand von keiner besonderen Bedeutung. Die Uebermacht der Feinde war zu groß und die französischen Truppen entbehrten, nach der Abreise Napoleon's, alles innern Zusammenhalts. Allein der Grimm, mit welchem einzelne Heeresabtheilungen sich dann noch zur Wehr setzten, als ihnen keine Hoffnung des Sieges geblieben war, deutete die gereizte Stimmung der Nation und des Heeres an. In der That wußte sich Ludwig XVIII. nicht anders zu helfen, als indem er das französische Heer vollständig auflöste. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich die Ohnmacht der Bourbonen. Denn es vergingen zehn Wochen, bevor es gelang, die schon am 23. Mai vom Könige ausgesprochene Auflösung durchzusetzen. Erst am 11. August vermochte Marschall Macdonald diesen Beschluß auszuführen.

Die Unterhandlungen zogen sich sehr in die Länge. Am 20. November kam endlich der zweite Pariser Frieden zu Stande, nachdem Talleyrand und Fouché aus dem französischen Ministerium verdrängt und der Herzog von Richelieu, welcher fast eben so wohl Russe, als Franzose, an die Spitze einer neuen Verwaltung gesetzt worden war.

Ein unter solchen Umständen von einem den Franzosen aufgedrungenen Könige mittelst eines unter fremden Einflüssen stehenden Ministeriums zu Stande gebrachter Friede mußte nothwendig das Nationalgefühl des besiegten Volkes auf's Tiefste verletzen. Entweder führten die auswärtigen Mächte, wie sie behaupteten, nur gegen Napoleon, nicht gegen Frankreich Krieg, dann konnten sie dieses Land nicht als ein erobertes behandeln, oder der Krieg galt Frankreich, dann waren alle Manifeste des Auslandes ein Gewebe der ruchlosesten Lügen. Gegen diese Alternative konnten die fremden Diplomaten mit Grund nichts einwenden. Die Sophismen, deren sie sich zu Beschönigung ihrer Frankreich gestellten Bedingungen bedienten, zogen ihnen mit Recht die herbsten Vorwürfe von Seiten der Franzosen zu.

Jede an und für sich auch noch so gerechte Forderung der auswärtigen Mächte, z. B. die Rückerstattung der denselben geraubten Schätze der Kunst und der Wissenschaft erregte die heftigste Erbitterung im Schooße der französischen Nation. Mit gutem Grunde konnte diese den fremden Mächten entgegenhalten: ist es euch nicht genug, unserm Kaiser, dem, wie ihr behauptet, euer Krieg allein galt, nach der Insel St. Helena in die Gefangenschaft geschleppt und diesem alles, was er besessen, entzogen zu haben? Was haben wir Pariser verbrochen, daß ihr uns raubet, was uns durch frühere Verträge zugesichert und im ersten Pariser Frieden bestätigt worden war? Doch alle diese Einwendungen wurden von den fremden Mächten nicht berücksichtigt. Die Pariser Museen und Bibliotheken mußten den Raub früherer Zeiten herausgeben. Frankreich mußte sich eine fremde Besatzung von 150,000 Mann, auf drei Jahre (anfänglich waren fünf bestimmt worden) gefallen lassen und dieselbe bezahlen, es mußte eine schwere Kriegsschatzung und überdieß unter dem Namen von Entschädigungen eine Summe von mehreren hundert Millionen leisten. Die Kosten der hundert Tage wurden für Frankreich auf zwei Milliarden Franken berechnet. Am

empfindlichsten waren aber für die Franzosen die denselben auferlegten Gebietsabtretungen. Philippeville und Marienburg nebst dem Herzogthume Bouillon fielen an die Niederlande; Saarlouis, Saarbrücken und beide Ufer der Saar bis oberhalb letzterer Stadt, sodann auf der Seite des Elsasses alles Gebiet nördlich von der Lauter mit Ausnahme von Weissenburg, ferner Landau, Rhein- und Bergzabern wurden an Oesterreich und Preußen abgetreten, welche mit einem Theile dieser Bezirke die noch unbefriedigten Ansprüche von Baiern, Hessen-Homburg, Oldenburg, Mecklenburg-Strelitz und des Grafen von Pappenheim befriedigten. Den Rest behielt Preußen. Das Ländchen Gex empfing Genf, Piemont denjenigen Theil Savoyen's, welcher nach dem ersten Pariser Frieden bei Frankreich geblieben war.

Außerdem mußte Frankreich versprechen, die Festungswerke von Hüningen nicht wiederherzustellen und nicht näher, als drei Stunden von Basel neue Befestignngen anzulegen.

Unter den zahlreichen anderen Bestimmungen, welche unter dem allgemeinen Titel des zweiten Pariser Friedens zusammengefaßt zu werden pflegen, verdient hier noch diejenige hervorgehoben zu werden, welche der Schweiz die Neutralität sichert, und diese auch auf einen Theil von Savoyen ausdehnt, nämlich auf den Bezirk, welcher im Norden einer von Ugine mitten durch den See von Annecy bis zum See Bourget gezogenen Linie liegt. Falls Frankreich diese Bestimmung des Pariser Friedens beachtet hätte, würden seine Bewegungen gegen Oesterreich im Laufe dieses Jahres (1859) sehr erschwert worden sein. Diese Friedensbestimmungen waren, mit denjenigen verglichen, welche Napoleon seinen besiegten Feinden zu gewähren pflegte, gewiß nicht hart. Der Maßstab war aber durch die Erklärungen der fremden Mächte von vornherein ausgeschlossen worden. Er bildet daher keinen Rechtfertigungsgrund für dieselben und keinen Grund der Beruhigung für die Franzosen.

Die Rückkehr Napoleon's von der Insel Elba ist vielleicht das wichtigste Ereigniß der ganzen bonapartischen Periode. Sie bewies zugleich die außerordentliche Bedeutsamkeit Napoleon's und die Nichtigkeit der Bourbonen, allein auch die Unvereinbarkeit des großen Kriegsmeisters und den friedlichen Wünschen der französischen Nation. Sie brachte klar zu Tage, daß sogar eine durch die Bajonette fast ganz Europa's eingesetzte Gewalt nicht ungestraft der Revolution Hohn sprechen könne, daß Napoleon zwar noch immer der Liebling des französischen Heeres und des Bauernstandes, allein nicht der Bourgeoisie war. Diese haßte gleichmäßig den modernen Despotismus Bonaparte's und die mittelalterliche Tyrannei der Bourbonen. Sie erkannte zwar in Napoleon einen Bürgen für die Aufrechthaltung der bis zu seiner Zeit geretteten Errungenschaften der Revolution, allein auch ein unüberwindliches Hinderniß friedlicher und freiheitlicher Entwickelung.

Die Bourbonen hatten während der kurzen Zeit ihrer Herrschaft das künstlich angezündete Strohfeuer begeisterter Anhänglichkeit gründlich gelöscht. Sie kehrten unaufgefordert, wie früher, dieses mal aber ohne freundlichen Zuruf inmitten feindlicher Heere nach Frankreich zurück. Jedermann sah ein, daß Ludwig XVIII. nur dem unabweisbaren Drange der Verhältnisse nachgab, indem er der Nation freiheitliche Zugeständnisse machte, und daß er diese brechen, sobald er sich dazu stark genug fühlen würde.

Die Nation war zu sehr erschöpft, als daß sie für Napoleon, oder für die Freiheit einen Kampf auf Tod und Leben wagen wollte. Sie fügte sich in ihr Schicksal, das ihr die Bourbonen zurückbrachte. Für diese waren die hundert Tage eine größere Demüthigung, als ihre zwanzigjährige Verbannung gewesen.

An die Stelle des militärischen, klug berechnenden, allumfassenden Despotismus Napoleon's trat der aristokratisch-pfäffische, stupide Local-Despotismus, welchem zwar die s. g. heilige Allianz eine gewisse, allein nur eine sehr theilweise Einheit gab.

Pabstthum, Mönchthum, Inquisition, Tortur, Leibeigenschaft und Zöpfe spielten wieder eine Rolle. Tausend verschiedenartige Gesetze der Vorzeit tauchten von Neuem auf. Gülten, Zehnten und Frohnden, welche die französische Gesetzgebung in einem großen Theile Europa's beseitigt hatte, kamen wieder an die Tagesordnung.

Die Völker waren von den Anstrengungen einer Kriegsperiode von dreiundzwanzig Jahren (1792—1815) ermüdet. Sie ließen sich das ihnen neu auferlegte Joch gefallen, doch mit Widerstreben, mit Murren und immer zunehmender Erbitterung.

Die s. g. heilige Allianz besaß nicht die Kraft, wie Napoleon. Sie konnte die Schwingen der Nationen nicht mit gleicher Schärfe beschneiden. Der stupide Despotismus ist für die Völker nicht so gefährlich, als der schlaue, der mittelalterliche ist nicht so schlimm, als der neuzeitliche, weil er schwächer ist. Unter dem Regimente der Stupidität, welches auf ganz Europa von 1815 bis 1848 lastete, hatten die Nationen mehr Freiheit, als unter der Herrschaft Napoleon's I.

Der Napoleonische Despotismus unterschied sich von demjenigen der Bourbonen und aller anderen s. g. legitimen Dynastien wesentlich dadurch, daß er auf dem Boden der Revolution stand, während die Herrschaft der letzteren auf dem Mittelalter ruhte. Der Bund Bonaparte's mit dem Pfaffenthume schlug schon bald in bittere Feindschaft um, während die Bourbonen, Habsburger, Romanoff-Soltikoffs und Genossen mit der Geistlichkeit auf dem besten Fuße standen. Bonaparte hatte zwar einen großen Theil der Errungenschaften der Revolution aufgehoben, allein doch nicht alle. Er erkannte wenn nicht in der That, doch in der Theorie die Volkssouveränität an, er stieß die Beschlüsse der denkwürdigen Nacht des 4. August 1789 nicht um. Die legitimen Dynastien bekämpften die Lehre von der Volkssouveränität in der Theorie und in der Praxis und sie erhielten nach wie vor Zehnten, Gülten, Frohnden und alle übrigen Drangsale des Mittelalters aufrecht. Das Fundament, auf welchem Napoleon stand, war ein reineres und freieres, als dasjenige der mittelalterlichen Despoten. Er selbst legte ein größeres persönliches Gewicht in die Wagschale des Despotismus, als alle übrigen Machthaber der Erde, allein sein Despotismus war doch nicht stupid, sondern durchaus den Zwecken, die er verfolgte entsprechend, während in der mittelalterlichen Staatsmaschine hundert Ueberreste der Vorzeit waren, welche die Völker hemmten, ohne deren Beherrschern den geringsten Vortheil zu bringen, insofern sie es nicht für Vortheil hielten, die Menschen zu drücken.

Der Sturz Napoleon's schloß nicht den Untergang der Errungenschaften der Revolution in sich. Ein Theil derselben war zu tief begründet, als daß Napoleon oder selbst die Bourbonen sich an deren Umstoßung gewagt hätten. Die Nation sehnte sich nach der Rückkehr zu freieren Formen im Staate und in allen Zweigen des gesellschaftlichen und geschäftlichen Lebens, nach Frieden, nach den Freuden des Familienlebens, der Wiederbelebung des Handels und der Schifffahrt, der Künste und der Wissenschaften, nach einer ungeknebelten Tagespresse und Literatur. Denn alles dieses hatte unter der eisernen Herrschaft Napoleon's nicht gedeihen können.

In der That machte Frankreich während der Restauration, trotz der absolutistischen, aristokratischen und pfäffischen Neigungen der Bourbonen, in allen genannten Beziehungen großartige Fortschritte. Auf die Periode des Krieges und des Ruhmes folgte ein Abschnitt des Friedens und des Stilllebens, welcher mit geringen Unterbrechungen ein ganzes Menschenalter ausfüllte. Doch dann regte sich wieder der alte napoleonische Geist. Noch hat die diesem vorbehaltene Frist ihr Ende nicht erreicht, und wenn nicht alle Zeichen trügen, wird mancher Tropfe Blutes fließen, bevor ihr der Genius der Freiheit ein Ziel setzen wird.

Dritter Abschnitt.

Die übrigen Staaten Europa's von 1789 bis 1815.

§ 34. Vorbemerkung.

Die französische Nation hatte in den Jahren 1789—1792 einen Riesensprung gemacht, gerieth auf Abwege, verirrte sich vollständig im Labyrinthe des Lebens, machte dann einen Sprung rückwärts in den bonapartischen Despotismus, wie früher in die Republik vorwärts, und kam so auf einem ähnlichen Punkte wieder an, wie derjenige gewesen, von welchem sie vor einem Vierteljahrhundert ausgegangen war.

Die übrigen Völker der Erde waren hinter den Franzosen auf deren fortschreitender Bahn weit zurückgeblieben. Sie folgten ihnen aber auch nicht mit gleicher Schnelligkeit auf deren Krebsgange. Ein Theil der Errungenschaften der französischen Revolution kam den meisten Völkern des Festlandes Europa's zu statten, theils unmittelbar in Folge oberherrlicher Machtbefehle, theils mittelbar, indem neue Ideen bei ihnen Eingang fanden oder alte Mißbräuche von deren Regierungen abgestellt wurden.

Die Geschichte Frankreich's nimmt im Laufe des Vierteljahrhunderts von 1789 bis 1815 eine so gebietende Stellung ein, daß die meisten Schriftsteller den Entwickelungsgang der übrigen Staaten nur durch Parantbese in dieselbe einschieben. Mir scheint jedoch diese Behandlungsweise eine sehr verkehrte. Der Gang der französischen Geschichte wird dadurch in störender Weise unterbrochen und die Geschichte der übrigen Staaten nicht minder. Wir werden daher der letzteren einen besondern Abschnitt widmen, was um so nothwendiger scheint, als außerdem die Rückwirkung der französischen Revolution auf die übrigen Völker der Erde nicht zu klarer Anschauung gebracht werden kann.

Die Staaten außerhalb Frankreich's bilden den Spiegel, welcher die französische Revolution, wenn nicht immer treu, so doch in bedeutungsvollen Umrissen in sich aufnahm. Oft vergrößerte derselbe die Vorkommnisse des Nachbarlandes, nicht selten entstellte er diese bis zum Zerrbilde. Allein die Macht der Verhältnisse zwang die der Revolution feindlichen Fürsten und Völker, vieles von derselben wider ihren eigenen Willen nachzuahmen. Die Kräfte, Hebel und Einrichtungen, welche die französische Revolution zu Tage brachte, waren so gewaltig, daß die Staaten, welche den Kampf mit Frankreich siegreich bestehen wollten, nicht umhin konnten, viele derselben sich anzueignen. Sie hätten außerdem den endlichen Sieg nicht erringen können.

Der alte Schlendrian wurde von dem revolutionären Frankreich so furchtbar aus dem Felde geschlagen, daß die früheren Begünstiger desselben ihn aufgeben mußten, um sich nur einigermaßen behaupten zu können.

Das Heerwesen, die Finanzen, die innere Verwaltung, selbst die kirchlichen Einrichtungen von ganz Europa wurden durch die Stürme der französischen Revolution in ihren Grundfesten erschüttert. Diejenigen Fürsten sogar, welche an den alten Theorien, als ihren einzigen Rettungsankern, mit verzweiflungsvoller Zähigkeit festhielten, mußten im praktischen Leben die durch die französische Revolution gebotenen Verbesserungen einführen oder wenigstens zulassen. Die übrigen Staaten Europa's gingen aus dem Schmelztiegel der französischen Revolution fast eben so verändert hervor, als Frankreich selbst. Nur England,

welches sich gewissermaßen hermetisch gegen die französische Revolution verschloß, nahm in seinen Organismus von dieser wenig oder nichts auf, allein auch dieses Inselland wurde durch den zweiundzwanzigjährigen Kampf mit Frankreich auf's Tiefste erschüttert, und wenn auch nicht in seinem Staatshaushalte, doch in seinem Handel, seinem Colonialwesen, seinen Gewerben und Fabriken auf manche neue Bahnen getrieben.

Die Nachkommen der Ritter, unter welche Wilhelm der Eroberer fünf Sechstheile des Bodens von England vertheilt hatte, waren nicht stark genug, den Kampf mit Frankreich allein oder auch nur im Verhältniß zu ihrem Grundbesitze zu führen. Die starren Formen der Aristokratie schlossen zwar nach wie vor die Masse des Volkes von allem Antheile an dem praktischen Staatsleben aus. Doch jenem Geldadel, jener Plutokratie von Kaufleuten und Fabrikanten, welche schon vor der französischen Revolution bedeutenden Einfluß in England gewonnen hatten, konnte nicht länger eine entsprechende Stimme in den Angelegenheiten des Staates versagt werden. Während des Vierteljahrhunderts von 1789 bis 1815 bereitete sich in England jener Umschwung von Gedanken vor, welcher später ihren Ausdruck in der Abschaffung des Negerhandels, der Parlamentsreform und der Emancipation der Katholiken fand. Dieses war allerdings im Verhältnisse zu den großartigen Veränderungen, welche sich im Schooße aller übrigen Staaten Europa's zutrugen, sehr wenig. Diesem verhältnißmäßig geringen Fortschritte England's ist es beizumessen, daß seine Machtstellung nach Außen, trotz der unermeßlichen Opfer, die es brachte, eher ab-, als zunahm. Denn Rußland, Oesterreich und Preußen spielten nach dem zweiten Pariser Frieden bis auf die neueste Zeit eine weit bedeutendere Rolle auf der europäischen Schaubühne, als England. Diese drei Reiche waren mit einem weit größern Zuwachs an Macht und Einfluß aus den Kämpfen mit Frankreich hervorgegangen, als England. Selbst Frankreich, ungeachtet aller Niederlagen, die es gegen Ende der Revolutionsperiode erlitt, wuchs seinem Nachbar im Norden des Canals als kriegerische Macht vollständig über den Kopf, wie sich namentlich im Krimmkriege deutlich herausstellte.

Deutschland ging, trotz der Erbärmlichkeit seiner Fürsten, aus den Stürmen der französischen Kriege gekräftigt und gestärkt hervor. Die Zahl seiner Gebiete, welche so groß gewesen war, als diejenige der Tage des Jahres, schmolz von dreihundertsiebenundsechzig*) auf beiläufig vierzig zusammen. Die Nation gewann an Kraft, während die Zahl ihrer Blutigel und Drohnen abnahm, und so schlecht die deutsche Bundesverfassung auch war, den Vergleich mit der Reichsverfassung konnte sie aushalten. Von den einzelnen Staaten unseres Vaterlandes war Preußen zuerst, und nachher auch die kleineren durch die Macht der Verhältnisse gewaltsam in die Bahn der Reformen gedrängt worden. Nur Oesterreich beharrte in der reactionären Haltung, welche ihm nach dem Tode Joseph's II. wieder von seinen Despoten auferlegt wurde.

Die innigen Beziehungen, in welche Rußland während der französischen Kriege mit allen Staaten Europa's getreten war, führten manche neue und gute Ideen in die Steppen und in die Städte dieses Reiches ein. Polen sollte für seine verlorene Unabhängigkeit durch eine freie Verfassung entschädigt werden. Die Schweiz warf im Laufe dieser Zeit manchen alten Mißbrauch ab. Scandinavien und die Niederlande, welche mit der Zeit nicht gleichen Schritt hielten, verloren, das eine Finnland und seine deutschen Besitzungen, das andere seine republikanische Freiheit. Dafür wurde Belgien von dem österreichischen Joche befreit und gelangte dadurch auch auf die Bahn zu derjenigen Selbständigkeit, deren es sich seit 1830 erfreut.

*) S. Bd. IV., § 45, S. 325.

Die Türkei ging mehr und mehr ihrem Verfalle entgegen, welcher allein neuen und besseren Staatenbildungen die Bahn brechen kann.

Spanien, welches nach einem kurzen und unglücklichen Kriege gegen die französische Republik gezwungen wurde, sich mit dieser gegen die der Revolution feindlichen Mächte zu verbinden und später durch König Joseph auf der einen und die Cortes auf der anderen Seite für freiheitliche Einrichtungen empfänglich gemacht, wurde durch die Kämpfe dieser Zeit aus seinem künstlich erzeugten todesähnlichen Schlafe erweckt und zu einer Periode neuer Strebsamkeit angeregt.

Italien wurde durch die Kriege der französischen Revolution gewahr, daß es in seiner Zersplitterung niemals zu selbständigem Handeln gelangen, daß es sehr wohl auch ohne Pabst zu Rom bestehen, nimmermehr aber ohne Einigkeit als Nation sich geltend machen könne.

Die neuen Verfassungen und Gesetze, welche Frankreich einem großen Theile Deutschland's, Italien's, ganz Spanien und den Niederlanden ertheilte und selbst da anregte, wo es nicht unmittelbar selbst die Zügel der Herrschaft ergriff, wie z. B. im Herzogthume Warschau, im Königreiche Westphalen, innerhalb des rheinischen Bundes und selbst in Preußen, die Erschütterung der alten Verfassungen fast aller Staaten des europäischen Festlandes, welche von Napoleon ausging, brachten einen Gährungsstoff in den mittelalterlichen Theil der Erde, welcher bis auf den heutigen Tag noch fortarbeitet. Das Continentalsystem Napoleon's stürzte den ganzen Handel und alle Gewerbe des europäischen Festlandes von Grund aus um und zwang alle Betheiligten, neue Bahnen zu betreten und neue Verbindungen anzuknüpfen.

Die französische Revolution brachte die Massen in Bewegung. Alles: Krieg, Handel, Fabriken, Landbau und Gewerbe wurden in dessen Folge massenhafter betrieben. Die Heere wuchsen zu Zahlen heran, deren Aufbringung man früher für unmöglich gehalten hatte. Die Conscription trat an die Stelle des Werbesystems. Wo früher ein reicher Herzog, Fürst oder Graf, oder ein Kloster, eine Kirche, eine Stiftung tausende Morgen Landes von Tagelöhnern oder frohnpflichtigen Bauern hatte pflügen und ernten lassen, bearbeiteten jetzt hunderte fleißiger Besitzer ihren eigenen Boden. Dem dritten Stande rückte der vierte auf dem Fuße nach. Der Staat trat nicht mehr blos unter Vermittelung der Grundherren, sondern direct mit den Massen in Verbindung. Er gewann selbst dadurch an Macht und der vierte Stand an Bedeutung.

Wenn die französische Revolution nichts anderes, als Freiheit der Gewerbe, Abschaffung der auf dem Landbau ruhenden mittelalterlichen Lasten und Gleichheit der Gesetze, Abgaben, Maaße und Gewichte im Innern Frankreich's gebracht hätte, so wäre sie der Opfer, welche für sie fielen, schon werth gewesen.

Königthum, Pfaffenthum und Adel konnten sich nie wieder von dem Stoße erholen, welchen ihnen die französische Revolution beibrachte; und dieser Stoß reichte weit über die Gränzen Frankreich's hinaus. Er erschütterte nicht blos die Nachbarländer Deutschland, Italien, die Schweiz, die Niederlande und Spanien, sondern auch Sardinien, Rußland, Polen, Portugal und die Türkei, nicht blos das Festland Europa's, sondern auch England, und nicht blos Europa, sonden auch Afrika, Amerika und Asien.

Die Regierungen lernten die Wichtigkeit des dritten und vierten Standes, der Bürger und Bauern, der besitzenden und besitzlosen Arbeiter besser kennen und würdigen, und wurden wiederholt durch die Noth gezwungen, zu diesen ihre Zuflucht zu nehmen und ihnen Zugeständnisse zu machen. Selbst der napoleonische Absolutismus führte insofern wenigstens das Werk der Revolution weiter fort, als er das Pfaffenthum und den Adel schwächte

außerhalb Frankreich's, einen neuen Adel dem alten, und beiden bevorzugten Ständen ein gewaltiges Beamtenthum und Soldatenthum an die Seite setzte.

Dieselbe Anregung, welche die Reformation den Geistern auf religiösem Gebiete gegeben hatte, bot die Revolution denselben auf dem Felde des Staates, und wie jene von der Kirche in alle übrigen Gebiete menschlichen Strebens übergriff, so wirkte diese von dem Staate aus in Kirche und Gemeinde, in Handel und Gewerblichkeit hinein.

Die Reformation hatte zunächst die germanischen Stämme erreicht, die Revolution wirkte unmittelbar mehr auf die romanischen, als die germanischen Nationen, mittelbar aber auf alle Völker der Erde.

Die Menschenrechte, welche die nordamerikanischen Freistaaten anderthalb Jahrzehnte früher proclamirt hatten, selbst aber in mehr als einer Beziehung fortwährend verletzten, traten Europa näher und machten sich den Völkern der Erde gewissermaßen greifbar in vielen Mißbräuchen, welche die französische Revolution abstellte, und in hochwichtigen Einrichtungen, Staatsformen und Anstalten, welche sie, wenn auch theilweise nur, in rasch vorüberziehenden Lichtbildern schuf.

Die Träger des mittelalterlichen Despotismus verbanden sich zu dem bestimmt ausgesprochenen Zwecke, die französische Revolution zu überwältigen und siegten dann erst über Frankreich, als sie öffentlich verkündeten, nicht gegen die Freiheit, nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen Napoleon und das von diesem ganz Europa auferlegte Joch in die Schranken treten zu wollen.

Wir können den Gewinn, welchen Europa aus der Periode französischer Uebermacht zog, in drei Classen theilen: 1) wurden durch die Macht der in Umlauf gebrachten Ideen zahlreiche Mißbräuche beseitigt und bessere Einrichtungen hervorgerufen; 2) trat Napoleon aus Rücksichten der Klugheit und des Vortheils viel Fäulniß nieder; 3) entwickelte der Kampf wider napoleonischen Druck siegreiche neue Kräfte, welche früher geschlummert hatten.

Die Schläge, welche zuerst die französische Republik und dann das Kaiserreich auf alle Kronen, die einfachen und die dreifachen, führte, erschütterten die blinde Verehrung, welche die Völker früher denselben gewidmet hatten. Hoch erhaben über allen Gewaltigen der Erde, sowohl durch Macht, als durch Genie, stand der Emporkömmling und brachte die Worte Schiller's zur Anschauung:

Es steht keine Krone so fest, so hoch,
Der muthige Krieger erreicht sie doch.

Der Sieg endlich, welchen die Völker über denselben Napoleon errangen, welcher die Kaiser und Könige, den Pabst und die Bischöfe Europa's in den Staub getreten hatte, mußte nothwendig das Selbstgefühl derselben heben und ihnen die Ueberzeugung beibringen, daß sie im Stande seien, jedwedes Joch zu brechen, falls sie sich zu diesem Zwecke einigen wollten.

Die Fürsten erkannten nur zu bald die Gefahr, welche ihnen aus diesem Selbstbewußtsein erwuchs. Schon vor beendetem Kriege suchten sie sich dagegen zu wahren. Nur im engen Bunde unter einander hofften sie noch, dem fortschreitenden Geiste der Zeit Halt gebieten zu können. Vier Jahrzehnte hindurch blieb dieser Bund, wenn auch unter mannigfaltigen Modificationen, bestehen. Doch auch während dieser Zeit machten die Völker unausgesetzte Fortschritte, und seit der englisch-französische Krieg gegen Rußland den Bund der europäischen Fürsten, die letzten Reste der s. g. heiligen Allianz zertrümmerte, nähert sich uns der Zeitpunkt des Freiheitskampfes nicht blos gegen napoleonischen, sondern auch jeden andern Despotendruck mehr und mehr.

§ 35. Großbrittannien und Irland.

Unter den Mächten, welche an den französischen Kriegen der Jahre 1792 bis 1815 Theil nahmen, gebührt der erste Platz England. Denn obgleich dieses nicht zuerst zum Schwerte griff und am Ende weniger als Preußen zum Sturze Napoleon's beitrug, so war es doch das Londoner Cabinet, welches die längste Zeit mit Frankreich stritt, welches den ganzen Zeitraum hindurch unbesiegt den das Festland Europa's beherrschenden Feinden die Spitze bot und den Kampf durch die von ihm gezahlten Hülfsgelder und eingeleiteten Unterhandlungen nach jedem Friedensschlusse von Neuem anfachte, bis der Sieg gewonnen war.

Die unparteiische Geschichte hat, nachdem der Sturm der Leidenschaften vorübergezogen ist, mit großer Einstimmigkeit der Feindschaft, welche England der französischen Revolution entgegensetzte, den Stab gebrochen. Dieselbe beruhte auf ganz ähnlichen Beweggründen, als diejenigen waren, welche den Kampf mit den nordamerikanischen Kolonien hervorriesen. Georg III., die Aristokraten und Pfaffen, welche ihn umgaben, waren den Grundsätzen der französischen Revolution nicht minder feindlich gesinnt, als denjenigen der amerikanischen. Sie zitterten vor der Verbreitung von Ansichten, mit denen die Aufrechthaltung der alten Verfassung von Staat und Kirche, wie sich dieselbe seit den Tagen Wilhelm's des Eroberers, der Königin Elisabeth und Wilhelm's III. gebildet hatte, unvereinbar war. Gerade so, wie zwanzig Jahre früher, vor dem Anfange des Krieges, eine zahlreiche Partei sich zu Gunsten der von den nordamerikanischen Colonien aufgestellten Prinzipien ausgesprochen und deren Anerkennung betrieben hatte, bestand im Anfange der französischen Revolution gleichfalls eine Partei in England, welche für die Bewegungen der französischen Revolution das lebhafteste Mitgefühl hegte. Allein nachdem es zum Kriege gekommen war, erstickte das Nationalgefühl allmählig den Freiheitsdrang des englischen Volkes, und dieses oder vielmehr das nur eine kleine Minorität derselben repräsentirende Parlament bewilligte Millionen über Millionen für den Krieg gegen Frankreich, ganz uneingedenk des Völkerrechtes, welches ihm den Eingriff in die inneren Angelegenheiten eines selbständigen Nachbarlandes verbot und der Regeln der Klugheit, welche es hätten abhalten sollen, sein Blut und sein Geld zum Vortheile der herrschenden Kasten, deren Druck schon schwer genug auf England lastete, zu verschwenden.

Georg III., welcher beim Ausbruch der französischen Revolution längst geisteskrank gewesen, war unfähig, auf die Geschicke England's einen andern, als denjenigen Einfluß zu üben, welcher aus seinen bekannten reactionären Gesinnungen hervorging, die nicht selten zum Schrecken der Minister unmittelbar nach heftigen Krankheitsanfällen zu Tage traten. Statt seiner leitete William Pitt die Angelegenheiten des Staates mit einer Unumschränktheit der Gewalt, wie sie vor und nach ihm, seit den Zeiten des Cardinal's Wolsey, kein englischer Minister ausgeübt hatte.

Die große Masse des Volkes war mit der Regierung und namentlich mit dem für sie so verderblichen Kriege sehr unzufrieden. Pitt bekümmerte sich nicht darum. Der König hatte wiederholt den Ausbruch der Mißstimmung des niedern Theils der Bevölkerung zu erfahren. Doch die höheren Classen der Gesellschaft, welche allein politische Rechte hatten, ließen sich durch die Beschlüsse des Parlaments leiten, und daß dieses ihm zu Gunsten stimme, dafür sorgte der dirigirende Minister mit allem Nachdruck und allen den reichen Mitteln, welche ihm zu Gebote standen.

Georg III. befand sich langer Zeit in einem ähnlichen Zustande, wie Friedrich Wilhelm IV. von Preußen in unseren Tagen, d. h. er war geistesschwach und hatte dabei An-

fälle von Geisteszerrüttung oder, was schwer davon zu unterscheiden ist, er war geisteskrank, hatte aber lichte Zwischenräume, welche von seiner Umgebung dazu benutzt wurden, ihn dem Volke zu zeigen, um dasselbe glauben zu machen, er befinde sich bei vollem Verstande. In ähnlicher Weise wie von der Geisteskrankheit wurde Georg III. von der Blindheit heimgesucht, d. h. diese stellte sich ein, nahm ab und zu, verlor sich und kehrte stärker als zuvor wieder. Hätte Pitt sich mit dem Prinzen von Wales verständigen können, so wäre Georg III. wahrscheinlich schon vor Ende des vorigen Zeitabschnitts beseitigt worden. Schwerlich hätte die Nation etwas dabei gewonnen, denn wenn der Vater geisteskrank, so war der Sohn in höherem Grade lasterhaft. Was die politische Gesinnung beider betrifft, so stand dieselbe so ziemlich auf gleicher Stufe, obgleich der Sohn, bevor er die Zügel der Regierung erfaßte, sich den Schein des Liberalismus gab, wie vor und nach ihm viele andere Kronprinzen, welche auf dem Throne die schlimmsten Tyrannen wurden.

Beim Ausbruche der französischen Revolution waren die Wunden noch nicht geheilt, welche der nordamerikanische Freiheitskrieg dem englischen Volke geschlagen hatte. Hinterher waren manche Vorurtheile verschwunden, welche im Laufe des Krieges ziemlich allgemein gehegt worden waren. Bei ruhigem Nachdenken mußten König und Minister erkennen, sie hätten sich selbst und der Nation schwere Opfer und schmerzliche Niederlagen ersparen können, falls sie die gerechten Forderungen der Nordamerikaner acht Jahre früher erfüllt hätten. Die Grundsätze, welche Thomas Paine in Amerika mit so großer Kraft vertreten, hatten auch in England Eingang gefunden und die Britten empfänglich gemacht für die verwandten Prinzipien der französischen Revolution. Allein Diejenigen, welche mit der Zeit voran schritten, welche die Vernunft und deren Forderungen höher achteten, als die Zustände, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte gebildet, hatten keine Stimme im Staate. Sie mochten sich in Gesellschaften vereinigen, sogar eine s. g. Revolutionsgesellschaft bilden, sie standen den Machthabern zu fern, um auf diese Einfluß zu üben. Sie hatten keine Sitze im Parlamente und zu wenig Gewicht unter den Wählern England's, um sich geltend machen zu können.

Eine weit bedenklichere Stimmung, als in England, herrschte in Schottland, woselbst bittere Klagen über die Verwaltung der Städte und Flecken geführt wurden. Derjenige Theil des Reiches, welcher aber zu den meisten Befürchtungen Anlaß gab, war Irland. Seit den Tagen der Königin Elisabeth und Cromwell's lasteten auf diesem Lande schwer die Gesetze und Maßregeln, durch welche ein großer Theil des Volkes seines Eigenthums an Grund und Boden und seiner politischen Rechte, des Glaubens wegen, verlustig gegangen war.

Hätten sich die Mißvergnügten der drei Königreiche mit einander verbunden, so wären sie wohl im Stande gewesen, der Regierung ernstliche Verlegenheiten zu bereiten. Allein die Katholiken Irland's standen auf einer ganz anderen Stufe politischer und religiöser Bildung, als die Engländer und Schottländer. Ihre Forderungen hatten mit denjenigen der Mißvergnügten der größeren Insel im Osten nichts gemein, als etwa, daß sie, gleich diesen, von allem Antheil an der Staatsverwaltung ausgeschlossen waren. Die Unzufriedenen in England und Schottland zerfielen wiederum in zwei Abtheilungen, von denen die eine, aus den höher gebildeten Classen bestehend, prinzipielle Verbesserungen verlangten, die andere, welche die große Masse des gedrückten Arbeiterstandes ausmachte, unmittelbar praktische Maßregeln: Herabsetzung der Abgaben, Verminderung der Preise der Lebensmittel und Erhöhung des Arbeitslohnes verlangte.

Die Mißvergnügten England's und Schottland's von der ersten Classe wünschten eine geistige Revolution, und durch diese einen Umschwung in den Verfassungs-Verhältnissen

Englands herbeizuführen; allein trotz aller Sympathien, welche sie für die französische Revolution zu erkennen gab, besaß sie weder den Willen, noch die Macht, den herrschenden Aristokraten mit Gewalt entgegen zu treten. Die Unzufriedenen der zweiten Classe hatten nicht Bildung und sittliche Kraft genug, um der Gewalt der Fäuste, die sie besaßen, Nachdruck zu verleihen. Sie erhoben sich zwar wiederholt in massenhaften Volksaufständen, allein wenn es ihnen auch bisweilen gelang, den besitzenden Classen Schrecken einzujagen, so reichte dieses doch nicht hin, um irgend eine Maßregel von Erheblichkeit durchzusetzen. Früher oder später zerstreute die herbeigerufene Militärmacht die versammelten Volkshaufen. Die Ruhe wurde durch Bajonet, Galgen oder die Verbannung nach den Strafcolonien wieder hergestellt und die einzige Folge, welche sich ergab, bestand darin, daß sich der Verachtung, welche die höheren Stände den arbeitenden Classen zu widmen pflegten, noch ein gewisser Grad von Grimm beigesellte.

Die Irländer waren jederzeit bereit, ihre Ansprüche mit dem Schwerte in der Hand geltend zu machen. Der Krieg mit Frankreich, welcher im Jahre 1793 ausbrach, bot ihnen dazu wiederholte Gelegenheiten, welche sie nicht unbenützt vorübergehen ließen. Allein die Hebel, welche auf die große Masse der Irländer wirkten, entsprachen nur theilweise dem fortschreitenden Geiste der Zeit. Mit vollem Rechte drangen die Bewohner der Smaragd-Insel auf Entfernung aller Zurücksetzungen, auf vollständige Gleichstellung mit den Protestanten. Allein wären die Katholiken Herren des Landes gewesen, so würden sie ohne Zweifel Andersglaubenden keine gleichen Rechte eingeräumt haben. Eben so wohl begründet, als die Religionsbeschwerden der Irländer, waren deren Klagen in Betreff der Eigenthumsverhältnisse. Hätte die englische Regierung mehr Menschlichkeit oder mehr Klugheit besessen, so hätte sie damals schon die Irländer zu befriedigen gesucht. Allein das größte Hemmniß aller Verbesserungen und so auch derjenigen, welche Irland verlangte, bestand in dem persönlichen Charakter Georg's III., welcher die Aufrechthaltung der alten Mißbräuche für eine durch die Religion gebotene Pflicht hielt und daher mit derselben Hartnäckigkeit betrieb, wie früher die Unterwerfung der nordamerikanischen Colonien und später den Kampf gegen die französische Nation.

Die Ausführung der einzelnen Maßregeln überließ Georg III. mit geringer Beschränkung seinen Ministern. Wo es sich aber um eine Frage handelte, welche die Pfaffen ihm als Gewissenssache dargestellt hatten, setzte er seinen Kopf auf. Selbst William Pitt wagte es dann nicht, zu widersprechen. So kam es, daß namentlich die hochwichtige Angelegenheit der Emancipation der Katholiken unter der Regierung Georg's III. nicht durchgesetzt werden konnte, obgleich William Pitt scharfsinnig genug war, deren Nothwendigkeit zu erkennen.

William Pitt, der dritte Sohn des Grafen Chatham, welchen wir schon im vorigen Buche*) kennen gelernt haben, fing, gleich vielen anderen englischen Staatsmännern seine Laufbahn in den Reihen der Opposition an. Mit 32 Jahren trat er (Juli 1782) als Schatzkanzler in das Ministerium Shelburne ein. Seit dieser Zeit war er der hervorragende praktische Staatsmann England's. Er besaß zwar nicht das Genie seines Gegners Fox, allein seine Ansichten entsprachen denjenigen der englischen Aristokratie weit mehr, als die höher fliegenden Bestrebungen von Fox, und darum behauptete er sich, mit geringen, mehr scheinbaren, als wirklichen Unterbrechungen bis zu seinem Tode (23. Januar 1806) im Besitze der Gewalt. Auf ihm lastet zunächst die Schuld, die französische Revolution aus dem Geleise friedlicher Entwickelung in dasjenige blutiger Kriege gedrängt

*) Siehe § 25, Seite 174. ff.

zu haben. Durch ihn wurde die Staatsschuld England's und folgeweise der Abgabendruck in einem früher ungekannten Maaße vermehrt. So lange er hochgebietender Minister war oder seine Gesinnungsgenossen die Zügel der Regierung in Händen hielten, wurde er als großer Staatsmann gepriesen. Doch von Jahr zu Jahr gewannen richtigere Ansichten über ihn an Boden. In unseren Tagen wird ihm von denkenden Menschen die Beharrlichkeit, welche er im Kampfe mit der französischen Revolution an den Tag legte, nicht mehr zur Ehre gerechnet, sondern zum bittersten Vorwurfe gemacht. Schon im Jahre 1790, als in England die französische Revolution noch viele begeisterte Anhänger zählte, trat er den Grundsätzen derselben mit Wort und Schrift entgegen. Die Errichtung des Tilgungsfonds zum Zwecke der Zahlung der vielen Schulden, welche diesem Minister oft zur hohen Ehre angerechnet wird, war in der That nichts weiter, als ein trauriger Nothbehelf. Fürwahr, er hätte besser gethan, die alten Schulden abzuzahlen, als neue zu machen. Wegen seines Tilgungsfonds hätte Pitt nur dann Lob verdient, falls derselbe zur Verminderung der in seiner Zeit bestehenden Schuldenlast geführt hätte. Da William Pitt aber für jedes Prozent, das er auf die Tilgung der Schulden verwandte, neunundneunzig Prozente neuer Schulden machte, so verhält sich der Vortheil, den er dem Lande zuzog, zu dem Schaden, den er diesem brachte, auch etwa wie eins zu neunundneunzig.

Statt die klaffenden Wunden Brittanien's zu heilen, die schreienden Mißbräuche in der Verwaltung und die augenscheinlichen Mängel der Verfassung abzustellen, stürzte Pitt England in einen Krieg, welcher zweiundzwanzig Jahre hindurch, mit nur zwei kurzen Unterbrechungen fortdauerte, welcher mit den Menschenleben und den Milliarden, welche er verschlang, zugleich die innere Freiheit des Volkes der Willkür der Minister preisgab. Pitt fing damit an, durch das s. g. Fremdengesetz, alle in England wohnenden Ausländer außerhalb des Gesetzes zu stellen (4. Januar 1793). Als sich das englische Volk diese Maßregel ruhig gefallen ließ, wurde dieselbe gewissermaßen auf die ganze Nation ausgedehnt, indem das Vereinsrecht durch harte Verfügungen gegen s. g. verrätherische Verbindungen vernichtet, ein geheimer Ausschuß zur Untersuchung s. g. aufrührischer Umtriebe vom Parlamente niedergesetzt und sogar die Habeas Corpus-Acte, dieses Palladium der englischen Freiheit, vorläufig außer Wirksamkeit gesetzt wurde (13. und 17. Mai 1795). Die höheren Stände hatten, namentlich insofern sie ministeriell gesinnt waren, von diesen Maßregeln allerdings nicht viel zu fürchten; um so drückender lasteten dieselben aber auf der großen Masse des Volkes, welches keine politischen Rechte besaß und nicht einmal im Stande war, ihre Beschwerden durch die Presse zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Die Unzufriedenheit des Volkes brach sich daher am 29. October 1795, als der König das Parlament eröffnete, in einer höchst bedenklichen Weise Bahn. Eine unermeßliche Volksmenge erfüllte den Park, durch welchen der König seinen Weg zum Parlamente nehmen mußte. Dumpfes Schweigen, auf welches bald der Ruf ertönte: „Gebt uns Brod! keinen Krieg!" und sogar: „keinen König!" gab die Stimmung des Volkes deutlich zu erkennen. Nicht ein Haupt entblößte sich vor Georg III., kein freundlicher Zuruf begrüßte ihn. Eine Kugel flog durch den Wagen des Königs und machte ein kleines rundes Loch in das Wagenglas. Bei der Zurückfahrt nach dem St. James Palaste war die Volksmenge noch größer und aufgeregter. Sie begnügte sich nicht, wie auf dem Wege zum Parlamente, mit Zurufen. Ein dichter Hagel von Steinen fiel auf die königliche Kutsche und zertrümmerte die Wagenfenster. Als der König aus dem Wagen stieg, drängte die Volksmenge mit solcher Wuth herbei, daß Georg III. in augenscheinlicher Lebensgefahr war und nur mit Mühe gerettet werden konnte. Ein Irländer, Namens Dundas, welcher sich besonders

hervorthat, dem Könige einen Weg durch die tobende Menge zu bahnen, erhielt zum Lohr eine Jahresrente von sechshundert Pfund Sterling. Statt diese Wahrzeichen einer stei genden Erbitterung des Volkes zu beherzigen, Frieden zu schließen und die Abgaben herab zusetzen, trug das Ministerium auf neue Maßregeln zur Unterdrückung des Volkes, unte dem Vorwande der Sicherung des Königs gegen Verrath und der Verhütung aufrührerische Verbindungen an, welche vom Parlamente bereitwillig beschlossen wurden (18. Decembe 1795), obgleich augenscheinlich von Verrath nicht die geringste Spur zu Tage gekomme war, so wenig, als von aufrührerischen Verbindungen, vielmehr nur der Unwille der Natio über die Mißregierung des Königs sich in der einzigen, dem Volke noch möglichen Weis kund gethan hatte. Ein Theil der Miliz wurde dem Heere einverleibt, und dieses fort während vermehrt. Untersuchungen wegen Hochverraths und Mißbrauchs der Presse ver breiteten Schrecken unter allen denjenigen, welche bisher den Muth gehabt hatten, de Regierung mit Kraft entgegenzutreten. Die Staatsschuldscheine sanken im Juni 179 bis unter die Hälfte ihres Nennwerths herab. In England verhüteten die höheren Klasse der Gesellschaft ein weiteres Umsichgreifen, oder wenigstens die äußere Kundgebung de Unzufriedenheit des Volkes. In Irland nahm aber die Gährung einen immer gefähr-lichern Charakter an. Die nichtssagenden Reformen, welche das Ministerium dort einge-führt hatte, verblendeten die Massen nicht über ihre gedrückte Lage. Fortwährend waren die Katholiken von dem Rechte ausgeschlossen, im Parlamente zu sitzen und mehrere der höchsten Staatswürden zu bekleiden. Das Joch der anglikanischen Kirche, welche der Staat als die allein berechtigte Irland's betrachtete, ungeachtet siebenacht-Theile der Bevölkerung sich zur katholischen Religion bekannten, lastete schwer auf den Massen, welche mit gutem Rechte vollständige Gleichstellung mit den Protestanten verlangten. Die schon früher gegründete Gesellschaft der „vereinigten Irländer" breitete sich immer weiter aus und setzte sich sogar mit Frankreich in Verbindung. Da übrigens die von General Hoche vorbereitete Landung mißlang, kam damals der Aufstand noch nicht zum Ausbruche.

Unter solchen Verhältnissen mußte der Staatscredit nothwendig leiden. Die Bank von England, welche sich durch die der Regierung gemachten Vorschüsse erschöpft hatte, war außer Stande, ihre Noten gegen baares Geld einzulösen. Am 26. Februar 1797 erging ein Geheimerathsbefehl, welcher der Bank vorläufig alle baaren Zahlungen untersagte. Das Parlament genehmigte diese Zahlungseinstellung, und dehnte sie zuerst bis zum 24. Juni und später (17. November 1799) bis ein Jahr nach dem allgemeinen Frieden aus. Nach wie vor erhielten sich jedoch die Banknoten in ihrem vollen Werthe, indem alle reichen Leute England's ein gleichmäßiges Interesse dabei hatten, dieselben nicht, wie die Assig-naten in Frankreich, auf nichts herabkommen zu lassen.

Unter allen Anstalten England's beruhte schwerlich irgend eine auf fehlerhafteren Grundlagen, als die Land- und Seemacht. Die Matrosen wurden, so oft es an solchen fehlte, mit Gewalt in den Dienst gepreßt, die Landsoldaten geworben, wobei sich die Werbe-Offiziere häufig der schlechtesten Mittel bedienten. Eine auf diese Weise zusammengebrachte Kriegsmacht war natürlich schwer in Ordnung zu halten, um so mehr, als der unglückliche Gemeine keine Aussicht hatte, sich auch durch die größten Verdienste eine höhere Stellung zu erwerben. Die Peitsche war das Universalmittel, mit welchem Matrosen und Land-soldaten in den Schranken der Ordnung gehalten wurden. In den Reihen der Offiziere gab beim Vorrücken mehr Geld und Gunst, als das Verdienst den Ausschlag. Die Hälfte der frei werdenden Offiziersstellen wurde durch Geld erlangt, die andere Hälfte durch Gunst. Wer weder Geld noch Gönner hatte, vertrauerte, trotz aller Talente sein Leben in den niederen Graden. Es war daher kein Wunder, daß (im Laufe des Jahres 1797) zu

Porthsmouth, Sheerneß und an anderen Orten gefährliche Aufstände unter den Mannschaften der Flotte ausbrachen. Sie dauerten vom April bis in den Juni dieses Jahres, und verbreiteten in England um so größere Angst, je mächtiger damals Frankreich, nicht blos zu Lande, sondern auch zur See war. Doch auch diese Gefahr ging glücklich vorüber. Die Rädelsführer wurden mit dem Tode bestraft, die übrigen begnadigt. Die führerlose Masse fügte sich wieder unter die Peitsche. England konnte seinen Krieg fortsetzen. Die alten Mißbräuche und Härten dauerten fort, zum größten Theile bis auf den heutigen Tag.

Die offene Wunde, welche die englische Aristokratie selbst geschlagen hatte, indem sie die Irländer unter einem unwürdigen Joche hielt, kam endlich zum Ausbruche.

Das Cabinet von St. James hatte seit langer Zeit die Methode aller Tyrannen Irland gegenüber angewendet, in Zeiten der Gefahr gute Worte und umfassende Versprechungen zu geben, nachher aber wieder eine finstere Stirn anzunehmen und die ertheilten Zusagen nicht zu halten. Im Jahre 1779 hatte die englische Regierung die irländischen Freiwilligen bewaffnet, weil sie während des nordamerikanischen Krieges Soldaten brauchte. Um die Irländer gut zu stimmen, hatte das englische Parlament (1780) dem irländischen Handel einige Freiheiten gestattet und (1782) jene herabwürdigende Acte von 1719 zurückgenommen, der zufolge es sich in vorkommenden Fällen die gesetzgebende Gewalt über Irland zugesprochen hatte. Umfassendere Versprechungen waren angeregt worden, welche namentlich im Schooße der Freiwilligen allgemeinen Glauben gefunden hatten. Die Irländer hofften um so mehr auf Verbesserung ihrer Zustände, als auch in England das Volk unzufrieden war und auf Reformen, namentlich auf Reform des Parlamentes drang. Am 15. Februar 1782 traten zu Dungallen in der Provinz Ulster Abgeordnete von hundertunddreiundfünfzig freiwilligen Schaaren zusammen, welche im folgenden Jahre (1783) ihren Sitz zu Dublin aufschlugen, sich den Namen eines Congresses beilegten und für eine durchgreifende Parlamentsreform thätig waren. Das irländische Parlament selbst aber, in welchem nur der reichere Theil des Volkes vertreten war, nahm dem Congresse gegenüber eine feindliche Stellung an. Eine zweite Versammlung des Congresses im Jahre 1784 blieb eben so erfolglos, als die erste. Allein die Unzufriedenheit wurde gerade durch die Erfolglosigkeit dieser Bestrebungen vermehrt und in immer weitere Kreise ausgebreitet. Protestantische und katholische Irländer rückten sich gegenseitig näher und faßten zu Dublin und in anderen Städten den Beschluß, daß auch den Katholiken das Recht ertheilt werden solle, zu den Parlamentswahlen mitzustimmen. Die englische Regierung berücksichtigte alle diese Kundgebungen des Volkswillens nicht. Die Unzufriedenheit nahm zu und fand in zahlreichen Gesellschaften, welche sich bildeten, Organe der Thätigkeit, welche der Regierung Schrecken einjagten. Die französische Revolution wirkte auch auf Irland zurück. Gegen Ende des Jahres 1791 vereinigten sich die bisher getrennten politischen Vereine zu einem großen Bunde, welcher den Namen der „vereinigten Irländer" führte, und zu Dublin seinen Hauptsitz aufschlug. Emancipation der Katholiken, vollkommene Gleichstellung derselben mit den Protestanten und Parlamentsreform mit jährlichen Wahlen war der laut ausgesprochene Zweck des Bundes. Hätte die Regierung diese gerechten Forderungen erfüllt, so hätte sich Irland ohne Zweifel beruhigt. Allein die englische Aristokratie war noch lange nicht einsichtsvoll genug, dem Zeitgeiste diese Zugeständnisse zu machen, und weil Viele dieses erkannten, gingen deren geheime Absichten weiter, nämlich auf Losreißung von England und Verwandelung Irland's in eine Republik nach dem Muster der französischen. Es wurde Geld zur Ausrüstung von Nationalgarden gesammelt. Die Regierung wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie alle politischen Zusammenkünfte verbot. Insgeheim wurden dieselben nur um so eifriger betrieben. Allein die Religion

legte frühzeitig den Keim der Zerstörung in diese Bewegung. Die irländischen Republikaner waren zum größten Theile protestantischen Glaubens. Aus Furcht, daß diese das Uebergewicht gewinnen möchten, bildete sich zu Dublin ein katholischer Convent, welcher von katholischen Gesichtspunkten ausgehend, die weiter reichenden Pläne der Republikaner hemmte und gefährdete. Nach wie vor blieb den Katholiken das Recht versagt, im Parlamente zu sitzen und dreißig der wichtigsten Staatsämter zu bekleiden. Von Neuem erging ein Verbot gegen alle politischen Zusammenkünfte. Der Bund der „vereinigten Irländer," welcher von England nichts hoffte, setzte sich durch ein aus fünf Mitgliedern bestehendes Directorium mit Frankreich in Verbindung. Gehemmt durch die Anhänger des katholischen Conventes, zu sehr vertrauend auf französische Hülfe, welche nicht erschien, zögerten die „vereinigten Irländer" so lange, bis die englische Regierung auf deren Pläne aufmerksam gemacht wurde, und strenge Maßregeln gegen dieselben ergriff. Das irländische Parlament erließ selbst eine Insurrections-Acte, welche allen Obrigkeiten die Befugniß ertheilte, verdächtige Personen zu verhaften und an Bord der königlichen Schiffe zu senden (1796). Von diesem Gesetze der Willkür machte der Vicekönig Lord Cambden den umfassendsten Gebrauch. Die Habeas-Corpus-Acte wurde außer Wirksamkeit gesetzt, den Bewohnern von Irland wurde befohlen, alle Waffen und Kriegsvorräthe abzuliefern, Truppen durchzogen in allen Richtungen das Land, und erlaubten sich die furchtbarsten Grausamkeiten gegen Alle, welche sie in Verdacht hatten, Waffen und Kriegsvorräthe zu verheimlichen. Die Offiziere hatten Vollmacht, die Verdächtigen nicht blos zu verhaften, sondern auch zu richten und zu bestrafen. Die empörendsten Grausamkeiten wurden täglich von den Soldaten an unschuldigen und wehrlosen Menschen verübt. Geheime Agenten der Regierung stachelten die nur zu wohl gerechtfertigte Entrüstung des Volkes auf, um über die Opfer ihrer Arglist mit einem Scheine Rechtens herfallen zu können. Statt einer wohl vorbereiteten und von den edelsten Beweggründen geleiteten allgemeinen Volkserhebung, wie die „vereinigten Irländer" sie beabsichtigt hatten, kam es da und dort zu blutigen Ausbrüchen des Pöbels. Die Katholiken, von ihren Pfaffen mißleitet, fielen in blinder Wuth über alle Protestanten her. Bald hätten die edlen Männer, welche an der Spitze der „vereinigten Irländer" standen, sich überzeugen können, daß die große Masse des irländischen Volkes noch zu roh war und noch zu sehr in den Banden des katholischen Pfaffenthums lag, als daß es einer Bewegung fähig gewesen wäre, welche, fern von Fanatismus und Verfolgungssucht, nur von den Hebeln der Freiheit und des Rechtes getragen wurde. Dessenungeachtet gaben sie ihre Entwürfe nicht auf. Das Directorium versprach ihnen (1797) ein französisches Heer zu Hülfe zu schicken. Die holländische Armee unter Daendels war dazu bestimmt. Die Truppen waren schon eingeschifft. Die Flotte aber, welche sie nach Irland bringen sollte, konnte nicht auslaufen, da eine überlegene englische Seemacht sie blokirte. Dessenungeachtet gaben die „vereinigten Irländer" ihre Pläne nicht auf. Am 23. Mai 1798 sollte aller Orten in Irland der Aufstand ausbrechen. Die Regierung erhielt zwei Tage vorher von dem Plane Kenntniß. Dublin, woselbst sie bedeutende Streitkräfte versammelt hatte, konnte an dem Aufstande nicht Theil nehmen, außerhalb der Hauptstadt wurde dieser jedoch fast allgemein. Beide Theile befleckten sich mit furchtbaren Grausamkeiten. Als aber (20. Juni 1798) Lord Cambden abberufen worden war und Lord Cornwallis zum Nachfolger erhalten hatte, gelang es diesem, nach und nach das Land zu beruhigen. Große Massen wanderten aus. Die Bevölkerung von Dublin allein verminderte sich um siebzehntausend Menschen. Irland verlor sein eigenes Parlament (30. Juni 1800). In Folge der s. g. Vereinigungsacte sandte es hundert Abgeordnete in das brittische Unterhaus und vier zu jedem Parlamente neu zu wählende

Bischöfe, sowie achtundzwanzig auf Lebenszeit von den übrigen zu ernennende Lords in das Oberhaus. Der Verkehr zwischen Irland und Brittannien wurde freigegeben. Irland sollte zwei Siebenzehntel zu den allgemeinen Staatsbedürfnissen beitragen. Bei dieser Gelegenheit legte Georg III. den Titel eines Königs von Frankreich und Navarra, welcher die Verhandlungen wegen des Friedens mit der französischen Republik erschwerte, nieder.

Pitt war damals schon geneigt, den Katholiken gleiche Rechte mit den Protestanten einzuräumen. Allein der bigotte Georg III. genaß von einem schweren Anfalle von Geisteskrankheit unglücklicherweise gerade im entscheidenden Augenblicke. Schon hatte Pitt einen Antrag auf Emancipation der Katholiken und Besoldung der Geistlichkeit durch den Staat beim Parlamente eingebracht. Am 23. Februar 1801, nachdem der König vier Stunden lang ohne Sprache gewesen war, kam er zu sich und sagte: „Ich befinde mich jetzt besser, aber ich will der Kirche treu bleiben." An Pitt schrieb er kurz darauf: „Er sei jetzt ganz wohl, ganz wiederhergestellt von seiner Krankheit, aber was habe der nicht zu verantworten, der daran schuld sei, daß er überhaupt krank gewesen sei?"

Augenscheinlich hatte die Emancipation der Katholiken den Geist des kranken Königs in eine Aufregung versetzt, welche seinen damaligen Anfall von Geistesstörung zur Folge hatte. Ein Mensch, welcher derartigen Anfällen unterworfen, ist gewiß sehr wenig geeignet, die Zügel der Regierung eines mächtigen Reiches zu führen. Nothwendig müssen derartige Anfälle, wie Georg III. sie so häufig hatte, nicht nur die Verstandeskräfte desselben erschüttern, sondern auch den unumgänglich nothwendigen Wechselverkehr desselben mit seinem Volke und seinen Ministern und zwar auch über die Zeit der Dauer des Anfalls hinaus zerreißen. Dessenungeachtet blieb Georg III. noch bis zum Jahre 1811 regierender König. Auf Pitt machten die Worte seines geisteskranken Herrn einen so gewaltigen Eindruck, daß er die Frage der Katholiken-Emancipation fallen ließ. Kurz darauf (10. März 1801) schied er aus dem Ministerium. Der wahnsinnige König schlug den thatkräftigsten Minister aus dem Felde und zugleich die wichtigste Maßregel zum Wohle der Millionen nieder. Das ist Monarchie! Wohl mochte das immer heftiger werdende Verlangen des Volks nach Frieden die nächste Veranlassung zum Rückzuge Pitt's sein. Die Angelegenheit der Emancipation der Katholiken trug aber jedenfalls auch dazu bei.

Neben diesen inneren Wirren des brittischen Reiches ging der Krieg mit Frankreich und dessen Verbündeten noch immer her. In der letzten Zeit hatte er sogar noch eine weitere Verwickelung durch die bewaffnete Neutralität Rußland's, Schweden's, Dänemark's und Preußen's erhalten. Die Fragen, ob frei Schiff frei Gut mache, was unter Contrebande zu verstehen sei, welche Bedeutung der Convoy eines neutralen Staates habe und ob eine blos auf dem Papiere stehende Blokade für eine wirkliche zu achten sei? waren während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts unentschieden geblieben. Wahrscheinlich hätten dieselben auch jetzt keine praktische Bedeutung gewonnen, wenn nicht der Kaiser Paul gegen England verstimmt worden wäre, theils in Folge der Niederlage, welche seine Truppen bei der gemeinschaftlichen Unternehmung gegen Nordholland erlitten hatten, theils weil das englische Cabinet sich weigerte, Malta an ihn in seiner Eigenschaft als Großmeister des Malteser Ordens zu übergeben. An wohl begründeten Klagen gegen England fehlte es den neutralen Mächten nicht. Um sich vor neuen Verletzungen ihrer Flagge zu bewahren, erklärte Schweden (April 1798), daß im Laufe des Sommers zu vier verschiedenen Zeitpunkten Kriegsfahrzeuge von den schwedischen Häfen auslaufen würden, um die nach Lissabon und dem Mittelmeere bestimmten schwedischen Schiffe zu beschützen. Drei Monate später gab Dänemark eine ähnliche Erklärung ab. Mehr als anderthalb Jahre lang ließ England die unter Convoy segelnden Schiffe Schweden's und Dänemark's unbehelligt.

Im December 1799 entspann sich aber ein Streit zwischen dem Befehlshaber der dänischen Fregatte Havfruen, welche mehrere dänische Kauffarthei-Schiffe begleitete, mit einigen englischen Fregatten, welche unweit Gibraltar die Kauffahrer durchsuchen wollten. Die englische Regierung nahm denselben auf, verlangte Genugthuung von dem dänischen Cabinete und erklärte, daß es die Befugniß, Kauffahrer jeder Nation durchsuchen zu lassen, als ein unbestreitbares Recht jeder kriegführenden Macht ansehe und daher jede von dem Befehlshaber eines neutralen Kriegsschiffs geübte Widersetzlichkeit als eine Feindseligkeit ansehen werde. Die dänische Regierung führte ihre entgegenstehende Ansicht aus. Der Streit ruhte eine Zeit lang, wurde aber heftiger, als die Engländer (25. Juli 1800) die dänische Fregatte Freya, welche die Visitation der von ihr begleiteten Kauffahrer nicht dulden wollte, beim Eingange des Canals nahmen und nebst den geleiteten Kauffahrern nach England brachten. Zwar ergab sich bei Visitation der Schiffe, daß dieselben durchaus keine Contrebande mit sich führten, dennoch gab die englische Regierung die dänischen Schiffe nicht los, vielmehr sandte sie eine Flotte vor Kopenhagen und brachte es durch Einschüchterung dahin, daß Dänemark die Entscheidung der streitigen Frage, ob die unter Convoy segelnden neutralen Kauffahrer visitirt werden dürften, bis auf einen günstigern Zeitpunkt hinaus geschoben werden solle. Die von den Engländern aufgebrachten Kauffahrer, desgleichen die Fregatte Freya wurden übrigens losgegeben.

Bevor die englische Flotte in der Nähe von Kopenhagen angelangt war, hatte die dänische Regierung den Vorfall, betreffend die Fregatte Freya, dem russischen Cabinete angezeigt und dessen Beistand angerufen. Kaiser Paul, welcher gegen England aufgebracht war, erließ sofort an die Regierungen Dänemark's, Schweden's und Preußen's die Einladung, eine zweite bewaffnete Neutralität nach dem Muster derjenigen von 1780 zu schließen. Sobald Paul die Nachricht von dem Durchgange einer englischen Flotte durch den Sund erhalten, hatte er einen allgemeinen Beschlag auf alles englische Eigenthum in Rußland gelegt, und großartige Rüstungen zu Land und zu Wasser angeordnet. Auf die Nachricht von dem Abschlusse der Uebereinkunft von Kopenhagen hatte er zwar den Beschlag wieder aufgehoben, allein die kriegerischen Rüstungen fortgesetzt. Am 7. November 1800 ward ein allgemeines Embargo auf alle in den russischen Häfen befindlichen englischen Schiffe gelegt, und dieses mit der Besitznahme der Insel Malta durch die Engländer gerechtfertigt. Gerade um die Zeit, als der englische Bevollmächtigte Lord Whitworth mit Dänemark über die Convoy-Frage unterhandelte, erlaubten sich die Engländer einen neuen und noch schwerern Eingriff in die Rechte der Neutralen. Am 4. September 1800 hatten sich die Engländer einer schwedischen Galliote unter dem Vorwande bemächtigt, deren Papiere untersuchen zu wollen. Sie zwangen den schwedischen Kapitän, englische Seeleute an Bord zu nehmen. Die Spanier, welche von einem schwedischen Schiffe nichts befürchteten, waren nicht auf ihrer Hut. In der Nacht nahmen die auf dem schwedischen Fahrzeuge befindlichen Engländer, mit Hülfe einiger Kanonenboote, zwei reich beladene spanische Handelsfregatten, welche in dem Hafen von Barcelona lagen, und führten sie mit sich fort. Vergeblich waren alle Beschwerden des Stockholmer Cabinets bei der englischen Regierung. Kurz darauf nahmen die Engländer ein preußisches von Embden nach Amsterdam bestimmtes und mit Schiffsbauholz beladenes Fahrzeug und führten es nach Curhafen. Um unangenehme Streitigkeiten zu vermeiden, kaufte der Hamburger Senat das preußische Schiff von den Engländern los, ohne jedoch dadurch die gerechte Besorgniß Preußen's vor andern ähnlichen Uebergriffen England's zu beseitigen. Auf das Drängen Rußland's kamen zuerst (16. Dec. 1800) zwischen dieser Macht, Schweden und Däne-

mark und zwei Tage später zwischen Rußland und Preußen gleichlautende Verträge über die Wiederherstellung der bewaffneten Neutralität zu Stande.

Das englische Cabinet warf seinen ganzen Groll auf Dänemark. Eine englische Flotte von siebenundvierzig Kriegsschiffen, welche bald auf vierundfünfzig vermehrt wurde, ging nach der Ostsee unter Segel, erzwang trotz des Feuers der dänischen Festung Kronenburg die Fahrt durch den Sund, indem die Schweden von Helsingborg aus die englischen Schiffe nicht belästigten. Am 2. April (1801) kam es zu einer blutigen Schlacht, in welcher die englische Flotte mehr als dreitausend Mann und mehrere Schiffe einbüßte, allein auch die Dänen herbe Verluste hatten. Am 3. April wurde ein Waffenstillstand, und am 9. desselben Monats eine Uebereinkunft abgeschlossen, derzufolge der Vertrag mit Rußland über die bewaffnete Neutralität vorläufig außer Kraft gesetzt wurde. Mittlerweile war Kaiser Paul ermordet worden (23. März 1801). Sein Nachfolger Alexander hatte kein Wohlgefallen an der bewaffneten Neutralität. Er setzte die in das Innere Rußland's abgeführten Engländer in Freiheit (26. März 1801). Bald darauf (18. Mai) hob er das auf die englischen Schiffe gelegte Embargo auf. Preußen und Schweden ergriffen ähnliche Maßregeln, welche deren Bereitwilligkeit mit England in Frieden zu bleiben, kund thaten. Am 17. Juni schlossen Rußland und England eine Uebereinkunft ab, derzufolge die Schiffe der Neutralen frei von Hafen zu Hafen und an den Küsten der kriegführenden Mächte mit allen Waaren, die nicht Contrebande seien, fahren durften. Was unter Contrebande zu verstehen sei, sollte nach den Bestimmungen der mit den verschiedenen Mächten geschlossenen Verträge beurtheilt werden. Im Uebrigen gab Rußland alle von ihm früher aufgestellten Grundsätze des Seerechts in der Hauptsache auf. Dänemark trat (am 23. October 1801), Schweden (am 30. März 1802), dem russisch-englischen Vertrage bei. Ein zweitesmal löste sich die bewaffnete nordische Neutralität in nichts auf. Allein sie hatte doch England große Schwierigkeiten und Kosten bereitet. Die englische Staatsschuld war im Jahre 1799 um mehr als hundertundsiebenzig Millionen Pfund Sterling gestiegen, wodurch die Last der jährlichen Abgaben um acht Millionen Pfund Sterling vermehrt wurde. Die Jahresausgabe betrug damals vierundsechzig und eine halbe Million Pfund Sterling. Im Jahre 1802 erhob sich die gesammte fundirte Staatsschuld England's auf vierhundert neunundachtzig und eine halbe Million Pfund Sterling. Um die Zinsen derselben zahlen, und die Kosten des Krieges bestreiten zu können, wurde das Land mit immer neuen Abgaben beschwert und die alten erhöht. Die Einkommensteuer betrug nicht weniger als zehn Prozent von allem Einkommen. Die Unzufriedenheit des Volkes nahm zu, Pitt fand es für klug, sich aus dem Ministerium zurückziehen, wodurch die Abschließung des Friedens von Amiens erleichtert wurde.

Die Freude über denselben war allgemein in England, allein sie war nicht von langer Dauer. Im Laufe eines neunjährigen furchtbaren Krieges hatten die Leidenschaften auf beiden Seiten in dem Maße die Ueberhand über die Vernunft davongetragen, daß es schwer war, denselben Zaum und Zügel anzulegen. Napoleon Bonaparte hatte sich auf den Wogen des Krieges an die Spitze des französischen Volkes geschwungen, Pitt trat schon bald wieder (Mai 1804) in das englische Ministerium ein, von welchem er mehr zum Scheine, als in der Wirklichkeit abgetreten war. Der Krieg war schon vor seinem Wiedereintritt ausgebrochen (16. Mai 1803) und wüthete elf Jahre lang ununterbrochen fort.

Die kurze Zeit des Friedens, welche England genoß, war durch mannigfaltige Ausbrüche der Unzufriedenheit des Volkes bezeichnet. Ein neuer Anschlag auf das Leben des Königs, an dessen Spitze Oberst Despard stand, kam zu Tage, mehrere Soldaten der Garde waren in denselben verwickelt. Der Plan ging dahin, den König auf dem Wege zum

Parlamente (5. November 1802) gefangen zu nehmen, oder zu ermorden. Zehn der Verschworenen wurden des Hochverrathes für schuldig erklärt, Despard und sechs ander hingerichtet (2. Februar 1803).

Neue Unruhen brachen in Irland aus und dauerten vom Januar bis gegen End Juli's 1803.

In demselben Jahre starben Pitt (23. Januar 1806) und Fox (15. September 1806) Es war ein großes Unglück für England, daß diese beiden Männer nicht mit vereinter Kräften arbeiten konnten. Fox würde Pitt auf dem Wege der Freiheit voran getrieben Pitt dem weniger praktischen Fox die Mittel geboten haben, seinen Einfluß auf Parlamen und König zu befestigen. Beide vereint würden im Stande gewesen sein, manchen Vorurtheilen des Königs und der Aristokraten Schranken zu ziehen. Der praktische Pitt gewann bei Lebzeiten den Sieg über den weit höher begabten Fox. Die Nachwelt reichte aber di Palme seinem Gegner.

Noch immer war die Frage der Emancipation der Katholiken nicht gelöst. Di Minister Grenville und Howick brachten dieselbe vor das Parlament, indem sie vorschlugen den irländischen Katholiken den Zutritt zu allen Ehrenstellen im Heere zu eröffnen. In entscheidenden Augenblicke erklärte sich jedoch der König, aufgeregt von Pfaffen und Aristokraten, dagegen. Grenville und Howick zogen sich zurück (25. März 1807). Das neu Ministerium, an dessen Spitze der Herzog von Portland stand und in dessen Schooße Canning, Castlereigh und Perceval die hervorragendsten Stellen einnahmen, führten die Verwaltung des Staates im Sinne Pitt's weiter, d. h. sie setzten den Krieg mit Frankreich fort, machten immer neue Schulden, vermehrten das Heer, erhielten durch harte Maßregeln, namentlich die s. g. irländische Insurrectionsbill, die Mißstimmung im Schooße dieses Landes rege, hatten kein Ohr für die immer lauter geforderte Parlamentsreform und setzten allen Beschwerden des Volkes den heftigsten Widerstand entgegen. Im Jahre 1810 fanden zu London widerholt unruhige Bewegungen statt, wozu die willkürliche Verhaftung Burdett's (9. April 1810) die Veranlassung gab. Die Söhne des Königs, welche alle verschwenderisch waren, kosteten dem Lande unermeßliche Summen. Eine Scandalgeschichte, in welcher der Herzog von York eine traurige Rolle spielte, zwang diesen, seine Stelle als Oberbefehlshaber des englischen Heeres nieder zu legen. Dieselbe wurde ihm jedoch schon bald wieder übertragen (25. Mai 1811).

Die Krankheit des Königs nahm dermaßen überhand, daß es den Ministern nicht mehr möglich war, die erforderlichen Unterschriften von demselben zu erlangen und noch weniger, ihn mit Anstand das Parlament eröffnen zu lassen. Statt der Worte: "My Lords, Gentlemen and Commons," hatte er (1810) das Parlament mit den Worten eröffnet: "My Lords, Gentlemen and Peakocks" (Pfauen). Es war unmöglich, Georg III. länger an der Spitze der Regierung zu lassen. Am 6. Februar 1811 übernahm der Prinz von Wales die Regentschaft. England gewann bei dem Tausche wenig. Der Prinz von Wales war der lasterhafteste Mensch seiner Zeit, der schlimmste Verschwender und Schuldenmacher, der hartherzigste Gatte und Vater, der schamloseste Wollüstling. Schwerlich hatte irgend ein englischer Aristokrat so wenig Mitgefühl, als er, mit den Leiden seines Volkes.

Zu allen bisher geschilderten Trübsalen kam seit dem Jahre 1808 noch die Continentalsperre, welche allerdings nicht, wie Napoleon gewähnt hatte, den englischen Handel, wohl aber mehrere Zweige desselben zu Grunde richtete. Allein die Regsamkeit und die Ausdauer der englischen Nation waren zu groß, als daß diese sich hätte entmuthigen lassen. Sie suchte und fand für jeden Handelsweg, der ihr erschwert wurde, einen

andern, sie eröffnete sich neue Hülfsquellen, richtete neue Industriezweige ein, so oft ihr ein alter abgeschnitten wurde und trieb überdies, der Sperre Napoleon's zum Trotze, einen umfassenden Schmuggelhandel mit dem Festlande Europa's. Allein wer leugnen wollte, daß die Continentalsperre dem englischen Handel empfindlichen Nachtheil brachte, müßte vom Parteigeiste vollständig verblendet sein.

Die Mißstimmung Irland's dauerte fort. In den englischen Fabrikbezirken fanden in Folge der Einführung neuer Maschinen verderbliche Unruhen statt (1811 und 1812). Die Arbeiter, welche die Bedeutung der neuen Erfindungen für das Fabrikwesen nicht erkannten, ließen ihren Unmuth aus, indem sie die neuen Maschinen da und dort zerstörten. Doch wurde nach und nach diese Aufregung unterdrückt, ohne daß die Lage der Arbeiter verbessert worden wäre.

Am 11. Mai 1812 fiel Perceval von der Hand eines durch die Ungunst der Zeiten zu Grunde gerichteten Kaufmanns, dessen Bittschriften von dem Minister keiner Antwort werth gehalten worden waren. Dennoch behauptete sich das verhaßte Ministerium, weil der Prinz-Regent, so bald er die Zügel der Regierung ergriff, seine früher zur Schau getragenen liberalen Gesinnungen ablegte und mit der verrotteten Aristokratie und dem heuchlerischen Pfaffenthume vereint allen Reformbestrebungen mit der höchsten Bitterkeit entgegentrat. An Perceval's Stelle trat Lord Liverpool. Bei dieser Zusammensetzung des Ministeriums konnten weder die irländischen Katholiken, noch die englischen Parlamentsreformer auf Zugeständnisse von Seiten der Regierung hoffen. Die Unzufriedenheit dauerte fort.

Das Leben des Prinz-Regenten gab, trotz seiner gerühmten Anhänglichkeit für die Staatskirche, allen für Sittlichkeit empfänglichen Gemüthern den größten Anstoß. Er hatte von dem Tage an, da Karoline von Braunschweig ihren Fuß auf englischen Boden gesetzt, sie auf das Unwürdigste behandelt. Zu ihrem Empfange sandte er eins seiner Kebsweiber, die Lady Jersey. Er setzte sein liederliches Leben nach seiner Verheirathung (im Jahre 1795) gerade so, wie früher fort und trennte sich schon kurze Zeit nach geschlossener Ehe (1796) in herzlosester Weise von seiner Gattin. Der einzige Beweggrund, die Fesseln der Ehe auf sich zu nehmen, war für ihn gewesen, die Zahlung seiner Schulden zu bewirken. Nachdem dieses Ziel erreicht war, bekümmerte er sich nicht mehr um seine Gattin, so wenig, als um sein einziges Kind, die Prinzessin Charlotte. Seit ihrer Trennung lebte die Prinzessin Karoline in der Nähe von London auf einem Landsitze, woselbst sie von Pitt, Canning und anderen englischen Staatsmännern, Admiralen und Generalen nicht selten besucht wurde. Bei den Streitigkeiten, welche, ungeachtet der Trennung von ihrem Gemahle zwischen diesem und der Prinzessin häufig vorkamen, stand der König anfangs immer auf der Seite seiner Schwiegertochter. Seit langer Zeit gingen übrigens finstere Gerüchte über den Lebenswandel der Prinzessin Karoline. Diese gewannen im Jahre 1806 einen solchen Höhepunkt, daß der Prinz von Wales, aufgestachelt von seinen Brüdern Kent und Sussex, davon Notiz nahm. Der König ordnete eine Untersuchung an, welche zwar sehr anstößiges Geschwätze zu Tage brachte, nichts desto weniger (1807) mit der gänzlichen Freisprechung der Prinzessin endigte. Der Haß, welchen der Prinz von Wales auf seine Gemahlin geworfen hatte, erhielt durch die Verhandlungen dieses Prozesses neue Nahrung und that sich schon bald dadurch kund, daß der Vater die Prinzessin Charlotte, welche ihre Mutter zärtlich liebte, von dieser trennte und der Mutter und Tochter die Freude versagte, sich gegenseitig, so oft, als sie wünschten, zu sehen. Am 14. Januar 1813 richtete die Prinzessin Karoline deshalb einen Brief an ihren Gatten und veröffentlichte denselben, als ihr keine Antwort zuging, in den Zeitungen. Die Folge davon war, daß der Prinz-Regent die

Besuche der Mutter bei ihrer Tochter gänzlich verbot und die Verhandlungen bekannt machen ließ, welche über das Benehmen der Prinzessin Karoline gepflogen worden waren. Die bittere Gesinnung nahm zwischen beiden Eheleuten mehr und mehr zu. Die öffentliche Meinung war zum größern Theile auf Seiten der Prinzessin Karoline, die Gewalt lag in den Händen des Prinz-Regenten, welcher von derselben einen ihm zur höchsten Schande gereichenden Gebrauch machte. Erst später kam es jedoch zu jenem Scandalprozesse, welcher mehrere Monate hindurch die ganze Welt in Staunen und Verwunderung setzte und das schlimmste Licht auf die höhere Gesellschaft Europa's warf.

Schwerlich wird der unbefangene Schriftsteller die Prinzessin Karoline von den gegen sie vorgebrachten Anschuldigungen frei sprechen können. Allein sie deckte wenigstens ihre Schwächen mit dem Schleier des Geheimnisses zu. Ihr Gemahl aber, welcher sich über sie beschwerte, sprach allem Schamgefühle Hohn, indem seine ehebrecherischen Verhältnisse stadtkundig, ja weltkundig waren. Der verpestende Einfluß, welchen das Beispiel des Prinzen von Wales seit Jahrzehnten auf die höheren Classen der englischen Gesellschaft ausgeübt hatte, wirkte um so verderblicher, je größer die Noth des Volkes in jenen Zeiten des Krieges war und je mehr Aufforderung daher die ganze königliche Familie hatte, der schwer gedrückten englischen Nation die auf ihr ruhenden Lasten nach Kräften zu erleichtern und deren sittliches Gefühl zu heben, statt dasselbe auf's Frechste zu verletzen.

Der Uebermuth der englischen Regierung verstrickte dieselbe im Jahre 1812 in einen Krieg mit den Vereinigten Staaten Nordamerika's. Die englischen Machthaber irrten sich, wenn sie vermeinten, mit der nordamerikanischen Union so leicht fertig werden zu können, als mit den neutralen Mächten Europa's. Wir sparen übrigens den ausführlichen Bericht über diesen Krieg auf die Geschichte der Vereinigten Staaten Nordamerika's. *)

Während der langen Kriegsjahre hatte England seine Colonien immer weiter ausgedehnt und namentlich in Ostindien seine Macht fester begründet. Im Jahre 1814 ging der Freibrief der ostindischen Compagnie zu Ende. Die Frage, ob und unter welchen Bedingungen derselbe erneuert werden sollte, setzte alle Gemüther in Bewegung. Nach langwierigen und heftigen Verhandlungen wurde (21. August 1813) der Freibrief der Compagnie zwar erneuert, jedoch unter mannigfaltigen Modificationen. Der ausschließliche Handel mit China wurde ihr bestätigt. Dagegen wurde der Handel mit Ostindien sämmtlichen brittischen Unterthanen unter gewissen Beschränkungen frei gegeben.

Im Jahre 1812 war die Staatsausgabe auf einhundert und vier Millionen Pfund Sterling gestiegen. Die Zinsen und die Zuschüsse zum Tilgungsfond verschlangen mehr als sechsunddreißig und eine halbe Million, die Hülfsgelder, welche England den verschiedenen europäischen Mächten (1813) bezahlte, erreichten die Summe von elf Millionen viermalhunderttausend Pfund Sterling. Die Staatsschuld betrug die unerhörte Summe von siebenhundert sieben und achtzig Millionen Pfund Sterling, welche an Zinsen und sonstigen Kosten jährlich vierzig Millionen verschlang.

Die Freude über den Frieden wurde durch den Gedanken an die furchtbaren Kosten, welche durch den Krieg dem Volke auferlegt worden waren, sehr verbittert. Wie der Uebergang vom Frieden zum Kriege, so brachte auch die Rückkehr zum Frieden mannigfaltige Störungen in die Handelswelt. Eine der wichtigsten Fragen, welche nach dem ersten Pariser Frieden zur Sprache kam, betraf die Getreidezölle.

Jahrhunderte lang war Alt-England im Interesse der Nachkommen der normännischen Ritter, welche das Land unter sich getheilt hatten, verwaltet worden. Es war nur eine

*) Siehe unten im achten Abschnitt

Folge des Regierungssystems Wilhelm's des Eroberers, daß (1670) die Einfuhr des Korns durch hohe Zölle erschwert oder vielmehr fast gänzlich unmöglich gemacht, während die Ausfuhr desselben durch Prämien begünstigt wurde. Die Eroberer England's hatten sich mit dem Lande begnügt, deren Nachkommen griffen weiter um sich. Sie riefen die Gesetzgebung zu Hülfe, um das Monopol des Landbesitzes, das sie schon hatten, einträglicher zu machen. In gewöhnlichen Zeiten lasteten die Zölle schwer auf der ganzen Bevölkerung England's, deren Brod sie vertheuerten. Im Kriege oder bei Mißwachs steigerten die hohen Zölle das Elend des Volkes in einem Grade, welcher auf die Dauer unerträglich wurde. So kam es, daß im Jahre 1765 die Noth die Regierung dazu zwang, um einer Hungersnoth vorzubeugen, die hohen Zölle auf die Einfuhr des Getreides abzuschaffen. Während der Kriege, welche England mit den Vereinigten Staaten Nordamerika's und Frankreich führte, waren die Preise des Getreides so hoch, daß ohne einige Zufuhr von Außen das Volk nicht im Stande gewesen wäre, dieselben zu bezahlen. Im Jahre 1804 wurde die Bestimmung getroffen, daß, so bald der Weizen bis zum Preise von dreiundsechzig Schillingen das Quarter gestiegen sein würde, eine Abgabe von zwei Schillingen und sechs Pence darauf lasten solle. Bis das Quarter achtundvierzig Schillinge kostete, wurde dessen Ausfuhr durch eine Prämie von fünf Schillingen erleichtert. Die nothwendige Folge dieser Bestimmung war, daß die Getreidepreise in England höher standen, als in der ganzen übrigen Welt. Mit Recht hatten sich die arbeitenden Classen über diese Getreidegesetze beklagt, welche um so schwerer auf ihnen lasteten, je drückender die Abgaben für sie waren und je störender der Krieg auf alle Verhältnisse eingewirkt hatte. In England war man gewohnt, die Zustände Frankreich's als entsetzlich zu verschreien. In der That hatten die Franzosen zweimal feindliche Heere in ihrer Hauptstadt gesehen. Auf englischen Boden hatte kein Feind den Fuß gesetzt. Allein die Franzosen aßen doch wohlfeileres Brod, als ihre Nachbarn im Norden des Canals. Das Joch ihrer Grundherren war und blieb selbst nach der Rückkehr der Bourbonen zertrümmert. Dasjenige, welches die Nachkommen der normännischen Eroberer England auferlegten, wurde sogar während des Krieges mit Frankreich noch härter gemacht.

Die Revolution hatte belebend und kräftigend auf Frankreich gewirkt, und selbst der napoleonische Despotismus ließ die Errungenschaften des 4. August 1789 unangefochten. Das Getreide konnte dort von arbeitsamen Eigenthümern, auf welchen keine so schweren Abgaben, als in England lasteten, wohlfeiler hervorgebracht werden, als im Norden des Canals, wo die geringe Zahl der Grundbesitzer die bevorzugte Kaste bildete. Die richtige Ausgleichung wäre gewesen, den englischen Landbebauer in den Stand zu setzen, ebenso wohlfeil zu produciren, als der französische. Daran dachte aber Niemand in England, weil dadurch die herrschende Aristokratie gezwungen worden wäre, einen Theil ihres Ueberflusses zum Besten der ärmeren Klassen aufzugeben. Es hätten ähnliche Opfer gebracht werden müssen, wie sie der französische Adel und die französische Kirche am 4. August 1789 in Frankreich gebracht hatten. Dazu waren die englischen Aristokraten und Pfaffen durchaus nicht geneigt. Von allen Abänderungen, welche die französische Revolution in ihrem Gefolge hatte, war den englischen Grundbesitzern keine verhaßter, als diejenige, auf welcher wesentlich die Blüthe Frankreich's beruhte, nämlich die Einziehung der Güter der Kirche, der freiheits- und vaterlandsverrätherischen Aristokraten, der Verkauf der Nationalgüter und die Abschaffung aller aus dem Lehnswesen hervorgegangenen Lasten und Abgaben. Schwerlich hätten die englischen Aristokraten einen so grimmigen Kampf gegen Frankreich geführt, wenn sie nicht gefürchtet hätten, die Bevölkerung England's möchte auch nach

ähnlichen Eigenthums-Verhältnissen streben, wie sie durch die Revolution in Frankreich eingeführt wurden.

Seit dem Jahre 1812 und 1813 wirkten die englischen Aristokraten auf Erhöhung der Kornzölle hin. Dagegen verlangten die arbeitenden Classen eine Herabsetzung derselben. Am 16. Mai 1814 ging im englischen Unterhause ein Gesetzesvorschlag durch, welcher die Ausfuhr von Getreide oder Mehl frei gab, ohne dieselbe jedoch durch Prämien zu begünstigen. Dagegen ließ sich nichts Erhebliches einwenden. Doch betraf die Hauptfrage nicht die Ausfuhr, sondern die Einfuhr des Getreides. Als diese Frage (im Jahre 1815) im Parlamente verhandelt wurde, kam ganz England in Bewegung. Es fanden in London mehrere Volksaufstände statt, welche mit Gewalt niedergeworfen wurden. Die hartherzigen Aristokraten besaßen die Mehrzahl im Parlamente, und setzten durch, daß erst, wenn der Preis des Korn's auf achtzig Schillinge das Quarter gestiegen wäre, dieses abgabenfrei eingeführt werden könne. Nur zu Gunsten der nordamerikanischen Freistaaten wurde die Bestimmung getroffen, daß die Einfuhr schon frei sein solle, falls der Preis auf siebenundsechzig Schillinge gestiegen sei.

Das Gesetz hatte zwar gleich anfangs nicht den von den kornwuchernden Landbesitzern England's erwünschten Erfolg, allein aus Gründen, welche von demselben ganz unabhängig waren. Die Kornpreise fielen damals, weil die Speculanten mit Rücksicht auf die Kriegsbedürfnisse große Vorräthe aufgespeichert hatten, welche sie zu den früheren Preisen bei verminderter Nachfrage nicht absetzen konnten. Hierzu kam, daß die Banken von den Pächtern die diesen gemachten Vorschüsse wegen Mangels an baarem Gelde zurückforderten und diese dadurch zwangen, ihre Vorräthe um jeden Preis loszuschlagen. Die besonderen Verhältnisse des Augenblicks änderten sich jedoch bald. Die dauernde Folge des Korngesetzes vom Jahre 1815 trat nach einiger Zeit ein und bestand darin, daß die Engländer Jahrzehnte hindurch das theuerste Brod in Europa aßen, die reichen Grundbesitzer aber von ihren Pächtern immer höhere Pachtschillinge erpreßten, mit anderen Worten, daß die arbeitenden Classen das Monopol der Grundbesitzer um so drückender empfanden, je mehr diese auf Kosten der Mehrheit vom Gesetze begünstigt waren.

Der Entwickelungsgang, welchen England in den Jahren 1789 bis 1815 nahm, bildet einen höchst anziehenden Gegensatz zu demjenigen Frankreich's. In England trugen die Conservativen einen entscheidenden Sieg davon und die Folge war ein zweiundzwanzigjähriger Krieg, welcher die Nation mit einer unerhörten Schuldenlast beschwerte, den Druck der Abgaben mehr als verdreifachte, den Einfluß und die Macht des Pfaffenthums und der Aristokratie erhöhte und jedweden Fortschritt auf geistigem und politischem Gebiete vollständig vernichtete.

Im Jahre 1793 glaubten die Engländer sehr schwer bedrückt zu sein, als sie nicht ganz achtzehn Millionen Pfund Sterling an Abgaben aufbringen mußten; im Jahre 1814 hatten sie nahezu neunundsechzig Millionen zu zahlen. Dazu kam aber, daß Jahr für Jahr die Schuldenlast zunahm. Das Deficit, welches durch Anleihen oder Schatzkammerscheine gedeckt werden mußte, steigerte während der ersten Kriegsperiode (1793—1802) die Staatsschuld von 244,118,635 Pfund Sterling auf 520,207,101 und die Zinsenlast von 9,302,328 auf 18,643,725, wozu noch zwei Anleihen für Oesterreich, welche England zur Last blieben, im Betrage von 6,220,000, mit einer Zinsenlast von 458,931 Pfund Sterling hinzugingen.

In der zweiten Kriegsperiode (1803—1814) wurden noch im Betrage von zweihundertfünfzig Millionen Schulden gemacht, so daß die während des Krieges dem Lande aufgebürdete Schuldenlast beiläufig fünfhundertzweiunddreißig Millionen Pfund Sterling

oder 2660 Millionen Dollar, 13,300 Millionen Franken oder über sechs Milliarden Gulden betrug.

Eine so schwere Last luden die beiden Pariser Frieden nicht auf Frankreich, als die Kriegsjahre England aufgebürdet hatten. Frankreich hatte seit dem Jahre 1789, trotz aller Verirrungen der Revolutions- und aller Gewaltthätigkeiten der Kaiserperiode fast in jeder Beziehung, namentlich was den Zustand des Ackerbau's, die Gesetzgebung und Rechtspflege, die innere Verwaltung des Staats und das Vermögen der Nation betrifft, weit größere Fortschritte gemacht, als England. Die Franzosen hatten nicht immer den rechten Weg eingeschlagen, allein sie hatten sich doch geregt auf allen Gebieten des Krieges und des Friedens. In England blieb der Hauptsache nach alles beim Alten. In vielen Beziehungen machte das Volk entschiedene Rückschritte, indem der wüthende Grimm gegen die Lehren der französischen Revolution die Nation oder wenigstens die höheren Classen derselben den Einflüsterungen der schlimmsten Reactionäre zugänglich machte.

Frankreich wurde wohl nach zwanzigjährigen Triumphen am Ende besiegt, allein nicht von England, sondern von dem verbundenen Europa. Eine Niederlage im Kampfe mit solchen Gegnern zeugt den Umständen nach von einer größeren Kraft, als mancher Sieg, welchen eine Nation im Kriege mit der anderen erringen mag.

Frankreich sowohl, als die meisten übrigen Staaten des europäischen Festlandes erholten sich schnell von den Verheerungen und Lasten ihrer Kriege. Auf England ruhen heute noch mit Centnerschwere die während derselben Zeitperiode gemachten Schulden.

§ 36 Oesterreich.

Nächst England bewies Oesterreich die der französischen Revolution feindlichste Gesinnung. Die unmittelbare Folge davon war, daß auch dieses Land, oder vielmehr dieses Conglomerat nicht zusammengehöriger Landestheile sich gewaltsam jedwedem Fortschritte verschloß, durch die langwierigen Kriege in seinen Finanzen zerrüttet wurde, furchtbare Verheerungen und Brandschatzungen erlitt und am Ende, trotz der Vergrößerung, welche das Haus Habsburg davon trug, nicht den geringsten Vortheil von dem Frieden zog.

Auf die kurze Periode josephinischen Fortschritts folgte ein nur wenig unterbrochener Krieg, welchen die österreichische Regierung in ihren inneren, wie in ihren äußeren Verhältnissen, dem Geiste der Zeit, d. h. der Freiheit und der Bildung, machte.

Der Werth des einzelnen Menschen, wie einer Staatsregierung hängt wesentlich ab von dem Maßstabe, an welchem sie die Tagesereignisse messen. Wenn derselbe nicht länger ist, als der Tag, an welchem diese stattfinden, so ist er zu kurz, um zu einem richtigen Resultate zu führen. Umfaßt er einen zu großen Zeitabschnitt, ist derselbe oft zu lang für die Hand eines kleinen Menschen. Je länger er aber ist, vorausgesetzt, daß der Messende ihn zu handhaben weiß, desto richtiger wird die Messung ausfallen. Der Maßstab, welchen die österreichische Regierung nach Joseph's II. Tode an den Gang der Zeit zu legen pflegte, war immer sehr kurz, und der Geist, in welchem er von ihr angelegt wurde, sehr beschränkt. Unter anderen Formen hatte die österreichische Regierung während des ganzen Zeitabschnitts vom Jahre 1789 bis 1815 große Aehnlichkeit mit der englischen. Die Tendenz beider Regierungen war dieselbe, obgleich allerdings die englische Staatsmaschine sich viel wirksamer erwies, als die österreichische. Beide Regierungen kamen in dem Streben überein, die Ideen, welche die französische Revolution in Umlauf gebracht hatte, mit Gewalt zu bekämpfen. England verfolgte diese Richtung mit unwandelbarem Starrsinn; Oesterreich fing aber seit dem Jahre 1809 an, zu erkennen, daß die alten Hebel des Despotismus ihm

nicht zum Siege verhelfen könnten. Es nahm daher die Maske der Volksthümlichkeit und Freiheit vor, welche es freilich schon nach den ersten Niederlagen wieder ablegte. Ein zweites Mal ließ es sich dieselbe, von Preußen gedrängt, auf kurze Zeit gefallen. Allein schon vor dem Wiener Congresse legte sie dieselbe stillschweigend zur Seite, nahm sie nach der Rückkehr Napoleon's von Elba wieder auf einige Augenblicke vor, um sie dann für immer zu zerbrechen und offen für den Despotismus in die Schranken zu treten.

Nur diese Wahlverwandtschaft zwischen der englischen und österreichischen Regierung erklärt die Bundesgenossenschaft, welche beide Mächte durch den ganzen Zeitabschnitt von 1789 bis 1815 fast ununterbrochen festhielten. Allerdings bestand dieselbe nicht zwischen den beiderseitigen Völkern, denn zwischen Volk und Regierung ist oft ein sehr großer Unterschied. In England hatte wenigstens ein Theil der Bewohner verfassungsmäßige Rechte, welche kein König anzutasten wagte. Die ganze Nation hatte überdies die Preßfreiheit, deren sich entschlossene Männer immer zur Aufklärung der Massen und zur Anregung edler Bestrebungen bedienen konnten. Das österreichische Conglomerat-Volk hatte als solches weder Rechte, noch Verfassung, noch auch nur eine Persönlichkeit. Die verschiedenen Nationalitäten oder Bruchstücke solcher, woraus der österreichische Gesammtstaat bestand, die verschiedenen Provinzen, in welche es zerfiel, hatten theilweise besondere Verfassungen, welche jedoch das habsburgische Haus in Zeiten des Glücks mit Füßen zu treten pflegte und nur in Tagen der Noth anerkennen zu wollen versprach.

Die traurige Beschaffenheit der österreichischen Monarchie wird uns am anschaulichsten, wenn wir uns die Männer vergegenwärtigen, welche dort am Staatsruder saßen. Kein offener und kräftiger Charakter konnte sich am österreichischen Hofe während dieses ganzen Zeitabschnittes behaupten. Nur Schleicher, Heuchler oder wenigstens schwache und fügsame Menschen gediehen in der Nähe der Nachfolger Joseph's II. Jede Kraftäußerung, selbst wenn ein Mitglied der kaiserlichen Familie dieselbe an den Tag legte, jede selbständige Ansicht war verpönt und erregte Verdacht.

Mit dem ersten und ältesten Sprossen des lothringisch-habsburgischen Hauses erstarb der von oben herab wirkende Eifer für Fortschritt, Menschenwohl und Volksbeglückung, und an dessen Stelle trat das hergebrachte Streben der Habsburger, alles möglichst beim Alten zu belassen und nur, wo möglich, die Gewalt des herrschenden Hauses zu erweitern und zu befestigen. Joseph's II. Bruder, Leopold, hatte, so lange ihm von Wien aus eine gute Anregung zu Theil wurde, in Toscana manche Mißstände abgeschafft, allein seine Regierung in Deutschland bewies, daß dieses nicht aus eigenem Antriebe, sondern durch die Macht der Verhältnisse geschehen war. Schon die Gesichtszüge Leopold's II. deuteten weder Geist, noch frische Kraft an. In der Unterhaltung erhob er sich nicht über die allergewöhnlichsten Gegenstände. Durch seine Ausschweifungen bereitete er sich ein frühes Grab. Seine Gemahlin, Marie Ludovika von Spanien, war noch beschränktern Geistes, als er, und in dem finstersten Aberglauben erzogen. Als sie das erste Mal nach Livorno reisen sollte, fürchtete sie sich sehr wegen der Juden, welche dort wohnten, und erklärte, daß die spanische Polizei in Betreff derselben weit vorzüglicher sei, da sie solches Volk ohne weitere Umstände verbrenne.

Der Hof Leopold's in Florenz trug ganz das Gepräge des spanischen Ceremoniells. Die Hofleute beugten das Knie, sobald sich ihnen ihr Herr näherte und thaten es mit der größten Freudigkeit, weil die Ehre, eines Wortes aus den erlauchten Lippen gewürdigt zu werden, sie über jedes Gefühl der Demüthigung hinwegsetzte.

Hätte Leopold Reformeifer besessen, hätte er Sinn für den Fortschritt, für Aufklärung und Freiheit gehabt, so hätte er es bewähren müssen, als er von der untergeordneten und

abhängigen Stellung eines Großherzogs von Toscana auf den deutschen Kaiserthron und zur Herrschaft über die österreichische Monarchie gelangte. Wäre er vom Geiste Joseph's II. beseelt gewesen, hätte er in demselben regiert, als er sich zu entscheiden hatte, ob er die von, seinem Bruder eingeführten Neuerungen aufrecht erhalten, oder beseitigen wollte. Er that das Letztere. Er fing sofort seine Regierung damit an, daß er Joseph's II. geheimes Cabinet aufhob und dessen Vertrauensmänner des Dienstes entließ. Zum Director der neuen Cabinetskanzlei ernannte Leopold seinen Günstling, den jungen Fürsten Karl von Lichtenstein, dessen Charakter schon aus der einen Thatsache erkenntlich ist, daß er zugleich die Leitung der niedrigen Vergnügungen seines Herrn, in Uebereinstimmung mit dessen italienischem Vertrauten, Manfredini, übernahm.

Die französische Revolution war zur Zeit, da Leopold die Zügel der Regierung der österreichischen Länder erfaßte, in vollem Gange. Joseph II. hatte manche derjenigen Reformen von oben herab eingeführt, welche die französische Revolution von unten herauf durchsetzte. Die meisten derselben waren nicht minder im Interesse des Regentenhauses, als der Völker vorgenommen worden. Natürlich waren diejenigen Stände, welche durch die Maßregeln Joseph's II. beschränkt worden waren, mit denselben nicht zufrieden. Die Schwierigkeiten, in welche die österreichische Monarchie dadurch versetzt worden, waren groß und mannigfaltig. Allein die Gefahren, welche derselben aus einer Rückkehr zum Alten erwuchsen, waren ungleich größer als diejenigen, welche aus einem umsichtigen und mit Festigkeit gepaarten Verharren auf dem neu begründeten Regierungs-Systeme hervorgegangen wären.

Leopold II., welcher nur zum Scheine in Toscana reformirt hatte, wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er in allen Punkten die Wünsche des Adels, des Pfaffenthums und der durch die französische Revolution in Schrecken gesetzten sämmtlichen Kaiser und Könige Europa's erfüllte. Er rettete dadurch nicht das von Frankreich bedrohte Belgien. Er verlieh den übrigen Theilen der österreichischen Monarchie durch die Rückkehr zu dem abgenutzten habsburgischen Regierungssysteme keine höhere Widerstandskraft nach Außen, keine größere Ordnung in der Verwaltung des Innern, vielmehr versetzte er sein Reich in jenen beklagenswerthen Zustand, welcher in späteren Jahren, als es von Frankreich die furchtbarsten Niederlagen erlitt, an den Tag trat.

Zur Zeit, da Leopold zur Herrschaft in Deutschland und in den habsburgischen Ländern gelangte, war er, durch die drohenden Stürme aufgefordert, sein Reich in die Lage zu versetzen, denselben die Spitze bieten zu können. Er that es nicht. Statt den Weg der Reform, den Joseph II. betreten hatte, weiter zu gehen, oder wenigstens auf dem Flecke, den sein Bruder erreicht hatte, stehen zu bleiben, vernichtete er, so weit es in seiner Macht stand, alles Gute, welches Joseph II. begründet hatte. Er stellte in den belgischen Provinzen die mittelalterlichen Vorrechte des Adels und der Kirche wieder her, brachte die Universität Löwen auf den alten Fuß zurück. Er gewährte den Provinzen nicht diejenigen Vorrechte, welche sie durch Karl VI. erhalten, sondern nur diejenigen, welche sie zur Zeit Maria Theresien's genossen hatten. Er befriedigte daher nicht einmal Adel und Geistlichkeit, geschweige denn die Masse des Volkes. Selbst den Schein der Unterwürfigkeit erreichte er nicht durch den guten Willen der belgischen Provinzen, sondern nur durch Waffengewalt. Die Unzufriedenheit dauerte, trotz den Rückschrittsbewegungen Leopold's, fort und trug wesentlich dazu bei, den Franzosen nach Leopold's Tode die Eroberung dieser Gränzprovinzen leicht zu machen.

Die Gährung in Ungarn und Siebenbürgen verlor sich zwar, nachdem Leopold die alte Verfassung dieser Länder wieder hergestellt hatte. Allein es erwuchsen der österreichi-

schen Monarchie aus dieser Rückkehr zum Alten bleibende Schwierigkeiten, welche bis auf den heutigen Tag noch fort dauern und welche wiederholt zu höchst bedenklichen Streitigkeiten und im Jahre 1848 zu einer Revolution führten. Die Weisheit ist nicht groß, welche nur für den Augenblick sorgt, die ganze Zukunft aber in Frage stellt.

Die von Joseph II. getroffenen Einrichtungen mochte Leopold aufheben, diejenige geistige Anregung aber, welche sämmtliche österreichische Provinzen durch Joseph II. erhalten hatten, dauerte, allen polizeilichen Maßregeln ungeachtet, dem immer weiter um sich greifenden Polizeisysteme und Soldatenunwesen und der wiedereingeführten Censur zum Trotze fort. Sie that sich im Jahre 1848 in einer Weise kund, welche sogar die Existenz der habsburgischen Monarchie in Frage stellte. Wenn dem Kaiser Joseph II. ein Vorwurf daraus gemacht wird, daß er zu rücksichtslos voranschritt, so trifft dessen Nachfolger mit viel besserem Grunde der Vorwurf, noch schneller und rücksichtsloser zurückgeschritten zu sein.

Leopold hatte in Italien nicht blos den größern, sondern auch den bessern Theil seines Lebens zugebracht. Fünfundzwanzig volle Jahre (von 1765 bis 1790) war er in Toscana gewesen. Als Jüngling von achtzehn Jahren hatte er dort seine Wirksamkeit begonnen. Er war mehr Italiener, als Deutscher. Für den Geist seiner Zeit hatte er kein Verständniß. Er war von Natur nicht stark und hatte seine schwache Kraft durch Ausschweifungen vor der Zeit erschöpft. Furcht und Argwohn hielten ihn gefangen. Aus Toscana brachte er seine italienische geheime Polizei nebst dem ganzen Troße der dazu gehörigen Spione und Angeber nach Deutschland. Mit der Türkei schloß er zwar (4. August 1791) Frieden zu Szistowa, indem er alle gemachten Eroberungen herausgab, gegen Frankreich bereitete er aber einen Krieg vor, welcher die österreichische Monarchie mehr als einmal an den Rand des Verderbens brachte. Er schloß (27. August 1791) jenen übelberüchtigten Vertrag von Pillnitz mit dem Könige von Preußen ab, durch welchen sich die beiden Monarchen zu dem Zwecke vereinigten, für die Befreiung des Königs von Frankreich aus seiner Abhängigkeit vom Volke auf jedwede Weise, also auch durch Krieg wirken zu wollen. In Gemäßheit dieses Vertrags kam bald darauf (7. Februar 1792) zwischen beiden Mächten ein Schutz- und Trutzbündniß zu Stande, welches den ersten Grund zu den darauffolgenden dreiundzwanzigjährigen Kriegen mit Frankreich legte. Bevor der Kampf begann, starb Leopold II. plötzlich (1. März 1792). Viele schrieben seinen Tod dem Gifte zu. Genaue Forschungen haben den Beweis geliefert, daß er das Gift, an dem er starb, nicht blos sich selbst gab, sondern auch selbst bereitet hatte, allerdings nicht in der Absicht sich den Tod, sondern neue Lebenskraft zu den Zwecken der Wollust zu geben.

Leopold II. hinterließ, gleich seinem Vater Franz I., sechzehn Kinder, von welchen wir hier nennen den erstgeborenen Sohn, welcher ihm in Deutschland nachfolgte, Franz II., Ferdinand, Großherzog von Toscana, die Erzherzoge Carl, den Feldherrn Oesterreich's und Johann, den Reichsverweser des Jahres 1848.

Die zwölf Söhne litten alle an dem Erbübel der spanischen Bourbonen, welches ihnen ihre Mutter Ludovika von Spanien mittheilte, nämlich Krämpfen und Epilepsie. Nur auf Erzherzog Johann war dasselbe nicht übergegangen. Die Erziehung welche die Kinder Leopold's II. erhielten, war im höchsten Grade mangelhaft und verkehrt. Joseph II. berief zwar seinen Neffen Franz im Jahre 1784 zu sich nach Wien, damit derselbe unter seinen Augen erzogen würde, allein damals hatte der junge Mensch schon eine ganz falsche Richtung genommen. Er war sechszehn und ein halbes Jahr alt, verheirathete sich am 6. Januar 1788 mit Elisabeth von Würtemberg und war mit zweiundzwanzig Jahren

(18. Februar 1790) schon Wittwer. Kaiser Joseph erkannte frühzeitig die Mängel des Neffen, dem es vorbehalten war, dreiundvierzig Jahre hindurch (von 1792 bis 1835) das österreichische Ländergebiet zu beherrschen. Sein Oheim Joseph nannte ihn ein verzogenes Mutterkindchen, welches für unendlich groß und gefährlich alles dasjenige beurtheilet, was es thut, oder was seine Person betrifft, und dasjenige für gar nichts anrechnet, was es andere für sich thun oder leiden sieht. Er tadelte an ihm eine unermeßliche Eigenliebe, eine Trägheit im Handeln und im Denken, dann seine Gleichgültigkeit und Unentschlossenheit in seinem Denken, Thun und Lassen. Er bedauerte, daß, „wenn das Mark seiner Beine, der Schweiß seines Angsichtes, Erweckung seiner Seelenkräfte, Anspannung seiner Ueberlegungskraft, Empfindungen der Ehre und seiner Pflicht von ihm anzuwenden kommen, er nicht mehr da sei, und Körper und Seele in einen Weichling ausarte, der zu großen Sachen immer unfähig und gewöhnt sei, geführt zu werden." An einer anderen Stelle klagt Joseph, „daß sein Neffe Franz hartnäckig in seinen falschen Begriffen und schlapp in Ergreifung aller Mittel zu derselben Ueberwindung sei, daß er ohne Sinn für das sei, was ihn belehren und ausbilden könnte, und nur Nebendinge suche, die ihn unterhielten oder seinem Kritikgeiste Stoff gäben. Er scheue die Ueberlegung mit sich selbst, er theile seine Bedenken nicht mit, weil er die Wahrheit zu erfahren scheue, und sein guter Wille nicht die Folge seiner anerkannten Fehler und seines werkthätigen Verlangens zu derselben Besserung, sondern nur ein Ausfluchtsmittel sei, um ohne Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten den Predigern auf eine Weile den Mund zu stopfen, und ohne sich Mühe zu geben, der alte verbleiben zu können." Das einzige Mittel, welches bei ihm eingriff, war Furcht und Scheu vor Verdrießlichkeiten. Joseph sagte von Franz, „daß nicht Ueberzeugung, Nachahmungs- und Belehrungslust, ja, nicht einmal Religionsgrundsätze, Bestreben für die Seligkeit, Liebe zur Tugend im philosophischen Anbetracht, nicht Ehrgeiz, nicht Ruhm- nicht Vaterlandsliebe, nicht Rechtschaffenheit und Redlichkeit in Erfüllung seiner Pflicht bei ihm erweckt sei."

Dieses ist das Bild, welches ein scharfblickender und freundlich gesinnter Oheim von dem Erzherzoge Franz entwarf. So beschaffen war der Jüngling, wenige Jahre, bevor er den Kaiserthron bestieg. Wir werden sehen, daß derselbe keinen seiner Fehler ablegte, keine derjenigen Tugenden annahm, welche sein Oheim ihm beizubringen suchte. In den obigen Worten sind die Grundlinien des Charakters Franz II. so treffend bezeichnet, daß wir denselben kein Wort beizufügen brauchen.

Als Franz (am 1. März 1792) berufen wurde, seinem Vater nachzufolgen, hegte er eine so heftige Abneigung gegen die mit der Regierung verbundene Geschäftslast, daß er nur mit Hülfe seines Beichtvaters bestimmt werden konnte, die ihm zugefallenen Kronen anzunehmen. Der schlaue Pfaffe setzte dem jungen Manne auseinander, „daß die Regierung ihm von Gott auferlegt sei und daß er ganz ruhig in seinem Gewissen sein könne, wenn er in allen Dingen der Mehrheit seines Ministerraths folge."

Im Laufe seiner ganzen Regierung legte Franz seinen Widerwillen gegen jedwede Arbeit nicht ab. Er ließ die Mehrheit seines Ministerraths gewähren. Doch machte er seine Persönlichkeit zu allen Zeiten insofern geltend, als er mit der größten Heftigkeit jede Annäherung an freisinnige Principien bekämpfte. Außer dem Widerwillen gegen alles was auf Freiheit und Recht deutete, trat nichts so entschieden bei ihm hervor, als die Neigung für das Kleinliche. Diese beiden Eigenschaften in ihrer Verbindung zeigten sich besonders in der kleinlichen Ueberwachung, welche er selbst an den politischen Gefangenen ausübte und in den Nadelstichen, mit denen er dieselben zu Tode quälte. Der finstere Argwohn, welcher ihn beseelte, erstreckte sich sogar auf seine eigenen Brüder, welche darunter

wiederholt bitter zu leiden hatten. Mit diesem Mißtrauen ging eine ungewöhnliche Verstellungskunst Hand in Hand. Nichts freute ihn mehr, als wenn er bemerkte, daß man ihn für etwas anderes hielt, als er war. Hinter seiner angeblichen Gutherzigkeit lag eine Schlauheit, eine Fühllosigkeit und eine Härte verborgen, vor denen selbst ein Metternich zurückgebebt sein soll. In einem sehr treffenden Briefe aus dem Jahre 1813, welchen Hormayr in den „Lebensbildern" mittheilte, wird von ihm bemerkt: „Ich wage es, ihn für einen der kältesten egoistischsten Menschen zu erklären, den jemals Unglück und Unmuth über die eigene Unfähigkeit starr und fühllos machten." Die Anrede, welche Franz an die Professoren in Laibach hielt, bezeichnet am besten die Stellung, welche dieser Mann der Wissenschaft gegenüber einnahm: „Halten Sie sich an das Alte! Denn dieses ist gut und unsere Vorfahren haben sich dabei wohl befunden, warum sollen wir es nicht? Es sind jetzt neue Ideen im Schwunge, die ich nicht billigen werde. Enthalten Sie sich von diesen und halten Sie sich an das Positive; denn ich brauche keine Gelehrte, sondern gute, rechtschaffene Bürger. Die Jugend zu solchen zu bilden, liegt Ihnen ob; wer mir dient, muß lehren, was ich befehle; wer dies nicht thun kann, oder mir mit neuen Ideen kommt, der kann gehen, oder ich werde ihn entfernen."

Dieses war der Kaiser, welcher während des ganzen Abschnittes der Kriege zwischen Frankreich und Deutschland auf dem österreichischen Throne saß! Die von seinem Vater mit Preußen abgeschlossenen Verträge vom 27. August 1791 und 7. Februar 1792 führten schon am 20. April 1792 zu der Kriegserklärung an Frankreich.

Unter den vielen unfähigen und böswilligen Monarchen des damaligen Europa nimmt Kaiser Franz II. die erste Stelle ein. Joseph II. vermochte nicht die Naturanlagen seines Neffen, welche zudem, bevor dieser nach Wien kam, durch schlechte Erziehung verdorben worden waren, zu verbessern, um so weniger, als Franz auch zu Wien von Menschen umgeben war, welche mehr darauf bedacht waren, sich die Zuneigung des künftigen Kaisers von Deutschland zu erwerben, als einen mühsamen und dennoch zweifelhaften Kampf mit dessen erbärmlichen Neigungen zu beginnen. Unter der Leitung des Oberhofmeisters Colloredo führten der Professor von Schloisnig und der Jesuite Diesbach die Erziehung des Erzherzogs. Sie lehrten ihn Vogelbauer verfertigen, Lack und Firnisse bereiten und mit diesen Erzeugnissen der erzherzoglichen Kunst den Hausrath verzieren. Sie spielten mit ihm „Blinde Kuh," sprangen mit ihm über Tische und Stühle und setzten sich dadurch bei ihrem Zöglinge in Gunst, unbekümmert um dessen geistige Entwickelung.

Schon sieben Monate nach dem Tode seiner ersten Gemahlin vermählte sich Franz (19. September 1790) mit Therese, der Tochter der Königin Karolina von Neapel, welche eben so schlecht erzogen war, als ihr Gatte und eben so wenig Sinn, als dieser für ernste Beschäftigung hatte. Die Belustigungen, welchen sich die jungen Eheleute hingaben, waren in allen Beziehungen von der niedrigsten Sorte. Franz spielte die Holzfiedel, welche in Wien das hölzerne Gelächter genannt wird, Therese begleitete ihn auf der Baßgeige. Der Bettelstudent und andere ähnliche Stücke, welche die Neuvermählten mit einander aufführten, sprachen sie an, während die klassischen Werke eines Lessing, Schiller und Göthe ihnen nur Langeweile bereiteten.

Als Franz II. auf den Thron berufen worden war, erhob er seine beiden Erzieher Colloredo und Schloisnig in die wichtigsten Staatsämter, so daß sie die „beiden Kaiser" in Wien genannt wurden. Durch eine Intrigue, in welcher Victoria von Poutet, die nachmalige Gattin des Grafen Franz Colloredo und in dritter Ehe des Prinzen Karl von Lothringen und die Kaiserin Therese die Hauptrollen spielten, wurde Schloisnig (1793) entfernt. Die beiden Neapolitanerinnen Therese und ihre Mutter Karoline, die Wittwe Poutet und

einige andere Frauen führten das große Wort im Cabinet. Damals lebte zwar noch Kaunitz, allein seit dem Jahre des Teschner Friedens (1779), wurde er mehr geduldet, als gefürchtet und geachtet. Der Vicekanzler Graf Philipp von Cobenzl und Spielmann leiteten, statt seiner, die auswärtigen Angelegenheiten.

Nach Kaunitzen's Tode (26. Juni 1794) wurde Franz Baron von Thugut Premierminister, welcher sieben Jahre lang (bis 1801) das Steuer der österreichischen Monarchie führte. Thugut hatte seine besten Jahre zu Constantinopel zuerst (1754) als Sprachknabe, dann (1757) als Dolmetsch, endlich (seit 1769) als Gesandter zugebracht, und hatte sich dort wahrhaft türkische Regierungsgrundsätze angeeignet. Später hatte er in Italien, Frankreich und Polen diplomatische Geschäfte besorgt und namentlich zu Paris geheime Unterhandlungen mit Mirabeau und Maximilian Robespierre geführt. Seine ganze Vergangenheit, sowie sein despotischer Charakter flößten ihm den bittersten Haß gegen die französische Revolution, Verachtung gegen die französische Nation und deren Streitkräfte ein. Im Widerspruch mit Kaunitz betrieb er eifrig den Krieg gegen Frankreich.

Thugut war ein Todfeind aller Freiheit und empfahl sich dadurch seinem gleichgesinnten Herrn, von dem er sich übrigens durch eine höhere Bildung und große Geschäftskenntniß unterschied. Thugut haßte nicht blos Frankreich, sondern auch Preußen und Rußland und war nicht immer im Stande, dieses Gefühl zu beherrschen. Er war unerbittlich und unversöhnlich. Jedes Mittel, das ihn zum Ziele führte, war ihm recht. Er glaubte an keine Tugend und nahm an keinem Laster Anstoß. Sein Grundsatz war: „Was Arzneien nimmer heilen, heilt das Eisen, und wo kein Eisen mehr hilft, hilft das Feuer." Er verschmähte es, zu überzeugen, zu überreden und selbst zu verführen, wenn er glaubte zwingen zu können. Er wählte am liebsten solche Menschen zu seinen Werkzeugen, von welchen er irgend ein Verbrechen, eine Schandthat oder ein Laster kannte, welche ihm als Damokles' Schwert dienten, das er auf das Haupt seines Opfers fallen lassen konnte, wenn es ihm beliebte. Selbstständige Charaktere, freisinnige Bestrebungen und fleckenlose Tugend waren ihm in der Seele zuwider. Seinen Haß gegen die edelsten Männer that er dadurch kund, daß er diese vollständig ignorirte und sie, soweit seine Macht reichte, der Vergessenheit übergab.

Die geheime Polizei, welche Leopold II. nach Wien aus Italien übergesiedelt hatte, erhielt durch ihn eine früher nie gekannte Bedeutung. Die Oesterreicher hatten wenig Sinn für die Ideen der französischen Revolution. Es war keine Gefahr vorhanden, daß dieselben um sich greifen möchten. Dennoch improvisirte Thugut (1795) die Martinowitz'sche Verschwörung in Ungarn, welche fünf angebliche Mitglieder derselben auf das Schaffott brachte. Thugut rieb sich die Hände und äußerte mit Frohlocken: „einen Gelehrten haben wir und ein halbes Dutzend Dichter, einen Grafen und einen hohen Pfaffen (Martinowitz); 's ist doch ärgerlich, daß wir keinen Fürsten haben." Die s. g. Hebenstreit'sche Verschwörung war schon im Gange (1793), bevor Thugut die Zügel der Regierung ergriff. Sie brachte Hebenstreit an den Galgen, den Baron Riedel an den Pranger und diesen nebst vier anderen angeblichen Mitverschworenen nach der ungarischen Festung Munkatsch, woselbst die meisten derselben schon ihren Tod gefunden hatten, bevor Bonaparte im Frieden von Campoformio deren Loslassung bewirkte.

Von allen Schandthaten, deren sich die österreichische Regierung in den Jahren von 1794 bis 1801 schuldig machte, war Thugut die Seele. Wir rechnen dahin vor allen anderen die dritte und letzte Theilung Polen's (1795), die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, und die völkerrechtswidrigen Anschläge gegen die französischen Gesandten zu Wien und zu Rastadt.

Thugut war, wie jetzt mit Sicherheit behauptet werden kann, der Urheber des Angriffs auf den französischen Gesandtschafts-Palast zu Wien im Jahr 1798 und des Rastadter Gesandtenmordes im Jahr 1799.

Am 13. April 1798 versammelte sich vor dem Palaste des französischen Gesandten Bernadotte eine wogende Masse von vierzig bis fünfzigtausend Menschen. Die dreifarbige Fahne, welche der Gesandte an jenem Tage zum erstenmale hatte wehen lassen, wurde heruntergerissen. Steine wurden nach dem Gesandtschaftshause geworfen. Bernadotte ließ, um zu beweisen, daß er sich nicht fürchte, das Thor seines Hauses öffnen und stellte sich mit seinem Secretär, den Säbel an der Hand, der tobenden Menge entgegen. Er mußte sich aber, um nicht überwältigt zu werden, zurückziehen. Als ein Diener des Gesandten auf einen Mann, der in die inneren Gemächer dringen wollte, schoß, brach ein wüthender Haufe ein, zertrümmerte die Wagen im Hofe, Hausgeräthe und Kronleuchter in den Zimmern. Der Gesandte mußte sich verbarrikadiren, um sein bedrohtes Leben zu beschützen. Der Auflauf dauerte von 6 Uhr Abends bis 11 Uhr Nachts. Als endlich ein Grenadier-Bataillon und zwei Schwadronen Cürassiere herbei kamen, verlief sich der Volkshaufen. Dieser Sachverhalt beweist von vornherein, daß die Polizei nicht den guten Willen hatte, dem Tumulte zu steuern, denn außerdem wäre es ein Leichtes gewesen, demselben vor 7 Uhr Abends ein Ende zu machen. Bernadotte selbst war der Meinung, Thugut habe die Absicht gehegt, ihn aus dem Wege zu räumen, indem er ihn entweder ermorden oder beschimpfen ließe. Als Beweggrund Thugut's gab Bernadotte an, daß er sich an die Kaiserin gewendet habe, um Thugut's Entfernung zu bewirken; Thugut habe daher den gegen sein Leben oder doch seine Ehre gerichteten Angriff angezettelt.

Ohne Zweifel urtheilte Bernadotte richtig. Seine Ansicht erhält durch den Charakter Thugut's, die von demselben wiederholt ausgesprochenen Grundsätze und die Stellung des österreichischen Premierministers volle Bestätigung. Kein Mensch, außer Thugut hätte damals in Wien gewagt, einen solchen Streich auszuführen. Kein anderer wäre unbestraft davongekommen.

In inniger Verbindung mit dem Wiener Angriff auf Bernadotte steht der Rastadter Gesandtenmord. Auch dieser blieb unbestraft. Auch über ihn deckte die österreichische Regierung den Schleier des Geheimnisses. Anfangs ließ zwar Kaiser Franz II. auf dem Reichstage zu Regensburg versprechen, daß die Urheber der verruchten Unthat der strengsten Untersuchung und Ahndung unterworfen werden sollten. Die versprochene Untersuchung und Ahndung fand aber nicht statt. Dafür wurde der Welt mitgetheilt, daß nur durch mißverstandene Befehle ein Soldatenfrevel verschuldet worden sei. Daß Soldaten, und zwar österreichische Szeckler-Husaren den Mord begangen hatten, war offenkundig. Die Frage war nur, auf wessen Befehl sie gehandelt hatten. Wie bei dem Angriff auf das französische Gesandtschaftshotel war von vornherein klar, daß die österreichische Regierung ihre Hände im Spiele gehabt haben müsse. Die Seele des Wiener Cabinettes war aber am 13. April 1798, wie am 28. April 1799, Thugut. Die Beweggründe des österreichischen Premierministers lassen sich ebensowohl als die Werkzeuge, deren er sich bediente, mit Sicherheit nachweisen. Seit langer Zeit hegte Thugut den alt-habsburgischen Wunsch, die österreichischen Niederlande gegen Baiern einzutauschen. Es war ihm alles daran gelegen, aus den Papieren der französischen Gesandten den Beweis schöpfen zu können, daß der neue Kurfürst von Baiern Max Joseph mit dem Reichsfeinde compromittirende Verhandlungen gepflogen habe, um mit deren Hülfe den Kurfürsten zur Nachgiebigkeit zwingen zu können. Der Graf Ludwig Lehrbach, der österreichische Bevollmächtigte bei dem Friedens-Congresse war die Mittelsperson zwischen Thugut und den Szeckler-Husaren. Daß bei

dem Anfalle auf die französischen Gesandten zwei der letzteren ihr Leben verloren, war für Thugut Nebensache. Die Papiere gelangten aber nicht in Thugut's Besitz, weil die französischen Gesandten dieselben vor ihrer Abreise von Rastadt bei dem preußischen Bevollmächtigten Grafen Görtz niedergelegt hatten. Der von Bonaparte sowohl, als dem österreichischen Cabinette häufig gebrauchte Spion Schulmeister hatte nämlich den französischen Gesandten einen Wink gegeben, alle wichtigen Papiere in größtem Geheimniß zu verbrennen. Auf der anderen Seite hatte aber derselbe Schulmeister den Grafen Lehrbach in dem Gedanken bestärkt, daß bei den französischen Gesandten ein großer Fang zu machen sei.

Wie konnte man von einem Minister, welcher sich so schändlicher Mittel bediente, als Thugut, erwarten, daß er auf Deutschland, das ihn nicht bezahlte, und von dem er weder Ehrenstellen, noch auch nur Ordenszeichen erwarten konnte, beim Abschlusse eines Friedens Rücksicht nehmen würde? Der Haß, welchen Thugut auf Preußen geworfen hatte, stachelte ihn noch mehr an, auf dessen Kosten im Frieden von Campoformio, das linke Rheinufer, an welchem sein Herr wenig oder nichts verlor, gegen Venedig umzutauschen. Zudem blieb ja der betreffende Artikel für's erste ein Staatsgeheimniß.

In unseren Tagen ist unter der Herrschaft eines Franz II. sehr ähnlichen Kaisers und eines Cabinettes, welches dem Thugut'schen an Verworfenheit ziemlich gleichkömmt, auch ein Frieden zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossen worden (Juli 1859). Möge derselbe nicht auch geheime Artikel ähnlich denjenigen des Friedens von Campoformio enthalten!

Im December des Jahres 1800 schied Thugut vollständig aus dem österreichischen Cabinette, nachdem er vorher durch eine Sendung in die neuerworbenen italienischen und Küsten-Provinzen auf einige Zeit entfernt worden war. Die Gründe, welche den Kaiser bestimmten, sich des mächtigen Ministers zu entledigen, sind noch nicht genügend aufgeklärt. Einige glauben, ein geheimer Artikel des Vertrages von Campoformio, welchen sein Nachfolger, der Graf Ludwig von Cobenzl unterzeichnete, sei die Ursache davon gewesen. Uebrigens könnten wohl auch andere Rücksichten den Kaiser bestimmt haben. Gegen Ende des Jahres 1800 waren die Verhandlungen zu Lüneville in vollem Gange. Der Kaiser mochte erkennen, daß der Friede mit Frankreich nicht vereinbar sei mit einer Regierung, an deren Spitze Thugut stehe.

Die Geschichte der französisch-österreichischen Kriege der Jahre 1792 bis 1815 läßt sich nach Verschiedenheit der leitenden österreichischen Minister, in vier Abschnitte theilen. Der erste, welcher von 1792 bis 1801 dauerte, stand unter dem Einflusse Thugut's. Alle Eigenschaften dieses Ministers prägten sich in der Kriegführung dieser Zeit sehr scharf aus. Sie war erbittert, hartnäckig, gewissenlos, allein sie zeugte von einer Kraft und einer Schlauheit, welche sich in den unmittelbar darauffolgenden Kämpfen nicht kund that. Während der Jahre 1801 bis 1805, d. h. so lange Cobenzl Staatskanzler war, erschlaffte die Kriegführung, wie die gesammte Staatsverwaltung. Denn Cobenzl war weichherzig, heftig, leichtsinnig und versöhnlich. Er besaß wohl Verschwiegenheit und einige Schlauheit, doch war er mehr Höfling, als Staatsmann. Während Thugut Preußen, Rußland und Frankreich haßte, bemühte sich Cobenzl Preußen zu gewinnen, hegte er großen Respekt für Rußland und war er von dem Genie Napoleon's vollständig geblendet. Ein solcher Mann war in den drangvollen Jahren 1801 bis 1805 seiner Stellung an der Spitze des österreichischen Staates in keiner Weise gewachsen. Zu Campoformio hatte er sich von Napoleon einschüchtern lassen, als dieser eine kostbare Tasse mit den Worten zur Erde warf: „Wollt ihr Krieg? nun gut, ihr sollt ihn haben und so wie diese Tasse soll euere Monarchie zertrümmert werden." Gentz schrieb am 12. August 1805 von Cobenzl und

dessen Amtsgenossen: „Ein so verworfenes Ministerium hat die Sonne noch nie beschienen. Alles Gefühl von Pflicht und Scham ist in diesen thierischen Gemüthern erstickt; sie athmen nur für Niederträchtigkeit und schwitzen nichts aus, als Schande.“ Und doch war es Cobenzl gewesen, welcher Gentz (am 11. September 1802) mit einem Gehalte von viertausend Gulden anstellte, um durch seine Schriften für die Erhaltung der Regierung, „Sitten und Ordnung zu wirken.“ Das Zeugniß, welches Gentz dem Ministerium Cobenzl, dem er diente, ausstellte, war wohl begründet. Es macht aber dem Zeugen selbst die größte Schande, da er im vollen Bewußtsein der Erbärmlichkeit dieses Ministeriums sich mit demselben identificirte. Cobenzl hatte, bei aller seiner Schwäche und Beschränktheit, doch nicht die Gehässigkeit und Tücke seines Vorgängers. Die Erzherzoge Karl und Johann gewannen zur Zeit seines Ministeriums an Einfluß und Bedeutung im Staate. Erzherzog Karl war übrigens kein Staatsmann, er besaß nicht die Gabe der Organisation. Als Feldherr glänzte er wohl in Oesterreich in strahlendem Lichte, er war aber selbst von der Ueberlegenheit Napoleon's so sehr durchdrungen, daß er nicht hoffen konnte, ihn entscheidend zu besiegen. Er war überdies so friedfertig gesinnt, daß er den Krieg nie mit Freudigkeit führte, und so besorgt für seine Soldaten, daß er darüber häufig, namentlich bei Aspern, die Verfolgung des Feindes vergaß. Seine Erziehung, wie diejenige aller seiner Brüder, war vernachlässigt. Des Kaisers Franz immer wiederkehrender Wahlspruch: „Denn schaun's z'viel wissen, macht Kopfweh,“ übte einen niederschlagenden Einfluß auf seine ganze Umgebung und namentlich auf die Erziehung seiner jüngeren Brüder und seiner Kinder. Die natürliche Gutmüthigkeit, welche die Erzherzoge Karl und Johann besaßen, reichte nicht aus, sie fähig zu machen, in großartiger Weise zum Besten des Staates zu wirken.

Die Organisation des Heeres wurde von Cobenzl vollständig vernachlässigt. Mack, welchen er an die Spitze desselben stellte, war als Feldherr durchaus nichtig, obschon er einiges Talent für die Heeres-Organisation besaß. Der Feldzugsplan des Jahres 1805 war so einfältig als möglich gefaßt. Alles hing davon ab, eine entscheidende Schlacht zu vermeiden, bevor sich das russische Heer mit dem österreichischen vereinigt hatte. Cobenzl suchte sie vorher. Von allen Kriegen Oesterreich's wider Frankreich fiel daher keiner so schimpflich aus, als derjenige, welchen das Ministerium Cobenzl zu leiten hatte. Was Mack in Ulm gethan hatte, wiederholte der Fürst Karl von Auersberg zu Wien, indem er die Taborbrücke überrumpeln ließ, statt sie zu verbrennen, und dadurch die Hauptstadt des Reiches sammt den unermeßlichen Vorräthen, welche diese enthielt, den Franzosen preisgab.

In seiner Verzweiflung begab sich Kaiser Franz, nur von seinem General-Adjutanten Lamberti begleitet, in's Hauptquartier Napoleon's und bat diesen demüthigst um Frieden, welcher ihm auch gewährt wurde. Dessenungeachtet sagte Franz bei seiner Rückkehr von Napoleon: „Jetz weil i'n gseg'n hab, jetz kann i'n gar nimmer leiden!“

Die furchtbaren Schläge, welche hintereinander in rascher Folge auf die österreichische Monarchie niederfielen, regten endlich den Gedanken an, daß doch etwas im Staate Oesterreich faul sein müsse. Cobenzl wurde entlassen und an seine Stelle trat der Graf Philipp Stadion. Dieser verhieß im Anfange seiner Verwaltung sofort Lösung der Geistesfesseln, allseitige Förderung jedes rühmlichen und gemeinnützlichen Strebens. Er gewährte zwar den Blättern keine, allein doch den Büchern einige Freiheit. Im Gemüthe des Kaisers Franz fand dieser Umschwung der Dinge seinen Ausdruck in den Worten: „Itzt hoaßt's stat sein (d. h. vorsichtig sein), denn schaun's, die Völker sein itzt auch was.“ Die Erzherzoge umgaben sich mit freisinnigen Männern. Der Kaiser suchte die Provinzen zu elektrisiren; indem er mit der jungen Kaiserin Ludovika von Modena, welche er (1808) nach dem Tode seiner zweiten Gattin geehelicht hatte, im Land umherreiste. Stadion hatte guten

Willen und reines Streben. Sein Blick beschränkte sich nicht auf die österreichische Monarchie, er umfaßte ganz Deutschland. Sein Plan war, die Fesseln, welche Napoleon Europa angelegt hatte, zu sprengen. In der That gelang es ihm, nicht blos in Oesterreich, sondern auch über dessen Gränzen hinaus einen hohen Grad von Begeisterung anzuregen. Er schaffte manche Mißbräuche ab und bereitete bessere Einrichtungen vor. Erzherzog Karl wirkte in der Leitung des Heerwesens redlich mit ihm zusammen. Damals endlich wurde der Verkauf der Offizierstellen abgeschafft. In kurzer Zeit war eine Armee von fünfmalhunderttausend Mann auf den Beinen, an deren Spitze Erzherzog Karl stand. Doch jene Ausdauer, welche durch das Mißgeschick zu immer größerer Kraftanstrengung gespornt wird, fehlte dem dirigirenden Minister. Schon bei der Nachricht von dem Verluste der Schlacht bei Eckmühl (20. April 1809) rief Stadion in Verzweiflung aus: „Jetzt ist Alles verloren, mein Gott, mein Gott, Alles ist verloren!" Uebereilt, wie dieser Ausruf, war auch der Friedensschluß nach der Schlacht von Wagram. Erzherzog Karl und Stadion dankten ab. Die Zeit, da die Völker auch etwas waren, ging für Oesterreich vorüber. Der Kaiser gab seine Tochter dem Manne, von dem er wenige Jahre zuvor gesagt hatte, daß er ihn gar nimmer leiden könne.

Metternich ergriff die Zügel der Regierung. Mit diesem Zeitpunkte begann der vierte und letzte Abschnitt der österreichisch-französischen Kriege. Er wird bezeichnet durch die vollkommenste Heuchelei und Doppelzüngigkeit, welche dauerte, bis Oesterreich sich überzeugt hatte, daß Napoleon ihm nicht so große Vortheile biete, als Rußland, Preußen und England, und das rücksichtsloseste Verfahren, sowohl gegenüber den befreundeten und feindlichen Fürsten, als gegenüber den Völkern von dem Augenblicke der Entscheidung an.

In den inneren und äußeren Angelegenheiten begann und endigte Metternich seine Verwaltung mit einem Bankerutte, nicht als ob es der österreichischen Monarchie an Mitteln zur Abwendung desselben gefehlt hätte, sondern lediglich, weil das Ministerium nicht im Stande war, sich derselben zu bedienen. England machte während der französischen Kriege eine Schuld von sechs Milliarden Gulden, ohne die früheren Schulden im Betrage von drei Milliarden Gulden zu rechnen, und wurde doch nicht bankbrüchig. Die österreichische Staatsschuld betrug (1811), als das österreichische Ministerium den Bankerutt erklärte, nicht mehr, als sechshundertachtundfünfzig Millionen Gulden, also etwa den siebenten Theil der englischen. Allerdings besaß England mehr Geld, als die österreichische Monarchie, doch nicht entfernt im Verhältnisse zur Staatsschuld. Der Unterschied zwischen beiden Staaten bestand darin, daß England, trotz aller Verschwendung, welche im Staatshaushalte herrschte, doch Ordnung und Controlle in den Finanzen hatte, daß ein einzelner Finanzminister, so wenig, als das ganze Ministerium über eine Lebensfrage, wie diejenige des Staatsbankeruttes war, keine Entscheidung abgeben konnte, diese vielmehr dem Parlamente vorbehalten blieb. In Oesterreich gab der Finanzminister, Graf Joseph Wallis (15. März 1811) die Erklärung ab, die tausendundsechzig Millionen Gulden betragenden Bankozettel müßten auf ein Fünftel, d. h. auf zweihundertundzwölf Millionen s. g. Einlösungs-Guldenscheine, und die Zinsen aller Staatsschulden auf die Hälfte des neuen Papiergeldes herabgesetzt werden, und fügte hinzu: „das sind meine Vorschläge — bis zu diesem Tage müssen sie angenommen sein — wo nicht, so könnt ihr am folgenden die Boutique hinter mir zuschließen." Der Kaiser und seine übrigen Räthe verstanden nichts von den Finanzen. Sachkundige aus dem Volke wurden nicht befragt, eine freie Presse gab es nicht in Oesterreich. So kam es denn, daß an einem Tage die Besitzer von Bankozetteln vier Fünftheile ihres Papiervermögens und die Inhaber verzinslicher Staatsschuldscheine die Hälfte ihrer Einnahme verloren. Hätte Oesterreich eine der englischen ähnliche

Verfassung gehabt, so wäre es nicht schwer gewesen, die Schande und den Schaden des Bankeruttes abzuwenden. Ja! wäre nur ein Mann von finanzieller Befähigung im österreichischen Cabinete gesessen, so hätte dieser leicht die Mittel finden können, den Verlegenheiten des Augenblickes ohne Treubruch die Spitze zu bieten. Der Staat besaß Domainen; die kaiserliche Familie, die Kirche, die Aristokratie unermeßliche Schätze. Wenn dieselben hätten aushelfen, oder auch nur sich hätten eine Herabsetzung der ihnen vom Staate zugehenden Einkünfte gefallen lassen wollen, so hätte die Boutique auch ohne Wallis offen gehalten werden können. Allein die österreichischen Pfaffen und Aristokraten wollten dem Staate im Jahre 1811 ganz eben so wenig zu Hülfe kommen, als die französischen vor 1789. Der Kaiser von Oesterreich nahm nicht zu einer Ständeversammlung, sondern zu einem Staatsbankerutte seine Zuflucht. Das österreichische Volk war stumpfsinnig genug, den finanziellen Staatsstreich geduldig hinzunehmen. Der Bankerutt wurde dadurch nicht blos ein finanzieller, sondern auch ein moralischer. Oesterreich erholte sich von dem finanziellen Bankerutte nach und nach. Der moralische Bankerutt, d. h. die Abstreifung jedweden sittlichen Gefühles in der Verwaltung der Staatsangelegenheiten, dauerte fort bis zum heutigen Tage und wird schwerlich anders gehoben werden können, als durch eine Revolution, welche der Herrschaft des Hauses Habsburg sammt dessen Pfaffen und Aristokraten ein Ende macht.

Die Bankozettel, welche damals fast das einzige Zahlmittel im Kleinverkehre bildeten, waren in den Händen der ärmsten Leute nicht minder, als der Reichen. Den Verlust konnten die Letzteren leicht verschmerzen, nicht aber die Armen. Zudem hatten die mit dem Ministerium in Verkehr stehenden Aristokraten, welche von der bevorstehenden Maßregel Kenntniß erhielten, Gelegenheit, sich ihres Papiers bei Zeiten zu entledigen. Sie setzten daher ihr Schlaraffenleben fort, unbekümmert um die Noth der großen Masse, welche durch zahlreiche Privat-Bankerutte, die nothwendigen Folgen des Staatsbankeruttes, noch erhöht wurde.

Der moralische Bankerutt, welcher dem finanziellen auf dem Fuße folgte, trat zu keiner Zeit in einer so schmählichen Weise zu Tage, als in den Freiheitskriegen der Jahre 1813 und 1814. Im Jahre 1809, als die Bewegung der Geister von Oesterreich ausging und zunächst die Wiederherstellung der österreichischen Monarchie bezweckte, herrschte wirkliche Begeisterung in den habsburgischen Staaten. Im Jahre 1813 ließ die Regierung eine solche nicht aufkommen, theils weil sie lange Zeit schwankte, auf welche Seite sie sich wenden solle, theils aber auch, weil sie die Folgen eines kräftigen Aufschwungs der Nation scheute. Die ganze Haltung Oesterreichs in jener Zeit spricht sich aus in den Worten, welche Kaiser Franz zu Metternich sprach: „Z'erst will i von Napoleon d' Allianz z'ruck haben — derweil kann i' mi' in alle Sattel richten — z'erst bringens mir d' Allianz z'ruck!“ In diesem Sinne handelte denn auch Metternich. Mit großer Schlauheit löste er die Fesseln der französisch-österreichischen Allianz, hielt sich alle Wege offen, ließ die begeisterten Freiheitskämpfer Hormayr und sechsundvierzig andere Personen aus Tyrol, Vorarlberg und dem Veltelin verhaften, rühmte sich dieses Staatsstreichs Napoleon und den Rheinbundsfürsten gegenüber, erstickte dadurch im Keime die aufflackernde Flamme der Begeisterung innerhalb der österreichischen Staaten, schloß aber zu gleicher Zeit mit dem russischen Bevollmächtigten die geheime Militärconvention von Kalisch ab. Er unterhandelte nach allen Seiten hin. Napoleon bot Oesterreich, um es zu gewinnen, auf Kosten Preußen's Schlesien und überdies Illyrien an. Preußen sollte vernichtet, Westphalen bis zur Oder hin vergrößert, Berlin zur Residenz, statt Kassel, gemacht werden. Dadurch wäre Oesterreich von Napoleon abhängiger geworden, als zuvor. Metternich verlangte

die Unabhängigkeit des deutschen Bundes und der Schweiz, überdies die Herstellung Preußen's. So wenig Mitgefühl er auch für Preußen hatte, so erkannte er doch, daß Preußen's Vernichtung nothwendig zu derjenigen Oesterreich's führen müßte, daß also der Vorschlag Napoleon's nichts weiter, als eine Falle für Oesterreich sei. Außerdem hatte damals Preußen eine so hohe Stellung in Deutschland und in ganz Europa eingenommen, daß dessen Vernichtung keine leichte Sache mehr war. Hätte der französische Kaiser, als Metternich (am 28. Juni 1813) mit ihm zu Dresden mündlich verhandelte, die österreichischen Vorschläge angenommen, so wäre Oesterreich gewiß nicht auf die Seite der Verbündeten getreten, der Krieg hätte eine andere Wendung genommen, jedenfalls hätte Napoleon nicht die Niederlage von Leipzig erlitten.

Der Bund, welchen Oesterreich mit Preußen und Rußland abschloß, war nicht ohne Hintergedanken. Dem Fürsten Schwarzenberg gebührt die Anerkennung, daß er das Obercommando über das verbündete Heer ehrlich und redlich führte. Allein der General Langenau, welcher die Dispositionen zur Leipziger Schlacht entwarf, war einer uneigennützigen Auffassung der Sachlage unfähig. Sein Streben war ultra-österreichisch. Da er erst vor wenigen Monaten aus dem sächsischen in den österreichischen Dienst übergetreten war, wollte er vor allen Dingen seinen Eifer für Oesterreich's Interesse an den Tag legen. Er wollte, daß der Sieg nur durch die österreichischen Truppen errungen werden sollte. Zu diesem Behufe stellte er vierzigtausend Mann Kerntruppen in dem mit Morästen und hohem Buschwerk umgebenen Zwickel zwischen Pleiße und Elster auf, welche Napoleon über Konnewitz und Lindenau von Leipzig abschneiden und dadurch die Niederlage der Franzosen zu einer entscheidenden machen sollten. Wären diese vierzigtausend Mann dem Generale Meerfeld zur Hülfe gesandt worden, so wären die Oesterreicher unter Gyulai nicht bei Lindenau (16. October) geschlagen worden.

Langenau handelte ganz in Uebereinstimmung mit Metternich, bei welchem er sich, so lange er lebte, in großer Gunst erhielt.

Dasselbe zweideutige Spiel, welches Metternich während des Waffenstillstandes getrieben hatte, setzte er auch nach der Schlacht von Leipzig und selbst nach dem Congresse von Chatillon noch fort, indem er nach Beendigung des letztern dem französischen Bevollmächtigten, Herzoge von Vicenza (am 18. März) noch Hoffnungen auf Fortsetzung der Unterhandlungen machte.

Nachdem der Sieg gewonnen war, galt es, denselben möglichst auszubeuten. Metternich begleitete die Monarchen von Rußland und Preußen (Juni 1814) nach England, um seinen Einfluß auf dieselben mehr und mehr zu befestigen. Er war es hauptsächlich, welcher alle Prinzipien, alle höheren und edleren Bestrebungen von dem Congresse fern hielt und die Verhandlungen desselben zu einer gemeinen Seelenverkäuferei herab würdigte. Er stieß die naturgemäße, engere Verbindung mit Preußen zurück und gab dadurch Deutschland preis. Er verrieth Preußen förmlich, indem er die Denkschrift, welche Hardenberg ihm in Betreff Sachsen's (Anfang November's 1814) übergab, dem Kaiser Alexander mittheilte und diesem noch von anderen Schreiben Hardenberg's, „von denen er keinen Gebrauch machen dürfe, da es die Geheimnisse eines Dritten seien," sprach. Metternich's Plan war, Rußland und Preußen hinter einander zu hetzen. Dieses gelang ihm zwar nicht, allein er rief durch seine Ränke eine solche Mißstimmung hervor, daß Monate lang die Verhandlungen nicht vorwärts schritten und am Ende, nach Napoleon's Rückkehr von Elba alles überstürzt wurde, um nur fertig zu werden. Sich selbst vergaß Metternich nicht. Kaiser Alexander hatte während des Congresses den schmutzigen Eigennutz des österreichischen Staatskanzlers kennen gelernt und wußte daher, daß er nur insofern auf dessen guten

Willen rechnen könne, als er denselben besteche. Der russische Kaiser kleidete die Bestechung in die Form einer Vergütung für eine von ihm gewünschte Privatcorrespondenz ein. Unter diesem Aushängeschilde bezog Metternich, so lange Alexander lebte, jährlich fünfzigtausend Ducaten aus dem russischen Staatsschatze. Kaiser Franz war einfältig genug, an diesen russischen Hülfsgeldern keinen Anstoß zu nehmen, oder doch dagegen nichts einzuwenden. Später erhöhte der Kaiser Nicolaus die Pension auf fünfundsiebenzigtausend Ducaten, weil er merkte, daß er außerdem Metternich zum Todfeinde haben würde.

Diese ansehnliche Pension genügte dem unersättlichen Staatskanzler noch nicht. Er wußte sich überdies die ehemalige Benedictinerprobstei Johannisberg zu verschaffen. Später legte er sich noch das Klostergut Plaß in Böhmen bei. Die Frömmigkeit des Fürsten hielt ihn nicht ab, Kirchengüter sich anzueignen. Ueber die Staatsgelder verfügte Metternich bis zum Tode Franz I. nach Gefallen. Von den französischen Contributions- und Entschädigungsgeldern und hundert anderen ihm nicht gebührenden Summen verstand er es, unter den mannigfaltigsten Vorwänden, seine Procente zu ziehen.

Ein Mann, an dessen Händen so viel Schmutz klebte, als an denjenigen Metternich's, konnte unmöglich für Freiheit und Recht Sinn haben. Er war scharfsichtig genug, um die Gefahr zu erkennen, womit Oesterreich durch das Beharren auf dem Wege des Obscurantismus und Despotismus bedroht wurde. Da er aber die Gesinnungen seines Kaisers genau kannte, fügte er sich denselben, um mit desto größerer Sicherheit seine Stelle an der Spitze der Regierung behaupten zu können.

§ 37. Preußen.

Der Entwickelungsgang, welchen Preußen nahm, traf zwar bis zu einem gewissen Punkte mit demjenigen Oesterreich's zusammen, nahm aber doch seit dem Jahre 1807 einen höhern Aufschwung. Nach dem Tode Friedrich's II. sank die preußische Regierung, wie die österreichische nach Joseph's Hinscheiden, sehr tief. Statt auf dem früher angelegten Wege der Reform voranzuschreiten, machte sie auf allen Gebieten des Lebens, in der Leitung der Angelegenheiten des Staats, der Kirche und der gesellschaftlichen Zustände furchtbare Rückschritte. Friedrich Wilhelm II., welcher seinem Oheime nachfolgte, war ein Schlemmer und Verschwender, Friedrich Wilhelm III., dessen Sohn, ein beschränkter Kopf, welcher nicht im Stande war, der unter seinem Vorgänger eingerissenen Verwirrung ein Ende zu machen. Die Katastrophe von 1806 und 1807 brachte die Fehler einer zwanzigjährigen Regierung ohne Kopf zu Tage und zwang den gedemüthigten König Friedrich Wilhelm III., seine Zustimmung zu denjenigen Reformen zu geben, deren Nothwendigkeit allgemein gefühlt wurde und von deren Durchführung die Rettung des selbst in seiner Existenz bedrohten Staates abhing. Was unter Kaiser Franz im Jahre 1809 Stadion umsonst versuchte, führten unter Friedrich Wilhelm Männer wie York, Scharnhorst und Blücher auf Anregung von Stein und Anderen glücklich durch. Kaum war aber der Sieg gewonnen, so vergaß der König die dem Volke gemachten Zusagen. Doch die Erinnerung an die Periode der Erhebung von 1807 bis 1814 blieb, und keine Zeit und keine später getroffenen Maßregeln des Unverstands und der Treulosigkeit konnten sie verwischen.

Friedrich's II. Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., genannt der Dicke (1786—1797), war der Sohn des zweitgeborenen Sohnes Friedrich Wilhelm's I. Sein Vater, August Wilhelm, war (1758), kaum sechsunddreißig Jahre alt, eins plötzlichen Todes gestorben. Friedrich Wilhelm II. war schon als junger Mensch sehr wenig versprechend. Sein Oheim, Friedrich II., liebte ihn nicht und erwartete nichts Gutes von ihm. Friedrich Wilhelm II.

lernte niemals, sich mündlich scharf und folgerichtig auszudrücken. Er war zwar höflich gegen Jedermann, bediente sich in der Anrede der dritten Person der Mehrzahl: „Sie," nicht der Einzahl „Er," wie sein Oheim; allein es fehlte ihm an aller Selbstbeherrschung. Er war ein Wollüstling, der sich von Jugend auf am liebsten in gemeiner und liederlicher Gesellschaft bewegte. Da Friedrich II. nicht geneigt war, den schlimmen Neigungen seines Neffen Vorschub zu leisten, so war der Prinz, bevor er den Thron bestieg, in unausgesetzter Geldverlegenheit. Seine Maitressen, unter welchen die Fräulein Encke oder Frau Rietz, spätere Gräfin Lichtenau, die erste Rolle spielte, beherrschten sammt ihrem Anhange das schwache Gemüth des Prinzen und spätern Königs unbedingt. Größer, als zwischen Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II. war wohl nie der Abstand zwischen einem Regenten und dessen Nachfolger. Mit Recht schrieb der Oberst von Massenbach von letzterem: „Der König hat die größte Aehnlichkeit mit einem asiatischen Fürsten, der sich in das Innere seines Serails zurückgezogen hat und mit seinen Sclaven und Sclavinnen lebt, die Regierungsgeschäfte aber seinen Vezieren überläßt. Die Ringmauer, welche jetzt zwölf Fuß hoch um den neuen Garten in Potsdam gezogen wird, erinnert an die Mauern des Serails; kein fremdes Auge soll sehen, was in dem Bezirke vorgeht."

Friedrich II. hatte, trotz dem österreichischen Erbfolgekriege und dem siebenjährigen Kampfe einen Schatz von zweiundsiebzig Millionen Thaler hinterlassen. Sein Neffe brachte diesen im Laufe von elf Jahren durch und machte noch achtundzwanzig, oder wahrscheinlicher, neunundvierzig Millionen Schulden dazu, abgesehen von den Staatsdomänen, welche er im Werthe ungezählter Millionen an nichtswürdige Günstlinge verschleuderte. Friedrich II. hatte die Wirthschaft seines Nachfolgers vorausgesehen. Er sagte (1785) dem Minister Hoym: „Mein Neffe wird den Schatz verschwenden, die Armee ausarten lassen. Die Weiber werden regieren und der Staat wird zu Grunde gehen." Wäre Friedrich II. ein wahrhaft freisinniger Mann gewesen, so hätte er wohl vermocht, den voraussichtlichen Ruin Preußen's zu beschwören. Dieses konnte aber durch den Auftrag, den er dem Minister Hoym gab, „dieser solle dem Könige entgegentreten und sich dabei auf Friedrich's II. Befehl berufen," nicht geschehen. Kein Minister, sondern nur eine Verfassung, welche dem Volke Theil an der Verwaltung und der Controlle der Finanzen ertheilte, konnte einem wollüstigen und verschwenderischen Könige Schranken setzen. Da eine solche dem Lande nicht gegeben wurde, trat das Unvermeidliche ein. Die Weiber Rietz-Lichtenau, die Voß, die Dönhoff und ähnliches Gelichter regierten den König. Unter deren Pantoffel konnten sich ehrliche und rechtschaffene Staatsmänner nicht behaupten. Herzberg, der einzige unter den preußischen Staatsmännern, welcher Scharfblick und Entschlossenheit besaß, erhielt (im Mai 1791) seine Entlassung, nachdem er lange zuvor zurückgesetzt und vor den Kopf gestoßen worden war. Nichtswürdige Menschen, wie Bischofswerder, Wöllner, Haugwitz, Lucchesini und Lombard, leiteten das Staatsruder nach der Melodie, welche die den König umgebenden Syrenen sangen.

Das böse Beispiel, welches Friedrich Wilhelm schon als Prinz von Preußen gab, wirkte gleich einem Pesthauche auf seine Umgebung und von dieser auf Berlin und ganz Preußen. Die erste Gattin Friedrich Wilhelm's, die Tochter Herzog Karl's von Braunschweig, widerstand den übelen Einflüssen nicht, in deren Mitte sie sich befand. Sie überließ sich, gleich ihrem Gatten, ihren lüsternen Neigungen. Es kam zu einem Prozesse, in welchem sie ihren Fehltritt eingestand. So kam es (1769) zur Trennung. Seit dem Jahre 1767 hatte sich die Prinzessin entschieden geweigert, mit ihrem Gatten zu leben. Sie besaß dazu gute Gründe. Damals hatte der Kronprinz nur eine eheliche Tochter. Friedrich II., welcher für eheliche Treue keinen Sinn hatte und dem es nur darauf ankam,

daß der Kronprinz standesmäßige Nachkommen erhielt, ließ der Prinzessin eröffnen, sie möge einen gewissen Lieutenant der Leibgarde (Unterrichtete nennen ihn Schmetau) bei sich aufnehmen. Die Prinzessin ging auf diesen Vorschlag, welcher von manchen anderen Prinzessinnen ohne Zweifel angenommen worden wäre, nicht ein. Sie wählte sich selbst ihren „vertraulichen Umgang," mußte aber schon nach zwei Jahren diese Widerspenstigkeit bitter empfinden. Friedrich II., ein Mann von so durchdringendem Scharfblicke, würde gewiß nicht gewagt haben, der Gattin seines Neffen einen derartigen Vorschlag machen zu lassen, wenn er nicht gewußt hätte, daß ähnliche Vorkommnisse im Schooße fürstlicher Familien an der Tagesordnung seien. So verhält es sich mit jener Legitimität, auf welche die Fürsten Europa's so häufig pochen! Wie wäre dieselbe möglich inmitten jener Höfe des Lasters? Aller Orten besteht ein gewisses Wechselverhältniß zwischen der Sittlichkeit sowohl, als der Sittenlosigkeit beider Geschlechter. Unmöglich kann sich Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte hindurch die Sittlichkeit der Frauen rein erhalten, wenn die Männer, in deren Kreisen sie sich täglich bewegen, lasterhaft und frivol sind. Die einzige Bürgschaft der Legitimität christlicher Fürsten besteht in der Sittenreinheit ihrer Gemahlinnen. Mohamedanische Sultane mögen die Tugend ihrer Frauen durch die Mauern ihrer Harems umschließen und durch ihre Eunuchen bewachen lassen. An christlichen Höfen, inmitten des bewegten, geselligen Lebens, welches da geführt wird, hat die Frau keinen andern Schutz gegen die Verletzung der ehelichen Treue, als ihre Tugend. Diese muß sehr groß sein, wenn sie Versuchungen widerstehen soll, wie sie lüsterne und ehrgeizige Höflinge bieten und wenn sie nicht durch den Ingrimm besiegt wird, welchen das Beispiel des in Wollust sich wälzenden Gatten und der Anblick der mit Glanz und Reichthümern überschütteten fürstlichen Maitressen hervorruft.

Noch in demselben Jahre, da sich Prinz Wilhelm von seiner ersten Gattin trennte, ging derselbe eine zweite Ehe mit Louise von Darmstadt ein. Die Rietz blieb nach wie vor, die erste Maitresse des Prinzen. Dieser hatte sie 1766 kennen gelernt und hatte sie zu seinen Zwecken erziehen lassen. Beide versprachen schriftlich durch Worte, welche sie mit ihrem eigenen Blute schrieben, sich gegenseitig nie zu verlassen und hielten diese Zusage, insofern man fortwährende Untreuen, welche beide sich erlaubten und duldeten, nicht für ein Verlassen erachtet. Wilhelmine Encke, welche sich nur den Namen des Kammerdieners des Prinzen, Rietz, beilegte, ohne auch nur zum Schein denselben zu ehelichen, wurde mit Recht die preußische Pompadour genannt, obgleich sie nicht den Geist der Französin besaß. Wie die Pompadour, gab sich auch die Encke-Rietz-Lichtenau alle erdenkliche Mühe, ihrem Herrn und Könige diejenige Abwechselung zu gewähren, nach welcher er verlangte. Sie nahm keinen Anstoß daran, daß der König sogar (22. December 1786) das Fräulein Julie von Voß sich zur linken Hand antrauen ließ. Das fromme Berliner Consistorium gab seinen Segen zu dieser linkhändigen Ehe, ohne sich durch die bestehende rechthändige irre machen zu lassen. Nach dem Tode der Fräulein Voß, welche der König (1787) zur Gräfin von Ingenheim erhob, ging er (11. April 1790) eine zweite linkhändige Ehe mit Fräulein Gräfin Sophie Juliane Friedericke von Dönhoff ein. Die Lichtenau blieb aber, den rechthändigen und linkhändigen Frauen des Königs zum Trotze, immer die begünstigte unter den Damen des königlichen Serails. Sie war sich ihres Einflusses auf den König so sehr bewußt, daß sie sogar eine längere Reise, welche vom 13. März 1795 bis zum Juni 1796 dauerte, unternahm und wurde bei ihrer Rückkehr von dem kranken Könige eben so zärtlich, als zuvor behandelt.

Nur durch die Lichtenau konnte beim Könige irgend etwas erreicht werden. Nach ihr besaß der Kammerdiener Rietz den größten Einfluß bei Hofe.

Sämmtliche Maitressen des Königs wurden mit Schätzen überhäuft. Der Aufwand, welchen die Lichtenau auf ihren Reisen machte, war unerhört. Der König schenkte die Thaler zu Hunderttausenden hinweg, gleich als wäre der Schatz, den sein Oheim gesammelt hatte, unerschöpflich.

Bei schwachen, gemüthlichen und beschränkten Menschen geht die Sinnlichkeit gewöhnlich mit der Mystik Hand in Hand. Dieses war namentlich der Fall bei Friedrich Wilhelm II. Wie die Lichtenau den König vermittelst der Sinnlichkeit, so beherrschten der General Bischofswerder und der Staatsminister Wöllner denselben vermittelst der Mystik. Bischofswerder besaß schon großen Einfluß auf Friedrich Wilhelm, als dieser noch Kronprinz war. Er hatte denselben während einer Krankheit gepflegt und reichte ihm in gesunden Tagen jene aufregenden Mittel, die in Italien diavolini genannt werden, und, obgleich sie die Gesundheit untergraben, den Körper augenblicklich reizen. Er machte den Kronprinzen glauben, er sei im Besitze eines Universalmittels gegen das Alter und jedwede Leibesgebrechen und Krankheiten. Bischofswerder hegte mannigfaltige Verbindungen mit Freimaurern, Rosenkreutzern und Illuminaten. Rosenkreutzerei, d. h. die von Christian von Rosenkreutz gepredigte, angeblich uralte Weisheit, durch die man Gold machen lernen und das Lebenselixier auffinden könne, eine Mischung alten und neuen Unsinns, welcher in damaliger Zeit von ganzen Gesellschaften eifrig betrieben wurde, war eines der Mittel, deren sich Bischofswerder bediente, um den König in Abhängigkeit von sich zu erhalten. Er trieb es so weit, daß er dem einfältigen Könige sogar Geistererscheinungen vorzauberte, ohne daß dieser dabei entfernt an Betrug dachte. Bischofswerder war schlau genug, den König glauben zu machen, daß dessen Wille in allen Dingen geschehe. Tauchten im Gemüthe des Königs Zweifel auf, so stimmte Bischofswerder diesen immer bei und lud nur zu neuen Forschungen ein. Der König sowohl, als Bischofswerder waren aber zu Forschungen durchaus untauglich. Hätten sie forschen wollen, so hätten sie den Weg der Wissenschaft betreten. Die Forschung war Beiden viel zu mühsam. Das Erreichbare genügte ihnen nicht. Das Wunderbare und eben deshalb von der Forschung Verworfene war das Ziel des Königs und der Köder, womit Bischofswerder seinen Herrn und Meister gefangen nahm.

Johann Christoph Wöllner war, gleich Bischofswerder, ein Rosenkreutzer. Durch diesen wurde er (1788) zum Chef des Departements der geistlichen Angelegenheiten empor gehoben. Als solcher erließ er noch in demselben Jahre das berüchtigte Religionsedikt, welches sämmtlichen Geistlichen und Lehrern des Reiches bei Cassationsstrafe befahl, künftig wieder streng nach den symbolischen Büchern zu predigen und zu lehren. Kant wurde gemaßregelt. Er mußte sich verpflichten, sich aller öffentlichen Vorträge, betreffend die Religion, zu enthalten.

Dieselbe Barbarei, welche Wöllner in das Departement der geistlichen Angelegenheiten einführte, drang allmählig in alle übrigen Zweige der Verwaltung. Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. und später auch Friedrich II. hatten unter strengen Strafen das Prügeln der Bauern durch die Beamten und Domainenpächter verboten. Unter Friedrich Wilhelm II. mußten ganze Bauerngemeinden, darunter abgelebte Greise, Spießruthen laufen.

Schon im Jahre 1787 schrieb Mirabeau über Preußen Folgendes nach Paris: „Einkünfte vermindert, Ausgaben vermehrt, Genies zurückgesetzt, Dummköpfe am Ruder. Ich kehre nach Paris zurück, denn ich will nicht länger zu der Rolle des Thiers verdammt sein, die kothigen Krümmungen einer Regierung zu durchkriechen, die sich jeden Tag durch eine

neue Kleinlichkeit und Unwissenheit auszeichnet. Dieses Preußen ist die Fäulniß vor der Reife!"

Wie die preußische Regierung in den inneren Angelegenheiten des Reiches jedem Gefühle für Recht und Sittlichkeit und sogar jeder Rücksicht der Klugheit Hohn sprach, that sie es auch in den auswärtigen Angelegenheiten des Reiches.

Auf die schimpfliche Stellung, welche Preußen Polen gegenüber einnahm, werden wir weiter unten *) zurück kommen. Die erbärmliche Rolle, welche es anderthalb Jahrzehnte hindurch Frankreich gegenüber spielte, haben wir in der Hauptsache schon oben **) geschildert. Doch bleiben uns hier manche Einzelheiten nachzuholen.

Das strahlende Licht, welches Friedrich II. über Preußen ausgegossen hatte, dämmerte noch eine zeitlang fort, als der Stern des Landes schon untergegangen war. Nicht Jedermann bemerkte sofort den Unterschied zwischen dem Onkel und dem Neffen. Es bedurfte einiger Zeit, um die Folgen dieses Unterschiedes fühlbar zu machen. Die erste kriegerische Operation, in welche sich Friedrich Wilhelm II. einließ, gegen Holland, schlug über alle Erwartungen gut aus. Preußen hätte dadurch auf den Gedanken geführt werden können, daß derselbe Staat, mit gleicher Volkszahl und gleichem Flächeninhalte, nach Verschiedenheit der herrschenden Beweggründe und der tonangebenden Menschen eine sehr verschiedenartige Wehrkraft besitzen könne. Dieselben Niederlande, welche im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte den mächtigsten Herrschern der Welt, Philipp II. von Spanien und Ludwig XIV. von Frankreich Jahrzehnte hindurch einen siegreichen Widerstand entgegen gesetzt hatten, erlagen einer preußischen Heeresabtheilung von vierundzwanzigtausend Mann, ohne auch nur eine Schlacht zu wagen. Damals (1788) waren die von Friedrich II. gebildeten Heerschaaren noch nicht ausgeartet. Da der Krieg gegen Holland gelungen war, glaubte Friedrich Wilhelm II., im Bunde mit Oesterreich, leichten Kaufes auch Frankreich bezwingen zu können.

Zu allen Zeiten hegten Mystiker und Wollüstlinge einen unüberwindlichen Widerwillen gegen das Walten jeder frischen Kraft und insbesondere gegen alle Freiheitsbestrebungen, mit welchen Mysticismus und Laster unvereinbarlich sind. Ein Bischofswerder und Wöllner, eine Lichtenau und ein Friedrich Wilhelm II. wurden durch ihre innerste Natur zum Hasse gegen die französische Revolution getrieben. Bischofswerder und Genossen waren von demselben Geiste beseelt, welcher nach dem Tode Joseph's II. in die Kaiserburg in Wien einzog. Er stand besonders gut mit Leopold II., dem er half, jene Reizmittel anzufertigen, welche dem Kaiser seinen plötzlichen Tod zuzogen. Schon im Frühjahre 1791 unterhandelte Bischofswerder mit Kaiser Leopold zu Pavia. Eine Frucht dieser Unterhandlungen war die Erklärung, welche der Kaiser von genannter Stadt (am 18. Mai) ergehen ließ, worin er den bevorstehenden Krieg gegen Frankreich andeutete. Am 25. Juli schloß Bischofswerder mit Kaunitz einen Allianzvertrag ab, dessen nähere Bestimmungen übrigens bis auf den heutigen Tag nicht bekannt geworden sind. Bevor sich Oesterreich in den Kampf mit der französischen Nation wagte, schloß es unter preußischer Vermittelung Frieden mit der Türkei. Bischofswerder leitete diese Verhandlungen. Er verstand es, durch Rosenkreutzerei und Verrath, den er an den Ungarn beging, das Vertrauen Leopold's II. zu gewinnen. Die bodenlose Schlechtigkeit dieses scheinheiligen Heuchlers erhellt namentlich daraus, daß er dem Kaiser die ganze Correspondenz auslieferte, welche die mit Joseph II. unzufriedenen, von Preußen aufgeregten Ungarn mit dem Könige geführt hatten.

*) Siehe unten im § 39, Polen.

**) Siehe oben in den beiden ersten Abschnitten dieses Buches.

Nach diesen Vorarbeiten leitete Bischofswerder die Verhandlungen zu Pillnitz. Dort wurde der Grund zu allen den verkehrten Beziehungen zum Auslande gelegt, welche Preußens Entwickelung hemmten und später das Land dem Abgrunde des Verderbens sehr nahe brachten. Wie ganz anders, wie viel großartiger hätte sich Preußen entwickelt, wenn es, statt mit Oesterreich gegen die Ideen der französischen Revolution, mit Frankreich für dieselben in die Schranken getreten wäre. Doch dazu fehlte es der Regierung an Einsicht und Kraft. Im Schooße des Volkes lebte mehr Sympathie für das nach Freiheit strebende Frankreich, als für das von Aristokraten und Pfaffen auf's Neue unterjochte Oesterreich. Allein die Maitresse Lichtenau, die Rosenkreuzer Bischofswerder und Wöllner, die Diplomaten Haugwitz, Lucchesini und Lombard waren keines freien Aufblicks fähig. Sie handelten als erbitterte Feinde der Freiheit und legten dadurch den Grund zu jenen unseligen Verwickelungen, welche im Tilsiter Frieden ihren Knotenpunkt fanden. Wohl lag in der Mitte der Frieden zu Basel (5. April 1795). Allein das Manifest, welches der Herzog von Braunschweig unterschrieben hatte, blieb unvergessen in Frankreich und mußte später im Tilsiter Frieden theuer bezahlt werden.

Der Baseler Frieden war weniger das Werk klarer Erkenntniß, als die Folge vollständiger Erschöpfung. Preußen konnte den Krieg nicht fortsetzen. Es fehlte ihm an Geld und an allen Mitteln, solches aufzutreiben. Das Heer hatte den unter Friedrich II. mühsam errungenen Kriegsruhm eingebüßt. Bischofswerder täuschte sich in allen seinen Berechnungen. Er hatte beim Beginne des Krieges dem Obersten von Massenbach gesagt: „Kaufen Sie nicht zu viele Pferde, die Komödie dauert nicht lange, wir sind im Herbst wieder zu Hause." Im Herbste waren die Preußen nicht wieder zu Hause. Die Wenigsten, welche ausgezogen waren, kamen überhaupt je wieder zu Hause. Diejenigen, welche im Herbste noch lebten, waren auf dem Rückzuge aus der Champagne begriffen und verfluchten den Tag, an dem sie die französische Gränze überschritten hatten. Mancher derselben hätte sein halbes Vermögen gegeben um ein Pferd, welches ihm das Leben retten konnte.

Der Krieg gegen die wirklichen Jakobiner Frankreich's war zur Schmach Preußen's ausgefallen. Weit leichter war derjenige gegen die vermeintlichen Jakobiner des eignen Landes. Zu allen Zeiten bedienten sich ehrgeizige Minister schwachen Fürsten gegenüber eines Popanzes, mit dessen Hülfe sie denselben Angst einjagten und herrschten. Was unmittelbar nach Friedrich's Tode Freigeisterei, in den Jahren 1815—1830 Demagogie, später Liberalismus und nach 1848 Revolution und Republik, war in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Jakobinismus: Popanz nach der einen, Vorwand nach der anderen Seite, unter welchem beliebig gegen alle strebenden Geister die willkürlichsten Verfolgungen eingeleitet wurden.

Kurz nach dem Baseler Frieden erkrankte Friedrich Wilhelm II. an der Wassersucht. Weder Rosenkreuzerei, noch die Ausdünstung von ungeborenen Kälbern, weder die Gebete seiner mystischen Freunde, noch deren Lebenstinkturen vermochten ihn zu retten. Er starb am 16. November 1797 im vierundfünfzigsten Jahre seines Lebens. Er war von der Natur mit einem herkulischen Körper ausgestattet, den er durch seine Ausschweifungen vor der Zeit zu Grunde richtete.

Die finanzielle Zerrüttung, in welcher er das Reich seinem Nachfolger hinterließ, war nur eines der vielen Symptome des weit tiefer liegenden Verderbnisses, in welches dieser liederliche König das Reich gestürzt hatte. Nicht blos der Hof, sondern auch das Heer, die Beamtenwelt und ein großer Theil des Volkes war durch das Beispiel des Königs entsittlicht worden.

Sein Sohn und Nachfolger, Friedrich Wilhelm III., war nicht der Mann dazu, den Augiasstall, welchen sein Vorgänger angelegt hatte, zu reinigen. Er kehrte mit schwachem Besen wohl einiges Kehrigt von der Pforte des Stalles hinweg. Die große Masse des Düngers ließ er unberührt. Er verstopfte nicht die Quellen des Unraths, daher flossen diese noch immer fort, obwohl der neue König es beklagte. Er ließ die Lichtenau verhaften und ihr den Prozeß machen. Die von ihr verschleuderten Millionen blieben dem Lande verloren. Er setzte einzelne Opfer der früheren Tyrannei in Freiheit. Die Richtung, welche die Regierung unter seinem Vater genommen hatte, blieb, nur mit Ausschluß der Maitressen, unverändert dieselbe.

Friedrich Wilhelm III. hatte eine überaus mangelhafte Erziehung genossen. Der Vater war seinen unehelichen Kindern, deren er viele hinterließ, mehr zugethan, als seinen ehelichen. Friedrich II. setzte auf den ältesten Sohn seines Nachfolgers große Hoffnungen. Ein reines Familienleben, ein durch mancherlei Vorurtheile gehemmter guter Wille, Sparsamkeit und Nüchternheit genügen nicht in ruhigen Zeiten, ein abgerundetes und wohl geordnetes Reich auf der Bahn des Fortschrittes zu erhalten. Ein zerrissenes und durch Mißregierung zu Grunde gerichtetes Staatsschiff mitten durch die Stürme einer welterschütternden Revolution hindurch zu führen, erfordert aber weit höhere Eigenschaften. Friedrich Wilhelm III. schied wohl einige untergeordnete „unnütze Brodesser" von dem Staatsdienste aus. Die nicht blos unnützen, sondern durchaus verderblichen Brod- und Bisquit-Esser erhielt er im Staatsdienst und sogar am Steuerruder.

Neutralität war das Loosungswort Friedrich Wilhelm's III. in der auswärtigen Politik, wie in der inneren. Neutralität als vorübergehender Zustand mag sich bei einer Großmacht wohl rechtfertigen lassen; als Axiom, als leitender Grundsatz muß sie eine solche zu Grunde richten. Denn sie schützt kein Reich vor ungerechten, fremden Angriffen, vielmehr stellt sie jedes Land denselben blos, und verscheucht die Bundesgenossen.

Preußen war an Volkszahl, Gebiet und Abrundung zu schwach, um bestehen zu können, ohne von den Ideen der Zeit gehoben zu werden. Es konnte nur dadurch hoffen, beim Wettlaufe der Nationen seine Stelle zu behaupten, daß es sich von der französischen Revolution, was an ihr gut und nützlich war, aneignete, ohne sich von ihr fortreißen zu lassen. Die preußische Regierung that unter dem zweiten und dritten Friedrich Wilhelm hiervon gerade das Gegentheil. Sie nahm bis zum Jahre 1807 nichts Gutes von der französischen Revolution an und ließ sich schon 1792 dadurch in deren Strudel hineinziehen, daß sie dieselbe bekämpfte. Nachdem Preußen einmal diese fehlerhafte Richtung eingeschlagen hatte, war dem Lande nur durch eine Radicalcur zu helfen. Dieser wurde es durch Napoleon in den Jahren 1806 und 1807 unterworfen. Das Land bestand dieselbe und darum können wir ihm, obgleich nicht der Regierung, welche zu derselben wider ihren Willen gezwungen wurde, manche früher begangenen Fehler verzeihen. Es handelte sich nicht um diese oder jene untergeordnete Maßregel, nicht um diese oder jene Eroberung durch Waffengewalt, sondern um ein ganzes System, um Eroberungen auf geistigem Gebiete wovon alle übrigen die nothwendigen Folgen sind.

Wollten die Könige von Preußen die Hegemonie über Deutschland gewinnen, so mußten sie so regieren, daß alle übrigen Stämme Deutschland's Preußen beneideten, daß sie erkannten, dieses Land sei freier, gebildeter und glücklicher, als das ihrige. Es kam nicht darauf an, Sachsen, Hessen und Hannover, die Küsten der Ost- und Nordsee mit Waffengewalt zu besetzen, sondern darauf, allen diesen Ländern die Ueberzeugung einzuflößen, daß die preußische Regierung ihnen mehr bieten würde, als die ihrige. Es kam nicht blos darauf an, was Preußen, sondern auch, und zwar hauptsächlich, was die übrigen,

namentlich die kleinen Staaten Deutschland's für nothwendig hielten. Da voraussichtlich die Fürsten niemals eine Nothwendigkeit erkennen werden, zu Gunsten des Königs von Preußen abzudanken, mußte die preußische Regierung die Völker für sich gewinnen.

Zu alle dem war aber weder der zweite, noch der dritte Friedrich Wilhelm fähig.

Friedrich II. hatte seinem Großneffen, dem nachmaligen Friedrich Wilhelm III., auf die Seele gebunden: „Das tragende Fundament ist das Volk in seiner Einheit. Halte es stets mit ihm, daß es dich liebe und dir vertraue! Darin allein kannst du stark und glücklich sein."

Friedrich Wilhelm III. vergaß diese Worte nicht. Allein er verstand sie nicht. Er konnte Verordnungen erlassen, welche ähnliche Worte enthielten. Damit war wenig geholfen. Er besaß nicht Geist genug, sich mit Männern zu umgeben, welche im Sinne dieser Worte handelten, Einrichtungen zu treffen, welche vom Geiste derselben beseelt waren, ein System zu gründen, welches dieselben verwirklicht hätte.

Das Cabinet, in welchem Beyme, Mencken (welcher 1800 resignirte) und Lombard herrschten, war zu schwach besetzt, der geheime Staatsrath, welcher einundzwanzig Mitglieder zählte, war zu schwerfällig, um brauchbar zu sein. Das Cabinetsministerium oder Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, in welchem Haugwitz den Ton angab, stand in zu losem Zusammenhange mit den übrigen Staatsbehörden, und befand sich überdies in den schlechtesten Händen. Das Finanzdepartement, in dessen General-Directorium nicht weniger als acht dirigirende Minister saßen, war, gleich dem Staatsrathe, eine zu complicirte Maschine. Aehnliche Mängel und Gebrechen fanden sich im Schooße aller übrigen Staatsbehörden. Trotz den vielen Ministern, oder vielleicht gerade wegen derselben war der Geschäftsgang schleppend, kostspielig und kraftlos.

Nur diejenige Reform, welche auf sittlicher, freiheitlicher Grundlage ruht, wirkt dauernd und nachhaltig. Friedrich's II. Reformen entbehrten dieser beiden Grundsäulen. Er hatte keinen Sinn für Sittenreinheit und für ein inniges Familienleben. Er besaß eine zu große Menschenverachtung, als daß er fähig gewesen wäre, seinem Volke Freiheit zu gewähren. Die Klage über die Entsittlichung des preußischen Volkes war zur Zeit des Regierungsantrittes Friedrich Wilhelm's III. nur zu wohl begründet. Unter Friedrich II. gehörten laxe Sitten, unter Friedrich Wilhelm II. schlechte Sitten zum guten Tone. Unter Friedrich II. waren die Ehescheidungen so sehr erleichtert worden, daß dieselbe Frau nicht selten im Laufe weniger Jahre drei bis vier verschiedene Namen führte. Unter Friedrich Wilhelm II. kam Ehebruch und Schlemmerei an die Tagesordnung. Friedrich Wilhelm III. war nicht der Mann, welcher im Stande gewesen wäre, durch eigene Kraft einen bessern Ton nur an seinem Hofe, geschweige denn in Berlin und im ganzen Reiche einzuführen. Die zu den Hoffesten geladenen jungen Offiziere plünderten mit unerhörter Frechheit die Tafeln und Buffets, als wären es feindliche Marketenderbuden. Statt den Schlemmern in Berlin Schranken zu ziehen, duldete Friedrich Wilhelm III., daß diese über seine Nüchternheit öffentlich spotteten. Die Schlemmerei dauerte daher am Hofe, in Stadt und Land nicht nur fort, wie zu den Zeiten des dicken Königs, sie breitete sich mehr und mehr nach allen Seiten hin aus. Der Offizierstand ging dem ganzen Volke mit dem Beispiele der Sittenlosigkeit voran. Zugleich mit der Religion, an welche sie nicht glaubten, warfen die privilegirten Störenfriede der Armee Sparsamkeit, eheliche Treue, Nüchternheit und folgeweise Ehrgefühl und Freiheitsliebe über Bord. Sie behandelten ihre Weiber als Gemeingut, verkauften, vertauschten und verführten sie sich wechselseitig. In wüsten Gelagen verpufften diese sein wollenden Vaterlandsvertheidiger ihre körperliche und geistige Kraft. Der Beamtenstand blieb nicht weit hinter den Offizieren zurück.

Unerhörte Verbrechen, von denen nur wenige zur Strafe gezogen wurden, befleckten denselben.

Während der elfjährigen Regierung Friedrich Wilhelm's II. war Heer und Beamtenstand so gründlich verdorben worden, daß nur eine Radikalcur denselben reinigen konnte. Allein Friedrich Wilhelm III. behielt, mit sehr wenigen Ausnahmen, die tonangebenden Staatsmänner seines Vaters bei. Bischofswerder wurde zwar (mit einer Pension von zwölfhundert Thalern und dem schwarzen Adlerorden) entlassen; auch Wöllner hatte dasselbe Schicksal; allein Haugwitz blieb Minister des Aeußern, Lombard Cabinetsrath und Lucchesini Gesandter in Paris.

Haugwitz hatte sich Bischofswerder's Gunst durch seinen Enthusiasmus für Rosenkreutzerei erworben und war durch denselben in den Preußen beherrschenden Kreis eingeführt worden. Er verstand es so gut, der Gräfin Lichtenau Weihrauch zu streuen, daß diese ihn zum Vormunde ihrer Tochter, der Gräfin von der Mark, erwählte und ihn ihren guten, wahrhaften Freund nannte. Nach Friedrich Wilhelm's II. Tode war er einer der Ersten, welcher der gestürzten Größe den Rücken kehrte. Im Jahre 1793 ward Haugwitz Cabinetsminister. Er war nichts weiter, als ein gewöhnlicher Höfling von sehr geringem Talente und höchst mangelhafter Bildung. Er war ein frühzeitig an Leib und Seele erschöpfter Mensch, träge, unvorsichtig, unbeständig, schwach und unentschlossen. Er war zugleich cynisch, skeptisch und fromm, überdies ein Spieler, welcher sich durch diese Leidenschaft in beständige Geldverlegenheiten versetzte. Lombard übertraf Haugwitz an Talent und Bildung, allein er theilte alle Laster desselben. Nicht ohne Grund war er im Verdachte, von Frankreich bestochen zu sein. Lucchesini war ein Ränkeschmied ohne Gleichen, falsch wie eine Schlange und nur darauf bedacht, Geld zu erwerben. Hofrath Spielman, der österreichische Gesandte beim Teschner Frieden, nannte ihn nur „den höllischen Erzspeiteufel gegen den Samuel der österreichischen Diplomatie, den greisen Kaunitz."

Menschen von so schlechtem Charakter, wie die drei Genannten, sind der Freundschaft unfähig. Allein sie unterstützten sich gegenseitig, weil Einer des Andern bedurfte.

An einem Hofe, an welchem derartige Menschen Einfluß und Macht besitzen, kann von Grundsätzen, von einem planmäßigen Wirken und Streben nicht die Rede sein. Im Jahre 1801 verwandelte sich die bisherige unbewaffnete Neutralität Preußen's in eine bewaffnete, indem sich dieser Staat der nordischen bewaffneten Neutralität anschloß. Die Verbündeten wollten den englischen Handel von dem festen Lande ausschließen, um das Londoner Cabinet zur Nachgiebigkeit zu bewegen. In diesen Bestrebungen lagen die ersten Keime des später von Bonaparte in so furchtbarer Weise ausgedehnten Continentalsystems. Dänemark und Preußen verabredeten sich, den Engländern die Mündungen der Elbe und Weser zu versperren. Am 29. März besetzten zwölftausend Dänen Hamburg und legten auf alle nach England bestimmten Schiffe und alles englische Eigenthum Beschlag. Am 5. April rückten die Dänen, dreitausend Mann stark, in Lübeck ein. Um dieselbe Zeit, 3. und 4. April, zogen vierundzwanzigtausend Preußen nach Hannover und besetzten den größern Theil des Landes, überdies die Stadt Bremen.

Wie wir bereits oben*) gesehen haben, fiel nach der Ermordung Kaiser Paul's die nordische Neutralität in sich selbst zusammen. Im Monat Mai räumten die Dänen Hamburg und Lübeck. Im geheimen Einverständnisse mit England blieben die Preußen in Hannover bis nach dem Abschlusse des Friedens von Amiens. Preußen spielte bei der s. g. nordischen Neutralität eine sehr untergeordnete Rolle. Auf die Einladung des Kaisers

*) Siehe Oben § 35.

Paul hatte das Berliner Cabinet an der bewaffneten Neutralität Theil genommen, auf den Wink des Kaisers Alexander zog es sich von derselben zurück. Die Besetzung Hannover's war ein Manöver, welches Georg III. mehr zum Vortheil, als zum Schaden gereichte, indem derselbe dazumal befürchtete, die Franzosen möchten das Land besetzen und dadurch die Unterhandlungen von Amiens von Neuem verwickeln.

Im Jahre 1803, nachdem der Krieg zwischen Frankreich und England von Neuem ausgebrochen war, besetzten französische Truppen Hannover. Haugwitz, welcher diesen für die Neutralität des nördlichen Deutschland's höchst gefährlichen Schritt nicht abzuwenden verstanden hatte, verlor seine Stelle und Hardenberg übernahm, statt seiner, das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

Preußen war um jene Zeit schon so tief in der Achtung aller Cabinette gesunken, daß es (1805), als Oesterreich und Rußland die dritte Coalition gegen Frankreich schlossen, nicht einmal zum Beitritt aufgefordert wurde, und daß der russische Gesandte Alopäus sich damit begnügte, in Berlin anzuzeigen, die Truppen seines Kaisers würden durch die preußischen Staaten nach dem Kriegsschauplatze marschiren. Diese Anzeige gab den Franzosen einen erwünschten Vorwand, (am 3. October 1805) durch das preußische Ansbach dem österreichischen Heere, welches bei Ulm stand, in den Rücken zu fallen. Am 5. October landeten die Russen in Pommern, Kaiser Alexander kam nach Berlin und das preußische Cabinet schloß (am 3. November 1805) die Convention zu Potsdam ab, der zufolge den russischen Truppen der Durchmarsch durch Schlesien verwilligt wurde und Preußen der Coalition beitrat für den Fall, daß Napoleon die preußische Vermittelung zu einem allgemeinen Frieden von sich weisen sollte. Napoleon führte die preußischen Unterhändler an der Nase herum, bis er Oesterreich gedemüthigt und zum Frieden gezwungen hatte. Preußen tappte im Finstern. Haugwitz, der zum Unglücke Preußen's wieder in Thätigkeit gesetzt worden war, schloß den unseeligen Vertrag vom 15. Dezember mit dem französischen Kaiser ab. Der Krieg mit Frankreich wurde dadurch nicht umgangen. Es folgten die Treffen von Hof (7. October), von Saalfeld (10. October), von Jena und Auerstädt (14. October). Nun endlich kamen die Folgen einer zwanzigjährigen Mißregierung zu Tage. Die ganze Militärgewalt war in den Händen des alten Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig concentrirt, welcher das Vertrauen des Heeres so wenig besaß, daß eine Deputation von Offizieren wenige Tage vor der entscheidenden Schlacht den General Kalkreuth beschwor, das Commando zu übernehmen, und dabei bemerkte: „Der Herzog wisse weder, was er thue, noch was er wolle, weder wo er sei, noch wo er hingehen werde." Kalkreuth konnte die an ihn gerichtete Bitte nicht gewähren. Die Schlacht ging verloren, wie alle tiefer Blickenden vorhergesehen hatten. Hinter einander ergaben sich (15. October) Erfurt, (am 17. October) die preußische Reserve bei Halle. Am 24. October zogen die Franzosen in Berlin ein, am 25. October ergab sich Spandau, am 28. October Hohenlohe mit sechzehntausend Mann Infanterie zu Prenzlau, Tags darauf Stettin, am 1. November Cüstrin, am 7. November Blücher zu Lübeck, am 8. November Magdeburg, am 2. Dezember Glogau, am 5. Januar 1807 Breslau, am 6. Januar Schweidnitz.

Blücher mußte der Uebermacht weichen; alle übrigen Commandanten, welche die oben genannten Städte oder Truppenabtheilungen dem Feinde überliefert hatten, ergaben sich aus feiger Furcht an einen schwächern Feind. Bemerkenswerth dabei war es, daß alle diese Generale besondere Günstlinge des Königs und adeliger Geburt waren. Die wenigen Festungen, welche sich tapfer hielten: Kolberg, Graudenz, Pillau, Kosel und Glatz waren zum größern Theile von Offizieren aus dem Bürgerstande befehligt.

Die Angst der Berliner überstieg alles Maß. Der Gouverneur der Hauptstadt, Gra-

Schulenburg, ermahnte die Bürgerschaft durch Maueranschläge in folgenden Worten: „Der König hat eine Bataille verloren, jetzt ist Ruhe Bürgerpflicht; ich bitte darum. Schulenburg." Beim Einzuge Napoleon's in Berlin baten angesehene Leute die versammelten Massen: „Um Gotteswillen schreit nur recht laut: Vive l'Empereur! sonst sind wir verloren."

Die Lage Friedrich Wilhelm's III. war schrecklich. Treu stand dem Könige seine vielbewunderte Gattin Louise von Mecklenburg-Strelitz zur Seite. In glücklichen Tagen hatte sie sich nie in Staatsangelegenheiten gemischt. Jetzt aber, in der Stunde des furchtbarsten Jammers, hielt sie den wankenden Muth ihres Gatten aufrecht und bemühte sie sich, den harten Sinn Napoleon's zu mildern. Sie überlebte die Catastrophen von Jena und Tilsit nicht lange. Sie starb den 19. Juli 1810. Der Schmerz um das Vaterland hatte ihr einen Polypen im Herzen zugezogen, der ihr den Tod bereitete. Dieser Verlust mußte dem Könige um so bitterer sein, als jeder denkende Mensch erkannte, daß der größere Theil der Schuld der erlittenen Niederlagen persönlich Friedrich Wilhelm III. traf. Dieser hatte neun Jahre Zeit gehabt, dem durch seinen Vater eingeführten Unfuge entgegen zu treten. Er hatte es nicht gethan. Er hatte mit seiner angebeteten Louise Lafontaine's Romane gelesen. Selbst nach den furchtbaren Schlägen der Jahre 1806 und 1807 ging von ihm keine Anregung zum Bessern aus. Er duldete nur, wie früher die Versumpfung, so später die Entsumpfung des Staates. Er duldete diese nicht einmal mit Freudigkeit und Bewußtsein, sondern mit Widerstreben. Nicht selten machte er den mit der schweren und gefährlichen Arbeit beschäftigten Männern ihren Beruf durch Worte des Tadels und des Vorwurfs sehr sauer.

Die beiden Männer, welche sich dabei die größten Verdienste um Preußen, Deutschland und die Menschheit erwarben, waren im gewöhnlichen Sinne des Wortes Ausländer: Scharnhorst, ein Hannoveraner, und Stein, ein Nassauer.

Gerhardt David Scharnhorst war der Sohn eines Bauern aus dem Dorfe Hämelsee im zellischen Antheile Hannover's. Er verband eine gründliche militärwissenschaftliche Bildung mit praktischer Tüchtigkeit und einer seltenen Selbstverläugnung und Anspruchslosigkeit. Er faßte die Weltverhältnisse in großartigster Weise auf, war unerschöpflich in der Auffindung und unermüdlich in der Anwendung der nothwendigen Hülfsmittel. Als Chef der Reorganisationscommission der Armee schuf er, in Verbindung mit den Generalen Herrmann von Boyen, Karl Wilhelm Georg Grolmann und August von Gneisenau, jene Heere, welche das napoleonische Joch zerschlugen und Preußen in den Kreis der Großmächte Europa's wieder einführten.

In demselben Geiste, wie Scharnhorst das Kriegswesen, organisirte Stein die innere Verwaltung des Staates. An dem Reichsfreiherrn Karl von Stein klebte übrigens weit mehr anerzogenes Vorurtheil, als an dem Bauernsohne Scharnhorst. Die Adelsmarotten konnte Stein niemals abschütteln. Von einem allgemeinen Bürgerthume, von Freiheit und Gleichheit der Rechte hatte er keinen Begriff. Er sprach nur davon, den Bürger adelig zu machen, denn daß Jemand etwas Großes sollte leisten können, ohne Stammbaum und Adel, konnte Stein niemals vollständig begreifen.

Die Reformen, welche Scharnhorst im Heerwesen einführte, waren daher auch viel gründlicher und durchgreifender, als diejenigen, welche Stein im Schooße der inneren Angelegenheiten anregte. Scharnhorst war in seinen Bestrebungen durch den Tilsiter Frieden auf's Aeußerste beschränkt, indem dieser der preußischen Regierung verbot, mehr als zweiundvierzigtausend Mann auf den Beinen zu haben. Das Scharnhorst'sche System bei der neuen Heeresbildung war durchaus volksthümlich, wahrhaft republikanisch. Es

ruhte auf denselben Grundlagen, wie die militärische Größe Griechenland's und Rom's. Es verband die allgemeine Wehrpflicht der alten mit der wohlgeordneten Ausbildung der neuen Zeit. Das Privilegium des Adels auf die Offizierstellen, Stock, Zopf und Gamaschendienst hörten auf. Jedes Jahr wurde ein neues Heer von zweiundvierzigtausend Mann ausgehoben, tüchtig gebildet und entlassen. Dadurch allein war es möglich, im Laufe der Jahre dem später folgenden Aufgebote der Landwehr und des Landsturmes militärische Bedeutung zu verleihen.

Stein besaß alle Vorzüge eines wackern Adeligen. Er stand aber nicht auf der Höhe reiner Menschlichkeit, wie Scharnhorst. Allerdings hätte er weder am Hofe Friedrich Wilhelm's III., noch an demjenigen Alexander's I. eine so hervorragende Rolle spielen können, hätte ihm das Verbindungsglied adeliger Vorurtheile und Manieren gefehlt.

Stein war heftig, abstoßend, bisweilen hart und sogar ungerecht, allein ohne eine gewisse Heftigkeit des Temperamentes wäre es ihm niemals gelungen, die Menschen, mit denen er zu thun hatte, zu einiger äußeren Ordnung zu bringen, denn zu Verstande und sittlicher Reinheit konnte er das verrottete preußische Beamtenthum und den dummstolzen preußischen Adel niemals erheben.

Als Stein anfing, das Volk zu einer Einheit zu machen, das Gefühl der Selbständigkeit und Selbstachtung in der Nation zu pflegen, fingen die preußischen Raben sofort zu krächzen an: „Der Mann ist zu unserem Unglück in England gewesen und hat dort seine Staatsweisheit hergeholt!" Derartige Aeußerungen kamen nicht blos von den unverbesserlichen Dummköpfen und Schurken, sondern von Männern, welche sich in ihren Kreisen unsterbliche Verdienste erwarben, z. B. von dem Generale York, dem Helden, welcher zuerst das Banner des Freiheitskampfes entfaltete. Die Verblendung York's, und mit diesem vieler anderen, weniger wohlmeinenden Männer, war so groß, daß er nach Stein's Entlassung (unterm 26. November 1808) schrieb: „Ein unsinniger Kopf ist schon zertreten; das andere Natterngeschmeiß wird sich in seinem Gifte selbst auflösen." Stein hatte den König nach Königsberg begleitet. Dieser bot ihm das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten an, welches Stein jedoch ausschlug, theils weil er sich gerade für dieses Ministerium nicht geeignet hielt, theils aber auch, weil der König auf die von Stein dringend geforderten Reformpläne nicht eingehen wollte. Er erhielt daher (3. Januar 1807) seine Entlassung „als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener, der auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staats vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handele."

Napoleon wußte Stein's Verdienste besser zu würdigen. Er sagte zum Könige: „Nehmen Sie Stein, dieser ist ein Mann von Geist." Auf die Empfehlung des französischen Kaisers wurde Stein nach dem Tilsiter Frieden zurück berufen und trat (am 5. October 1807) als Staatskanzler und Premierminister an die Spitze der Verwaltung.

Stein war im Jahre 1804 Minister des Accise-, Zoll- und Fabrik-Departements gewesen, hatte als solcher die Aufhebung sämmtlicher Binnenzölle und die Einführung des Papiergeldes durchgesetzt. Doch erst als Staatskanzler war er im Stande, großartige Reformen einzuführen. Er begann seine neue Thätigkeit mit dem Edicte vom 9. October 1807, durch welches die ritterliche Grundherrlichkeit aufgehoben wurde. Diesem Edicte zufolge konnten auch Bürger und Bauern Rittergüter erwerben. Alle Lasten der Unterthänigkeit hörten auf. Nur diejenigen blieben bestehen, welche auf dem Genusse eines Grundstückes oder auf einem Vertrage beruhten. Jetzt erst entwickelte sich in Preußen ein freier Bauernstand. Was das Edict vom 9. October 1807 für die ländlichen Bezirke

war die Städteordnung vom 19. November 1808 für die städtischen Gemeinden. Die Bürger erhielten durch dieselbe ihre alten städtischen Rechte der freien Wahl ihrer Obrigkeiten und Stadtverordneten und die Selbstverwaltung des bürgerlichen Gemeinwesens zurück. Stein trat mit Entschiedenheit dem Unwesen des gedankenlosen, pedantischen und unfähigen Beamtenthums entgegen. Doch seine Herrschaft war nicht von langer Dauer. Derselbe Mann, welcher ihn empfohlen hatte, stürzte ihn wieder. Stein hatte sich nicht damit begnügt, sein Amt als Staatskanzler mit Kraft und Nachdruck zu verwalten. Sein Streben ging dahin, die deutsche Nation in ihren innersten Tiefen gegen das auf ihr ruhende französische Joch aufzuregen. Er stand zwar nicht an der Spitze des s. g. Tugendbundes, der im Sommer 1808 zu Königsberg gestiftet ward und sich bald über die ganze Monarchie ausbreitete, allein er förderte dessen Bestrebungen mit allem Nachdrucke. Napoleon, welcher von dem Tugendbunde Kenntniß erhielt, drang auf die Entlassung Stein's, welche schon am 24. November 1808 erfolgte, jedoch unter ganz anderen Ausdrücken, als am 3. Januar 1807.

Dieses mal begann die Entlassungsurkunde mit den Worten: „Es ist gewiß ein höchst schmerzliches Gefühl für mich, einem Manne Ihrer Art entsagen zu müssen, der die gerechtesten Ansprüche auf mein Vertrauen hatte und der zugleich das Vertrauen der Nation so lebhaft für sich hatte."

Napoleon, nicht damit zufrieden, Stein aus seinem Ministerposten verdrängt zu haben, erklärte ihn in die Acht (16. Dezember 1808) mit den Worten: „Ein gewisser Stein, der Unruhen zu erregen sucht, wird hiermit als Feind Frankreich's und des Rheinbundes erklärt, seine Güter sollen sequestrirt werden und man soll überall, wo er durch französische oder Rheinbundstruppen erreicht werden kann, seiner Person sich versichern."

Napoleon hatte früher, als Friedrich Wilhelm III., entdeckt, daß Stein ein Mann von Geist sei; er fand auch früher, als der König von Preußen, aus, daß Stein auf eine große Umwälzung hinarbeite, welche der Monarch von Preußen ganz ebenso wenig wünschte, als der von Frankreich.

Auf das Ministerium Stein folgte zuerst das schlaffe Ministerium Altenstein und nach achtzehn Monaten (7. Juni 1810) dasjenige Hardenberg's, welches zwölf Jahre lang bestand.

Karl August, Freiherr von Hardenberg, war, gleich Scharnhorst, ein Hannoveraner von Geburt. Im Uebrigen hatte er aber mit seinem großen Landsmanne sehr wenig gemein. Er war weder ein selbständiger Charakter, noch hatte er eigene Ideen, allein er war verständig genug, zu erkennen, daß Preußen unter der Herrschaft des alten Schlendrians nicht gerettet werden könne. Er besaß eine große Gewandtheit, die Fähigkeit, sich die Ideen anderer, begabterer Männer anzueignen, große Verstellungskunst, welche in den damaligen Zeiten einem preußischen Staatskanzler unentbehrlich war, und so viel Menschenfreundlichkeit, als die Mischung von Höfling, Aristokrat und Fürstendiener, aus welcher er bestand, zuläßt. So lange Hardenberg unter dem leitenden Einflusse Stein's und des Unglücks war, zeichnete sich seine Verwaltung durch viele treffliche Reformen aus. Als er aber aufhörte, sich bei Stein Rathes zu erholen und als das Glück ihm und der preußischen Monarchie wieder zu lächeln begann, sank er zu einem jener gewöhnlichen Minister herab, welche den Willen ihres Fürsten höher achten, als das Recht, als gegebene feierliche Zusagen und als das Wohl des Volkes.

Kurz nach seinem Amtsantritte erließ Hardenberg drei Edicte, durch welche er seinen Namen für alle Zeiten in das Buch der Geschichte einschrieb: das Edict vom 27. October 1810, durch welches er den Adel zu allen Staatslasten herbeizog und dem Volke „eine

zweckmäßig eingerichtete Repräsentation, sowohl in den Provinzen, als für das Ganze zu geben" versprach, das Edict vom 30. October 1810, durch welches er die geistlichen Güter zur Tilgung der Staatsschuld verwendbar erklärte, und endlich das Edict vom 2. November 1810, durch welches er die Zunftverfassung aufhob und eine allgemeine Gewerbefreiheit einführte.

Die Versammlung von Notablen, sechzig an der Zahl, welche Hardenberg im Februar 1811 abhielt, war, gleich derjenigen Frankreich's *), eine Fehlgeburt. Sie erleichterte dem Staatskanzler die von ihm beabsichtigten Reformen nicht, im Gegentheile mußte Hardenberg einzelnen Mitgliedern derselben mit großem Nachdruck entgegen treten, um deren unsinnigen Widerstand zu brechen.

Ein zweites Verdienst, welches sich Hardenberg erwarb, bestand in der Gründung der beiden Universitäten Berlin und Breslau. Der freie Geist, welcher von diesen Hochschulen ausging, trug wesentlich dazu bei, die Erhebung der deutschen Nation im Jahre 1813 vorzubereiten.

An dem österreichischen Kriege des Jahres 1809 konnte Preußen noch keinen Theil nehmen. Es war dazu in keiner Weise vorbereitet. Das Ministerium Altenstein hätte Oesterreich nicht retten, sondern nur Preußen in den Fall des Nachbarstaates verflechten können.

Hardenberg war ganz der Mann, Preußen durch die schwierige Zeit des Jahres 1812 und 1813 hindurch zu führen. York, welcher die dem französischen Heere beigegebenen Preußen befehligte, war vielleicht von allen preußischen Generalen am wenigsten geneigt, höheren Befehlen den Gehorsam zu versagen und auf eigene Faust zu operiren. Allein er war ein Mann von Kraft, stand dem Heere und dem Volke näher, als der König und wurde durch die in russischen Dienst übergetretenen Preußen nicht minder, als durch sein eigenes Offiziercorps auf die Bahn gedrängt, welche er durch Abschluß der berühmten Militär-Convention vom 30. Dezember 1812 betrat. Wie wenig Friedrich Wilhelm III. an eine Erhebung des Volkes wider das französische Joch, oder auch nur an eine Benützung der durch den Untergang des französischen Heeres in Rußland gegründeten neuen Verhältnisse dachte, erhellt am besten aus den Worten, welche er ausrief, als er York's Meldung vom 3. Januar 1813 empfing: „Da möchte einen ja der Schlag treffen! was ist nun zu thun?" Diese wenigen Worte bezeichnen zu gleicher Zeit den Schrecken, welchen der kühne Schritt York's dem Könige einjagte, und die Rathlosigkeit Friedrich Wilhelm's III. Hardenberg wußte zu helfen. Er brachte den König in solche Umgebungen, behandelte ihn so fein und klug, daß dieser am 3. Februar zuerst einen in allgemeinen Ausdrücken gefaßten Aufruf an die Jugend seines Landes, sich freiwillig zum Schutze des Vaterlandes zu rüsten, erließ und am 17. März endlich zugleich den Krieg an Frankreich erklärte und sich seinem Volke in die Arme warf. Fünfundsechzigtausend Mann Franzosen hielten noch acht Festungen in Preußen und Polen besetzt. Es gehörte wohl Muth dazu, mit dem Kaiser der Franzosen, welcher damals nicht blos in Frankreich und Italien, sondern auch im deutschen Rheinbunde herrschte und mit Oesterreich verbündet war, Krieg anzufangen. Preußen war in Folge des Tilsiter Friedens in dem Maße zusammen geschrumpft, daß es, was Volkszahl und Flächenraum betrifft, kaum den sechsten Theil Deutschland's ausmachte. Die übrigen fünf Sechstheile unseres Vaterlandes warfen das Gewicht ihrer Kriegsmacht noch in die Schale des französischen Kaisers. Doch jenes ewig denkwürdige Jahr 1813 bewies, daß Volkszahl und Flächenraum nicht immer den Ausschlag geben im Kampfe der

*) Siehe Oben Buch V., § 12, S. 84 f.

Nationen, und daß derjenige, welcher es versteht, die Seelen zu wägen, einer ganz anderen Kraftentwickelung fähig ist, als wer sie nur zählt. In dem begeisterungsvollen Jahre 1813 wurden die Seelen gewogen. Doch es vergingen kaum fünfzehn Monate, so legten die Fürsten die geistige Waage, welche sie in Händen gehalten hatten, weg und griffen nach Elle und Zahl, um mit deren Hülfe ihr Gebiet abzurunden und die Heerde, welche ihnen gehorchen sollte, zu vermehren.

Glücklicher Weise ahnte das deutsche Volk den Verrath nicht, der an ihm begangen werden sollte. Sonst hätte es nie die Kraft gewonnen, das französische Joch zu zerbrechen. Die Feldherren, welche die preußischen Heere führten: Blücher, York und Kleist, Scharnhorst und Gneisenau, Bülow und Tauentzien, die Dichter, welche von Freiheit sangen: Theodor Körner, Max von Schenkendorf, Arndt, Fouqué und Stägemann, die Philosophen, welche in den Herzen der Jugend den Funken der Freiheit entzündeten, vor Allen Fichte, die deutschen Frauen und Jungfrauen, welche ihre Gatten und Geliebten in die Schlacht drängten, das ganze deutsche Volk, welches früher oder später an dem Kampfe gegen Frankreich Theil nahm, — sie Alle scheuten nicht den Tod, entschlossen, zu siegen, oder zu sterben. Sie siegten; doch während sie kämpften, spannen die Fürsten schon die Netze, in welchen sie die deutsche Freiheit, bevor diese noch geboren war, zu verstricken gedachten.

Unermeßlich, wie die Begeisterung des deutschen Volkes, war der von seinen Fürsten geübte Verrath. Die Erinnerung an die Erhebung der Nation durch die Macht der Freiheit und die Erniedrigung derselben durch fürstlichen Despotismus ist geblieben. Auf diesem Gegensatze ruht die Zukunft Deutschland's. Die Kluft hat sich nicht ausgefüllt im Laufe von fünfundvierzig Jahren. Sie hat sich erweitert 1830, 1848 und 1849 und wird sich nicht schließen, bevor in dieselbe gestürzt sein werden die Verräther des Vaterlandes sammt ihrem ganzen Anhange und allen Formen, die es ihnen möglich machten, den Verrath bis zum heutigen Tage fortzusetzen.

§ 38. Das deutsche Reich und seine Trümmer.

Langsam rollte das Rad der Zeit die Jahrhunderte des Alterthums herab. Nur wenig schneller bewegte es sich im Mittelalter vorwärts. Die Reformation gab ihm einen kräftigen Anstoß. Zögernd war sein Gang auch später noch. Doch von dem Tage des Sturmes auf die Bastille folgten die Ereignisse sich Schlag auf Schlag, nicht blos in Frankreich, sondern in allen Reichen der Erde. Das Haus der Bourbonen büßte für die Verbrechen zweier Jahrhunderte. Die englische Nation mußte die ihrigen mit Geld bezahlen. Das Haus Habsburg wurde viermal zu demüthigenden Friedensverträgen gezwungen, Hohenzollern bis zur Vernichtung geschlagen, das deutsche Reich ging unter nach langen Todeswehen. So reich an Ereignissen und großen Lehren, wie dieser Abschnitt der Geschichte, der doch nur sechzig Jahre (1789—1848) umfaßt, war kein anderer, so weit unsere Kunde rückwärts dringt.

Sechzig Minuten lang giebt die Stundenuhr keinen Klang von sich. Die Uhr der Völker schlägt oft in Jahrhunderten nicht. Doch in diesem Zeitabschnitte ertönte sie mit kräftigem Schalle allüberall. Sie weckte die schlummernden Völker auf. Die Bewegung der Geister war in Frankreich am größten in den Jahren von 1789 bis 1794, in Italien von 1795 bis 1800, in Spanien und Portugal von 1808 bis 1814, in Rußland im Jahre 1812, in Deutschland 1813 und 1814. Die alte Verfassung unseres Vaterlandes mußte zu Grabe gehen, um Platz für neue frischere Formen zu machen, welche freilich noch immer nicht gefunden, aber doch angebahnt worden sind. Die deutsche Nation mußte die

eigenen und ihrer Fürsten Fehler mit schweren Niederlagen und furchtbaren Verlusten büßen. Viele morsche Zweige und Aeste rissen die Stürme der Zeiten vom deutschen Stamme ab. Dieser bewährte aber doch am Ende eines dreiundzwanzigjährigen Kampfes seine frische Kraft, als die Fürsten ihm auf kurze Zeit die Bande lösten, die ihn an den Pflock des Despotismus gefesselt hielten.

Die Zahl der Tyrannen Deutschland's verminderte sich im Laufe der Jahre 1789 bis 1815 ansehnlich. Doch so lange auch nur Einer derselben übrig bleibt, kann die deutsche Nation nicht hoffen, ihre Fittige frei zu entfalten. Der Druck, welchen die meisten deutschen Fürsten auf ihre unglücklichen Unterthanen ausübten, war schwer und hart. Allein sie machten sich eines noch weit unverzeihlichern Verbrechens schuldig, indem sie sich stets mit dem äußern Feinde verbanden, sobald ihnen dieser größere Vortheile in Aussicht stellte, als die deutsche Nation. Vergrößerung ihres Gebietes und Erweiterung ihrer Macht, dieses war das Ziel, welchem die deutschen Fürsten, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, jede Pflicht und jede Rücksicht unterordneten. Die Fürsten verschuldeten die furchtbaren Schläge der Jahre 1792 bis 1812. Die Nation errang, der Mehrzahl derselben zum Trotze und nur unter Zulassung, nicht einmal auf Anregung der besten derselben, die Siege von 1813 und 1814. Die Nation bewährte, daß sie die Kraft besitze, ein fremdes Joch zu brechen, allein das Joch der eigenen Fürsten trägt sie geduldig bis auf den heutigen Tag.

Die Regierung Joseph's II. hatte zu Tage gebracht, daß auch ein scharfblickender, wohlwollender und entschlossener Kaiser nicht im Stande sei, die durch und durch verdorbene Maschine des deutschen Reiches in einen leidlichen Gang zu bringen, oder nur von deren augenfälligsten Mängeln zu befreien. Was die deutsche Nation und mit ihr das gesammte Ausland als ein Gebrechen erkannte, hielten die deutschen Fürsten als das Palladium ihrer Willkürherrschaft fest. Je unfähiger das deutsche Reich war, der Tyrannei der Fürsten ein Ziel zu setzen, desto zügelloser konnten die Machthaber ihren Leidenschaften fröhnen. Je weniger das deutsche Reich dem Auslande gegenüber vermochte, desto ungehinderter konnten die deutschen Fürsten sich einzeln geltend machen. So hartnäckig auch der kleinste deutsche Landesherr auf seine persönlichen und dynastischen s. g. Rechte pochte, so bereitwillig war er, falls er nur selbst keinen Schaden dabei litt, das deutsche Reich demüthigen, mißhandeln, plündern und sogar ganzer Provinzen berauben zu lassen.

Die Geschichte der Jahre 1789 bis 1815 ist für Deutschland nichts weiter, als eine fortgesetzte Reihe von Verbrechen, deren sich seine Kaiser, Könige, Herzoge und Fürsten schuldig machten und eine gleich große Reihe von Opfern, welche die Nation brachte, ohne die wohlverdienten Früchte derselben zu beziehen.

Nach dem Tode Joseph's II. wählten die Kurfürsten (30. September 1790) dessen Neffen Leopold, welcher seinem Oheim in den habsburgischen Landen nachgefolgt war. Die französische Revolution war damals schon im vollen Gange. Hätten die deutschen Fürsten den Geist ihrer Zeit erfaßt, so hätten sie die durch denselben gebotenen Reformen selbstständig eingeführt. Statt dessen widerstrebten sie jedem Fortschritte mit unverständigem Hasse und unbesonnenem Grimme. Sie verließen die Bahnen, welche Friedrich II. und Joseph II. betreten, und auf welchen diese Fürsten viele andere deutsche Landesherrn mit sich fortgerissen hatten. Statt eine freundliche Ausgleichung mit dem benachbarten Frankreich zu suchen, dessen Reformen nicht blos den französischen Adel und die französische Kirche, sondern auch mehrere in Frankreich angesessene deutsche Adelige und Geistlichen berührten, wurde die deutsche Reichsversammlung durch die Beschwerden der betreffenden Stände in heftige Aufregung versetzt. Je größern Anklang die Lehren der französischen Revolution im Schooße des deutschen Volkes fanden, desto mehr fühlten sich die Tyrannen Deutsch-

land's bedroht. Sie ballten ihre unmächtigen Fäuste gegen Frankreich, so lange sie glaubten, dieses Nachbarland besiegen zu können. Dieselben Fürsten aber, welche am heftigsten wider die französische Revolution und später die französische Republik getobt hatten, beugten sich am tiefsten unter den französischen Despotismus, als dieser ihnen die Lockspeise einiger Vergrößerung vorhielt.

Derjenige Fürst, welcher Frankreich die triftigsten Gründe zur Beschwerde gab, war der Kurfürst von Trier. Dieser erlaubte den geflüchteten französischen Prinzen und anderen Ausgewanderten, welche ganz Europa zum Kampfe gegen ihr Vaterland aufreizten, nicht blos den Aufenthalt in seinem Lande, sondern auch kriegerische Rüstungen, welche Frankreich ernstlich bedrohten. Zu spät, als die Erklärung von Pillnitz und das östreichisch-preußische Bündniß vom 7. Februar 1792 den Krieg schon unvermeidlich gemacht hatte, setzte der Kurfürst den Umtrieben der französischen Emigranten an der Gränze ein Ziel. Die Nationalversammlung bot den beeinträchtigten deutschen Ständen einen entsprechenden Schadenersatz. Mehrere Fürsten, namentlich der Herzog von Zweibrücken, der Herzog von Würtemberg und der Fürst von Löwenstein, nahmen die ihnen gebotene Entschädigung an. Die übrigen, von wüthendem Zorne verblendet, wollten sich aber auf keine Verständigung einlassen und schürten eifrig die Flamme des Krieges. Dieser kam übrigens, so lange Leopold II. lebte, nicht zum Ausbruche. Als er aber gestorben war (1. März 1792), und sein Sohn Franz II., auf beichtväterliche Autorität hin den Thron der österreichischen Erbstaaten und vermöge kurfürstlicher Wahl den deutschen Kaiserthron bestiegen hatte, begann der Kampf mit Frankreich. Oesterreich und Preußen fingen denselben auf eigene Faust an. Das deutsche Reich mußte, ob es wollte oder nicht, daran Theil nehmen, denn, wenn auch die Reichsverfassung einen Unterschied machte zwischen dem Reiche und dessen einzelnen Ständen, so verschwand derselbe doch mehr oder weniger dem Auslande gegenüber, welches unmöglich gegen die zwei Hauptmächte Deutschland's Krieg führen konnte, ohne das deutsche Reich, in dessen Schooße die Besitzungen derselben bunt durcheinander geworfen lagen, in den Streit zu verflechten. Daß das deutsche Reich, als solches d. h. unabhängig von Oesterreich und Preußen keine große Neigung hatte, mit Frankreich zu kämpfen, erhellt schon daraus, daß es seine Kriegserklärung erst am 22. März 1793 erließ, nachdem Oesterreicher und Preußen mit Schimpf und Schande aus der Campagne zurückgegangen waren, und die Reichsfestung Mainz (21. October 1792) von den Franzosen in Besitz genommen worden.

Die Reichsverfassung machte es der deutschen Nation unmöglich, einen Krieg mit Nachdruck zu führen, oder auch nur Friedensunterhandlungen mit einigem Geschicke einzuleiten. Die beiden Großmächte Oesterreich und Preußen gaben den Ausschlag und waren stets darauf bedacht, das deutsche Reich den größten Theil der Zeche bezahlen zu lassen.

Der Separat-Friede, welchen Preußen (5. April 1795) zu Basel mit Frankreich abschloß, enthielt thatsächlich schon die Auflösung des deutschen Reiches, denn Friedrich Wilhelm II. verpflichtete sich, nicht blos in seiner Eigenschaft als König von Preußen, sondern auch als deutscher Reichsstand während der ganzen Dauer des Krieges die Neutralität zu beobachten. Zugleich bahnte der Friedensvertrag von Basel den Verlust des linken Rheinufers, welchen Kaiser Franz später in den Verträgen von Campo Formio und Lüneville besiegelte, an. Der Frieden von Basel bestimmte nämlich, daß Frankreich die am linken Rheinufer liegenden Besitzungen der Krone Preußen, bis zum Frieden mit dem deutschen Reiche behalten solle. In geheimen Artikeln sprachen sich die Absichten Frankreich's schon damals deutlicher aus, indem darin bestimmt wurde, Preußen solle für allenfallsige Verluste auf der linken Rheinseite entschädigt werden. Unter diesen Umständen

wurde Preußen sogar in Aussicht gestellt, Hannover in Besitz nehmen zu dürfen. Die Demarkations-Linie, welche unter dem 17. Mai 1795 festgestellt wurde,*) zerriß bereits das deutsche Reich in zwei Hälften, wovon die eine Krieg, die andere Frieden mit Frankreich hatte.

Schritt für Schritt ging Preußen in den Zugeständnissen, welche es Frankreich machte, weiter. Am 5. August 1796 schloß Friedrich Wilhelm II. zu Berlin einen neuen geheimen Vertrag mit der französischen Republik ab, worin er dieser den künftigen Besitz des ganzen linken Rheinufers gegen eine ansehnliche Vergrößerung Preußen's im Innern Deutschland's zugestand.

Den Frieden zu Basel mochte man, im Hinblicke auf die Ungerechtigkeit des mit Frankreich begonnenen Krieges dem Preußenkönige zu gute halten. Allein schon der Vertrag vom 17. Mai 1795 enthielt eine sehr bedenkliche Schwenkung in der Richtung eines Verrathes am deutschen Reiche, und der Vertrag vom 5. August 1796 ließ darüber keinen Zweifel mehr. Vom Augenblicke an, da Frankreich dem Könige Friedrich Wilhelm II. eine Vergrößerung Preußen's in Aussicht stellte, willigte dasselbe ohne Widerstreben in eine Verkleinerung des deutschen Reiches. So faßten die deutschen Fürsten von jeher ihr Verhältniß zu ihren Erbstaaten und zum deutschen Reiche auf, und heutigen Tages werden sie vorkommenden Falles gerade so wieder handeln.

Der Friede von Campo Formio vollendete, was der Vertrag vom 5. August 1796 begonnen hatte. Oesterreich verzichtete auf das Frickthal und willigte ein, daß sich Frankreich in den Besitz des gesammten linken Rheinufers setze. Zugleich versprach es, mit Ausnahme seines Contingents, als deutscher Reichsstand, in dem Reichskriege wider Frankreich keine weitere Hülfe zu leisten, vielmehr die besetzten Festungen, namentlich Mainz und Ehrenbreitenstein zu räumen und seine Heere in die kaiserlichen Erbstaaten zurückzuziehen.

Das deutsche Reich, welches, trotz der vom linken Rheinufer vertriebenen deutschen Stände, niemals zum Kriege wider Frankreich gebracht, wenn es nicht durch Oesterreich und Preußen in denselben verflochten worden wäre, wurde durch diese beiden Mächte nicht blos der Rache des Feindes schutzlos preisgegeben, sondern geradezu an denselben verrathen. Durch die Maßregeln des deutschen Kaisers wurde es gezwungen, das linke Rheinufer an Frankreich abzutreten. Um übrigens den Verrath einigermaßen zu verschleiern, wurde im Frieden von Campo Formio festgesetzt, daß binnen Monatsfrist ein Friedenscongreß zu Rastadt eröffnet werden solle.

Die Komödie, welche Kaiser Franz II. zu Rastadt aufführte, ist eine der verruchtesten, welche jemals heuchlerische Fürsten zum Hohne ihrer Völker darstellten.

Der Friedenscongreß wurde eingeleitet durch ein Ausschreiben des Kaisers, worin dieser (unterm 1. November 1797) den Reichsständen eröffnete, daß er zu Campo Formio für seine Erbstaaten mit Frankreich Frieden geschlossen habe. Er hütete sich aber wohl, nur anzudeuten, daß er bereits thatsächlich das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten habe. Franz II. theilte den Ständen ferner mit, daß im Vertrage von Campo Formio zur Unterhandlung des Friedens zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche ein Congreß verabredet sei, welcher in Rastadt stattfinden solle. Er hatte die Frechheit hinzuzufügen, daß die Grundlage der Friedenunterhandlung die „Integrität des Reiches" sein müsse. Wohlweislich, wie er dachte, oder schändlicher Weise, wie jeder Unbefangene denken muß, verschwieg er den Ständen, daß er sich mit Frankreich über die Friedensbedingungen schon geeinigt und durch die versprochene Zurückziehung seiner Heere nach den

*) Siehe oben § 22. S. 212.

Erbstaaten es dem Reiche unmöglich gemacht habe, die zu Campo Formio vereinbarten Friedensbedingungen zu verwerfen. Die geheimen Artikel der in Folge des Baseler Friedens abgeschlossenen Verträge vom 17. Mai 1795 und 5. August 1796, sowie die geheimen Artikel des Vertrages von Campo Formio waren in Deutschland nur den Eingeweihten bekannt.

Am 7. December theilte der österreichische Bevollmächtigte dem kurmainzischen Präsidial-Gesandten mit, daß der Kaiser in dem Frieden von Campo Formio versprochen habe, seine Heere, mit Ausnahme seines Contingentes, in die österreichischen Erbstaaten zurückzuziehen. Ohne dem Reiche Zeit zu lassen, die durch diese Mittheilung nothwendig werdenden Maßregeln zu treffen, räumten die kaiserlichen Truppen (10. December 1797) Mainz und das ganze linke Rheinufer. Nachdem in dieser Weise das in Streit befangene Gebiet dem Reichsfeinde überliefert, der Friede von Campo Formio in der dem Reiche verderblichsten Beziehung thatsächlich erfüllt war, erhielt die Reichsdeputation in Rastadt erst Kenntniß von dem wirklichen Sachverhalte.

Mit großer Schlauheit hatte Frankreich unterhandelt. Es kannte die Vergrößerungssucht der deutschen Fürsten und deren Gleichgültigkeit für die Angelegenheiten und selbst für das Gebiet des deutschen Reiches.

Auf dieser Grundlage ruhte der französische Eroberungsplan. Preußen und die anderen deutschen Fürsten sollten entschädigt werden, allein nicht, wie es die Natur der Sache mit sich brachte, durch diejenige Macht, welche ihnen den Schaden zuzog, sondern vermittelst deutschen Gebietes, welches ihnen überwiesen wurde. Frankreich hatte dabei doppelten Gewinn, indem es nicht blos einen ansehnlichen Theil Deutschland's an sich riß und in gleichem Verhältnisse unser Vaterland verminderte, sondern auch indem es sich selbst die Hauptstimme in Betreff der jedem einzelnen deutschen Fürsten zu überweisenden Entschädigung vorbehielt. Von Frankreich hing es ab, ob die Fürsten, welche auf dem linken Rheinufer Verluste hatten, eine große oder kleine Entschädigung erhalten sollten. Das französische Cabinet behielt daher die Wage der Geschicke Deutschland's in seinen Händen. Paris wurde die Quelle, aus welcher den deutschen Fürsten Gnade oder Ungnade zufloß. Nach Paris wandten diese daher ihre sehnsüchtigen Blicke. Der Schwerpunkt Deutschland's wurde damals schon in das Ausland verlegt. Unter solchen Umständen war der Ruin des deutschen Reiches vollendet, obgleich noch einige Jahre vergingen, bevor die Auflösung desselben öffentlich verkündigt wurde.

Die Entschädigungsmasse wurde gebildet durch die Einziehung zahlreicher Reichsstädte, Bisthümer, Abteien und anderer geistlicher Besitzungen. Wenn dieses geschehen wäre in Folge eines Beschlusses der deutschen Nation oder der Stellvertreter derselben, so hätte sich der Freund des Vaterlandes darüber vielleicht freuen können. Da es aber geschah in Folge von Verträgen, welche Preußen und Oesterreich hinterlistiger Weise mit Frankreich abgeschlossen hatten, und in einer Art, welche dieser Macht entscheidenden Einfluß auf die innern Angelegenheiten Deutschland's einräumte und dem Feinde einen ansehnlichen Theil des deutschen Gebietes überließ, so wurde dadurch der Untergang des Reiches vorbereitet.

Die Winkelzüge der Cabinette von Oesterreich und Preußen hatten keine andere Folge, als die hülflose Lage Deutschland's, Frankreich gegenüber, noch zu erschweren und die Verhandlungen in die Länge zu ziehen. Die Franzosen begnügten sich jetzt mit dem linken Rheinufer gar nicht mehr, in einer Note vom 3. Mai 1798 verlangten sie überdies die Abtretung eines Stückes Land jenseits der Brücke von Hünningen, die Stadt Kehl, das Fort Castell bei Mainz und alle Rhein-Inseln, ferner die Schleifung Ehrenbreitenstein's und aller befestigten Brückenköpfe am rechten Rheinufer. Später gaben sie zwar diese

übermäßigen Forderungen wieder auf, allein das linke Rheinufer war verloren. Am 11. December 1798 nahm die Reichsdeputation das französische Ultimatum vom 6. December an, worin die Abtretung des linken Rheinufers nebst anderen Zugeständnissen verlangt worden war.

Mittlerweile hatte sich jedoch die Lage der Verhältnisse wesentlich geändert. Kaiser Franz, oder vielmehr dessen Minister Thugut glaubte, der Zeitpunkt zur Wiederergreifung der Waffen sei günstig geworden. Oesterreich zählte auf russische Hülfe. Der französische Gesandte Bernadotte wurde in Wien mißhandelt (13. April 1798). Der Congreß von Rastadt, welcher mit Betrug und Verrath begonnen hatte, endigte mit Mord. Als im December 1798 ein russisches Hülfsheer in Mähren eingerückt war, gaben die französischen Gesandten in Rastadt (2. Januar 1799) zu erkennen, daß Frankreich den Krieg als wieder eröffnet ansehe, wenn sich Oesterreich und das deutsche Reich dem Marsche der Russen nicht widersetzten. Am 12. März 1799 erklärte die französische Republik an Oesterreich den Krieg. Am 13. April 1799 reiste der kaiserliche Bevollmächtigte von Rastadt ab. Am 23. April löste sich die Reichsdeputation auf. Am 25. April wurde ein von den französischen Gesandten abgeschickter Courier zwischen Rastadt und Blittersdorf von österreichischen Husaren aufgefangen und vor den Obersten Barbaczy zu Gernsbach gebracht, welcher auf die bei ihm geführten Beschwerden erwiederte, daß er vor dem Empfange höherer Instruktionen keine Entschließung ertheilen könne. Der Oberst der Husaren handelte also nach höheren Instruktionen! Am 28 April ließ derselbe Oberst Barbaczy durch einen österreichischen Rittmeister der Reichsdeputation erklären, daß die Abreise der französischen Gesandten gesichert sei, und schickte diesen zugleich die schriftliche Weisung, binnen vierundzwanzig Stunden abzureisen. Oberst Barbaczy hatte demnach, seiner eigenen Erklärung zufolge, seine Maßregeln so getroffen, daß er innerhalb vierundzwanzig Stunden die Sicherheit der französischen Gesandten auf ihrer Reise von Rastatt nach Frankreich verbürgen konnte.

Vor Ablauf der festgesetzten Frist von vierundzwanzig Stunden, am Abende des 28. April 1799 reisten die französischen Gesandten ab, und zwei derselben, Bonnier und Roberjot fielen unter den Hieben der von Barbaczy befehligten Szekler-Husaren. Der dritte Jean Debry rettete sein Leben nur, indem er sich todt stellte. Der Erzherzog Karl ließ den Obersten Barbaczy verhaften und eine Untersuchung einleiten. Die österreichische Regierung hob dieselbe unter dem Vorwande auf, eine bloße militärische Untersuchung sei hier nicht am Orte. Sie gab sich jedoch selbst die größte Blöße, indem sie später erklärte, es handele sich blos um einen S o l d a t e n f r e v e l. Als es galt eine militärische Untersuchung zu verhüten, behauptete sie, es handele sich nicht um eine Militär-Angelegenheit, als aber die militärische Untersuchung beseitigt war, sollte nur ein S o l d a t e n f r e v e l im Spiele sein. Wenn diese Thatsachen zur Ueberführung Barbaczy's, und die weiter oben angeführten zu derjenigen Thugut's nicht genügen, so läßt sich kein Verbrechen mehr beweisen. Die ganze Reihe der Leute, welche bei der Mordthat mitwirkten, ist ermittelt. Wir haben Thugut, Lehrbach, Barbaczy, den österreichischen Rittmeister, die Szekler-Husaren und sogar den Zwischenträger, welcher zwischen Lehrbach und den französischen Gesandten hin- und herging, den Elsäßer Schulmeister. Wir haben vorhergehende*), gleichzeitige und nachfolgende Anzeigungen. Es fehlt nichts, als das Geständniß Thugut's. Dieses war freilich nicht zu erwarten. Daß die Gewaltthat von Thugut ausging, ist gewiß. Nur darüber kann ein Zweifel obwalten, ob der Mord befohlen war, oder aus Rohheit von den Soldaten verübt wurde. Das erste ist wahr-

*) Siehe oben § 36.

scheinlicher, als das letztere. Denn die Husaren verfuhren nicht in blinder Wuth, sondern mit Vorbedacht. Sie vergriffen sich nicht an anderen Personen. Sie hatten es auf die drei Gesandten abgesehen. Jean Debry wäre nicht am Leben geblieben, wenn die Schergen ihn nicht für todt gehalten hätten.

Die österreichische Regierung erreichte übrigens ihre Zwecke nicht, weder in Betreff der Ermordung der französischen Gesandten, noch der Wiederaufnahme des Krieges. Sie zog sich nur neue Niederlagen und Demüthigungen zu. Im Frieden von Lüneville schämte sie sich nicht mehr, offen und unumwunden im Namen des deutschen Reiches das linke Rheinufer an Frankreich abzutreten. Wie beim Frieden von Campo Formio die Zurückziehung der österreichischen Truppen, so war nach dem Frieden von Lüneville die Besetzung des deutschen Reichsgebietes durch französische Truppen die Daumschraube, wodurch die Reichsversammlung gezwungen wurde, den von Oesterreich geschlossenen Frieden anzuerkennen. Die von französischen Truppen besetzten Gegenden sollten nämlich nicht eher geräumt werden, bis die Reichsversammlung den Frieden von Lüneville genehmigt hätte. Unter diesen Umständen genehmigte dieselbe den Frieden schon am 7. März 1801.

Die eine Seite des Geschäftes, d. h. die Abtretung des linken Rheinufers, war auf diese Weise erledigt. Es blieb die andere noch übrig, die Entschädigung der Stände, welche dadurch in Verlust gekommen waren. Nächst Frankreich beschäftigte sich auch Rußland mit dieser Angelegenheit. Denselben Betrug, welchen Franz II. auf dem Rastadter Congresse dem deutschen Reiche gespielt hatte, wiederholte jetzt Frankreich, oder in dessen Namen Napoleon Bonaparte.

Die Reichsdeputation irrte sich in Regensburg, wie früher in Rastadt, wenn sie vermeinte, ihr liege das Geschäft der Ermittelung der Entschädigungen ob. Wie drei Jahre früher, so hatte sie auch jetzt nichts weiter zu thun, als die ihr vorgelegten Beschlüsse zu genehmigen. Es genügte dem übermüthigen Bonaparte nicht, daß die Reichsdeputation den ihr vorgelegten französisch-russischen Plan im Wesentlichen annahm und sich nur einige Abänderungen vorbehielt. Der erste Consul ließ der Reichsdeputation befehlen, sich jeder Veränderung des Theilungsplanes und jeder Verzögerung im Vollzuge desselben zu enthalten. Die Frechheit Bonaparte's wurde übrigens noch überboten durch diejenige mehrerer deutschen Regierungen, namentlich der preußischen, bairischen und würtembergischen, welche die Bestätigung des französisch-russischen Theilungsplanes durch die Reichsdeputation gar nicht abwarteten, sondern sofort nach Bekanntwerdung desselben von den ihnen zugeschiedenen Landestheilen Besitz ergriffen.

Auf solche Weise kam der berühmte Reichsdeputations-Hauptschluß den 25. Februar 1803 zu Stande. Preußen erhielt die thüring'schen Besitzungen des Kurfürstenthums Mainz nebst dessen Antheil an Trefurt, die Bisthümer Paderborn und Hildesheim, die Reichsstädte Goslar, Mühlhausen und Nordhausen, den dritten Theil des Bisthums Münster mit der Stadt Münster, endlich die Abteien Elten, Essen, Herford, Kappenberg, Quedlinburg und Werden.

Baiern fielen zu die Stadt Passau mit einem Bezirke zwischen der Ilz und der Donau, die Grafschaft Neuburg am Inn, die Bisthümer Augsburg, Freissingen und Bamberg, mehrere Distrikte von Eichstädt, Gebietstheile der Abteien in Augsburg, die Probstei Kempten, neun reiche Abteien und vierzehn Reichsstädte.

Würtemberg's Loos war: die Probstei Ellwangen, sieben Stifte und neun Reichsstädte. Baden erhielt den größten Theil der auf der rechten Rheinseite gelegenen Bezirke der Bisthümer Basel, Straßburg und Speyer, die Städte Mannheim und Heidelberg nebst dem dazu gehörigen pfälzischen Gebiete auf der rechten Rheinseite, das Bisthum

Constanz, die Herrschaft Lahr, die Aemter Lichtenau und Willstätt, die Probstei Odenheim, zehn Abteien und sieben Reichsstädte.

Preußen vertauschte achtundvierzig Quadratmeilen mit 127,000 Einwohnern gegen zweihundertundvierzig Quadratmeilen mit 600,000 Einwohnern, Baiern einhundertundsechsundachtzig Quadratmeilen mit 600,000 Seelen gegen zweihundertundneunzig Quadratmeilen mit 900,000 Einwohnern. Am meisten wurde Baden begünstigt. Es gab nur acht Quadratmeilen mit 25,000 Einwohnern auf und erhielt dafür sechzig Quadratmeilen mit 240,000 Seelen. Hessen-Darmstadt erhielt für dreiunddreißig Quadratmeilen neunzig, und Würtemberg mehr als doppelten Ersatz für seine Verluste.

Die Zahl der Stimmen am Reichstage verminderte sich auf hundertsiebenundvierzig. Von den Reichsstädten überlebte nur Frankfurt am Main, Hamburg, Bremen und Lübeck, ferner Augsburg und Nürnberg, die beiden letzteren nur auf eine kurze Zeit.

Die Verhandlungen des Rastadter Congresses und der Regensburger Reichsdeputation hatten die Ohnmacht des deutschen Reiches so klar an den Tag gelegt, daß Napoleon glaubte, demselben jedweden Hohn ungestraft bieten zu können. Kaum war der Krieg mit England wieder ausgebrochen, so besetzten die Franzosen, ungeachtet des mit dem deutschen Reiche bestehenden Friedens, Hannover. Das Reich kam dem deutschen Lande nicht zu Hulfe. Die hannover'sche Aristokratie und Büreaukratie wollte es nicht auf einen Kampf ankommen lassen. Die hannover'sche Armee mußte (5. Juli 1803) die Waffen strecken, wurde aufgelöst, oder sollte wenigstens aufgelöst werden. Die Franzosen aber setzten sich im Lande fest. Hannover diente theils als Köder, womit sie Preußen fingen, theils als Hinterhalt, aus welchem sie, je nach den Umständen Oesterreich oder Preußen überfallen konnten. Die dort concentrirte Armee leistete ihnen später im Kriege gegen Oesterreich treffliche Dienste. Sie gab den Ausschlag bei Ulm.

Kaiser Franz, welcher so viel zum Ruine des Reiches beigetragen hatte, konnte mit größerer Sicherheit, als jeder Andere die bevorstehende Auflösung desselben vorhersehen. Um für diesen Fall seinen Kaisertitel, das einzige, was ihm vom deutschen Reiche geblieben war, zu retten, nahm er durch eine öffentliche Urkunde vom 11. August 1804 den Titel eines erblichen Kaisers von Oesterreich an. Mehr, als ein halbes Jahrtausend hindurch war das deutsche Reich die melkende Kuh gewesen, an deren Eutern das Haus Habsburg sich groß gesogen hatte. Jetzt, da dem armen Thiere die Milch ausgegangen und Oesterreich nicht mehr mächtig genug war, die übriggebliebenen Haut und Knochen sich zuzueignen, zog es sich bei guter Zeit mit möglichstem Anstande vom deutschen Reiche zurück.

Der Krieg, welchen Oesterreich im Jahre 1805 mit Frankreich begann und welcher mit dem Preßburger Frieden (26. December 1805) zu Ende ging, brachte auch dem lange im Todeskampfe befangenen deutschen Reiche seinen Untergang.*)

Der Zweck, welchen Napoleon durch diesen Friedensschluß beabsichtigte, und erreichte, bestand darin, neben den beiden Hauptmächten Deutschland's, Oesterreich und Preußen, eine dritte zu bilden, welche, weil sie ganz sein Werk war, auch sein Werkzeug zu seinen weiteren Eroberungsplänen sein sollte.

So kam der unseelige und schmähliche Rheinbund zu Stande. Er wurde vermittelst einer am 12. Juli 1806 zu Paris unterzeichneten Urkunde, welche dem Reichstage am 1. August 1806 mitgetheilt wurde, gegründet. Sechzehn deutsche Fürsten, nämlich die Könige von Baiern und Würtemberg, der Kurfürst Reichskanzler, der Kurfürst von Baden, der neue Herzog von Berg (Joachim Mürat), der Landgraf von Hessen-Darmstadt,

*) Siehe oben § 28 Seite 271.

die Fürsten von Nassau-Usingen, Nassau-Weilburg, Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Salm-Salm, Salm-Kyrburg, der Herzog von Aremberg, der Fürst von Isenburg-Birstein, endlich der Graf von und zu der Leyen, traten dem Bunde zuerst bei. An demselben 1. August 1806 erklärte der französische Gesandte Bacher, daß sein Kaiser kein deutsches Reich mehr anerkennen werde. Kaiser Franz II. legte am 6. August die Kaiserkrone nieder. Napoleon erhielt unter dem Titel eines Protectors des Rheinbundes eine despotischere Gewalt über die Hälfte Deutschland's, als sie jemals ein deutscher Kaiser inne gehabt hatte. Zum Lohne für ihre Unterwürfigkeit ertheilte Napoleon seinen deutschen Lehensfürsten nicht blos despotische Gewalt über ihre Unterthanen, sondern auch bedeutende Schenkungen, welche ihn nicht ärmer machten. Er verlieh Baiern die Reichsstädte Nürnberg und Augsburg, dem Fürsten Primas Frankfurt a. M., Baden, das Fürstenthum Heitersheim und Hessen-Darmstadt die Burggrafschaft Friedberg. Eine große Anzahl bisher reichsunmittelbarer Fürsten, Grafen und Ritter ordnete er der Landeshoheit der rheinischen Bundesfürsten unter. Auf diese Weise warb sich Napoleon Vasallen in Deutschland.

Die rheinische Bundesverfassung war eine bloße Spiegelfechterei, welche nur insoweit jemals in Ausübung trat, als sie die Streitkräfte sämmtlicher Bundesfürsten dem Kaiser Napoleon zur Verfügung stellte; wir können dieselbe daher hier füglich übergehen.

Am 25. September 1806 trat der Kurfürst von Würzburg (der ehemalige Großherzog von Toscana, welcher auch in Deutschland für den Verlust seines Landes entschädigt worden war) unter dem Titel eines Großherzogs, am 11. December 1806 der Kurfürst von Sachsen unter dem Königstitel, am 15. December 1806 die sächsischen Herzoge, am 13. April 1807 die beiden Fürsten von Schwarzburg, die Herzoge von Anhalt, die Fürsten von Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe und die Fürsten von Reuß dem Rheinbunde bei.

Aus den Preußen, Hannover, Hessen-Cassel und Braunschweig abgenommenen Landestheilen errichtete Napoleon 1) das Herzogthum Berg, welches er zuerst seinem Schwager Joachim Mürat und nach dessen Erhebung auf den Thron von Neapel (1809) dem noch unmündigen Sohne des Königs Ludwig von Holland, den Bruder des dermaligen Kaisers von Frankreich verlieh; 2) das Königreich Westphalen, welches am 15. November 1807 gleichfalls dem Rheinbunde beitrat. Am 18. Februar 1808 schloß sich Mecklenburg-Strelitz, 22. März 1808 Mecklenburg-Schwerin, 14. October 1808 Oldenburg an. Der Bund umfaßte nun ein Gebiet von fünftausendneunhundertundsechzehn Quadratmeilen mit 14,608,877 Einwohnern. Das Napoleon zur Verfügung stehende Bundesheer, welches anfangs nur 63,000 Mann zählte, wuchs auf 119,180 Mann an.

Die Dauer des Bundes war zu kurz, als daß alle Absichten, welche Napoleon in Betreff desselben hegte, hätten zu Tage kommen können. Allein sie war doch lang genug, um einige Anhaltspunkte dafür zu bieten. Der Fürst von Lichtenstein wurde unter die Gründer des Bundes aufgenommen, ohne deßhalb nur befragt zu werden. Durch ein kaiserliches Dekret vom 10. December 1810, wodurch Napoleon die Mündungen der Schelde, Maas, des Rheins, der Ems, der Weser und der Elbe mit Frankreich vereinigte, riß der Despot, ohne einen Unterschied zu machen, deutsche Gebietstheile, welche zum Bunde gehörten, und nicht dazu gehörten, vom deutschen Vaterlande los. Von den Bundesfürsten verloren dadurch ihre Länder: der Herzog von Oldenburg, welchem blos das Fürstenthum Lübeck blieb, der Herzog von Aremberg, von dessen Landen ein Theil mit Frankreich, der andere mit dem Großherzogthum Berg vereinigt wurde; endlich die Fürsten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, deren Besitzungen Frankreich einverleibt wurden. Auch vom Großherzogthume Berg und dem Königreiche Westphalen zog Napoleon ansehnliche Bezirke

zu Frankreich. Der Rheinbund verlor dadurch nicht weniger, als fünfhundertundzweiunddreißig Quadratmeilen mit 1,133,057 Einwohnern.

Wenn Polyphem Napoleon nicht früher beseitigt worden wäre, so hätten ohne Zweifel die übrigen Bundesfürsten ein gleiches Schicksal, wie die Herzoge von Oldenburg und Aremberg gehabt. Diejenigen derselben, welche ihre Souveränität behaupteten, verdankten dieses weder ihren Verdiensten um Deutschland, noch ihrer eigenen Kraft, sondern dem Sturze Napoleon's, welcher diesen abhielt, sie zu verschlingen und der Macht der Verhältnisse, welche die Entscheidung ihres Schicksals nicht der deutschen Nation, sondern den deutschen Fürsten anheimgab, die nicht geringere Schuld, als sie, an dem Jammer Deutschland's trugen.

Auf den rheinischen Bund mit Napoleon an der Spitze folgte der deutsche Bund mit Oesterreich und Preußen als Protectoren, auf den Bund mit der scharfen militärischen Spitze, der Bund mit Polizei und Censur und unerschwinglichen Friedensheeren.

Der deutsche Bund war nicht minder eine Mißgeburt, als sein Vorgänger, welcher den Namen des rheinischen führte. Keine der Lehren der Geschichte, welche die Auflösung des deutschen Reiches im Jahre 1806 an die Hand gab, wurde von den Gründern des neuen Bundes benutzt. Statt einer Macht, welche außerhalb Deutschland ihren Schwerpunkt hat, zählt der deutsche Bund deren drei unter seinen Mitgliedern: Oesterreich, Dänemark und die Niederlande. *) Der Einfluß undeutscher Interessen wird durch die Erklärung nicht beseitigt, daß diese Mächte nur für bestimmte genau bezeichnete deutsche Provinzen dem Bunde beiträten. Denn in allen praktischen Fragen werden die genannten drei Mächte durch die Verhältnisse gezwungen, die deutschen Interessen ihren nichtdeutschen unterzuordnen. Der größten deutschen Macht, Preußen, wurde nur die zweite Rolle zugetheilt, dem Hause Habsburg fiel die erste anheim.

Der deutsche Bund ist nur ein Bund zwischen den Fürsten und den vier frei gebliebenen deutschen Städten. Die deutsche Nation ist als solche bei demselben nicht vertreten, ja kaum berücksichtigt. Als Zweck des Bundes ist „die Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschland's und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen Staaten" angegeben. Die Sorge für die Verwirklichung dieses Zwecks ist aber einer Anzahl von siebenzehn Diplomaten anvertraut, welche von den Instruktionen und der Ernennung ihrer Vollmachtgeber abhängig sind, gerade so wie einst die Reichstagsgesandten zu Regensburg.

Der Unterschied zwischen der Reichsverfassung und derjenigen des deutschen Bundes besteht nur darin, daß die Zahl der Stände sich vermindert und daß deren Gewalt sich vermehrt hat, daß an die Stelle eines Wahlkaisers ein erblicher, d. h. von den österreichischen Erbkaisern jedesmal zu ernennender Bundespräsident getreten und daß an die Stelle der Reichsgerichte Austrägalgerichte mit höchst zweifelhafter Competenz und unter höchst verwickelten Formen traten.

Was die deutsche Bundesverfassung vor der Reichsverfassung voraus hat, ist nicht das Werk der deutschen Fürsten, sondern dasjenige der Zeit und insbesondere Napoleon's, welcher die Zahl der deutschen Landesherren vermindert und den deutschen Kaiserthron umgestürzt hat.

Dem Auslande gegenüber ist die Stellung Deutschland's durch die Bundesverfassung in keiner Weise verbessert worden.

Durch die besonderen Artikel wurden einerseits den Aristokraten Zugeständnisse gemacht, den ehemaligen Reichsständen und Reichsangehörigen (durch Artikel 14), den Reichs-

*) Bei Begründung des Bundes sogar vier: Hannover-England.

pensionären (durch Artikel 15), dem fürstlichen Hause Thurn und Taxis (durch Artikel 17), welche treulich gehalten wurden; anderseits dem deutschen Volke, indem diesem landständische Verfassungen (Artikel 13), Gleichberechtigung der verschiedenen christlichen Religionsparteien, Verbesserung der bürgerlichen Zustände der Juden (Artikel 16), Freiheit des Erwerbs von Grundeigenthum, Abzugsfreiheit, Freiheit des Eintritts in die Civil- und Militärdienste aller Bundesstaaten, Freiheit von aller Nachsteuer, Preßfreiheit (Artikel 18), Freiheit des Handels, des Verkehrs und der Schifffahrt zwischen den verschiedenen Bundesstaaten in Aussicht gestellt wurde. Alle diese Zusagen wurden nicht nur nicht gehalten, sondern geradezu in ihr Gegentheil verkehrt.

Die Frage, wie auf dem Wiener Congresse die neue Verfassung hätte besser gemacht werden sollen, ist in sehr mannigfaltiger Weise beantwortet worden. Mir scheint dieselbe gleichbedeutend zu sein mit der Frage, wie man aus schlechtem Mehl besseres Brod, als es zu geben pflegt, backen könne. Zuerst müssen die Elemente der Bundesverfassung gebessert werden, bevor diese selbst besser ausfallen kann. So lange nicht die deutsche Nation, nicht die einzelnen Stämme oder auch nur Bruchstücke derselben, sondern die vierunddreißig Fürsten und vier freien Städte, welche die Bundesacte aufzählt, als die eigentlichen Bundesmitglieder erscheinen, kann die Verfassung nicht besser ausfallen. Jede Gewalt, welche der Bundesversammlung eingeräumt wurde, enthielt eine Verstärkung der unfreiheitlichen Elemente, wie sich dieses schon gar bald herausstellte.

Der große Fehler des Wiener Congresses war, daß auf demselben die Völker keine Stimme hatten. Aus diesem folgten alle übrigen mit unabweislicher Nothwendigkeit.

Was unserem Vaterlande Noth gethan hätte, d. h. eine Bundesverfassung, ähnlich derjenigen der Vereinigten Staaten Nordamerika's, war bei der Zusammensetzung des Wiener Congresses eine Unmöglichkeit. Alle Fürsten Deutschland's stimmten darin überein, sich ihre souveräne Gewalt möglichst unbeschränkt zu erhalten. Diejenigen, welche von einer kräftigen Bundesgewalt sprachen, hatten dabei immer den Hintergedanken, sie würden sich derselben bemächtigen können. Sobald sie aber merkten, daß die übrigen Fürsten sich dieses nicht gefallen lassen wollten, kamen sie selbst wieder von dem Gedanken einer starken Centralgewalt zurück. Eine solche wäre nur möglich gewesen, falls den einzelnen Staaten die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten, des Bundesheeres und der Bundeszölle vollständig entzogen und der Centralgewalt überwiesen worden wäre. Diese selbst mußte nothwendig ihren Ursprung in der Nation und nicht in deren Fürsten haben. Das Bundesgebiet mußte nicht blos auf dem Papiere, sondern in Wirklichkeit von denjenigen Landestheilen unterschieden werden, welche unter der Herrschaft von Bundesfürsten standen, ohne zum Bunde zu gehören. Es mußte eine Gewalt geschaffen werden, welche stark genug war, die Hülfsquellen ganz Deutschland's und daher auch der deutschen Provinzen Oesterreich's, Preußen's, der Niederlande und Dänemark's zu deutschen Zwecken zu verwenden, selbst gegen den Willen der betreffenden Fürsten. Alle diese schönen Einrichtungen waren aber im Jahre 1815 Unmöglichkeiten und werden solche bleiben, so lange die Häuser Habsburg, Hohenzollern, Wittelsbach, Oranien und wie sie alle heißen, ein schwereres Gewicht in die Wagschale der Geschicke werfen, als die deutsche Nation, die Sache der Freiheit und des Rechtes. Wenn die deutsche Nation sich damals auf den hier angedeuteten Höhepunkt hätte hinaufarbeiten wollen, hätte sie nicht ihren Fürsten ein so großes Vertrauen schenken, sondern selbst einen lebendigern Theil an den Verhandlungen des Wiener Congresses nehmen müssen. Das that sie nicht. Das war ein Fehler. Allein darum bleiben die Heldenthaten der Jahre 1813 und 1814 doch ewig preiswürdig.

Es ist in neuerer Zeit Mode geworden, die Freiheitskriege der Jahre 1813 und 1814

herabzusetzen, im Hinblicke auf die spätere Zeit, welche so viele Hoffnungen begrub. Allein wer den Napoleon'schen Despotismus kennt, muß zugeben, daß in nationaler und freiheitlicher Beziehung die Kämpfe jener Jahre, trotz allen Meineiden, umgestürzten Verfassungen und Gewaltthaten, trotz der Wiederherstellung des Jesuitenordens, trotz Censur, Polizei und stehenden Heeren, dennoch die Völker Europa's dem Ziele nationaler und freiheitlicher Entwickelung näher führten.

Soweit die Geschichte reicht, hat noch nie eine Freiheitsbewegung stattgefunden, welche nicht früher oder später von herrschsüchtigen Schurken zu ihrem Privatvortheile wäre ausgebeutet worden. War es denn nicht auch so bei der Reformation, bei der niederländischen, der englischen und der französischen Revolution? Stellen sich nicht in der nordamerikanischen Union die Sclavenhalter auf das Postament der Freiheit und suchen von diesem herab das ihnen liebste Institut weiter auszudehnen?

In den Büchern der Weltgeschichte wird ein fortlaufender Conto-Current geführt, in welchem alle Tugenden in das Haben und alle Laster in das Soll niedergeschrieben werden. Früher oder später kommt es zur Abrechnung. In den Jahren 1848 und 1849 wurde schon einmal der Versuch der Abrechnung gemacht. Er wurde nicht vollendet. Allein damals blieben die Verbrechen, deren sich die deutschen Fürsten in dem Jahre 1814 und folgenden schuldig machten, unvergessen. Wie die gebrochenen Zusagen der Fürsten die gerechte Entrüstung der Völker rege machen, so begründen die Heldenthaten der Völker den Beweis, daß diese die zu Erringung der Freiheit erforderliche Kraft besitzen und die zuversichtliche Hoffnung, daß sie nicht ein zweites Mal sich von ihren Fürsten werden mißbrauchen lassen.

In den Bericht über die großen Reiche der Erde konnten wir den Theil, welchen die einzelnen minder wichtigen Fürsten und Staaten an der Entwickelung der Geschichte Deutschland's nahmen, noch nicht aufnehmen. Wir holen dieses jetzt nach. *)

Die kleinen Fürsten Deutschland's luden eine schwere Schuld auf sich, indem sie während der ersten Jahre der französischen Revolution die gehässigen Feinde derselben, die emigrirten Prinzen, Adeligen und Pfaffen gastfreundschaftlich an ihren Höfen aufnahmen, diesen unverbesserlichen Gegnern jedweden Fortschritts Vorschub leisteten und sich bis zur Kriegserklärung gegen Frankreich treiben ließen. Daß die kleinen Fürsten Deutschland's den Kampf schlaff führten, versteht sich von selbst. Wie wäre dieses anders möglich gewesen, da ihre Völker den Krieg mit Widerwillen führten? Wir wollen den kleinen Tyrannen Deutschland's aus ihrer Schlaffheit im Kriege keinen Vorwurf machen. Sie war die nothwendige Folge ihrer Stellung. Allein es war Verrath am Vaterlande, daß sie, um einige tausend Unterthanen mehr und um eine unumschränktere Gewalt über dieselben zu bekommen, damit anfingen, Napoleon und dessen Ministern zu schmeicheln und die letzteren zu bestechen, und damit aufhörten, nicht die alte Reichsverfassung, an welcher wenig verloren war, sondern das gesammte deutsche Interesse, die deutschen Gränzen, die deutsche Nationalität und was von deutscher Freiheit und deutscher Sitte noch bestand, dem französischen Kaiser zum Opfer zu bringen.

Es wäre ungerecht, behaupten zu wollen, daß alle deutschen Fürsten, welche am Triumphwagen Napoleon's zogen, dieses in böser Absicht thaten. Manche, z. B. der Markgraf Karl Friedrich von Baden, der Herzog Peter von Oldenburg und einige wenige Andere waren Männer von persönlichem Werthe. Allein sie vermochten nicht, dem Drange der Verhältnisse zu widerstehen. Eine Lage der Dinge, in welcher selbst gute Fürsten zum Verrathe am Vaterlande gedrängt werden, ist aber eine unhaltbare, eine so gefährliche, daß

*) Vehse, Geschichte der deutschen Höfe.

eine Nation, welcher ihre Unabhängigkeit etwas werth ist, dieselbe nicht duldet. — D
deutsche Bundesacte beseitigte aber gerade diejenige Gefahr nicht, welche zur Ze
des deutschen Rheinbundes klar zu Tage trat. Gerade so haltungslos, wie damal
war Deutschland, als Louis Napoleon den Krieg in Italien begann, und ist es bi
zu dieser Stunde, da die Bedingungen des Friedens von Villafranca noch nicht be
kannt sind.

Unter den Staaten, welche sich während der Periode der französischen Kriege (179
bis 1814) am schwersten an Deutschland vergingen, steht Baiern obenan. Zur Ze
des Ausbruchs der französischen Revolution war daselbst noch immer jener Karl Theodo
Kurfürst, den wir bereits im vorigen Buche *) kennen lernten. Er leitete selbst und mi
Selbstsucht die Regierung des Landes. Den Ministern blieb nur, die königlichen Cabinets
befehle zu unterschreiben. Oberndorf in der Pfalz war der Einzige, welcher selbständi
zum Besten der Völker etwas that. Die französische Revolution war dem alten Kurfürste
zwar höchst unbequem, allein er gehörte nicht zu denjenigen deutschen Fürsten, welche in di
Kriegstrompete stießen. Im Gegentheile hielt er die Emigrirten von seinem Hofe fer
und rieth, den Krater zu Paris in sich selbst ausbrennen zu lassen. Als der Reichskrie
erklärt wurde, war sein Hauptaugenmerk nur darauf gerichtet, von den Kriegssteuern mög
lichst viel in seinen Privatschatz zu leiten. Als Thugut (1794) den althabsburgische
Plan des Erwerbs Baiern's durch Tausch wieder in Gang brachte, war Karl Theodo
demselben nicht abgeneigt, weil er hoffte, dadurch seine natürlichen Kinder bereichern zu
können. An das Wohl des Landes dachte er dabei so wenig, als an die Zweibrückene
Linie, welche berufen war, ihm nachzufolgen. Mehrere Aufstände, welche in Münche
ausbrachen (namentlich 1795 und 1798), deuteten die Unzufriedenheit des Volkes an,
hatten aber keine weitere Bedeutung. Der Kurfürst fuhr bis an's Ende fort, Schätze zu
sammeln, ohne auf das Elend seines Volkes die geringste Rücksicht zu nehmen. Der
Tauschplan kam übrigens nicht zu Stande. Karl Theodor starb am 16. Februar 1799.
Er hinterließ einen aus nahezu sechshundert Kammerherren bestehenden Hofstaat, mehr als
hundertzweiundfünfzig Geheime Räthe, darunter fünfundachtzig Excellenzen, gegen tausend
Räthe aller Art, nicht weniger als zehntausend Beamte, sechzig Generale, ein Hofbudget
von mehr als einer Million, fünftausend Mönche in zweihundert Klöstern und einen Geist-
lichen auf jedes Hundert seiner Unterthanen!

Auf Karl Theodor, den letzten Sprossen der Sulzbach'schen Linie, folgte der Zwei-
brückner Zweig in Pfalzbaiern nach, derselbe, welcher den Schweden drei protestantische
Könige gegeben hatte (Karl X., Karl XI. und Karl XII.). Ein Brudersohn
Karl's X., Gustav Samuel, war 1696 katholisch geworden. Nach dessen Tode (1731)
war das Fürstenthum Zweibrücken an die Linie Birkenfeld gefallen, welche damals noch
protestantisch war. Christian IV. dieser Linie wurde 1758 gleichfalls katholisch, sein Neffe
Friedrich, welcher ihm nachfolgte, war es schon 1746 geworden. Man machte damals
bessere Carrière in der katholischen Religion. Seit dieser Zeit ward auch das Birkenfelder
Ländchen katholisch regiert. Friedrich's Sohn, der schlimme Karl (1775—1795), einer
der verruchtesten Bösewichte seiner Zeit, hatte keine ehelichen Nachkommen. Dessen
Bruder, Maximilian Joseph, folgte in Zweibrücken Birkenfeld (1795) und vier Jahre
später in Pfalzbaiern nach. Im Jahre 1805 erhob ihn Napoleon zum Könige von
Baiern.

Max Joseph war ein wohlwollender, in religiöser Beziehung duldsamer Lebe-

*) § 44, S. 267, f.

mensch. Er verstand sehr wenig von Staatsangelegenheiten und überließ die Regierungssorgen seinen Ministern, unter welchen Montgelas während der ganzen Periode der französischen Kriege die erste Rolle spielte. Die Regierung wurde in leichtsinniger, verschwenderischer Weise, ohne alle Rücksicht auf deutsche Nationalität und Freiheit geführt. In Folge des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 wurden auch in Baiern die Klöster aufgehoben, deren Güter aber in unsinniger Weise verschleudert.

Baiern wurde der eigentliche Grundstein des rheinischen Bundes. In Folge dessen wurden einige, in Frankreich längst abgeschaffte Mißbräuche, z. B. die Steuerfreiheit des Adels, auch in Baiern beseitigt (1807). Die ganze Streitmacht Max Joseph's aber ging dem Vaterlande verloren und zog noch einen ansehnlichen Theil der übrigen Heere Deutschland's in das französische Lager hinüber.

Montgelas war einer jener zahlreichen deutschen Staatsmänner der napoleonischen Zeit, welche nur daran dachten, die Gelegenheit zur Vergrößerung des Gebietes und der Macht ihrer Herren möglichst auszubeuten. Indem sie Eifer für ihre Herren kund thaten, arbeiteten sie hauptsächlich für sich selbst. Montgelas beherrschte den gutmüthigen Max Joseph vollständig und dann gerade am unbeschränktesten, wenn dieser glaubte, seinem Minister einen Strich durch die Rechnung gemacht zu haben. Montgelas, und mit ihm Max Joseph, waren, gleich ihrem hohen Herrn Napoleon, gegen die Pfaffenherrschaft, gegen Mönchsunwesen und Glaubenszwang. Allein von derjenigen Ordnung, welche Napoleon zu allen Zeiten in den Finanzen des Staates aufrecht erhielt, war in Baiern keine Spur zu finden. Ganze Berge von Eingaben blieben uneröffnet. Der König sorgte nur dafür, daß ihm sein tägliches Taschengeld von tausend Gulden richtig ausbezahlt wurde. Gelang es einem Bittsteller, Gehör beim Könige zu finden, so setzte dieser nicht selten durch, daß dessen Wünsche erfüllt wurden. Ob dieselben übrigens begründet seien oder nicht, untersuchte Max Joseph nicht. Dieses hätte ihm zu große Mühe gemacht. Wer an den Staat etwas zu fordern hatte, konnte zu seinem Gelde entweder nur vermittelst Abschlagszahlungen, oder Anweisungen, die sich nur durch persönliche Beziehungen oder gegen wucherische Prozente verwerthen ließen, gelangen. Die Verwirrung war so groß, daß der Cassier oft gar nicht wußte, in welchem Verhältnisse die ausgestellten Anweisungen zu den Forderungen der Gläubiger standen. Freche, oder besonders begünstigte Schurken erhielten doppelte und dreifache, geschäftsunkundige und ängstliche Leute gar keine Bezahlung.

Auf dem Congresse von Wien ging das Bestreben der bairischen Gesandten nur dahin, aus dem Rieder Vertrage möglichsten Vortheil zu ziehen. In Betreff der Verfassung Deutschland's war Montgelas der Ansicht: „Es sei genug, in Deutschland die Fürsten einzeln, unverbunden, wie in Italien, neben einander bestehen zu lassen, und wenn ja eine Verfassung, so sei sie nur als Bund gegen die Fremden, nicht in das Innere der Länder eingreifend zu bilden."

Mit dem Wiener Congresse ging auch die Herrschaft Montgelas' zu Ende. Dieser Minister war, so lange er Gewalt besaß, sehr verhaßt in Baiern. Er hatte sich zu fest mit Napoleon und dem Rheinbunde verschlungen, als daß er sich unter den Fittigen der s. g. heiligen Allianz und des deutschen Bundes hätte behaupten können. Baiern, Deutschland und die Menschheit verloren an ihm weder einen Freund des Vaterlandes, noch der Freiheit, ja nicht einmal einen rechtschaffenen und umsichtigen Staatsmann. Montgelas war leichtsinnig, üppig, habsüchtig und verschwenderisch. Nächst der persönlichen Freundschaft Max Joseph's verdankte er seine Stellung nur der Gewandtheit seines Geistes, welche ihn befähigte, das Schiff des baierischen Staates durch die Stürme einer bewegten Zeit ohne

Verlust und sogar mit ansehnlichem Gewinn zu steuern. Daß dieser Gewinn Baiern auf Kosten Deutschland's zuging, bekümmerte ihn so wenig, als seinen Herrn.

Nach Baiern war Würtemberg derjenige deutsche Staat, welcher die Macht Napoleon's in Deutschland am meisten stützte. König Friedrich I. harrte sogar noch länger bei Frankreich aus, als Max Joseph von Baiern.

Nach des Herzogs Karl Eugen's kinderlosem Tode (1793) folgten demselben dessen schon sehr alte Brüder Ludwig Eugen (1793—1795) und Friedrich Eugen (1795 bis 1797). Beide waren, gleich ihrem ältern Bruder, katholisch. Das Land hatte über sie nur wenig zu klagen, denn ihre Herrschaft war kurz. Ludwig Eugen's Liebhaberei waren Mönche. Kapuziner und Franziskaner erschienen wieder bei Hofe. Sie verschwanden beim Tode des alten Herzogs. Ludwig Eugen, früher Kanonikus zu Salzburg, später preußischer General, hatte in seinem Ehecontracte mit der preußischen Prinzessin Friederike Dorothea Sophie von Brandenburg-Schwedt versprochen, seine Kinder in der protestantischen Religion erziehen zu lassen. Mit seinem ältesten Sohne Friedrich (1797—1816) kehrte daher das würtembergische Haus zu der protestantischen Religion zurück. In erster Ehe stand Friedrich, genannt der Dicke, mit Auguste von Braunschweig, der Tochter des bekannten Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, dessen wir im siebenjährigen Kriege, im Feldzuge der Champagne und bei der Schlacht von Jena gedachten. Die Ehe war unglücklich. Die Gatten trennten sich, als sie (1786) mit einander in Rußland lebten. Auguste starb (am 27. September 1788) auf dem Schlosse Lodah bei Reval. Sie soll daselbst während eines Anfalls von Starrkrampf auf Veranlassung der Kaiserin Katharina, mit welcher sie Streit gehabt hatte, lebendig begraben worden sein. In zweiter Ehe vermählte sich Friedrich mit der Prinzessin Mathilde von England, der ältesten Tochter Georg's III. (18. Mai 1797).

Seine Regierung begann Friedrich, indem er auf dem Landtage von 1797 auf 1798 alle Tractate und Verträge seiner Vorgänger bestätigte und sie feierlich für fest und unwiderruflich erklärte. Dessenungeachtet traten die tyrannischen Gesinnungen des Herzogs schon bald zu Tage. Während er am Ende seiner Regierung sich fest an das despotische Frankreich anschloß, bekämpfte er im Anfange derselben das republikanische Frankreich nach seinen schwachen Kräften mit äußerstem Eifer. Vergebens thaten die Landstände Einsprache. Der Haß des kleinen Tyrannen, welcher durch engliche Hülfsgelder genährt wurde, gab den Ausschlag, bis zur Zeit des Friedens von Lüneville. Als es darauf ankam, eine möglichst reichliche Entschädigung für das an Frankreich abgetretene Mümpelgard zu erlangen, ließ er dem Secretäre Talleyrand's eine Rente von achttausend Louisd'or und dem französischen Gesandten in Regensburg eintausend Louisd'or baar und eine Dose im Werthe von zwanzigtausend Gulden überreichen. Demzufolge erhielt er für vierzigtausend Seelen, die er abtrat, einhundertzehntausend nebst dem Kurhute. Nachdem dieser erste Schritt der Annäherung an Frankreich gemacht war, folgte bald der zweite, entscheidendere nach. Als der Krieg des Jahres 1805 ausbrach, stattete Napoleon (am 2. October) dem Kurfürsten einen Besuch zu Ludwigsburg ab. Tags darauf hatten die beiden, der große und der kleine Despot, eine zweistündige geheime Unterredung mit einander. Napoleon forderte Friedrich auf, eine Allianz mit ihm zu schließen, und als sich der Kurfürst bei dieser Gelegenheit auf seine Landstände berief, erwiederte ihm Napoleon: „Jagen sie die Schufte fort!“ Friedrich ließ sich das nicht zweimal sagen. Er schloß nicht blos für sein Land die Allianz mit Frankreich, sondern auch für seine Familie den Bund mit dem Hause Napoleon. Er stellte achttausend Mann zu dem französischen Heere gegen den deutschen Kaiser. Nicht

lange darauf gab er seine einzige Tochter Katharina dem Bruder Napoleon's, Hieronymus, zur Frau (1807).

Von dieser Zeit an herrschte Friedrich mit unumschränkter Gewalt im würtenbergischen Lande. Am 30. Dezember 1805 versammelte er den Ausschuß der Landstände zum letzten Male und kündigte diesem in eigener Person den Umsturz der uralten Landesverfassung an. Am Neujahrstage 1806 nahm Friedrich mit großem Pompe den Königstitel an und richtete nunmehr Würtemberg zu einem Königreiche mit hohem und niederem Adel, mit großartigen Ministerien und Kanzleien, mit einem Heere von Beamten und Soldaten ein. Um bei diesen Veränderungen auf keinen Widerstand zu stoßen, ordnete der neue König eine allgemeine Entwaffnung des Volkes an. Zahlreiche Ausländer, namentlich mecklenburgische Adelige, wurden nach Würtemberg gezogen und denselben die wichtigsten Stellen im Staate übertragen. Auf Adel und Geistlichkeit, Stadt und Land lastete die Hand des Königs schwer. Zwölftausend Mann Würtemberger zogen mit den Franzosen 1806 gegen Preußen. Doch verstand es König Friedrich, unter dem Vorwande, daß Oesterreich nicht zu trauen sei, seine Truppen vor der gefährlichen Sendung nach Spanien, woselbst so viele Rheinbundskrieger den Tod fanden, zu bewahren.

König Friedrich war nicht blos ein Verschwender, welcher sein Land aussog, sondern auch ein Despot, welcher die Lasten, die er seinem Volke auferlegte, durch Willkühr und Rohheit noch erschwerte. Die Jagdlust, welcher er sich schrankenlos ergab, das unnatürliche Verhältniß zu schönen jungen Leuten, in welchem der König stand, die unausgesetzten Soldaten-Aushebungen, welche er anordnete und bei welchen er weder auf gesetzliche Bestimmungen, noch auf Familien-Verhältnisse die geringste Rücksicht nahm, die persönlichen Gewaltthätigkeiten, deren er und seine Günstlinge, unter diesen namentlich der Graf von Dillen, sich herausnahmen, machten seine Regierung zum Fluche des Landes. Unter den vielen Tyrannen Deutschland's war Friedrich I. von Würtemberg ohne Zweifel der verhaßteste. Große Landstrecken blieben unbebaut, weil der Wildstand, welchen der König hegte, alle Erndten verwüstete, ohne daß es den Bauern erlaubt war, sich durch andere Werkzeuge, als Klappern, der vierfüßigen Eindringlinge zu erwehren. Von den Ländern, welche unbebaut blieben (sie werden von Pfister auf fünftausendzweihundertdreiundzwanzig Morgen veranschlagt), wurden die Abgaben nichtsdestoweniger voll erhoben. Der Frohndienst, in welchem die Treiber bei den Jagden standen, entzog dem Landbau zahlreiche kräftige Hände. Er war für die unglücklichen Arbeiter überdies mit großen persönlichen Gefahren und Opfern verbunden. Die Treiber, welche oft Wochen lang von Hause abwesend sein mußten, erhielten während dieser Zeit nicht einmal die spärlichste Nahrung. Sie mußten sich selbst beköstigen. Prügel, Streiche mit dem Hirschfänger, nicht selten sogar eine Ladung Schrot erwartete sie bei jedem Fehler, den sie machten, oder welchen hohe Herren auf sie abzuwälzen für gut fanden.

Fünfzehntausend Würtemberger zogen mit den Franzosen nach Rußland. Wenige derselben kehrten zurück und diese größtentheils mit erfrorenen Gliedmaßen. Von Neuem rüstete Friedrich 1813 die Hälfte seines Contingentes aus, welche bei Lützen, Bautzen, Jüterbock und Leipzig für die französische, gegen die deutsche Sache kämpfte. Bei Leipzig konnte Graf Normann die von ihm befehligten Würtemberger nur dadurch vom augenscheinlichen Untergange retten, daß er auf deutsche Seite überging. Der König cassirte ihn zur Strafe dafür. Am 6. November 1813 sah er sich jedoch durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, den Vertrag zu Fulda abzuschließen und den Verbündeten beizutreten.

Die wenigen freiheitlichen Bestimmungen, welche die deutsche Bundesacte enthielt,

waren ihm so sehr zuwider, daß er dem Bunde anfangs gar nicht beitreten wollte. Erst am 1. September 1815 schloß er sich demselben nachträglich an.

Nach dem vollständigen Umschwunge der Dinge sah Friedrich I. wohl ein, daß er seine Regierung in der alten Weise nicht fortsetzen könne. Wie die Bourbonen wollte er seinem Ländchen eine Verfassung octroyiren. Darüber entstand neue Aufregung in Würtemberg. Bevor diese sich beruhigte, starb Friedrich (am 30. October 1816). Die Freude darüber war im Lande so groß, daß es schwer hielt, derselben Schranken zu ziehen. Viele wollten die Nachricht gar nicht glauben, weil sie die Hoffnung aufgegeben hatten, von diesem Uebel erlöst zu werden.

Das paradiesische Ländchen Baden, welches von dem Bodensee bis Basel, von da bis Mannheim und jenseits Wertheim sich erstreckt, existirte beim Beginne der französischen Revolution nur in kleinen Bruchstücken, von denen eines das verbundene Baden-Durlach und Baden-Baden war. Dieser Kern des jetzigen Großherzogthums Baden enthielt übrigens nur siebenundsiebzig Quadratmeilen mit zweimalhunderttausend Einwohnern. In unseren Tagen zählt das Ländchen nahezu anderthalb Millionen Seelen auf zweihundertundsiebzig Quadratmeilen. Carl Friedrich, welcher seit dem Jahre 1733 in Baden-Durlach und seit 1771 auch in Baden-Baden regierte, war einer der wenigen deutschen Fürsten, die es redlich mit ihren Unterthanen meinten. Während eines langen Friedens hatte er im Stillen für die Verbesserung der Zustände seines Ländchens gewirkt. Im Jahre 1796 wurde die Markgrafschaft Baden auch in den Strudel der französisch-deutschen Kriege gezogen. Die Franzosen drangen in das Land. Der Markgraf floh nach Anspach. Die Reichsarmee bot keinen Schutz. Sie bestand aus zusammengerafftem Gesindel in den mannigfaltigsten Uniformen, mit Gewehren von allen Kalibern, Soldaten und Offiziere, welche sich nicht selten zum ersten Male beim Ausrücken in das Feld gesehen hatten. Denn den Hauptmann hatte eine Reichsstadt, den Fähndrich ein Graf und die Mannschaft verschiedene Klöster und Reichsritter gestellt. Ein so zusammengesetztes Heer war wenig dazu geeignet, den Truppen der französischen Republik die Spitze zu bieten. Am 17. Juli schlossen die Würtemberger, am 25. Juli die Badener mit den Franzosen Waffenstillstand. Baden mußte seine überrheinischen Besitzungen, namentlich die Herrschaft Rodemachern im Herzogthum Luxemburg und den Antheil an der Grafschaft Schonheim abtreten und zwei Millionen Franken Brandschatzung zahlen.

Gerade so wird es bei dem nächsten Kriege mit Frankreich wieder gehen, falls bis dahin die Staatsverfassung Deutschland's nicht wesentlich verbessert sein wird. So lange die einzelnen Staaten Deutschland's noch das Recht, oder auch nur die Mittel besitzen, über die von ihnen gestellten Truppen zu verfügen und mit dem Auslande zu verhandeln, kann Deutschland diesem gegenüber nie eine Einheit bilden.

Im Jahre 1801 setzte der plötzliche Tod des Erbprinzen Karl Ludwig auf einer Reise in Schweden das Land in große Betrübniß. Die Töchter, welche er hinterließ, nahmen später die Throne von Rußland, Baiern und Schweden, und das Thrönchen von Hessen-Darmstadt ein. Die fünfte Prinzessin ehelichte den Herzog von Braunschweig, welcher 1815 bei Quatrebras fiel. Die Verbindung des Hauses Baden mit dem russischen Kaiser Alexander trug viel dazu bei, daß die Entschädigung durch den Reichsdeputationshauptschluß vom Jahre 1803 so günstig ausfiel. *)

In der Nacht vom 9. zum 10. Juni 1811 starb Karl Friedrich, welcher der Nestor der deutschen Fürsten genannt und von Mit- und Nachwelt wegen seiner Tugenden hoch

*) Siehe oben Seite 400.

gepriesen wurde. Trotzdem mußte Baden auch unter ihm seine Streitkräfte dem Feinde Deutschland's zur Verfügung stellen. Die auswärtigen Verhältnisse des Vaterlandes wurden in nichts gefördert durch die Regententugenden Karl Friedrich's. Dieser half, gleich allen übrigen Mitgliedern des Rheinbundes, den Sieges- und Triumphwagen Napoleon's durch ganz Deutschland bis nach Moskau, und im Westen durch die Gebirge Spanien's schleppen. Gleich dem dicken Friedrich von Würtemberg, zahlte auch Karl Friedrich von Baden seinen Tribut an den Secretär Talleyrand's. Dieser bestand in sechstausend Louisd'or nebst einigen Kostbarkeiten. Ueberdies erhielt der russische Gesandte von Bühler viertausend Louisd'or. So wenig vermag bei mangelhafter Organisation auch ein sonst redlicher Fürst dem Strome der Ereignisse zu widerstreben.

Karl Friedrich's Enkelsohn und Nachfolger hatte, troß seiner Abneigung, Napoleon's Adoptivtochter, Stephanie, ehelichen müssen (1806), welche seit 1818 dem Lande unermeßliche Summen (jährlich, mit Einschluß der Accidenzien, mehr als 150,000 Gulden) gekostet hat.

Großherzog Karl (1811—1818) war träg, wollüstig, mißtrauisch und unentschlossen, überhaupt seinem Großvater sehr unähnlich. Er und der König von Würtemberg waren die einzigen deutschen Fürsten, welche sich weigerten, die deutsche Bundesacte zu unterzeichnen. Er trat derselben erst hinterher (am 26. Juli 1815) bei. Er gerieth dadurch in eine sehr vereinzelte Stellung, welche ihn bestimmte, den Artikel 13 der deutschen Bundesacte schneller und redlicher, als die meisten übrigen deutschen Fürsten thaten, zu erfüllen.

Unter den tragikomischen Gestalten der Periode der französischen Kriege spielte Wilhelm IX. von Kurhessen (1785—1807 und 1813—1821), der Eifrigste unter allen Verehrern des Zopfes, eine der ersten Rollen. Sein Lieblingsgeschäft war die von seinen Altvordern ererbte Seelenverkäuferei. Wilhelm IX. trieb sie noch fort, als die meisten deutschen Fürsten schon angefangen hatten, sich derselben zu schämen, wie er den Zopf noch festhielt, als alle übrigen diese Zierde des Hinterhauptes längst abgelegt hatten.

Wilhelm IX. hielt seine Armee auf dem Fuße von vierzehntausend Mann. Im Jahre 1787 unternahm er sogar mit derselben einen Feldzug, um die Grafschaft Schaumburg-Lippe an sich zu bringen. Allein als Kaiser Joseph II. sich entschieden gegen ihn aussprach und ihm die von dem Preußenkönige zugesagte Hülfe nicht zu Theil wurde, zog er sich zurück. Die Kosten des Feldzuges und der Ersatz des den Schaumburgern zugefügten Schadens blieben ihm zur Last.. Um wieder zu seinem Gelde zu kommen, verkaufte er für 675,000 Kronenthaler zwölftausend Mann an England. Diesen Menschenverkauf setzte der Landgraf fort bis zum Jahre 1794, zu welcher Zeit er noch viertausend Hessen in die englischen Colonien verkaufte. Um das Desertiren zu verhindern, ließ er an den Gränzorten Husaren reiten, die für jeden todt oder lebendig eingebrachten Deserteur fünf Thaler bekamen. Die lebendig Zurückgebrachten mußten zwei Tage hinter einander Spießruthen laufen und kamen dann, wie der Landgraf sich ausdrückte, „auf ewig in unehrliche Eisen.“ Durch solche Mittel vermehrte Wilhelm IX. die großen Reichthümer, welche er ererbt hatte. Er galt für den reichsten Fürsten Deutschland's und legte den Grund zu dem Vermögen der Rothschild's, indem Vater Amschel als landgräflich hessen-kasselscher Hofagent das landgräfliche Vermögen in seinen Händen hatte und mit demselben vortheilhafte Geschäfte machte.

Die Stürme der französischen Revolution beunruhigten den Landgrafen nicht Er fuhr troß derselben fort, Soldaten auszuheben und zu verkaufen und kostbare Bauwerke zu errichten. Er gab dem prachtvollen Garten bei Cassel, welcher früher Weißenstein hieß, den Namen „Wilhelmshöhe“ und verwendete auf denselben viele Millionen. Er haßte

seit dem Ausbruche der französischen Revolution grimmig die runden Hüte und Pantalons und alle Bücher, indem er diesen die Schuld der geistigen Bewegung seiner Zeit beimaß. Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom Jahre 1803 fiel dem Landgrafen zwar die Kurwürde, allein eine sehr kärgliche Länderentschädigung zu. Aus Geiz hatte er es vernachlässigt, den französischen Ministern die erwarteten Besänftigungsgelder zufließen zu lassen und hatte sie durch das Anerbieten einer kleinen Summe, welche sie zurück wiesen, noch geärgert. Aus seinem Widerwillen gegen Napoleon machte er kein Geheimniß. Er nannte denselben nur den „französischen Glücksritter." Dieser setzte der Herrschaft des Kurfürsten ein Ziel. Im siebenundzwanzigsten Bulletin machte der „Glücksritter" der Welt bekannt: „Das hessen-kasselsche Haus hat seine Unterthanen seit vielen Jahren an England verkauft und dadurch hat der Kurfürst so große Schätze gesammelt. Dieser schmutzige Geiz stürzt nun sein Haus." Am 1. November 1806 verließ der Kurfürst Kassel, nachdem er seine Schätze in Sicherheit gebracht hatte. Hieronymus Napoleon bezog das kurfürstliche Schloß. Das Kurfürstenthum bildete den Kern des neuen Königreichs Westphalen.

Obgleich Hieronymus ein Wollüstling war, schaffte er doch in seinem Königreiche viele alte Mißbräuche, namentlich die auf dem Landbau so schwer lastenden mittelalterlichen Abgaben und Frohnden, ab. Auch verbesserte er die Rechtspflege und die gesammte innere Verwaltung. Allein das Joch Napoleon's ruhte dennoch schwer auf dem Lande. Dieses mußte drückende Steuern entrichten und ein zahlreiches Heer dem französischen Kaiser zur Verfügung stellen. Die hohe Polizei und das wüste Leben des Königs gaben wohlbegründeten Anstoß. Große Summen Geldes wanderten unter mannigfaltigen Vorwänden nach Frankreich. Um die dazu erforderlichen Mittel herbeizuschaffen, wurden die Staatsdomänen zum großen Theil verkauft, woraus, nach dem Umschwung der Dinge, die weitläufigen Streitigkeiten mit den Domänenkäufern erwuchsen.

Der von Dörnberg gemachte Versuch, den König von Westphalen zu stürzen, scheiterte. Allein kurz nach der Leipziger Schlacht ging das Königreich Westphalen unter. Kurfürst Wilhelm kehrte nach Kassel zurück und bemühte sich auf's Eifrigste, die Verluste, die er in den Jahren 1806 bis 1813 gehabt hatte, zu ersetzen. Allen Domänenkäufern nahm er ohne Weiteres die erkauften Güter ab. Dagegen willigte er mit Vergnügen in die durch die westphälische Regierung angeordnete Herabsetzung der alten hessischen Schuldbriefe auf ein Drittel des Nennwerths. Mit Widerstreben gab er dem Verlangen der Stände nach, dieselben in ihrem vollen Werthe anzuerkennen. Das Land, welches an Hieronymus schwere Abgaben entrichtet hatte, mußte auch noch die von dem Kurprinzen gemachten Schulden im Betrage von zweimalhunderttausend Thalern bezahlen. Für die Gewährung einer neuen Landesverfassung verlangte Wilhelm anfangs vier Millionen Thaler. Da die Stände weder diese Summe, noch die später verlangten zwei Millionen, noch eine zehnjährige Tranksteuer zu achtmalhunderttausend Thalern bewilligten, so erfüllte der Kurfürst den Artikel 13 der Bundesacte nicht, sondern regierte mit zügelloser Willkühr bis an sein Ende (1821).

In dem benachbarten Hessen-Darmstadt herrschte während der ganzen Periode der französischen Kriege und über dieselbe hinaus (1790—1830) Ludwig X. Im Verhältnisse zu seinem Vetter in Kassel war Ludwig ein ausgezeichneter Fürst. Außer der allgemeinen fürstlichen Leidenschaft für Frauen hatte Ludwig deren nur drei andere, zwar etwas kostspielige, doch im übrigen harmlose Passionen: für das Theater, Kunstgegenstände, welche er in seinem Museum sammelte, und Pferde. Von Anfang an war Ludwig X. der französischen Revolution nicht feindlich gesinnt. Als Cüstine Mainz weg nahm und

Frankfurt brandschatzte (1792), traf der Landgraf seine Einrichtungen so, daß er sein kleines Heer von fünftausend Mann nach Gießen schicken konnte und bekümmerte sich nicht um den Krieg. Beim Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 wandte Ludwig X. eine Million, welche er Talleyrand, und einige Rittergüter, die er dessen Secretär Matthieu gab, daran, eine reichliche Entschädigung zu erlangen, welches ihm denn auch gelang. Im Kriege des Jahres 1805 stellte Ludwig zehntausend Mann gegen Oesterreich. Zum Lohne dafür erhielt er den Titel eines Großherzogs und die Landesherrlichkeit über die Gebiete mehrerer reichsunmittelbarer Fürsten und Grafen. Wie in allen übrigen Rheinbundslanden setzte auch in Hessen-Darmstadt der französische Lehnsmann die alte Landesverfassung auf die Seite. Zugleich hob er alle Steuerfreiheiten auf, womit der Adel sehr unzufrieden war. Hessische Soldaten zogen gegen Preußen, ein zweites Mal gegen Oesterreich und nahmen Theil an den unglücklichen Feldzügen von Spanien und Rußland. Erst nach der Hanauer Schlacht schloß Ludwig zu Frankfurt a. M. Frieden und Freundschaft mit den verbündeten Mächten (5. November 1813). Auf dem Wiener Congresse erhielt Ludwig Rheinhessen mit den Städten Mainz und Worms, ferner die Hälfte des mediatisirten Fürstenthums Isenburg, wogegen er einige Abtretungen an Preußen machte. Die früher erlangte Souveränität über Homburg gab Großherzog Ludwig später wieder auf, wodurch die Zahl der Mitglieder des deutschen Bundes sich um eines vermehrte. Ludwig hatte sein Land mit dreimalhunderttausend Einwohnern angetreten, welche auf hundert Quadratmeilen wohnten. Er hinterließ bei seinem Tode siebenmalhunderttausend Einwohner auf fünfundachtzig Quadratmeilen. Von den Kindern, für deren Vater er nach der Rechtsvermuthung galt, nennen wir den jüngsten Sohn, den Prinzen Emil, welchen Napoleon zum Könige von Preußen bestimmt hatte. Als der Kaiser den Feldzug des Jahres 1813 eröffnete, sagte er der Mutter des Prinzen Emil, daß er ihr bei seiner Rückkunft eine Krone mitbringen werde. In der Leipziger Schlacht feuerte er den ehrgeizigen jungen Mann mit den Worten an: „Rücke vor, König von Preußen!“ Doch die gehoffte Krone ging zugleich mit der Schlacht verloren und Prinz Emil führte (1814) das hessische Contingent in den Kampf gegen Napoleon.

Das Wesentliche der Geschichte des Hauses Hannover haben wir bereits unter England mitgetheilt. Es bleibt uns jedoch noch Einiges über die Geschicke des Landes hier nachzuholen. Die Demarkationslinie, welche in Folge des Baseler Friedens gezogen wurde, sicherte den Hannoveranern die Neutralität zu. Preußen war der erste Staat, welcher dieselbe (1801) verletzte.*) Es darf uns daher nicht wundern, daß Napoleon dieses später (1803) gleichfalls that.**) In Folge der Convention bei Artlenburg (5. Juli 1803) löste sich zwar das hannoversche Heer als solches auf, nachdem es Festungen, Waffen und Pferde den Franzosen überliefert hatte. Allein es lebte in der Gestalt der englisch-deutschen Legion wieder auf, ungeachtet versprochen worden war, es würde in diesem Kriege nicht gegen Frankreich dienen. Die Legion nahm Theil an dem Kampfe in Spanien und an der Schlacht von Waterloo und zeichnete sich durch ihren Heldenmuth aus. So kam es, daß auch in Spanien Deutsche Deutschen feindlich gegenüber standen. Nach dem Tilsiter Frieden schlug Napoleon einen Theil von Hannover zu dem von ihm neu geschaffenen Königreiche Westphalen. Anfang 1810 fügte er den Rest des Kurfürstenthums, mit Ausnahme Lauenburgs, noch hinzu. Gegen Ende desselben Jahres zog Napoleon, Lauenburg gegenüber, von der Elbe an in südwestlicher Richtung einen Strich

*) Siehe oben § 37, S. 387.
**) Siehe oben S. 400.

quer durch das Königreich Westphalen und verleibte alles, was nördlich von demselben lag, unter dem Namen des Departements der Oberems, Weser- und Elbe-Mündungen, wozu namentlich Oldenburg und die Hansestädte gehörten, dem Kaiserreiche ein. Als im Frühjahre 1813 die Russen in Norddeutschland erschienen, brach ein Aufstand los, welcher jedoch ungeachtet des von den Franzosen verlorenen Treffens bei Lüneburg (2. April 1813) erdrückt wurde. Die Schlacht an der Göhrde (6. September 1813), Tschernitscheffs Zug nach Kassel und die Schlacht bei Leipzig machten endlich der französischen Herrschaft in Hannover ein Ende. Am 4. November 1813 übernahm der Prinz-Regent von England die Regierung des Landes. Im Frieden wurden die Fürstenthümer Ostfriesland und Hildesheim, das Harlinger Land, Goslar, Aremberg-Meppen, die niedere Grafschaft Lingen, die seit 1753 pfandweise besessene Grafschaft Bentheim, ein Theil des Eichsfeldes und einige andere Bezirke zu Hannover geschlagen. Dagegen trat dieses den auf dem rechten Ufer der Elbe gelegenen Theil von Sachsen-Lauenburg an Preußen ab, welches dafür Schwedisch-Pommern von Dänemark eintauschte.

So lange die Verbindung zwischen England und Hannover dauerte, hatten beide Länder davon mehr Schaden als Gewinn. England wurde dadurch in die Kriege auf dem Festlande Europa's verwickelt und hatte große Mühe, Hannover gegen seine Feinde zu vertheidigen. Hannover wurde überfallen, so oft England mit einer europäischen Macht in Krieg gerieth und mußte schwere Contributionen zahlen. Sieben Jahre lang ruhte auf dem Lande das Joch eines ausländischen Fürsten. Die Vermehrung des Gebietes, welche die Könige von England nach und nach zu Stande brachten, mochte dem Fürstenhause schmeicheln, das Land gewann dadurch wenig, oder nichts. Im Interesse Deutschland's hätten die Länder, durch welche Hannover vergrößert wurde, wohl eher mit Preußen verbunden werden mögen. Doch das Interesse Deutschland's gab seit Jahrhunderten in deutschen Angelegenheiten nicht den Ausschlag.

In ganz anderer Weise, als Hannover ging S a c h s e n aus den Kämpfen der französischen Periode hervor. Erst am 13. August 1796 schloß der Kurfürst Friedrich August von Sachsen einen Waffenstillstands- und Neutralitätsvertrag mit Frankreich. An dem Kriege Preußen's gegen Napoleon nahm Sachsen, mehr gezwungen, als freiwillig Theil, schloß aber schon am 11. December 1806 mit Frankreich Frieden, und trat in den Rheinbund ein. Friedrich August nahm den Königstitel an, erhielt durch den Frieden von Tilsit das neugeschaffene Großherzogthum Warschau und von Preußen den Kottbuser Kreis, gegen einige Abtretungen an das Königreich Westphalen.

Nach dem russischen Feldzuge befand sich kein deutscher Staat in einer so schwierigen Stellung, als das Königreich Sachsen. Eine Zeit lang schwankte Friedrich August unstät hin und her. Sein Volk besaß so wenig, als er, die Kraft, mit Entschiedenheit Partei für die deutsche Sache zu nehmen. Nach der Schlacht bei Lützen kehrte Friedrich August eingeschüchtert durch Napoleon's Drohungen nach Dresden zurück, übergab den Franzosen die Festung Torgau, ließ seine Truppen zu dem französischen Heere stoßen und folgte sogar Napoleon nach Leipzig. Nach verlorener Schlacht und nachdem sich seine eigenen Truppen schon auf die Seite der Verbündeten gewendet hatten, wollte auch Friedrich August mit diesen gemeinsame Sache machen. Allein jetzt war es zu spät. Friedrich August wurde als Kriegsgefangener behandelt, zuerst nach Berlin und später nach Friedrichsfelde gebracht. Das Land ging, nachdem es kurze Zeit im Namen des russischen Kaisers vom Fürsten Repnin verwaltet worden war (1814), in preußische Gewalt über. Alle Verwahrungen, welche Friedrich August einlegte, halfen ihm nichts. Er mußte (18. Mai 1815) in die Abtretung des Kottbuser Kreises, der Niederlausitz, eines Theils der Ober-

lausitz, des Kurkreises mit Barby, einiger Theile der Meißener und Leipziger Kreise, ferner der Stifte Merseburg, Naumburg-Zeitz und Mannsfeld, des Thüringer und Neustädter Kreises, Querfurt's und des Hennebergischen willigen. Im Ganzen betrug der Verlust Sachsen's an Preußen dreihundertsiebenundsechzig Quadratmeilen mit achthundert vierundsechzigtausend dreihundertundfünf Einwohnern. Gleichgültig, wie die Sachsen den Anschluß an Frankreich hingenommen hatten, ertrugen sie auch die Zerreißung ihres Landes. Ein Volk, welches seit Jahrhunderten unter dem Hammelheerden-Staatsrechte gelebt hat, ist an Geduld und Gehorsam viel zu sehr gewöhnt, als daß es im Augenblicke der Entscheidung einer kräftigen Kundgebung fähig wäre. Weder der König, welcher nur den Mantel nach dem Winde zu hängen suchte, noch ein Volk, welches in den wichtigsten Augenblicken sich nur zu ducken versteht, verdient unser Mitgefühl und unsere Theilnahme. Ob dieser oder jener Fürst diesen oder jenen Theil Deutschland's sein nennt, ist in unseren Tagen eine untergeordnete Frage. Alles kömmt darauf an, daß das Volk lerne, sich selbst und keinem Andern zu gehören.

Unter den Fürsten Deutschland's spielte schwerlich ein einziger eine so wunderbare Rolle, als der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel. Sein Name ist durch das berühmte Manifest gegen Frankreich gebrandmarkt, obgleich er dasselbe nicht schrieb, nicht billigte, aber dennoch unterzeichnete. Er ist bekannt als Feldherr der Champagne und der Schlacht bei Jena. In seiner Eigenschaft als Regent von Braunschweig hat er sich in der Weltgeschichte wenig hervorgethan. Er war, gleich den meisten anderen Fürsten Deutschland's, ein Wollüstling. Er schämte sich seiner unehelichen Kinder, besserte sich aber darum doch nicht. Bis an sein Ende in sehr vorgerückten Jahren hielt er sich Concubinen. Er war außerordentlich höflich und doch ohne alle Herzensgüte, ehrgeizig, ohne den Muth zu haben, die Herrschaft zu ergreifen, welche ihm angeboten wurde. Er war ein ausgezeichneter Exerziermeister und sehr schlechter Feldherr. Er huldigte theoretisch manchen Ansichten der Neuzeit, praktisch trat er aber denselben an der Spitze der Bayonette entgegen.

Im Munde führte der Herzog höfliche und freisinnige Worte. Aber die alte Seelenverkäuferei ging doch auch unter ihm fort. In den Jahren 1778 bis 1795 wurden dreitausendfünfhundert Braunschweiger an Holland und 1795 noch eintausendachthundert an England verkauft. Dessenungeachtet galt der Herzog nicht für einen grausamen Fürsten.

Er regierte sein Land jedenfalls nicht so schlecht, als die preußischen Heere in den Jahren 1792 und 1806. Er hob Handel und Gewerbe im Braunschweigischen, zog viele reiche Familien in das Land und bemühte sich, das Schulwesen zu verbessern. So sehr großen Werth er auf das Geld legte, tilgte er doch sämmtliche Schulden, welche sein Vater in Holland, Hamburg und bei Friedrich II. gemacht hatte. Durch das Edikt vom 1. Mai 1794 bemühte er sich, allen Herzogen von Braunschweig das Schuldenmachen zu erschweren. Ihm wurde es freilich leicht, auszukommen, da ihm seine Gattin, die englische Prinzessin Auguste, die Schwester Georg's III., einen Brautschatz von achtzigtausend Pfund Sterling und überdies ein Jahrgeld von achttausend Pfund Sterling zubrachte.

Der Herzog erreichte das hohe Alter von einundsiebenzig Jahren. Eine der ersten Tiralleurkugeln, welche in der Schlacht bei Auerstädt (14. October 1806) abgeschossen wurde, traf ihn. Sie drang unter dem linken Auge ein, durch den ganzen oberen Theil der Nase und unter dem rechten Auge wieder heraus. Der Herzog war von seinem ganzen Stabe umgeben. Sein Fall trug wesentlich dazu bei, daß die Schlacht so furchtbare Verluste in ihrem Gefolge hatte, weil er den Mittelpunkt aller Bewegungen des Heeres bildete. Erst am 10. November 1806 starb der Herzog nach unsäglichen Leiden.

Braunschweig wurde in Folge des Tilsiter Friedens dem Königreiche Westphalen einverleibt und erlangte erst nach der Leipziger Schlacht seine Selbstständigkeit wieder. Am 22. December 1813 nahm Friedrich Wilhelm, der jüngste Sohn Karl Wilhelm Ferdinand's von dem väterlichen Herzogthume Besitz. Zwei ältere Brüder waren früher gestorben, ein dritter war regierungsunfähig. Friedrich Wilhelm, ist unter dem Namen des Herzogs von Braunschweig-Oels in der Geschichte bekannt. Nach dem Verluste von Braunschweig war ihm nichts geblieben, als das Fürstenthum Oels in Schlesien. Sein Zug durch Deutschland im Jahre 1809 und sein Heldentod auf dem Schlachtfelde von Quatrebras (16. Juni 1815) haben ihn unsterblich gemacht.

Es wäre ungerecht, wenn wir nicht zugeben wollten, daß neben vielen unvermischt lasterhaften Fürsten, manche bessere in Deutschland gewesen wären. Allein auch die Besten konnten, bei der schlechten Verfassung Deutschland's, in den Lebensfragen nichts für das gemeinsame Vaterland thun. Sie wurden entweder, wie Herzog Peter von Oldenburg und der Herzog von Braunschweig-Oels beseitigt, oder mußten, gleich Karl Friedrich von Baden, ihr Gewicht in die Wagschale der Feinde der Nation werfen. Dasselbe Schicksal werden die deutschen Fürsten und die deutsche Nation auch bei der nächsten Catastrophe haben, wenn nicht vorher die Verfassung Deutschland's von Grund aus verbessert wird.

Im Innern Deutschland's bestanden nach der Einführung der deutschen Bundesacte und bestehen heute noch immer mehr als tausend verschiedene Rechte neben einander. Denn kein deutscher Staat ist so klein, in dessen Schooße nicht mehrere in Gültigkeit wären: im Oldenburg'schen z. B. siebenzehn, in Baiern dreihundert! Nach Außen hin ist es noch schlimmer. Denn sobald der Feind den Boden Deutschland's betritt, zwingt er den ersten deutschen Fürsten nicht blos zum Frieden, sondern auch zur Allianz; und dieses wird so bleiben, so lange die einzelnen deutschen Staaten die Verfügung über ihre Truppen und das Recht haben, mit dem Auslande diplomatische Verhandlungen zu pflegen. Wann wird die deutsche Nation zur Einsicht gelangen und diesem Unwesen ein Ende machen?

§ 39. Polen.

Wir lassen auf Deutschland Polen folgen, weil die Verfassung unsers Vaterlands leider seit Jahrhunderten große Aehnlichkeit mit derjenigen Polen's hatte, und weil die drei Familien: Romanoff, Hohenzollern und Habsburg, welche Polen theilten, Deutschland fortwährend mit einer ähnlichen Theilung bedrohen. Nicht blos die östlichen, nördlichen und südlichen, sondern auch die westlichen Nachbarn unsers Vaterlands werfen lüsterne Blicke auf unsere schönsten Provinzen. Im Laufe dieses Zeitabschnitts gingen das polnische und das deutsche Reich unter. Das deutsche ist bis auf den heutigen Tag zwischen etlichen und dreißig Fürsten, das polnische zwischen dreien getheilt. Weder die deutsche, noch die polnische Nation hat, im staatsrechtlichen Sinne, eine Persönlichkeit. Beide Nationen bestehen nur in ihren geschichtlichen Erinnerungen, ihrer Sprache, ihren eigenthümlichen Sitten und Gewohnheiten. Beide haben, als solche, keine Stimme im Rathe der Völker und werfen kein Gewicht in die Wagschale der Ereignisse. Das papierne Band, welches der Wiener Congreß um die vierzig deutschen Staaten und Städtchen schlingt, ist so schwach, daß der erste Regen es lösen wird. Deutschland hat daher allen Grund, die Geschichte Polen's wohl zu erwägen, damit nicht eines Tages sein Schicksal demjenigen Polen's noch ähnlicher werde, als es schon ist.

Seit Jahrhunderten war Deutschland, gleich Polen, ein Wahlreich und wurde von seinen Aristokraten, Pfaffen und Königen auf's schändlichste mißhandelt. Wenn die

deutsche Nation in den Jahren 1813 und 1814 nicht einen großartigen Aufschwung genommen hätte, so wäre sie ohne Zweifel dem Loose der Polen verfallen. Dieses hat sie zwar bis jetzt noch nicht in seinem vollen Umfange betroffen. Allein es kann nicht ausbleiben, falls die Nation länger auf ihren Lorbeeren schläft, welche bald ein halbes Jahrhundert alt sind.

Auch Polen hat sich mehr, als einmal mit Heldenmuth gegen seine Bedrücker erhoben. Dennoch blieb es geknechtet. Polen ist eine lebendige Warnung für Deutschland. Wir haben, gleich Polen, keine andere Wahl, als zwischen der Republik und der Theilung. Das Ganze muß zerbröckeln, dessen Theile sich nicht fest genug umfassen, um jedwedem von außen kommenden Stoße die Spitze bieten zu können. Deutschland mit seinen vierzig Bruchstücken muß entweder auseinandergehen, oder sich durch einen festern Kitt, als die deutsche Bundesacte, verbinden. Unser Vaterland wird entweder das Geschick Polen's oder der Vereinigten Staaten Nordamerika's haben, je nachdem die Privilegirten oder die Nation den Ausschlag geben werden. In Polen gaben die Privilegirten den Ton an, sie konnten die Nation nicht retten.

Zu allen Zeiten wurden im Wechselverkehre der Völker nur diejenigen Rechte anerkannt, welchen eine genügende Macht zur Seite stand, sei es, daß diese in der eigenen Kraft, oder in dem Bunde mit anderen Reichen bestand. Die Polen hatten bei der ersten Theilung ihres Landes in empfindlicher Weise erfahren, daß ihr gutes Recht von seinen Nachbaren nicht geachtet werde. Sie hatten daher die dringende Aufforderung, die Frist, welche ihnen gelassen wurde, wohl zu benutzen, um das gute Recht, welches sie besessen, durch eine großartige Entwickelung sicher zu stellen. Sie durften nicht vergessen, daß das Bewußtsein eines Räubers ebenso thätig, als dasjenige eines rechtlichen Menschen ist, und daß es jenen treibt zur Fortsetzung seiner Räubereien, wie es den rechtlichen Mann auf dem von ihm betretenen Pfade des Rechtes erhält. Die Polen hatten Gelegenheit gehabt, die Ursachen ihrer Schwäche kennen zu lernen. Falls sie nicht die Kraft besaßen, diese zu beseitigen, so konnten sie dem drohenden Untergange nicht entgehen.

Die Zeitverhältnisse waren für Polen besonders günstig. Ganz Europa wurde durch die Freiheitsbestrebungen Frankreich's in Bewegung gesetzt. Wenn Polen es verstanden hätte, an denselben Theil zu nehmen, so wäre seine Kraft verzehnfacht worden. An der Türkei, an Schweden und an Frankreich konnte es Verbündete finden, welche ihm von großem Nutzen gewesen wären. Allein die Voraussetzung jedes Fortschritts bestand in der Entfernung derjenigen inneren Hemmnisse, welche gleichmäßig der Freiheit, dem Rechte und der Organisation des Volkes widerstrebten. Unter einem verrätherischen Könige, einem käuflichen Adel und einem tückischen Pfaffenthume konnte die Sache des Rechtes und der Freiheit nie den Sieg gewinnen. Es galt, vor allen Dingen, die polnischen Urheber und Gehülfen der ersten Theilung, wo nicht zu bestrafen, so doch vom Steuerruder des Staates zu entfernen, dieses selbst zu kräftigen, und eine allgemeine Erhebung der Nation vorzubereiten. Besaßen die Polen dazu nicht die Entschlossenheit, die Einsicht und die Aufopferungsfähigkeit, so mußten sie ihrem Ruine entgegengehen.

Doch die Polen ließen sich nicht blos die Theilung ihres Reiches geduldig gefallen. Sie ertrugen auch nachher das Joch, welches Rußland ihnen auferlegte, mit Stumpfsinn. Auch nach geschlossenem Frieden, wie während des Krieges, herrschte Katharina II. in Polen. Der s. g. immerwährende Rath, welchen der Conföderations-Reichstag von Warschau (1773), wenn auch gezwungen, bestätigt hatte, besaß, in Verbindung mit dem Könige die höchste Gewalt im Reiche. Vor allen Dingen mußte dieser verbessert werden, wenn Polen gerettet werden sollte. Die Versuche, welche der Reichstag machte, den

„immerwährenden Rath" aufzulösen, waren viel zu schwach, als daß sie hätten gelingen können. Es geschah nichts, um den unter dem Joche der Leibeigenschaft schmachtenden Bauernstand für die Sache der Nation zu begeistern. Wie konnte der Adel, welcher die große Masse des Volkes in den Banden der Knechtschaft hielt, erwarten, daß sich die Nation auf seinen Ruf einmüthig erheben würde? Erst mußten die Aristokraten sich ihrer drückenden Vorrechte begeben, die Nation persönlich frei machen, bevor sie ein Recht hatten, zu hoffen, diese werde mit dem Muthe der Freiheit für die Wiederherstellung des Vaterlandes kämpfen. Eine Nation von Leibeigenen besitzt nicht die Kraft, mächtige Feinde zu besiegen.

Im Laufe von sechzehn Jahren hatten die Polen nichts für die Wiederherstellung, oder auch nur für die Erhaltung des verminderten Vaterlandes gethan. Sie waren daher nicht im Stande, von der Gunst des Augenblicks, welche sich ihnen (1788) darbot, den geeignetsten Gebrauch zu machen. Rußland und Oesterreich, die beiden gefährlichsten Gegner Polen's, waren damals in verderbliche Kriege verwickelt und überdies mit Preußen in Zwiespalt gerathen. Rußland hatte zu gleicher Zeit im Norden mit den Schweden, im Süden mit den Türken zu kämpfen. Oesterreich's Streitkräfte waren vollständig beschäftigt. Belgien und Ungarn waren schwierig und die Türkei setzte dem Hause Habsburg einen Widerstand entgegen, auf welchen dieses nicht vorbereitet war. Damals hätte Polen, falls es sich aufgerafft hätte, Preußen's und England's Hülfe gewinnen können. Allein die polnische Nation glaubte schon etwas Großes gethan zu haben, als sie das ihr von Katharina angetragene Bündniß zurückwies. Es war dieses zu wenig für Polen's Wiederherstellung und zu viel, um die russische Kaiserin bei guter Laune zu erhalten. So lange der Krieg dauerte, machte Katharina gute Miene zum bösen Spiele. Sie behielt sich vor, die Polen schon bald nach geschlossenem Frieden ihre Macht fühlen zu lassen.

Polen blieb allerdings nicht länger ruhig. Es machte einige Versuche, sich aus dem geistigen Stumpfsinn, worein es versunken war, zu erheben. Im Jahre 1788 that es, was im Laufe von sechzehn Jahre längst hätte geschehen sein sollen. In zahlreichen Flugschriften wurde das Volk aufgerufen, das schimpfliche Joch der Fremdherrschaft abzuwerfen, seine Unabhängigkeit zu erkämpfen, oder mit den Waffen in der Hand zu sterben. Allein neben der patriotischen Partei bestand diejenige der Russen, und an deren Spitze stand der König selbst mit seinem ganzen Hofe. Die Führer der Patrioten waren die beiden Grafen Ignaz und Stanislaus Potozki. Auf dem Reichstage des Jahres 1788 wurde die Vermehrung des Heeres von 18,000 auf 60,000, wo möglich selbst auf 100,000 Mann beschlossen (21. October). Adel und Geistlichkeit unterwarfen zu diesem Zwecke ihre Besitzungen einer allgemeinen Besteuerung (3. November). Die Sorge für die Errichtung und Unterhaltung des Heeres wurde dem Könige und dem immerwährenden Rathe entzogen und einer besonderen unmittelbar vom Reichstage abhängigen Kriegscommission übertragen. Die Türkei und Preußen sagten den Polen Schutz und Hülfe zu. Die Einsprache des russischen Gesandten wurde in kräftiger Weise zurückgewiesen. Die russischen Truppen, welche noch auf polnischem Gebiete standen, mußten sich zurückziehen. Der immerwährende Rath, dieses Werkzeug russischer Anmaßungen, wurde aufgehoben. Es geschah genug, um die Kaiserin Katharina zum Zorne zu reizen, aber viel zu wenig, um Polen's Unabhängigkeit sicher zu stellen. Preußen verlangte für die angebotene Hülfe die Abtretung von Danzig und Thorn. Schweden und die Türkei wären bereit gewesen, ohne solche Opfer zu verlangen, mit Polen ein Schutz- und Trutzbündniß einzugehen.

Am 7. September 1789 war ein Ausschuß zur Verbesserung der Verfassung niedergesetzt worden. Allein da die Ernennung der Mitglieder dem erbärmlichen Könige Stanislaus anheimgegeben wurde, arbeitete derselbe weder mit der erforderlichen Schnel-

ligkeit, noch mit der nothwendigen durchgreifenden Entschlossenheit. Die Unterhandlungen, welche mit Preußen geführt wurden, deuteten von vornherein die Halbheit des Reichstags an. Von Preußen konnte Polen vernünftiger Weise keine wirkliche Freundschaft erwarten. Es hatte Theil genommen an der ersten Zerstückelung. Weit entfernt, die 1772 an sich gerissenen Landstriche zurückgeben zu wollen, machte es gar kein Geheimniß daraus, daß es noch andere Theile von Polen zu besitzen verlange.

Die Verfassungsarbeiten nahmen einen schlechten Fortgang. Das Gesuch des Bürgerstandes, Antheil an der Gesetzgebung zu erhalten, wurde verworfen (9. September 1790) und der Beschluß gefaßt, die Königswürde erblich zu machen und dem Kurfürsten von Sachsen die Thronfolge anzubieten (8. October 1790).

Der Reichstag des Jahres 1791 bedrohte mit der Todesstrafe alle Mitglieder des Reichstages, welche von einem fremden Hofe eine Pension annehmen würden. Den Städten wurden einige, jedoch sehr schwache Zugeständnisse gemacht. Die Leibeigenschaft blieb auf der Masse der Nation ruhen. Mehr, als anderthalb Jahre vergingen, bevor die neue Verfassung angenommen wurde. Endlich am 3. Mai 1791 kam sie zu Stande. Im Verhältniß zu der alten buntschedigen Verfassung Polen's enthielt dieselbe allerdings einen Fortschritt. Allein dieser war nicht großartig genug, um die ganze Nation, Bürger und Bauern zu befriedigen, und die Sympathien derjenigen Völker rege zu machen, von welchen Polen allein Hülfe im Kampfe mit seinen unversöhnlichen Feinden erwarten konnte. Die katholische Religion wurde als die herrschende anerkannt und der Abfall von ihr verboten. Die mohamedanische Türkei und das protestantische Schweden, das protestantische England und das damals von allen Fesseln des Glaubens befreite Frankreich konnten dadurch nur abgestoßen werden. Sämmtliche Vorrechte des Adels wurden ohne alle Beschränkung bestätigt. Den Bauern wurde nicht die geringste Erleichterung zu Theil, und den Städten wurde nur das Gesetz vom 14. April 1791 bekräftigt, durch welches den Bürgern zwar die Erwerbung des Adels und der Zutritt zu allen öffentlichen Aemtern erleichtert, allein der Bürgerstand, als solcher, in seiner früheren politischen Rechtlosigkeit belassen wurde. Die gesetzgebende Gewalt blieb dem in zwei Kammern getheilten Reichstag, auf welchem nur der Adel Sitz und Stimme hatte; die vollziehende Gewalt dem Könige und dessen Staatsrathe. Der Inhaber des Thrones blieb nach wie vor der erbärmliche Stanislaus. Ihm sollte der Kurfürst von Sachsen als erblicher König folgen.

Diese Verfassung trug den Keim des Verderbens in sich. Da dieselbe im Widerspruche mit den Verträgen stand, welche im Jahre 1772 abgeschlossen worden waren, so mußte sich Polen auf einen gewaltsamen Zusammenstoß mit Rußland, Oesterreich und Preußen gefaßt machen. Zwar versicherte der König von Preußen Polen seiner freundschaftlichen Gesinnungen, allein das war auch geschehen zur Zeit der ersten Theilung. Die verderblichsten Feinde der neuen Verfassung waren übrigens nicht Ausländer, sondern Polen; namentlich Felix Potozki, Severin Rzewuski, der Bischof Kossakowski, der Kron-Großfeldherr Branizki, der Graf Plater und Andere. Diese leiteten sofort hochverrätherische Verbindungen mit Rußland ein. Der König ernannte drei der wüthendsten Feinde der Verfassung zu seinen Ministern: Branizki zum Kriegsminister, Chreptowitz zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und den Kanzler Malachowski zum Justizminister. Der Verrath wurde also vom Könige nicht bestraft, sondern belohnt. Ein erbärmlicher König und verrätherische Minister konnten das bedrohte Land nicht retten, sondern nur dasselbe seinen Henkern überliefern. Der Reichstag bildete sich ein, durch die papierene Verfassung den Staat gerettet zu haben und ruhte auf seinen wohlfeilen Lorbeeren, bis Rußland und Oesterreich mit ihren Feinden Frieden geschlossen hatten. Den

Verräthern, welche offenkundiger Weise mit Rußland staatsverbrecherische Unterhandlungen pflogen, ließ man freies Spiel. Die russischen Heere näherten sich den polnischen Gränzen. Preußen vergaß schnell seine früher gegebenen freundschaftlichen Zusagen. Zwölf Menschen,*) deren Namen, gleich demjenigen Herostrat's, auf die Nachwelt überzugehen verdienen, verschworen sich gegen ihr Vaterland, schlossen die s. g. Conföderation von Targowicz und gaben dadurch der russischen Kaiserin einen erwünschten Vorwand, sich in die inneren Angelegenheiten Polen's zu mischen.

Die Conföderation von Targowicz enthielt, schon der äußeren Erscheinung nach, zugleich eine freche Lüge und einen Verrath am Vaterlande: eine freche Lüge, weil die Unterzeichner derselben am Tage der angeblichen Unterzeichnung (14. Mai) sich gar nicht zu Targowicz in der Ukraine, sondern in Rußland befanden, einen Vaterlandsverrath, weil sie, im Widerspruche mit der bestehenden Staatsverfassung, darauf berechnet war, Polen den russischen Heeren schutzlos preis zu geben. Der Inhalt der betreffenden Urkunde war ein Gewebe der frechsten Verdrehungen und Lügen, mit deren Hülfe das kaum begonnene Werk der Reform in Polen vernichtet werden sollte.

Katharine II. erklärte (18. Mai 1792) an Polen den Krieg und rechtfertigte diesen durch dieselben Lügen, welche die Targowiczer Conföderation ihr an die Hand gegeben hatte. Die falsche Kaiserin schloß ihr Manifest mit folgenden Worten: „sie könne nicht taub sein gegen die Bitten so vieler edeler polnischer Patrioten, die von ihr die Vollziehung der gegen ihr Vaterland übernommenen Gewährleistung und die Unterstützung einer Conföderation verlangten, durch welche sich dieselben zur Wiederherstellung der Gesetze und Freiheiten der Republik, deren diese durch die Verfassung beraubt worden, verbunden. Daher habe sie ihren Truppen befohlen, in das polnische Gebiet einzurücken, nicht als Feinde, sondern als Freunde, um zu jenem edelen Endzwecke mitzuwirken."

Polen hatte den günstigen Augenblick versäumt. Zwei oder drei Jahre früher hätte es auf mächtige Verbündete rechnen können. Jetzt handelte es sich nur darum, die militärische Ehre der Nation zu retten. Doch auch dieses war nicht möglich, da König Stanislaus noch immer an der Spitze der Regierung stand. Zwar brachte Kosciusko den Russen bei Dubienka (17. Juli 1792) eine Niederlage bei, allein der König unterhandelte insgeheim immer mit Katharinen. Er fürchtete sich mehr vor einem Siege der Polen, als der Russen. Er verhütete jede entscheidende Schlacht und that nur so viel zur Vertheidigung des Landes, um einigermaßen den Schein des Verrathes zu vermeiden. Er erklärte seinen Ministern und den Reichstagsmarschällen (am 22. Juli 1792): „Er werde die Targowiczer Conföderation unterzeichnen und seinen Entschluß nicht ändern." Schon Tags darauf unterzeichnete er dieselbe, versprach zugleich den Beitritt des gesammten Heeres und sandte diesem den Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten. Die Patrioten mußten aller Orten den Landesverräthern Platz machen. Branizki, der schlimmste aller Verräther, übernahm den Oberbefehl des Heeres. Die Targowiczer Conföderirten zwangen mit Waffengewalt ihre Landsleute, dem unter dem Namen einer Conföderation begangenen Landesverrath beizutreten. Die Güter und Besitzungen aller Anhänger der Verfassung wurden verheert und verwüstet oder von der Kaiserin Katharina an die Landesverräther verschenkt. Das polnische Heer wurde absichtlich fast gänzlich aufgelöst. Sobald dieser Zweck erreicht war, schonte die Kaiserin die Conföderirten selbst nicht mehr, sondern trat mit ihren Plänen unverholen hervor.

*) Fürst Anton Czetwertinski, Kastellan von Przemysl, der Kron-Großfeldherr Branizki, Severin Rzewuski und Felix Potozki, Wielohurski, Zlotnizki, Moszczenski, Zagorski, Suchorzewski, Kobylezki, Schweykowski und Hulewicz.

Am 16. Januar 1793 rückten preußische Truppen in Großpolen ein. Die Dummköpfe unter den Conföderirten sahen jetzt zu spät ein, daß sie ihr Vaterland an den Rand des Verderbens gebracht hatten. Sie erklärten ihren festen Entschluß, die Unverletzlichkeit des Gebiets der Republik zu vertheidigen und machten sogar die vorläufige Ankündigung eines allgemeinen Aufgebots bekannt. Schon nach zwanzig Tagen besannen sie sich jedoch anders, widerriefen das allgemeine Aufgebot und beschworen die Nation, nicht durch unzeitige Bewegungen den Untergang des Vaterlandes zu beschleunigen. So bot denn die zweite Theilung Polen's keine Schwierigkeit mehr. Rußland und Preußen verständigten sich. Katharina II. riß viertausend fünfhundert drei und fünfzig Quadratmeilen mit drei Millionen Einwohnern, Friedrich Wilhelm II. tausendeinundsechzig Quadratmeilen mit den Städten Danzig und Thorn und mehr als 1,200,000 Seelen an sich. Den Polen blieben nur viertausendachthundert Quadratmeilen mit etwas über drei Millionen Einwohnern, ein Drittheil ihres Gebietes vom Jahre 1771. Der polnische Reichstag genehmigte die zweite, wie die erste Theilung, am 22. Juli die Abtretungen an Rußland, am 2. September 1793 diejenigen an Preußen.

General Igelström befehligte die russischen Truppen in Warschau und erbitterte die Polen, welche sich schon genug gekränkt fühlen mußten, noch mehr durch seine Brutalität. Im Anfange des Jahres 1794 ging die russische Partei mit dem Plane um, die noch 36,000 Mann zählende polnische Armee auf 13,000 zu vermindern. Das Heer war die letzte Hoffnung des Volkes. Kosciusko und die anderen Freunde des Vaterlandes faßten den Entschluß, einen letzten Versuch der Rettung Polen's zu wagen. Schon war zu Warschau ein Theil der polnischen Truppen entlassen worden, als zuerst der Brigadier Madalinski zu Pultuwsk, acht Meilen von Warschau, die Fahne des Aufstandes erhob. Er brach mit achtzehnhundert Mann (15. März 1794) auf und rückte nach Krakau. Am 30. März schlug er die Russen unter Tormassow. An verschiedenen Orten griffen die Polen zum Schwerte. Kosciusko traf in Krakau ein und machte von dort aus die Urkunde einer neuen Conföderation bekannt (24. März 1794). Das Programm derselben war: Vernichtung jeder einheimischen und fremden Unterdrückung, Wiederherstellung der alten Gränzen und des vorigen Besitzstandes Polen's, endlich Befreiung des Landes von fremden Truppen. Thaddäus Kosciusko wurde zum Oberbefehlshaber der gesammten bewaffneten Macht ernannt. Neben ihm sollte ein höchster Nationalrath die Bewegung leiten. Alle waffenfähigen männlichen Einwohner vom achtzehnten bis zum siebenundzwanzigsten Jahre wurden zum Dienste im Heere, alle übrigen zum Landsturme einberufen. Schnell sammelte sich ein kleines Heer um Kosciusko. Am 4. April schlug der begeisterte Feldherr bei Raclawice die russischen Generäle Tormassow und Druisow und drang unaufhaltsam immer weiter vor.

In der Nacht vom 16. auf den 17. April erhob sich die Stadt Warschau gegen ihre russischen Dränger und überwältigte dieselben. Mit Mühe schlug sich Igelström durch. Zweitausend dreihundert Russen verloren im Kampfe das Leben, zweitausend wurden gefangen. Auch Lithauen erhob sich und erklärte (23. April 1794) seinen Beitritt zu der Krakauer Conföderation. Mehrere Abtheilungen der polnischen Truppen, welche Rußland bei der letzten Theilung übernommen hatte, sagten sich von den Feinden ihres Vaterlandes los und schlugen sich nach Polen durch.

Die Bewegung versprach, einen großartigen Charakter anzunehmen. Allein die Fehler, welche vom Monat Mai an gemacht wurden, waren zu groß, als daß der Staat hätte gerettet werden können. Die Polen ließen ihren König Stanislaus August auf dem Throne, obschon sie demselben nicht trauten und Kosciusko die oberste Leitung der Bewegung über-

tragen hatten. Unter den Fittigen des Königs und des Hofes spannen die Verräther ihre Ränke fort. Das Volk, dessen richtiger Instinkt ihm sagte, daß eine Revolution ihre Gegner zermalmen müsse, erhob sich (am 9. Mai 1794) und setzte mit Gewalt durch, daß vier offenkundige Verräther: die beiden Generale Ozarowski und Zabiello, der Bischof Kossakowski und der Marschall Ankwitz verurtheilt und hingerichtet wurden. Die Verräther mischten sich aber schon bald unter die Volksmassen, hetzten diese zu wiederholten Unordnungen auf und untergruben deren Vertrauen zu den Führern der Revolution. Die Zahl der ächten und ausdauernden Freunde des Vaterlandes war zu geringe. Sie vermochte die vielen Verräther nicht in den Schranken zu halten und noch weniger, die große Masse der Gleichgültigen und Schlaffen zu begeistern. Die Lasten der Revolution ruhten schwer auf dem Volke. Zur Erleichterung desselben geschah nichts. Krakau fiel (15. Juni 1794) in die Gewalt der Preußen. In Warschau brachen (Ende Juni's) neue störende Volksaufstände aus. Die Oesterreicher rückten (30. Juni) in die Galizien zunächst liegenden klein-polnischen Bezirke ein. Russen und Preußen rückten Anfang's Juli gegen Warschau vor. Die Polen hielten sich aber so tapfer, daß sich die Preußen veranlaßt sahen, mit Hinterlassung eines beträchtlichen Theiles ihres Gepäckes, ihrer Kranken und Verwundeten, die Belagerung Warschau's aufzugeben (Anfang's September 1794). Kosciusko that Alles, was in der Macht eines begeisterten und hochbegabten Feldherrn steht. Am 10. October fiel der Held, schwer verwundet, in dem unglücklichen Treffen bei Maczicwice in die Gewalt der Russen. Was er in diesem Augenblicke fühlte, sprach er aus in den Worten: finis Poloniae. Diese waren nur zu wahr. Zwar setzten die Polen den Kampf noch fort. Doch am 4. November erstürmten die Russen nach schweren Verlusten die Verschanzungen von Praga. Achttausend der tapferen Polen verloren im Kampfe das Leben. Mehr als zwölftausend Einwohner der Stadt, darunter Greise, Kinder und Frauen ersäuften, verbrannten und erstachen die Russen nach dem Kampfe. Am 6. November capitulirte Warschau, am 8. rückten die Russen ein. Stanislaus August wurde mit einem Ruhegehalte von zweihunderttausend Ducaten beseitigt. Die letzte Theilung Polen's fand statt (24. October 1795). Preußen erhielt den noch übrigen Theil von Rawa und Masuren, auf dem linken Ufer der Weichsel, die Hauptstadt Warschau nebst einem kleinen Bezirke auf dem rechten Ufer des Flusses, den auf der rechten Seite gelegenen Theil von Masuren und Podlachien, einen Theil der Woiwodschaft Krakau und denjenigen Theil von Lithauen, welcher in den Woiwodschaften Troik und Samogitien auf dem linken Ufer der Memel belegen war, zusammen neunhundert Quadratmeilen mit einer Million Einwohner; Oesterreich, alles Land zwischen Bug und Weichsel, Krakau und Sendomir, links der Weichsel und rechts der Pilica, achthundert Quadratmeilen und etwas über eine Million Einwohner; Rußland endlich den gesammten Rest von Polen, mehr als zweitausend Quadratmeilen und ungefähr 1,200,000 Menschen.

So ging das alte Reich der Polen unter, als warnendes Beispiel für alle Völker, welche Königen, Pfaffen und Aristokraten einen überwiegenden Einfluß gestatten, welche den trügerischen Worten herrschsüchtiger Despoten Glauben schenken und auf eine andere Kraft, als die eigene sich verlassen. Gerade so wie Polen, wird jedes Reich zu Grunde gehen, welches von gleich raubsüchtigen Monarchen umgeben, an gleichen inneren Gebrechen leidet.

Das an Polen begangene Unrecht ist übrigens zu schreiend, als daß wir glauben könnten, es werde seine Sühne nicht finden. Wohl sind seit der letzten Theilung Polen's mehr als sechzig Jahre verflossen, doch lebt die Nation, wenn auch theils in fremden Ketten, theils in der Verbannung, noch immer fort. Sie hat in den Jahren 1830 und 1831 und im

Jahre 1848 bewiesen, daß sie für Freiheit, Recht und Nationalität noch Empfänglichkeit besitzt. Nicht im Bunde mit Despoten, wie Napoleon, sondern nur durch eigene Kraft und in Uebereinstimmung mit allen übrigen geknechteten und nach Freiheit strebenden Völkern Europa's kann Polen als selbstständige Nation in die europäische Völkerfamilie wieder eintreten.

§ 40. Rußland.

Die im Ehebruche erzeugte Ehebrecherin und Gattenmörderin Katharina II. saß noch auf dem russischen Throne, als die Stürme der Revolution in Frankreich ausbrachen. Obwohl sie selbst einer Revolution die russische Krone verdankte, hegte sie doch einen heftigen Widerwillen gegen die Grundsätze, welche in Frankreich verkündet wurden, ohne sich indeß dadurch abhalten zu lassen, die Eroberungspläne zu verfolgen, mit welchen sie sich schon seit langer Zeit beschäftigte. Sie freute sich im Stillen, daß Oesterreich und Preußen ihre Streitkräfte in westlicher Richtung verwendeten, indem sie dadurch freieres Spiel gegen die Türkei, gegen Polen und Schweden zu erhalten hoffte. Die Sympathien, welche sie den Bourbonen zu erkennen gab, bestanden daher nur in Worten, nicht in Thaten, in Ehrengeschenken, aber nicht in kriegerischer Hülfe. Katharina war staatsklug selbst in dem Hasse gegen die französische Revolution, welchen sie zur Schau trug. Sie täuschte dadurch die auswärtigen Mächte, welchen sie die ganze Bürde des Krieges mit Frankreich überließ.

Seit Peter I. war unter keiner Regierung die russische Eroberungspolitik so nackt zu Tage getreten und mit so großem Nachdrucke verfolgt worden, als unter Katharina II. Der Ehrgeiz, welcher der Kaiserin angeboren war, erhielt einen neuen Sporn durch die Verhältnisse, unter welchen sie sich auf den Thron geschwungen hatte. Sie wußte, daß sie Vieles in Vergessenheit bringen müsse, um ihre Krone behaupten zu können.

Beim Beginne dieses Zeitabschnittes bildete die Türkei das nächste Ziel russischer Eroberungssucht. Damals schon wähnten die Moscoviten, das Kreuz auf der Sophienkirche zu Constantinopel aufpflanzen zu können. Doch der Halbmond war dem Untergange nicht so nahe, als die Russen gern glaubten. Seit dem Jahre 1787 hatte Katharina II. ihre Vorbereitungen zur Unterjochung der Türkei getroffen. Die Einleitung zum Kriege bildete die vielbesprochene Reise der Kaiserin nach der Krimm. Der Grundgedanke derselben war, der Welt den Entschluß Rußland's kund zu thun, es werde der Herrschaft der Türken in Europa ein Ende machen. Mit besonderer Rücksicht auf diesen Plan hatte Katharina ihrem zweiten Enkelsohne den Namen Constantin und eine griechische Erziehung gegeben. Derselbe sollte auf der Reise eine Hauptrolle mitspielen. Allein eine Krankheit, in welche er verfiel, nachdem alle Vorbereitungen schon getroffen waren, hielt ihn in Petersburg zurück. Unter den unzähligen Schmeicheleien, womit die Kaiserin auf dieser Reise überschüttet wurde, war die bedeutungsvollste die Inschrift, welche sie an dem südlichen Thore der Stadt Cherson las: „Hier geht der Weg nach Byzanz." Während Katharina II. sich den Gränzen der Türkei näherte, wiegelten russische Sendlinge die denselben unterworfenen Griechen auf und spannen Ränke in Kleinasien und Egypten. Joseph II. und der König Stanislaus von Polen statteten der Kaiserin Besuche ab. Der deutsche Kaiser versprach ihr Hülfe, falls sie von den Türken angegriffen werden sollte; der Polenkönig die Neutralität seines Reiches.

Es galt daher, die Türkei zum Kriege zu drängen. Dieses verstanden die Russen vortrefflich.

Die Pforte, welche die Unvermeidlichkeit eines Krieges mit Rußland einsah und die Beweise der russischen Umtriebe besaß, ließ den russischen Gesandten in Constantinopel, Bulgakoff, einsperren. Der Krieg brach zu Wasser und zu Land aus. Russen und Oesterreicher rückten gegen die Türken. Katharina forderte alle Mächte der Christenheit auf, sich mit ihr zur Vertreibung der Ungläubigen aus Europa zu verbinden. Russische Pfaffen verkündeten von den Kanzeln herab den Untergang des türkischen Reichs.

Frankreich lag in den Geburtswehen seiner Revolution, England hatte die Wunder des Krieges mit Nord-Amerika noch nicht geheilt, Preußen war unter der Regierung Friedrich Wilhelm's II. keines kräftigen Entschlusses fähig, Dänemark war durch die Abtretung des Gottorp'schen Antheils an Holstein gewonnen, Polen schlief unter den Fittigen des alten Buhlen der russischen Kaiserin; Schweden allein, durch die Umtriebe des russischen Gesandten, Andreas Razumoffsky, auf's Aeußerste getrieben, griff zum Schwerte und würde ohne den Verrath, dessen sich eine Anzahl aristokratischer Officiere vor Friedrichsham schuldig machten, der Czaarin große Verlegenheiten bereitet haben. Die Polen erwachten aus ihrem sechzehnjährigen Todesschlummer. Joseph II. starb, nachdem die Oesterreicher schwere Verluste im Türkenkriege erlitten hatten. Hundertundfünfzig Tausend Mann Preußen zogen sich an der böhmischen Grenze zusammen. Am 26. Juni 1790 kamen zu Reichenbach die Gesandten Oesterreich's, Preußen's, England's und Holland's zusammen. Die Cabinette von Wien und Berlin schlossen (27. Juli) einen Vertrag ab, dem zufolge Oesterreich der Türkei zurückgab, was es ihr abgenommen hatte und den Frieden in Szistowa schloß.

Die Russen nahmen mit stürmender Hand Oczakow (1788) und Ismael (22. Dezember 1790), und schlugen die Türken bei Folschani (1. August 1789), Rimnik (22. September 1789) und Babada. Allein die Pforte setzte ihnen doch einen stärkern Widerstand entgegen, als sie erwartet hatten. England und Preußen nahmen eine, immer feindlicher werdende Haltung dem russischen Cabinette gegenüber an. Die Polen benutzten, freilich sehr spät, den Augenblick, das russische Joch abzuschütteln. Potemkin starb (15. Oktober 1791). Katharina II. mußte befürchten, in Polen mehr zu verlieren, als sie in der Türkei damals gewinnen konnte. Sie schloß den Frieden zu Jassy (9. Januar 1792), durch welchen sie den Landstrich zwischen Bug und Dniester, mit der wichtigen Stadt Oczakow gewann. Mit Schweden hatte sie sich schon früher (14. August 1790) auf dem Fuße des Zustands vor dem Kriege vertragen. Das Kreuz wurde zwar noch nicht in Constantinopel aufgepflanzt, allein Rußland hatte sich doch der Hauptstadt der Türkei um einen Schritt angenähert. Es galt, die Eroberungspläne gegen Polen aufzunehmen; diejenigen gegen die Türkei mußten mittlerweise ruhen.

Potemkin's Tod brachte keine Veränderung in der russischen Politik hervor. Diese steht, in ihren Hauptzügen, seit den Tagen Peter's I. so fest, daß weder ein Minister, noch auch selbst ein einzelner Kaiser an derselben Wesentliches verändern kann. Die Frage ist immer nur, ob die alten Eroberungspläne mit größerem oder geringerem Nachdrucke, mehr gegen diesen, oder jenen Nachbarstaat verfolgt werden. Eroberung blieb nach Potemkin's Tod, wie später selbst nach Katharina II. Tod, immer das erste und eifrigst gesuchte Ziel der russischen Regierung. Potemkin machte sich nur dadurch in der russischen Geschichte einen so großen Namen, daß er die russische Eroberungs-Politik mit großer Kraft und einer, vor keinen Opfern zurückweichenden Entschlossenheit betrieb. Potemkin besaß alle Eigenschaften eines barbarischen Russen und verband mit denselben nur einen schwachen Firniß europäischer Civilisation. Er besaß eine großartige Herrschsucht, unbändigen Ehrgeiz, zugleich aber auch die kleinlichste Eitelkeit. Er war hochfahrend, heftig, roh, bisweilen selbst gegen die Kaiserin. Er versöhnte diese jedoch durch die ausgesuchtesten Schmeiche-

leien, die er ihr sagte, und die dichtesten Wolken von Weihrauch, in welche er sie hüllte. Er war verschwenderisch, raubsüchtig, betrügerisch und doch auch geizig bis zur Knickerei, indem er häufig die bestgegründeten Forderungen an ihn nicht befriedigte. Für Kunst und Wissenschaft hatte er keinen Sinn. Niemals fand er Zeit und Neigung, denselben die erforderliche Aufmerksamkeit zu schenken. Allein, da es am Hofe Katharinens zum guten Tone gehörte, gebildet zu scheinen, nahm Potemkin, wenn er es für nöthig fand, so gut es gehen wollte, auch den Schein der Bildung an. Allein es kostete ihm dieses große Selbstüberwindung. Nur die Eitelkeit spornte ihn bisweilen, diese Larve vorzunehmen. Nach den Umständen spielte er die Rolle eines Staatsmannes, eines Kriegers oder eines Höflings. Alles, was er that, athmete eine gewisse Originalität, zeugte von großer Kraft und unbeugsamer Hartnäckigkeit. Diese dauerte aber nicht länger, als die Laune, welche sie ihm eingeflößt hatte. Er bildete ein männliches Gegenstück zu der Pompadour Ludwig's XV., nur mit dem Unterschiede, daß Katharina II. in demselben Maße entschlossener und rücksichtsloser war, wie Ludwig XV., als Potemkin in beiden Eigenschaften die Pompadour übertraf. So lange er lebte, behauptete er, allen späteren Liebhabern seiner Kaiserin zum Trotze, die erste Stelle im Herzen und im Rathe der Kaiserin, wie die Pompadour im Herzen und im Rathe Ludwig's XV.

Nach Potemkin's Tod erlangte kein Einzelner mehr die Bedeutung dieses kaiserlichen Liebhabers und Ministers. Keiner stand der Kaiserin geistig so nah, wie Potemkin. Die Leidenschaften beider waren dieselben. Potemkin, der Russe, war daher das beste Werkzeug, dessen sich die Kaiserin bedienen konnte, um ihren Bestrebungen den Mantel russischer Vaterlandsliebe, Rechtgläubigkeit und Eroberungssucht umzuhängen.

So lange Potemkin gelebt, hatte es der damalige Liebhaber der Kaiserin, Platon Zuboff, nicht gewagt, sich in Staatsangelegenheiten einzumischen. Nach dem Tode desselben wurde er jedoch eine der Hauptpersonen der Camarilla, welche Katharinen umgab. Neben ihm spielten Markoff und Nicolaus Soltikoff (nicht zu verwechseln mit dem Kammerherrn und Geliebten der Kaiserin dieses Namens) die ersten Rollen.

Nach Abschluß des Friedens von Jassy, bildete die zweite und dritte Theilung Polens die Hauptbeschäftigung Katharinens bis zu ihrem Tode.

Die Provinzen, welche Katharina den Polen entrissen hatte, genügten ihr noch nicht. Nach der Ermordung ihres Gatten hatte sie den Kurländern den Herzog Ernst Johann Biron mit Gewalt aufgedrängt. Dieser übergab die Regierung des Landes kurz darauf seinem Sohne Peter, welcher es nicht verstand, sich die Liebe und Achtung des Volkes zu erwerben. In ähnlicher Weise, wie in Polen, fachte Katharina II. auch in Kurland den Funken der Unzufriedenheit zur Flamme an, und brachte es durch ihre Ränke dahin, daß ihr einige Adelige die Herrschaft über Kurland anboten. Herzog Peter war nicht im Stande, seiner mächtigen Nachbarin die Spitze zu bieten. Diese nahm die ihr von einigen unberechtigten Verräthern angebotene Unterwerfung an (18. März 1795). Peter Biron verzichtete auf ein Land, das er der mächtigen Beherrscherin des Nordens nicht streitig machen konnte. Kurland kam unter die Herrschaft Rußlands.

Bevor Katharina starb, erlebte sie noch eine Demüthigung, welche wahrscheinlich ihren Tod beschleunigte. Der junge König Gustav Adolph IV. von Schweden war bestimmt, der Großfürstin Alexandra die Hand zu reichen. Am 14. August 1796 langte er in Petersburg an. Beide Höfe waren über die Hauptpunkte des Ehebundes einig, über die Nebenpunkte glaubte man leicht hinweg kommen zu können. Die streitige Frage betraf die Religions-Angelegenheit der Großfürstin.

Schon hatte sich am 21. September 1796 der ganze Hof versammelt, um der Verlo-

bung der Großfürstin und des Schwedenkönigs beizuwohnen. Der Bräutigam blieb aus. Die Ursache war, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Markoff, in den Ehevertrag einen Artikel gesetzt hatte, demzufolge die Großfürstin ihre eigene griechisch-katholische Kapelle im Schlosse zu Stockholm, so wie ihren eigenen Geistlichen haben sollte. Der Vertrag wurde dem Bräutigam erst eine Stunde, bevor er sich zur Verlobung begeben sollte, zur Unterschrift vorgelegt. Der Artikel stand im Widerspruch mit dem schwedischen Staatsrechte. Der junge König war besonnen genug, den Vertrag durchzulesen, und verweigerte seine Unterschrift mit anerkennenswerther Festigkeit, obgleich die russischen Minister alle Höflinge seines Gefolges und selbst den Herzog von Südermannland, seinen frühern Vormund und spätern Nachfolger für sich gewonnen hatten. Die Verlobung fand nicht statt. Katharina fühlte sich dadurch auf's Tiefste verletzt. Vor Ablauf zweier Monate, am 6. November alten, am 17. neuen Styles, war sie eine Leiche.

Katharina hatte zwei Leidenschaften im höchsten Grade, von denen eine schon genügt aus einem Menschen ein Ungeheuer zu machen: die Wollust und den Ehrgeiz. Beide vereinigt, machten sie zur wirklichen Mörderin ihres Gatten und zur moralischen Mörderin ihres einzigen Sohnes Paul. Sie erstickten alle mütterliche Liebe im Herzen Katharinens und flößten ihr eine mit dem finstersten Argwohn vermischte Abneigung gegen denselben ein. Die Folge davon war die vollständige Vernachlässigung der Erziehung ihres unglücklichen Sohnes und ein vernichtender Druck, welchen sie mehr als vierzig Jahre lang auf ihn ausübte und welchem die Geisteskraft desselben erlag. Alle besseren Regungen des Verstandes und des Herzens, welche Paul in früheren Jahren kundgethan hatte, wurden gewaltsam von der Mutter erstickt.

Was konnte eine Frau ihrem Volke sein, welche ihrem Sohne eine Rabenmutter, ihrem Gatten eine Mörderin war? Während die große Masse der Nation in der bittersten Armuth schmachtete, verschwendete Katharina hundert Millionen Silberrubel baaren Geldes allein an ihre Buhlen. Sie verdoppelte die Last der Abgaben, welche auf der Nation ruhte, lud dieser eine schwere Staatsschuld auf, steigerte die Conscriptionslast von einem Manne auf fünfhundert Seelen bis einen Mann von fünfunddreißig Seelen. Sie duldete und förderte durch das Beispiel, welches sie der Nation von ihren Buhlen geben ließ, die schändlichsten Unterschleife in allen Zweigen der Verwaltung. Sie zerstörte das polnische Reich, untergrub das türkische und schwächte das schwedische. Sie gab ihr Land dem Handelsgeiste der Engländer schutzlos preis. Sie lockte durch trügerische Versprechungen dreihunderttausend Deutsche nach Rußland, von welchen nach zehn Jahren kaum mehr zehntausend lebten; sie entvölkerte die Krimm, deren hundertzwanzigtausend Einwohner vor dem Tode der Kaiserin auf dreißigtausend zusammengeschmolzen waren. Der Erfolg aller Opfer, welche sie der russischen Nation auferlegte, waren einige Eroberungen, welche dem Ehrgeize der russischen Großen schmeicheln mochten, der Nation aber keine wirklichen Vortheile brachten. Sie erleichterte der großen Masse der Leibeigenen nicht ihr Loos; sie förderte nicht den Ackerbau; sie verbesserte weder die Verwaltung, noch die Rechtspflege; im Gegentheile, überlieferte sie ihr Volk der Habgier und der Herrschsucht ihrer Lieblinge und der Geschöpfe derselben. Die von ihr pomphaft der Welt verkündete Verbesserung der Gesetzgebung, ging in Rauch auf. Die Atmosphäre, welche sie umgab, war eine moralische Pestilenz, in welcher Niemand auf die Dauer leben konnte, ohne angesteckt zu werden.

Für Deutschland ist die Regierung Katharina's II. von ganz besonderer Wichtigkeit, weil sie uns zeigt, was wir zu erwarten haben, falls der Eroberungspolitik Rußland's nicht ein unübersteiglicher Damm entgegengesetzt wird. Vor der Theilung Polen's bestand noch eine Scheidewand zwischen deutschem und russischem Gebiete. Nachdem diese gefallen ist,

richtet sich die russische Eroberungssucht mit Nothwendigkeit gegen Deutschland. Die Frage ist nur, wann das russische Cabinet den Zeitpunkt für geeignet halten wird, die längst gehofften, besprochenen und in die Form von Verträgen gebrachten Eroberungspläne auszuführen.

Kaiser Paul war zum Glücke für Europa ein wenig begabter, wankelmüthiger und bis zu den Gränzen des Wahnsinns argwöhnischer und despotischer Herrscher. Er konnte daher dem Auslande nicht gefährlich werden. Er stand schon in seinem dreiundvierzigsten Jahre, als er zum Throne gelangte. Der Sprung von einem Zustande des furchtbarsten Druckes zu demjenigen unumschränkter Herrschaft war für sein schwaches Gehirn zu groß, als daß es denselben ohne eine bedenkliche Erschütterung hätte machen können. Paul hatte während der langen Zeit, da die Mutter die ihm gebührende Krone vorenthielt, zu viele schlechte und zu wenige gute Menschen kennen gelernt, als daß er sich einer tiefen Menschenverachtung hätte erwehren können. Er besaß weder Wissenschaft, noch Erhabenheit des Geistes genug, um die Welt von einem andern Standpunkte aus zu beurtheilen, als ihm Katharina bereitet hatte.

Alle Freunde, die er gesucht und mehr als einmal gefunden zu haben geglaubt, hatten sich früher oder später als bezahlte Spione und Angeber seiner Mutter erwiesen. Die beiden einzigen, welche er für treu hielt, waren der mit ihm erzogene Fürst Alexander Kurakin und sein Kammerdiener, Paul Menowitsch, den er zum Grafen Kutaizow erhob.

Paul I. begann seine Herrschaft mit einem höchst sonderbaren Acte, indem er das Begräbniß seiner Mutter mit demjenigen seines ermordeten angeblichen Vaters verband, und die beiden noch am Leben befindlichen Personen, welche bei der Ermordung Peter's III. die Hand im Spiele gehabt hatten: Alexis Orloff und den Fürsten Baratinsky zwang, unmittelbar vor dem Sarge des ermordeten Kaisers dessen Kronen zu tragen. Der Fürst von Baratinsky trug wankenden Schrittes die Krone von Astrachan, Alexis Orloff, obgleich alt und schwach, immer noch stolz die russische Krone auf sammetnem Kissen. Ob Kaiser Paul das Geheimniß seiner Zeugung kannte und durch die dem Andenken Peter's III. gezollte Verehrung die bestehende Rechtsvermuthung für dessen Vaterschaft stärken, oder nur eine gewisse Rache an den Mördern nehmen wollte, bleibt dahingestellt. Das erstere ist wahrscheinlicher. Hätte Paul sich r ä ch e n wollen, so wären Orloff und Baratinsky nicht so leichten Kaufes davon gekommen. Nach der Leichenfeier wurde Baratinsky nur des Hofes, Orloff nur des Landes verwiesen. Hätte Paul sich r ä ch e n wollen, wäre wenigstens Sibirien oder eine Festung ihr Loos gewesen. Ein Mann, welcher gewöhnt war, den geringsten Fehler, den Mangel eines Kamaschenknopfes mit Knutenhieben zu bestrafen, begnügt sich, wenn er Rache nehmen will, nicht mit geistigen Schmerzen, die er seinen Opfern bereitet.

Der größte Fehler Paul's in seiner Regenten-Eigenschaft war seine Unbeständigkeit. Niemand, weder seine Familie, noch seine vertrautesten Minister, noch die auswärtigen Mächte wußten von einem Tage zum andern, was sie von ihm zu erwarten hatten. In der kurzen Zeit seiner Herrschaft (vom 17. November 1796 bis zum 24. März 1801) wechselte die Leitung der auswärtigen und der inneren Angelegenheiten viermal. Paul begann seine Regierung mit einer Stellung, welche Frankreich zwar unfreundlich war, allein mehr in Worten, als in Thaten, gieng über zu offenem und blutigem Kriege gegen Frankreich, schlug um in Bewunderung Napoleon's und endigte mit der bewaffneten Neutralität, welche auf dem Punkte war, in einen Krieg mit England auszubrechen, als der Tod der Herrschaft Paul's ein Ende machte.

Seit den Tagen Peter's I. gab die auswärtige Politik in Rußland den Ausschlag. Die Wankelmüthigkeit Paul's I. erregte daher unter den Großen des Reiches heftige Miß-

stimmung. Das Wohl, die Ehre und selbst die Macht des Vaterlands hätte keinem der Verschworenen den Muth gegeben, sein Leben einzusetzen. Paul I. bedrohte aber seine nächsten Umgebungen. Keiner seiner Minister fühlte sich sicher. Tausende Unschuldiger schickte der Kaiser in einer Anwandlung von Zorn nach Sibirien. Hätte er nur gegen Leute niedern Standes gewüthet, so wäre ihm dieses von den Großen seines Reiches wohl verziehen worden. Hätte er den Argwohn, mit welchem er seine nächsten und höchsten Diener betrachtete, in sich verschlossen, so wären diese vielleicht nicht zum Aeußersten geschritten. Allein er besaß nicht Selbstbeherrschung genug, seine Gedanken erst mit der That an den Tag zu legen. Er gab seinen Argwohn namentlich dem Gouverneur von Petersburg, Grafen von Pahlen zu erkennen. Mehr als einmal hielt sich dieser schon fast für verloren, und rettete sich nur durch seine Geistesgegenwart. Er wurde die Seele der Palastrevolution, welche Paul I. das Leben kostete. Auf Alexander, den ältesten Sohn Paul's, verstand er es, in doppelter Weise einzuwirken. Er stellte ihm vor, daß unter Paul Rußland zu Grunde gehen müßte, und flößte ihm Besorgnisse für seine, seiner Mutter und seiner Geschwister persönliche Sicherheit ein. Allerdings theilte er dem muthmaßlichen Thronfolger nicht mit, daß er selbst es war, welcher den Kaiser gegen seine Familie aufgeregt und einen Verhaftsbefehl gegen dieselbe ausgewirkt habe. Dieser Verhaftsbefehl, von welchem Pahlen dem jungen Alexander Kenntniß gab, verscheuchte die letzten Scrupel, welche dieser gegen die im Werke begriffene Verschwörung hatte. Alexander genehmigte diese unter der Voraussetzung, daß das Leben seines Vaters nicht gefährdet werde. Er wußte nicht, daß bei einer Verschwörung, so wenig, als bei einer Revolution, kein Theilnehmer für die Thaten seiner Genossen einstehen könne.

Graf Pahlen war der Zustimmung des Thronfolgers gewiß in Folge des demselben mitgetheilten Verhaftsbefehls, der freudigen Beistimmung der Großen des Reiches in Folge des allgemeinen Schreckens, den der Kaiser unter ihnen verbreitet und wegen des Unmuths, welchen die auswärtige Politik Paul's erregt hatte. Die Masse des Volkes war gegen den Kaiser aufgebracht, weil er sie zwang, das Knie vor ihm zu beugen, so oft er sich sehen ließ, was in den kothigen Straßen Petersburg's ganz besonders lästig war.

Die Verschwörung wurde längere Zeit hindurch vorbereitet. Paul erhielt Winke davon, und theilte selbst Pahlen seine Besorgnisse mit. Dieser bestärkte den Kaiser in seinem Verdachte, erklärte demselben, er kenne die Verschwörung und sei selbst ein Theilnehmer derselben, um sie desto sicherer vereiteln zu können.

Die Hauptpersonen derselben nach ihm waren die Brüder Zuboff, die Generale Bennigsen und Talazin und beiläufig fünfzig Personen, von denen übrigens die meisten erst in der Nacht vom 23. auf den 24. März in das Geheimniß eingeweiht wurden.

Die Verschworenen hatten in der That nur die Absicht, den Kaiser zur Unterzeichnung eines Verzichtes auf die Krone zu zwingen und ihn gefangen zu nehmen. Doch Paul setzte sich zur Wehre. Die Lampe, welche das Zimmer erleuchtete, wurde umgestoßen und erlosch. Bennigsen, der einzige, welcher während des ganzen Verlaufs der Sache seine Geistesgegenwart behauptete, entfernte sich, um eine andere Lampe aus dem Vorzimmer zu holen. Als er zurückkehrte, fand er den Kaiser auf dem Boden in seinem Blute liegend. Seine Hirnschale war zerschmettert, ein Stich in die Geschlechtstheile war ihm beigebracht, seine rechte Hand war verstümmelt, sein Hals mit einer Schärpe zugeschnürt, welche mitgebracht worden war, um damit dem Kaiser die Füße zu binden.

Fürst Jeschwell, ein geborener Tartar, soll dem Kaiser den ersten Schlag versetzt haben. Er verschwand spurlos. Ohne Zweifel wurde er für alle übrigen bestraft. Nicolaus Zuboff soll nach einem heftigen Kampf den Kaiser nieder geworfen und erdrosselt

haben. Graf Pahlen erschien am Orte der That erst, nachdem alles vollendet war. Er theilte dem Thronfolger die Nachricht von dem Tode des Kaisers mit. Alexander war untröstlich. Doch er mußte die Macht der Verhältnisse anerkennen und die Zügel der Regierung ergreifen, um so mehr, als die Kaiserin Mutter Miene machte, sich auf den Thron zu schwingen.

Dem Volke wurde bekannt gemacht, Kaiser Paul sei an einem Schlaganfalle plötzlich gestorben. Seine zertrümmerte Hirnschale wurde durch einen tief in das Gesicht gebeugten Militärhut, seine verstümmelte Hand durch einen Handschuh, die Wunden des Rumpfes durch eine volle Bekleidung, die verzerrten Gesichtszüge durch Schminke bedeckt. So verhüllt wurde die Leiche auf das Paradebett gelegt. Jedermann wußte, daß Paul ermordet worden war. Mehrere Verschworene und selbst viele, welche an der Verschwörung gar keinen Theil genommen hatten, rühmten sich öffentlich einer That, bei welcher sie nur sehr entfernt, oder gar nicht mitgewirkt hatten.

Mit schwerem Herzen bestieg Alexander den Thron seines Vaters. Denn er hatte ein weiches, menschenfreundliches Gemüth. Er war von Laharpe in freier Richtung erzogen worden. Zu der Besserung der inneren Angelegenheiten Rußland's besaß Alexander I. die beste Neigung; allein ihm gebrach der unerschütterliche Wille, die unbeugsame Kraft, welche erforderlich sind, im Kampfe mit Halb-Barbaren Reformen einzuführen. Die auswärtige Politik blieb unter ihm dieselbe, wie früher. Eroberung war ihr Ziel. Schweden, die Türkei und Polen boten den Stoff dazu. An der Spitze eines gebildeten und friedliebenden Staates hätte Alexander vielleicht ausgezeichnetes geleistet. Als Kaiser von Rußland nützten seine milden Gesinnungen dem Reiche wenig, obgleich sie alle persönlichen Beziehungen mit ihm erleichterten und sehr angenehm machten. In der Regierungsperiode Alexander's I. müssen wir übrigens die Zeit der Gefahren und der Drangsale wesentlich unterscheiden von derjenigen der errungenen Siege und des Schlummers auf den erworbenen Lorbeeren. Bis 1815 erhielt sich die Kraft des Kaisers einigermaßen frisch. Später verfiel Alexander mehr und mehr in die Bande der Frömmelei. Die Folgen früherer Ausschweifungen kamen zu Tage. Er hielt den Polen nicht Wort, er erfüllte nicht die Hoffnungen, welche er, namentlich im Laufe der Freiheitskriege in ganz Europa und so auch in Rußland angeregt hatte. Er gründete die s. g. heilige Allianz und machte sich dadurch eines Verbrechens schuldig, welches seinen Namen auf immer beflecken wird.

Alexander I. war ein geborener Diplomat. Er besaß alle Gaben, welche erforderlich sind, Vertrauen einzuflößen und Liebe zu gewinnen. Er behielt unter der ihm natürlichen Larve der Milde und Sanftmuth aber immer seine Absichten wohl im Auge, verfolgte dieselben mit eben so großer Gewandtheit, als Zähigkeit und täuschte daher nicht selten Freunde und Feinde, welche so viel Verstellungskunst ihm nicht zutrauten. Die feine Bildung, welche er sich angeeignet hatte, und die gewinnenden Aeußerlichkeiten, welche ihm namentlich die Herzen des weiblichen Geschlechts öffneten, kamen ihm dabei sehr zu statten.

Alexander begann seine Regierung damit, daß er die zahlreichen Opfer der Tyrannei seines Vaters in Freiheit setzte. Er schaffte das s. g. heimliche Gericht, welches die furchtbarsten Schandthaten verübt hatte *), ab. Er organisirte die Central-Verwaltung besser, löste die drückenden Fesseln der Censur und der Bücherverbote. Er beschränkte die Ausgaben des Hofes, verminderte die Steuern und erließ der Nation für das erste Jahr seiner Regierung jede Rekrutenstellung. Er schaffte die Tortur und das mit der Knutenstrafe

*) Siehe oben Buch VIII. § 60. S. 368.

verbundene Ausreißen der Nasenwände und die Brandmarkung ab. Er verbot die Einziehung alles ererbten Eigenthums. Er gab seinen Widerwillen gegen die Leibeigenschaft deutlich zu erkennen, beschränkte den Menschenhandel, verbesserte das Schicksal der zahlreichen Kronbauern, und beförderte die Freilassung der Leibeigenen, ohne jedoch in dieser Beziehung mit Nachdruck einzugreifen. Nur in den Ostseeprovinzen schaffte er die Leibeigenschaft mit Zustimmung des Adels ab. Diese Zustimmung erkaufte er aber freilich durch Bedingungen, welche die Bauern der Willkür ihrer früheren Eigenthümer vollständig preisgaben.

Den Theil, welchen Alexander an den französischen Kriegen nahm, haben wir bereits oben *) geschildert. Die Kriege, welche er mit Schweden und der Türkei führte, werden wir in den diesen beiden Staaten gewidmeten Paragraphen besprechen.

Es bleibt uns aber noch einiges in Betreff der geheimen Verhandlungen, welche Alexander mit Napoleon pflog, nachzuholen. Dieselben beweisen, wie groß die Gefahr ist, welche unserer Nation von Seiten des russischen Cabinets droht, und wie sehr es daher Noth thue, daß wir nicht länger die auswärtigen und militärischen Angelegenheiten unseres Vaterlandes einer Bande von Fürsten überlassen, welche zu jeder Zeit bereit waren, deutsches Gebiet an das Ausland abzutreten, vorausgesetzt, daß ihnen bei dieser Gelegenheit Vortheile zufielen.

Am 8. October 1801 schloß Rußland mit Frankreich Frieden und drei Tage darauf (11. October 1801) einen geheimen Vertrag, demzufolge Alexander in Uebereinstimmung mit Napoleon die Entschädigungs-Verhandlungen in Betreff Deutschland's leiten sollte. Es war dieses der Köder, welchen Napoleon dem russischen Kaiser hinwarf, um ihn günstig für sich zu stimmen. Der Czaar ging auf den Vorschlag des französischen Consuls mit Vergnügen ein, weil er darin nicht nur überhaupt ein Mittel sah, Einfluß in Deutschland zu gewinnen, sondern auch seine Verwandten daselbst zu begünstigen.

Bei den Verhandlungen, welche mit dem Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 endigten, spielte Rußland in Verbindung mit Frankreich bereits den Herrn und Meister Deutschland's. Von dieser Zeit an trat der Gedanke einer zwischen diesen beiden Mächten getheilten Weltherrschaft immer deutlicher hervor. Wenn Napoleon's Ehrgeiz eine Theilung der Gewalt zugegeben hätte, so wäre es niemals zu dem Kriege des Jahres 1812 gekommen und die geheimen Artikel des Tilsiter Friedens wären zur That geworden. Damals schon wurde in' einem besondern Allianz-Traktat zwischen Frankreich und Rußland die Theilung der Türkei beschlossen, und andere, das ganze europäische Staatensystem in seinen Grundfesten erschütternde Absprachen getroffen. Dieser geheime Vertrag enthielt namentlich folgende Bestimmungen:

„Rußland soll die europäische Türkei in Besitz nehmen, und, so weit es für passend erachtet wird, auch seine Eroberungen in Asien ausdehnen. — Die Dynastieen der Bourbonen in Spanien und der Braganza's in Portugal sollen aufhören zu regieren, und die Prinzen des Hauses Buonaparte ihre Kronen erhalten. — Die weltliche Macht des Papstes soll aufhören und das Gebiet des Kirchenstaates mit dem Königreich Italien vereinigt werden. — Rußland verbindet sich, der französischen Marine Beistand zu leisten, um Gibraltar zu erobern. — Die Franzosen sollen alle Städte auf der afrikanischen Küste, wie Algier, Tunis und die übrigen einnehmen. — Die Insel Malta soll von den Franzosen besetzt und der Friede nicht eher mit England geschlossen werden, bis es diese Insel abgetreten habe. — Die Franzosen sollen Aegypten erobern. — Gegen Abtretung

*) §§. 30—33, 36—38.

dänischer Inseln soll Dänemark in Norddeutschland und durch die Hansestädte entschädigt werden."

Derjenige Theil dieses Vertrags, welcher sich auf Spanien, Portugal und Italien bezog, wurde, wie wir gesehen haben,*) fast vollständig ausgeführt. Nachdem Napoleon den größern Theil der Vortheile dieses Vertrages bezogen hatte, vermeinte er, ohne und gegen Rußland die Herrschaft der Welt an sich reißen zu können. So kam es zum Kriege des Jahres 1812. Rußland hatte im Frieden von Tilsit Preußen nicht blos der Eroberungssucht Napoleon's aufgeopfert, sondern auch Theil an dem Raube genommen.**) Während des Krieges vom Jahre 1809 brachen russische Truppen in Galizien ein. Alexander hatte dem französischen Kaiser versprochen, 150,000 Mann gegen Oesterreich zu schicken. Der Krieg ging so schnell zu Ende, daß nur dreißigtausend Russen an demselben Theil nehmen konnten. Um Oesterreich zu täuschen, entschuldigte sich später Kaiser Alexander damit, daß er nur zum Scheine Galizien feindlich behandelt habe.

Die schlimmsten Absichten des russischen Kaisers, Deutschland gegenüber, erhellen übrigens am deutlichsten aus der Schlußstelle des oben mitgetheilten geheimen Vertrages, dem zufolge Dänemark für die Abtretung dänischer Inseln in Norddeutschland und durch die Hansestädte entschädigt werden sollte.

Schon im Jahre 1808 war es also dahin gekommen, daß Rußland und Frankreich über deutsches Gebiet verfügten, als gehöre es ihnen, und zwar nicht wie beim Reichsdeputationshauptschlusse, zur Entschädigung deutscher Fürsten, sondern des Königs von Dänemark!

Mit französischer Genehmigung überfiel der Kaiser von Rußland (1808 und 1809) Schweden und nahm diesem Lande Finnland ab. Alexander setzte seinen Kampf gegen die Türkei fort, indem er die Gränz-Provinzen, namentlich die Moldau, die Wallachei und Serbien unterwühlte. Allein bei der Zusammenkunft zu Erfurt (1808) zeigte es sich, daß die Kaiser der Franzosen und der Russen auf die Dauer sich doch nicht würden verständigen können. Das Project der Theilung der Welt kam nicht zur Ausführung. Napoleon glaubte, das mit der Türkei im Kriege befangene Rußland leicht bezwingen und in ein ähnliches Verhältniß der Unterwürfigkeit, wie Oesterreich und Preußen versetzen zu können. Allein Napoleon hatte das Vertrauen der Türkei verscherzt. Alexander schloß im entscheidenden Augenblick Frieden mit der Pforte und gewann durch denselben das Gebiet zwischen Dniester und Pruth, d. h. Bessarabien, einen Theil der Moldau und die hauptsächlichsten Donaumündungen, mit letzteren zugleich die Herrschaft über den größten deutschen Fluß. Es lag hierin ein gegen unser Vaterland gerichteter Streich, dessen Wunde noch immer offen ist, obgleich dieselbe durch den jüngsten Pariser Frieden geheilt werden sollte.

Als der Kampf mit Napoleon entbrannt war, bedurfte Alexander wiederum der Deutschen, um seinen mächtigen Feind vollständig aus dem Felde zu schlagen. Die deutschen Fürsten waren aber nicht so willig, als er gehofft hatte. Alexander nahm daher keinen Anstand, von Warschau aus unterm 10/22. Februar 1813 die deutsche Nation zum Kampfe wider Napoleon aufzufordern. „Die Furcht mag Eure Regierungen noch zurückhalten, aber laßt Euch das nicht hindern! Eben so unglücklich, wie Ihr selbst, verabscheuen auch sie eine Macht, welche sie fürchten und sie werden schließlich Eure edlen Bemühungen für ihr und für Euer eigenes Glück und für die Freiheit anerkennen!" — — —

*) Siehe oben § 29, Seite 277 ff.
**) Siehe oben § 28, Seite 273.

„Wenn durch einen beklagenswerthen Kleinmuth Eure Souveraine in ihrem verderblichen Systeme der Unterwürfigkeit beharren sollten, dann müssen sich die Stimmen ihrer Unterthanen vernehmen lassen, und die Fürsten, welche ihre Völker in Knechtschaft und Unglück versenken, müssen durch dieselben gezwungen zur Freiheit und Ehre geführt werden."

In diesen Worten wandte sich Kaiser Alexander damals an die deutsche Nation.

Wir stimmen der in denselben niedergelegten Anschauungsweise vollkommen bei. Allein wie paßt sie zu den Grundsätzen der s. g. heiligen Allianz, zu der Regierungsweise aller Fürsten Europa's seit dem Jahre 1815?

Kurz nach dem Warschauer Aufrufe vom $^{10}/_{22}$. Februar schloß Alexander den Bundesvertrag mit Preußen zu Kalisch ab (27. Februar 1813). Der deutschen Nation wurde im Namen beider Fürsten durch den Feldmarschall Kutusow verkündet, daß Deutschland's Befreiung vom französischen Joche der einzige Zweck beider Mächte sei. Zugleich wurden Germanien's Fürsten und Völker zur Mitwirkung aufgerufen und diejenigen Fürsten, welche diesem Aufrufe innerhalb einer bestimmten Frist nicht Folge leisten würden, mit dem Verluste ihrer Staaten bedroht. Dabei wurde der deutschen Nation ausdrücklich verheißen:

„Je schärfer in seinen Grundzügen und Umrissen dies Werk (der Befreiung Deutschlands) heraustreten wird aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes, desto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener wird Deutschland wieder unter Europa's Völkern erscheinen können."

Der ureigene Geist des deutschen Volkes zertrümmerte das Joch französischer Gewaltherrschaft, allein der ureigene Geist der deutschen Fürsten ließ darum doch Deutschland nicht zur Einheit gelangen, und Kaiser Alexander that nichts, seine Verbündete an die Zusagen der Monate Februar und März 1813 zu erinnern. Sobald man das Volk nicht mehr brauchte, um den gemeinsamen Feind Napoleon aus dem Felde zu schlagen, ließ man sich mit demselben nicht mehr ein. Dann bekamen die Fürsten das Heft wieder in die Hand und bedienten sich desselben in altgewohnter Weise zu den Zwecken ihrer Herrschsucht und ihrer Habgier.

§ 41. Scandinavien.

Es ist kein Unglück, einem kleinen Staate anzugehören. Manche Mittelstaaten sind glücklicher, als die Großstaaten. Allein es ist sehr betrübend, zu sehen, wenn ein Staat im Laufe von Jahrhunderten im Wettlaufe mit allen übrigen, früher zum Theile minder mächtigen zurückbleibt. Dieses ist der Fall mit Scandinavien. Seit den Tagen Christian's IV., also seit mehr als zwei Jahrhunderten, nahm Dänemark, und seit Karl XII., also seit anderthalb Jahrhunderten, Schweden, im Verhältniß zu allen Staaten, mit denen es damals auf gleicher Stufe stand, an innerer Blüthe, wie an äußerer Macht ab. In Dänemark hatte sich seit dem Sturze Struensee's der Despotismus mehr und mehr entwickelt. Schweden wechselte zwischen unumschränkter Monarchie und tückischer Aristokratenherrschaft ab. Die eine Regierungsform konnte so wenig, als die andere, Scandinavien auf diejenige Stufe wieder emporheben, welche es inne gehabt hatte, als es, vom Geiste der Reformation beseelt, den Völkern der Erde die Fahne der Zeit vorantrug. Schweden und Dänemark wären vereinigt kaum stark genug gewesen, ihren übermächtigen Nachbarn im Osten, Süden und Westen die Spitze zu bieten. Allein sie standen sich fast

immer feindlich gegenüber und trugen daher viel dazu bei, sich gegenseitig zu Grunde zu richten.

Gustav III. von Schweden besaß, bei manchen guten Eigenschaften, nicht diejenige Ruhe, Umsicht und Nüchternheit, deren ein Regent zu allen Zeiten, besonders aber inmitten von Gefahren und Bedrängnissen, bedarf. Er war mit Recht ein Feind des Adels seines Reiches, welcher auf dem Lande, gleich einem drückenden Alpe ruhte, das Mark des Volkes verzehrte, den Gang der Regierung hemmte und niemals willig war, die vom Wohle des Staates gebotenen Opfer zu bringen. Allein Gustav selbst hatte alle Fehler seines Adels im höchsten Grade. Er war verschwenderisch und leichtfertig, liebte den Prunk, und da es ihm an den Mitteln fehlte, seinen kostbaren Leidenschaften zu fröhnen, so verschaffte er sich dieselben auf eine Weise, welche nicht blos seine Ehre, sondern auch die Selbständigkeit seines Reiches gefährdete und ihm folgeweise die Liebe und die Achtung des Volkes entzog. Gustav III. erkannte die Gefahr, womit Schweden von russischer Seite bedroht war. Dieses hielt ihn aber nicht ab, sich mit Katharina in Beziehungen einzulassen, welche für ihn selbst demüthigend und für sein Reich gefährdend waren. Er nahm Geldgeschenke von der russischen Czaarin an, welche keinen andern Zweck haben konnten, als seinen guten Willen zu erkaufen. Er begann darauf (1788) Krieg mit Rußland ohne genügende Vorbereitungen, fand in den Offizieren seines eigenen Heeres die gefährlichsten Feinde und machte dann eben so rasch Frieden, als früher Krieg. In Schweden hatte Gustav III. immer gesucht, sich den Schein der Volksthümlichkeit zu geben, die Interessen der Nation gegen die Uebergriffe der privilegirten Stände zu vertreten. Als aber die französische Revolution ausbrach, stellte er sich an den ersten Platz unter den Gegnern derselben und unter den Freunden des französischen Königthums.

Gustav III. war dem Adel seines Reiches mit solcher Kraft entgegen getreten, daß er auf dessen Feindschaft gefaßt sein mußte. Aller Orten und zu allen Zeiten hat der Adel seine Standesvorrechte dem Wohle des Vaterlandes, dem Rechte und der Freiheit seiner Nation vorgezogen. Gerade damals verkaufte die Aristokratie in Polen das Reich an Rußland, trieb sie in Frankreich das Volk zur Revolution und hetzte sie in den österreichischen Staaten Belgien und Ungarn, zum Widerstande gegen den Kaiser auf. Gustav konnte nicht erwarten, daß der Adel seines Reiches denjenigen aller anderen Länder an Reinheit der Gesinnung übertreffen werde. Er mußte seine Maßregeln so nehmen, daß er von demselben nichts zu befürchten habe. Auf dem Reichstage des Jahres 1786 hatten die schwedischen Aristokraten ihm deutlich genug ihren Haß zu erkennen gegeben. Dessen ungeachtet begann er (1788) den Krieg gegen Rußland, ohne auf die Bestimmungen der von ihm selbst dem Lande gegebenen Verfassung, ohne auf das Mißverhältniß zwischen der Macht Schweden's und Rußland's Rücksicht zu nehmen und ohne sich derjenigen Hülfe zu versichern, deren er nothwendig bedurfte, um siegreich aus dem Kampfe hervorzugehen. Wie er sich später von Katharinen gegen Frankreich, so ließ er sich damals von England und Preußen gegen Rußland aufhetzen. Die Türken, mit welchen er ein Bündniß schloß, waren nicht stark genug, ihm Erfolge zu sichern, um so weniger, als Katharinen Oesterreich und Dänemark zur Seite standen, deren vereinte Kräfte diejenigen reichlich aufwogen, welche Schweden hoffen konnte, aus seinem Bündnisse mit der Türkei abzuleiten.

Gustav III. handelte sehr unbesonnen, ohne andere Verbündete, als die Türken mit Rußland Krieg zu beginnen. Er konnte, besten Falles, nur vorübergehende Siege erringen. Auf die Dauer war es ihm unmöglich, sich gegen die russische Uebermacht zu behaupten. Nach der Verfassung des Reiches konnte der König keinen Angriffskrieg beginnen. Aus der ganzen Lage der Dinge erhellte klar und deutlich, daß Katharina im Augenblicke, da sie

alle ihre Heere nach dem Süden gegen die Türkei geschickt hatte, auch nicht entfernt daran dachte, Schweden anzugreifen. Dessenungeachtet begann Gustav III. den Krieg mit Rußland, ohne die nach der Verfassung nothwendige Ermächtigung von Seiten des Reichstages. Der russische Gesandte in Stockholm Razumoffski hatte seit langer Zeit den Adel gegen den König aufgereizt. Die schwedischen Aristokraten standen mit dem Feinde des Reichs in unausgesetzter geheimer Verbindung. So kam es, daß die von den Russen gekauften Obersten verschiedener Regimenter dem Könige den Gehorsam verweigerten, als dieser sie zum Sturme gegen die Festung Friedrichsham befehligte (August 1788). Gustav III., statt die aufrührerischen Aristokraten auf der Stelle vor ein Kriegsgericht zu stellen und erschießen zu lassen, kehrte nach Stockholm zurück und übergab das Commando seinem Bruder Karl, Herzog von Südermannland, welcher bisher den Oberbefehl der Flotte geführt und sich dabei keine Lorbeeren erworben hatte. Beide Brüder waren keine Feldherren von Talent. Die Meuterer erhielten die Oberhand im Heere. Sie setzten die noch während der Anwesenheit des Königs mit Katharina II. eingeleiteten Unterhandlungen fort, schlossen (12. August 1788) zu Anjala, hart an der russischen Gränze, einen Bund gegen ihren König, erließen ein Manifest und erklärten sich darin gegen den Krieg mit Rußland. Zwölftausend Unterschriften sollten dieser Kundgebung Nachdruck verleihen. Die Meuterer gingen sogar auf eigene Faust einen Waffenstillstand mit Rußland ein. Mittlerweile waren die Dänen in Schweden eingefallen und bedrohten die zweite Stadt des Reiches, Gothenburg. Mit Hülfe des englischen und des preußischen Gesandten und des Landvolkes, welches Gustav III. aufbot, trieb dieser die Dänen wieder zum Lande hinaus.

Auf dem Reichstage des Jahres 1789 mußte der Adel das Gesetz von den mit dem Könige verbundenen drei übrigen Ständen annehmen. Der Bürgerstand wurde in Strafsachen, bei Besetzung der Aemter und dem Erwerb liegender Güter dem Adel gleich gestellt. Der Reichsrath wurde auf die Verrichtungen eines höchsten Gerichtshofs beschränkt, dem Könige wurde die höchste Gewalt und namentlich das Recht des Krieges und Friedens unbeschränkt eingeräumt. Der Reichstag sollte nur außerordentliche Abgaben und solche Angelegenheiten berathen, welche der König an ihn bringen möchte. Ueberdieß bewilligten die Stände die zur Fortsetzung des Krieges erforderlichen Summen und verbürgten die von demselben beabsichtigten Anleihen. Gegen die Meuterer machte der König von seiner neu befestigten Gewalt einen sehr milden Gebrauch. Er ließ nur einen derselben hinrichten, entließ die meisten derselben des Dienstes und ersetzte sie durch deutsche Offiziere, auf deren Treue er rechnen konnte. Der günstige Augenblick war jedoch verschwunden: Die Russen hatten Zeit gewonnen, bedeutende Streitkräfte zusammenzuziehen. Siege und Niederlagen glichen sich auf beiden Seiten ziemlich aus. Am 14. August 1790 schloß Gustav III. zu Werelä Frieden. Er gewann in demselben nichts. Die Tausende von Menschen und die großen Summen Geldes, welche der Krieg verschlungen hatte, waren verloren.

Gustav III. war von seiner Kriegslust nicht geheilt. Er richtete dieselbe nur auf einen andern Gegenstand. Sein Wahn war jetzt, Frankreich zu besiegen, der Revolution in Paris ein Ziel zu stecken. Er setzte sich mit Bouillé in Verbindung, hatte seine Hände im Spiele bei der Flucht des Königs nach Varennes und gedachte, auf englischen Schiffen eine schwedisch-russische Armee an der Mündung der Seine zu landen und von da nach Paris zu rücken. Katharina bot ihm ein Darleben zu Deckung der Kosten des Krieges wider Frankreich an, verlangte dafür aber die Bürgschaft des schwedischen Reichstags, weil sie sehr wohl wußte, daß dieser sich deren weigern würde, was denn auch geschah (Februar 1792). Gustav III. löste den Reichstag auf und es verbreitete sich das Gerücht, er wolle

die alte Verfassung gänzlich umstürzen. Der Adel, welcher dem Könige längst grollte, verschwor sich wider ihn und beschloß, ihn ermorden zu lassen. Der größere Theil der schwedischen Aristokratie war in dieses Complott verwickelt. Die Ausführung der That wurde drei jungen Leuten: dem Hauptmann Ankerström und den Grafen Ribbing und Horn übertragen. Das Loos bestimmte unter den Dreien Ankerström zum Mörder. Dieser brachte am 17. März 1792 dem Könige auf der Maskerade eine tödtliche Wunde bei, an welcher Gustav jedoch erst nach 14 Tagen starb.

Schlosser stellt diese finstere That der Verurtheilung und Hinrichtung Ludwig's XVI. an die Seite. Er macht keinen Unterschied zwischen Meuchelmord und öffentlicher Tödtung, zwischen einer Adelskaste, welche sich zur Richterin aufwirft und einem Volke, das in seinen frei erwählten Vertretern zu Gerichte sitzt, zwischen einem Könige, der nur einen von vier Ständen, eine sehr geringe Minderheit der Nation, wider sich hat und einem Könige, welchem die ganze Nation mit Ausnahme einiger unverbesserlichen Aristokraten und Pfaffen das Urtheil sprach, endlich und hauptsächlich zwischen den Beweggründen der Thäter. Die schwedischen Aristokraten hatten nur das Interesse ihrer Kaste, die Mitglieder des französischen National-Conventes dagegen das Wohl der gesammten Nation im Auge. Schlosser erkennt selbst an, daß die drei übrigen Stände über die Ermordung des Königs sehr erbittert waren und daß aus diesem Grunde der Adel seinen Zweck nicht erreichte. Die Stände der Bauern und Bürger, das heißt die große Masse der Nation billigte dagegen die Hinrichtung Ludwig's XVI. und deßhalb verfehlte diese ihren Zweck nicht.

Gustav's Bruder Karl übernahm die vormundschaftliche Regierung. Er verfuhr mit großer, ja zu großer Nachsicht gegen die Verschworenen. Nur Einer, Ankerström, büßte sein Verbrechen mit dem Leben, nur zwei, das Haupt der Verschwörung, General Pechlin und ein anderer der Mitschuldigen kamen auf die Festung, nur vier der letzteren wurden verbannt.

Am 1. Nov. 1796 übernahm Gustav IV., Sohn Gustav's III. die Regierung, derselbe, welchen wir in der Geschichte Rußland's*) schon kennen lernten. Seine vorherrschende Eigenschaft war Ausdauer: im Guten, wie im Bösen, in Verstand und Unsinn, wie es gerade kam. Gustav IV. glaubte, der Macht der Verhältnisse, welcher kein noch so gewaltiger Herrscher je ungestraft Trotz bot, widerstreben zu können. Die Beharrlichkeit, welche er den Zumuthungen der russischen Camarilla kurz vor seiner Thronbesteigung entgegengesetzt hatte, fand großen Beifall. Bald zeigte es sich aber, daß dieser Charakterzug nicht auf der Grundlage eines richtigen Verstandes und gewissenhafter Erwägung der Verhältnisse ruhte, sondern mit kleinlichen Launen und abgeschmackten Vorurtheilen in Verbindung stand. Die Rolle, welche Gustav in der bewaffneten Neutralität des Jahres 1800 spielte, war sehr erbärmlich. Die Ermordung des Herzogs von Enghien versetzte ihn in eine an Wahnsinn gränzende Wuth. Seit dieser Zeit wurde Gustav IV. noch bitterer und heftiger in dem Hasse, welchen er von früher Zeit an Frankreich gewidmet hatte. Er schloß sich immer fester an England. So kam es zum offenen Bruche mit Frankreich. Gustav verwarf die ihm von Napoleon kurz vor dem Tilsiter Vertrage angebotenen vortheilhaften Friedensbedingungen. Er setzte den Krieg selbst fort, nachdem Preußen und Rußland sich mit Napoleon verständigt hatten. Er stürzte dadurch sein Land in einen Krieg mit Dänemark und Rußland. Das englische Cabinet ließ ihn, wie vorauszusehen war, im Stiche. Die Russen eroberten Finnland. Die gemäßigten Rathschläge, welche England ihm gab, machten ihn so wüthend, daß er selbst diese Macht durch ein auf alle englischen Schiffe gelegtes Embargo wider sich aufbrachte. Volk, Heer und Adel vereinigten sich gegen ihn. Er wurde gefangen genommen und mußte (29. März 1809) auf seine Krone Verzicht

*) Siehe oben § 40, S. 424.

leisten. Seit dieser Zeit führte er unter dem Namen Oberst Gustavson ein herumziehendes, abenteuerliches Leben bis zu seinem Tode (7. Februar 1837).

Dem abgesetzten Könige folgte dessen Oheim Karl XIII., welcher am 6. Juni 1809 den Thron bestieg und am 29. gekrönt wurde. Derselbe hatte keine Kinder und diejenigen Gustav's IV. waren von der Thronfolge ausgeschlossen worden. Zuerst ernannte ihm der Reichstag den Prinzen Christian August von Holstein-Augustenburg zum Nachfolger. Dieser starb eines plötzlichen Todes unter sehr verdächtigen Umständen (23. Mai 1810), welche bis zu dieser Zeit nicht aufgeklärt worden sind. Während des Krieges zwischen Frankreich und Schweden und später in seiner Eigenschaft als Oberbefehlshaber der in Dänemark stehenden spanischen Truppen hatte Marschall Bernadotte es verstanden, sich die Gunst des schwedischen Adels zu erwerben. Er war schon bei der ersten Wahl eines Thronfolgers in Vorschlag gewesen. Nach Christian August's Tode ernannte ihn der Reichstag zum Nachfolger im Reiche. Mit Zustimmung Napoleon's nahm Bernadotte die Wahl an. Seit dieser Zeit übte der Kronprinz einen entscheidenden Einfluß auf die Angelegenheiten Schweden's aus. Karl XIII. nahm ihn an Kindesstatt an. Napoleon hoffte, durch seinen ehemaligen Marschall Schweden in ein ähnliches Verhältniß der Unterwürfigkeit wie Holland, den Rheinbund und Italien versetzen zu können. Allein er irrte sich, Bernadotte schloß sich der schwedischen Nation in allem Ernste an und sagte sich mehr und mehr von Frankreich los. Zwar erklärte Schweden (December 1810) den Krieg an England, um den Zudringlichkeiten Frankreich's zu entgehen. Allein es geschah dieses nur zum Scheine. England berücksichtigte die Lage der Dinge. Napoleon ließ sich nicht täuschen und befahl dem Marschall Davoust (Januar 1812) Schwedisch-Pommern zu besetzen. Das Cabinett von Stockholm nahm diese Gebietsverletzung dem Scheine nach mit Geduld hin. Allein es bereitete sich auf einen ernstlichen Kampf mit Frankreich vor. Es schloß (24. März 1812) ein Bündniß mit Rußland und bald darauf (im Monat Juli) mit England. Doch trat erst im Anfange des Jahres 1813 ein vollständiger Bruch mit Frankreich ein. Die Lockspeise, mit welcher Schweden gewonnen wurde, war Norwegen. England und Rußland versprachen dieses seit Jahrhunderten mit Dänemark verbundene Land dem Cabinette von Stockholm. Die Schweden trugen das ihrige zum Sturze Napoleon's bei. Im Frieden zu Kiel trat Dänemark an sie Norwegen gegen die schwache Entschädigung von Schwedisch-Pommern und der Insel Rügen ab.

D ä n e m a r k wurde durch diesen Verlust tief gebeugt. Es hatte früher seine Flotte an England verloren. Die französische Allianz richtete das Land zu Grunde. Bis zum Jahre 1800 war das Cabinett von Kopenhagen ein ruhiger Zuschauer der Weltereignisse geblieben. Gerechte Entrüstung über die Anmaaßungen England's trieb Dänemark, an der bewaffneten nordischen Neutralität Theil zu nehmen. Damals schon erfuhr das unglückliche Land, daß kleine Staaten bisweilen besser thun, eine ihnen von übermächtigen Nachbarn angethane Rechtskränkung ruhig hinzunehmen, als dieselbe zum Gegenstande eines Kampfes werden zu lassen. Soviel ist gewiß, daß die bewaffnete Neutralität Dänemark größern Schaden brachte, als die frühere unbewaffnete. Allein der Hauptfehler des kleinen Dänemark bestand darin, daß es gar zu gern die Rolle einer Großmacht spielen wollte Es konnte freilich Kammerherren, Kammerjunker und selbst Admirale und Generale zahlreich genug ernennen, um damit den Hof eines Kaisers zu füllen, allein es fehlten die Mittel, diesem Aufwande Genüge zu leisten, die Soldaten für die Generale, und noch mehr der Rückhalt im Volke für Hof und Heer. Die Verbesserungen, welche Friedrich als regierender Kronprinz (1784—1808) und später (1808—1839) als König, namentlich

auf Anregung des Ministers Grafen Peter Andreas von Bernstorf *) einführte, reichten nicht aus, um Dänemark in den Stand zu setzen, gleichen Schritt mit der Zeit zu halten, oder auch nur die nothwendigen Mittel herbeizuschaffen, um die Staatsmaschine in leidlichem Gange zu erhalten. Die bewaffnete Neutralität der Jahre 1800 und 1801 zog Dänemark harte Verluste zu und verursachte demselben große Kosten. Das Resultat derselben war nichtig. Die Stellung Dänemark's, dem Auslande gegenüber wurde von Jahr zu Jahr schwieriger. Frankreich lag ihm zu ferne und war auf der See zu schwach, um dem Cabinette von Kopenhagen zu einem kräftigen Stützpunkte dienen zu können. England fühlte sich stark genug, allem Völkerrechte zuwider, mitten im Frieden, die dänische Flotte zu erobern. Am 2. August 1807 erschien eine englische Kriegsmacht im Sunde, welcher Dänemark keine Streitkräfte von Bedeutung entgegensetzen konnte. Das englische Cabinet hatte, um Dänemark in Schlummer zu wiegen, erklärt, es werde dessen Neutralität achten. Die dänische Regierung war daher durchaus unvorbereitet auf einen so überwältigenden Angriff. Am 16. August schiffte der englische Admiral Landungstruppen aus, welche den dänischen Landsturm schnell auseinandertrieben und gegen Kopenhagen (am 1. September) ihre Batterien eröffneten. Bis zum 5. September setzten die Engländer das Bombardement der Hauptstadt Dänemark's fort. Am 6. September wurde ein Waffenstillstand, am 7. eine Capitulation abgeschlossen, der zufolge die Engländer das Recht erhielten, nicht nur alle Schiffe, sondern auch alle Seegeräthschaften Kopenhagen's nach England abzuführen oder zu zerstören. Sie nahmen achtzehn Linienschiffe, fünfzehn Fregatten, sechs Briggs und fünfundzwanzig Kanonenboote mit sich, nachdem sie früher viele Schiffe und Geräthschaften zerstört hatten. Als Dänemark sich weigerte, den ihm von England angebotenen engern Bund einzugehen, erklärte das Cabinet von St. James ihm (4. November 1807) den Krieg. In der ganzen Kriegsgeschichte Napoleon's wird man Mühe haben, irgend eine That zu finden, welche das englische Bombardement Kopenhagen's an Rechtswidrigkeit und Grausamkeit übertrifft. Die englische Aristokratie und Plutokratie stand damals und steht heute noch mit dem französischen Despotismus auf ziemlich gleicher Stufe sittlicher Verkommenheit.

Die gerechte Entrüstung, welche das dänische Cabinet gegen das englische empfand, trieb es dem Kaiser Napoleon in die Arme. Dänemark wurde, einer der treuesten Verbündeten Frankreichs und wurde so in den Sturz dieses Landes verflochten.

Den Verlust Norwegen's wollte Dänemark dadurch einigermaßen ersetzen, daß es die deutschen Herzogthümer Schleswig und Holstein zu dänisiren suchte. Seit dem Falle Struensee's, insbesondere aber seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts hatten diese Bestrebungen ihren Anfang genommen. Der Aufschwung der deutschen Nation in den Jahren 1813 und 1814 wirkte auch auf Schleswig und Holstein zurück und machte diese, seit Jahrhunderten auf's innigste verbundenen Länder unwillig, sich vom deutschen Gesammtvaterlande losreißen zu lassen. Die deutschen Fürsten allein und in ihrer Vereinigung als deutscher Bund thaten nichts, um Schleswig bei Deutschland zu erhalten, und in beiden Herzogthümern deutsche Sprache und deutsche Sitte vor Ungebühr zu schützen. Sie ließen es ruhig geschehen, als Dänemark erklärte, nur für Holstein und Lauenburg, folgeweise also nicht für Schleswig, dem deutschen Bunde beitreten zu wollen. Dieselbe Sorglosigkeit, welche das deutsche Reich in seinem Greisenalter bewiesen hatte, wenn es galt, die deutschen Gränzen gegen fremde Uebergriffe zu schützen, bekundete der deutsche Bund schon

* Er war dirigirender Minister zuerst von 1773 bis 1780, dann von 1784 bis zu seinem Tode (21. Juni 1797).

in dem ersten Jahre seiner Entstehung. Die Verwickelungen, Streitigkeiten und am Ende die Schlachten, welche sich daraus ergaben, gehören übrigens einer späteren Zeit an. Wir werden auf dieselben zurückkommen.

§ 42. Die Niederlande und die Schweiz.

Die Geschichte der Kleinstaaten macht uns noch mehr, als diejenige der Großmächte, die vollständige Rechtlosigkeit der Zustände Europa's anschaulich. Polen, Deutschland, Italien, Spanien und Portugal, Scandinavien, die Niederlande, die Ostsee- und die Donau-Provinzen, die Schweiz, die Türkei, Illyrien, die jonischen Inseln — alle diese Länder, welche in ihrer Vereinigung die Macht besäßen, Europa Gesetze zu geben, wurden im Laufe dieses Zeitabschnitts von den Großmoguln Europa's behandelt, wie Meierhöfe, über welche sie nach Belieben verfügen könnten. Sie wurden verschachert, verschenkt, getheilt, zerrissen, stückweise diesem oder jenem Herrn überwiesen, beraubt, mit Contributionen belastet, durch Aushebungen gedrückt, und mußten alles dieses über sich ergehen lassen — um den Ruhm, die Macht oder das Gebiet dieses oder jenes Herrschers zu vermehren. Ihre ganze politische Existenz bestand darin, Gegenstand der wilden Leidenschaften der Machthaber Europa's zu sein.

Selbst der heroische Aufschwung, zu welchem sich einige dieser Länder ermannten, namentlich Deutschland, Spanien und Portugal, half ihnen wenig. Sie wechselten nur die Herren, und tauschten nicht selten schlimmere für die schlimmen ein, welche gestürzt wurden.

Die Kleinstaaten Europa's können nicht hoffen, unter dem jetzigen Systeme jemals zu einer Selbstständigkeit zu gelangen. Diese wird ihnen erst zu Theil, wenn das Großhansenthum in Europa zu Falle gekommen und an dessen Stelle ein Bund freier Staaten getreten sein wird, in welchem jeder, nach Maßgabe seiner Volkszahl, stimmberechtigt sein wird. Die Stimmen der Kleinstaaten werden dann den Ausschlag geben. Die Großmächte und deren Eroberungspolitik werden verschwinden, und an deren Stelle werden die vereinigten Staaten Europa's treten. Anhaltspunkte hierzu bieten uns nicht blos in Amerika die vereinigten Staaten, sondern auch in Europa die vereinigten Niederlande und die vereinigten Cantone der Schweiz. Dieses sind die Vorbilder, nach welchen wir zu streben haben.

Jahrhunderte hindurch hatten die Großstaaten Europa's das Heft in Händen. Ihre Eroberungssucht entzündete die blutigsten Kriege, hemmte die Civilisation und hielt den längst als solchen erkannten Unsinn und Despotismus aufrecht. Es kömmt nun darauf an, daß die Kleinstaaten sich ihrer Bedeutung bewußt werden und, gestützt auf die tiefer greifende Bildung, welche sie besitzen, und den Drang der Verhältnisse, welcher sie stärker, als die Großmächte, anspornt, sich und ihre Anschauungsweise mehr, als bisher geltend machen.

Wir leiten mit diesen Betrachtungen die Geschichte der Niederlande und der Schweiz ein; denn diese bieten uns zu der von uns gewünschten Reform die kräftigsten Anhaltspunkte. Die Niederlande führen uns im Laufe dreier Jahrhunderte, oder eigentlich einer noch längeren Zeit, die Schweiz im Laufe eines halben Jahrtausends, die Bilder kleiner Staaten vor, welche, trotz aller zu rügenden Mängel, doch die glücklichsten Länder Europa's waren, welche Wohlstand, Bildung und Freiheit in höherem Grade, als alle übrigen Staaten besaßen und sich diese Güter erhielten, bis die Uebermacht sie ihnen raubte.

Die Niederlande und die Schweiz bilden die Muster, nach welchen die übrigen Länder Europa's ihre Angelegenheiten zu ordnen haben werden, falls sie der Seelenverkäuferei

ihrer Fürsten und dem bis zu dieser Stunde geltenden Hammelheerden-Staatsrechte ent gehen wollen.

Wer freilich nichts weiter als Masse hochachtet, wer das Glück der Nationen nach der Zahl der Quadratmeilen, welche sie inne haben, oder der Menschen, welche auf diesen wohnen, beurtheilt, mag sich China, die ostindischen Colonien England's, Rußland oder die Türkei zum Muster nehmen. Der denkende Mensch, der Freund der Freiheit und des Rechtes kennt einen andern Maßstab, als die Zahl und die Meile. War denn etwa Griechenland, welches jetzt noch uns so viele unerreichte Muster bietet, das größte Land der Erde? Waren die Griechen das zahlreichste Volk der alten Welt? Keineswegs! Hätte die Zahl den Ausschlag gegeben, so wären sie von den Persern unterjocht worden. So wenig, als Griechenland, war Rom in seinen guten Tagen nach Meilen- und Volkszahl der größte Staat der Erde. Als Rom dieses wurde, war die Kraft, die es groß gemacht hatte, verschwunden.

Es ist eine Abgeschmacktheit, welche leider nur zu allgemein verbreitet ist, sich darauf etwas einzubilden, einem Staate von großem Flächenraume und hoher Volkszahl anzugehören. Die vorsündfluthlichen Thiere waren größer, als diejenigen der späteren Zeit. Das Rhinoceros hat mehr Masse, als das Pferd. Nicht der Stoff, sondern die denselben beseelende Kraft, nicht die Quantität, sondern die Qualität giebt den Ausschlag in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit.

Groß war die Schweiz, als sie das Joch der deutschen Habsburger, groß waren die Niederlande, als sie die Ketten der spanischen Habsburger zerschlugen. Zu wahrer Größe werden alle Nationen Europa's erst dann gelangen, wenn sie das auf ihnen ruhende Joch fürstlicher Herrschaft zerbrochen und auf dessen Ruinen freie Staaten gegründet haben werden.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern bildete die Freiheit den einzigen sichern Maßstab wahrer Größe, wirklichen Glückes und umfassender Bildung. Dieselben Völker, welche früher Wohlstand und Bildung besaßen, verloren diese Güter zugleich mit ihrer Freiheit, und gewannen sie nur insofern wieder, als sie deren Mutter, die Freiheit, von Neuem eroberten.

Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts waren die Niederländer und die Schweizer erschlafft. Beide Nationen konnten sich dem verderblichen Einflusse des von den Monarchien damaliger Zeit ausgehenden Pesthauches nicht erwehren. Die Folge davon war, daß sie im Laufe der französischen Revolutionsperiode ihre Selbstständigkeit mehr oder weniger verloren und gezwungen wurden, den Kriegswagen Napoleon's durch ganz Europa hindurch schleppen zu helfen, daß sie dem französischen Despoten einen unerschwinglichen Tribut zahlen mußten, ohne einen andern Vortheil, als denjenigen einer gewaltigen Erschütterung für sich daraus abzuleiten. Diese Erschütterung warf allerdings manche morsche Bestandtheile der alten Staatsmaschine über Bord. Allein, wie viel leichter, wie viel unblutiger hätte dieses geschehen können, wären Niederländer und Schweizer einsichtig und kräftig genug gewesen, sich selbst zu helfen! Wie viel großartiger und freier hätten sich namentlich die Geschicke der Niederländer entwickelt, wären diese nicht von dem französischen Despotismus verschlungen worden! Sie hätten dann eine constitutionelle Monarchie unter dem Hause Oranien gewiß nicht für eine wesentliche Verbesserung gehalten. Allein, wenn der nördliche Theil der Niederlande durch die französische Revolutionsperiode gestört und gehemmt, so wurde der südliche Theil derselben wesentlich gefördert und gehoben. Nord-Niederland mußte den Umweg über die constitutionelle Monarchie machen, um Süd-Niederland von dem österreichischen Joche zu befreien. In ähnlicher Weise mußten zahlreiche italienische und deutsche Republiken ihre freien Verfassungen aufgeben, um der großen

Masse ihrer gedrückteren Landsleute Ideen der Freiheit zuzuführen. Auf dieser Erde geht nichts verloren, weder Stoff noch Kraft. Beide treten nur in verschiedenartige Verbindungen ein, welche sie mit anderen vertauschen, sobald die alten ihre Zwecke nicht mehr erfüllen.

Beim Beginne dieses Zeitabschnittes war Nord-Niederland von Süd-Niederland getrennt. Der Norden hatte seine Freiheit im Kampfe mit Spanien errungen, war aber im Laufe der Jahrhunderte so schwach geworden, daß eine Heeresabtheilung von vierundzwanzigtausend Preußen genügte, ihm das Gesetz vorzuschreiben. Süd-Niederland hatte das spanische Joch nicht abgeschüttelt und war aus der spanischen in die österreichische Herrschaft gefallen. Pfaffen und Aristokraten hatten sich seit den Tagen Philipp's II. in Süd-Niederland so festgesetzt, daß, als der erste und einzige Habsburger erstand, welcher Reformen einführen wollte, der Pöbel im Bunde mit seinen geistlichen und adeligen Führern sich denselben widersetzte. Doch neben den Umtrieben der privilegirten Kasten gingen auch freiheitliche Bestrebungen einher. An der Spitze der Freiheitsbewegung stand Vonck, ein Advokat in Brüssel. Doch seine Anhänger, die Vonckisten, bildeten im Verhältnisse zu der verdummten Masse nur einen kleinen Bruchtheil. Als militärischer Führer derselben that sich van der Mersch hervor. Er brachte den Oesterreichern in den Straßen der Stadt Turnhout eine empfindliche Niederlage bei, eroberte Gent, Brügge, Ypern und Ostende und gab dadurch dem Aufstande erst eine feste Grundlage. Die sieben Provinzen von Süd-Niederland bildeten (1790) einen Bund unter dem Namen der vereinigten belgischen Staaten.

Leopold II., Joseph's II. Nachfolger, wußte, daß zwei Parteien von wesentlich verschiedener Richtung in ihrer Vereinigung die Kraft der Belgier bildeten. Er schloß sich der einen derselben, der vereinigten Pfaffen- und Adelspartei an. Die Volkspartei unter Vonck und van der Mersch war nicht im Stande, zugleich der kaiserlichen Gewalt und der Macht der Pfaffen und Aristokraten die Spitze zu bieten. Van der Mersch, welcher sich in der Absicht, alle Belgier wider die fremde Herrschaft zu vereinigen, in das Lager des Adels und des Pfaffenthums begeben hatte, wurde von dem Generale Schönfeld verhaftet. Van der Noot, das Haupt der Obscurantenpartei, floh, als der kaiserliche General Bender heranrückte. Der Aufstand brach in sich selbst zusammen. Am 10. Dezember 1791 schlossen die Bevollmächtigten des Kaisers, unter Bürgschaft von England, Rußland und Holland, eine Convention ab, durch welche den Belgiern ihre alten Privilegien bestätigt und eine allgemeine Amnestie versprochen wurde. Die Reformen Joseph's II. wurden beseitigt. Belgien kehrte unter österreichische Herrschaft zurück, allein die Mißstimmung, welche einerseits die Adels- und Pfaffenpartei, anderseits der aufgeklärte Theil des Volkes durch eine langjährige geistige Bewegung in sich aufgenommen hatten, dauerte fort. Eine Folge davon war, daß die Belgier, als Dumouriez nach dem Siege von Jemappes (13. November 1792) in Brüssel einzog, demselben keinen Widerstand entgegensetzten, vielmehr Abgeordnete nach Paris sandten, mit der Bitte, ihrem Lande die Vortheile der freien Verfassung Frankreichs zu Theil werden zu lassen. Die Schlacht von Neerwinden brachte Belgien wieder in die Gewalt der Oesterreicher; allein mit dem Treffen bei Fleurus endigte diese für immer. Am 1. October 1795 erklärte der Nationalconvent Belgien für einen Theil Frankreichs. Es wurden daraus neun Departemente gebildet. Franz II. trat die österreichischen Niederlande durch den Friedensvertrag von Campo Formio förmlich an die Republik ab.

Um dieselbe Zeit, da die Schlacht von Fleurus das Schicksal Belgien's entschied, drangen die Franzosen unter Pichegrü in Holland ein. Die Unruhen der achtziger Jahre

rankten in den Gemüthern der anti-oranischen Partei noch immer, und erleichterten den Franzosen ihre Fortschritte. Derselbe Haß, welchen der aufgeklärtere Theil der Belgier den wider sie verbündeten Pfaffen und Aristokraten entgegensetzte und der Herrschaft des Hauses Oesterreich ein Ende machte, vertrieb auch das Haus Oranien aus Nord-Niederland. Der Erbstatthalter Wilhelm V. machte die Erfahrung, daß preußische Bayonette seiner Gewalt keine feste Grundlage hatten bereiten können. Nachdem er durch deren Herbeirufung die Liebe und das Vertrauen des Volkes verscherzt hatte, blieb ihm nichts übrig, als seine Gewalt niederzulegen (17. Januar 1795). Er floh zuerst nach England und starb, ohne nach den Niederlanden zurückgekehrt zu sein, in Braunschweig (9. April 1806).

Nord-Niederland machte übrigens dieselben bitteren Erfahrungen, wie Süd-Niederland, die Schweiz und alle übrigen Staaten, welche den pomphaften Versprechungen der französischen Republik Glauben geschenkt hatten. Die Franzosen waren nicht im Stande, innerhalb ihrer Gränzen die Freiheit zu behaupten, und noch viel weniger, im Auslande dieser erhabenen Göttin reine Altäre zu errichten. Die Freiheit, nach welcher sich die Niederlande sehnten, wurde ihnen nicht zu Theil. Dagegen legten ihnen die Sieger unerschwingliche Lasten auf. Die Franzosen ließen sich für's erste hundert Millionen Gulden von den Holländern bezahlen. Sie gewährten ihnen dann zum Schein ihre Selbständigkeit unter dem Namen der batavischen Republik, in der That wurde Nord-Niederland aber ein Vasallenstaat Frankreich's, mußte als solcher einen übergroßen Theil an den Lasten des mächtigen Nachbar tragen, ohne in entsprechender Weise die Vortheile der Franzosen zu genießen. In den Kriegen, welche Frankreich gegen England führte, gingen den Holländern ihre Flotten und der größere Theil ihrer ostindischen Besitzungen verloren. Ueberdies verleibte Frankreich holländisch Flandern, Mastricht, Venloo und deren Gebiet ein. Die Schifffahrt auf dem Rheine, der Maas und der Schelde hörte auf, ein holländisches Monopol zu sein. In allen Beziehungen, was Schifffahrt, Handel und Fabriken, Steuern und Zölle betrifft, mußte sich Nord-Niederland den Machtgeboten Frankreich's fügen. Am 11. October 1797 begegnete die englische Flotte unter dem Admiral Duncan der holländischen unter De Winter in der Nähe von Camperdown und nahm derselben neun Linienschiffe und eine Fregatte ab. Die Unternehmung, welche Russen und Engländer gemeinschaftlich gegen den Helder ausführten und deren Zweck war, das Haus Oranien in Nord-Niederland wieder festzusetzen, mißlang vollständig. Das Land wurde aber von den Franzosen systematisch ausgesogen. Endlich gefiel es Napoleon, nachdem er zuerst (unterm 18. October 1801 und dann am 29. April 1805) die Verfassung der batavischen Republik derjenigen angenähert hatte, welche Frankreich damals besaß, den Holländern seinen Bruder Ludwig als König zu geben (5. Juni 1806). Der Vertrag vom 24. Mai 1806, durch welchen diese Octroyirung statt fand, bestimmte, daß Ludwig erblicher, verfassungsmäßiger König von Holland, und daß seiner ehelichen männlichen Nachkommenschaft der Thron gesichert sein solle. Zwar sollten die Kronen von Frankreich und Holland nie auf einem Haupte vereinigt sein. Allein da König Ludwig dem kaiserlichen Familienstatut unterworfen blieb, konnte er niemals zu einiger Selbständigkeit gelangen. König Ludwig sollte, dem Wunsche seines Bruders zufolge, nichts weiter als ein französischer Satrap sein. Napoleon verhängte über Holland, wie über seine anderen Vasallenländer, das Continental-System, verfügte willkührlich über dessen Gebiet, theilte ihm (1808) Ost-Friesland, Jever, Varel und Kniphausen zu, verleibte dagegen seinem Reiche den zwischen der französischen Gränze und der Maas gelegenen Bezirk nebst einem Theile von Seeland mit den Festungen Bergen-op-Zoom, Breda, Her-

zogenbusch, Gertruidenburg und Vließingen ein, verflocht das Königreich Holland in alle seine Kriege und bereitete dadurch dem Lande unsägliches Elend. Die Landung, welche die Engländer (1809) auf der Insel Walchern machten, kostete den Holländern die letzten Ueberreste ihrer Flotte. Für die Erhaltung der Deiche, von welchen der Boden Holland's in großem Maaße abhängig ist, geschah nichts, weil der Krieg alle Hülfsquellen des Landes verschlang. Die Folge davon war, daß (Januar 1809) die ganze Gegend von Emmerich bis Dortrecht und Rotterdam fünfzig Quadratmeilen Landes unter Wasser geriethen, daß ganze Dörfer hinweg geschwemmt, unzählige Menschen und Thiere von den Fluthen verschlungen wurden.

Umsonst bemühte sich König Ludwig, das Elend der Holländer zu mildern. Er mußte durch den Pariser Vertrag vom 16. März 1810 ein französisches Heer zur Verhinderung alles Handels mit England in sein Reich aufnehmen, überdies ganz Seeland nebst Geldern und Schouwen an Frankreich abtreten. Doch alle diese Zugeständnisse genügten dem französischen Kaiser noch nicht. Unwillig, die traurige Rolle zu spielen, zu welcher ihn Napoleon verdammte, legte König Ludwig (1. Juli 1810) die holländische Krone zu Gunsten seines ältesten, noch unmündigen Sohnes nieder und verließ das Land. Napoleon ergriff mit Vergnügen diese Gelegenheit, Holland Frankreich einzuverleiben (9. Juli 1810). Er erkannte die Verfügung seines Bruders nicht an, ließ vielmehr, bis die vollständige Einverleibung stattfinden konnte (1. Januar 1811) Holland durch den Herzog von Piacenza (Lebrun) verwalten.

Mit dem größten Unwillen trugen die Holländer das französische Joch. Es lastete auf ihnen weit schwerer, als auf den Belgiern. Denn sie betrieben hauptsächlich Handel und Schifffahrt, welche Erwerbszweige durch das Continentalsystem vollständig zu Grunde gerichtet wurden, während die Ackerbau und Gewerbe treibenden Belgier ihre Produkte innerhalb des großen französischen Reiches mit großem Vortheile absetzen konnten.

Die Holländer harrten daher mit Ungeduld des Augenblicks, der es ihnen erlaubte, sich von Frankreich loszusagen. Leider war es aber nicht die republikanische, sondern die oranische Partei, welche sich an die Spitze der Bewegung stellte, als nach der Schlacht von Leipzig das vereinigte preußisch-russische Armeecorps unter Bülow sich den Gränzen der Niederlande näherte. Der Graf von Hogendorf war die Seele der Bewegung. Ihm schlossen sich der Graf von Styrum, van der Duyn van Maasdam, Repelar d'Yonge, Changuion und andere an. Sie erließen an das Volk Holland's einen Aufruf und schüchterten die französische Besatzung im Haag dermaßen ein, daß diese sich nach Gorkum zurückzog. Schnell bildete sich eine provisorische Regierung, welche Verbindungen mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien, dem Sohne Wilhelm's V., mit dem englischen Cabinette und mit dem preußisch-russischen Heere unter Bülow anknüpfte. Am 30. November traf der Prinz Wilhelm im Haag ein. Die Drahtzieher der oranischen Partei erließen eine Proklamation, worin sie erklärten: „Niederland ist frei und Wilhelm I. der souveräne Fürst dieses freien Landes." So groß der Unsinn dieser Worte auch war, dachte niemand daran, sich der Souveränität des Prinzen Wilhelm, d. h. der Unfreiheit des Volkes zu widersetzen. Die Nation wurde nicht gefragt. Eine Commission von vierzehn Anhängern des Hauses Oranien entwarf eine Verfassung, welche aber weder dem Volke, noch freigewählten Vertretern desselben, sondern nur Notabeln vorgelegt wurde, von welchen ein ansehnlicher Theil (125 unter 600) ausblieb. Von den 475 zu dem speziellen Zwecke der Annahme der Verfassung ausgesuchten Leuten hießen 449 das ihnen vorgelegte Machwerk gut (29. März 1811). Dieses hätte von eben so vielen Hunderten angenommen werden können, ohne darum die geringste rechtliche Bedeutung zu haben. Denn

die Nation hatte sie nicht erwählt. Die s. g. Notabeln besaßen ganz eben so wenig Vollmacht von ihr, als Napoleon. Allein die russischen und preußischen Soldaten, welche im Lande standen, und die englischen Flotten, welche in der Nähe kreuzten, begünstigten das Haus Oranien und die monarchische Verfassung. Durch den Pariser Frieden vom 31. Mai 1814 und das Londoner Protokoll vom 21. Juni 1814 wurden dem Prinzen Wilhelm von Oranien vorläufig die von den Verbündeten besetzten belgischen Provinzen übergeben. Zum Danke dafür trat der Prinz durch den Staatsvertrag vom 29. October 1814 an England die Rechte Holland's auf das Vorgebirge der guten Hoffnung und auf die Colonien Demerary, Essequebo, Berbice und Ceylon ab. Die übrigen Colonien, welche die Engländer den Holländern genommen hatten, erhielten diese zurück. Für die abgetretenen hochwichtigen Länder versprach England dem Prinzen Wilhelm eine Entschädigung, welche ihm in den belgischen Provinzen auch wirklich zu Theil wurde. Diese sagten sich (1830) von Holland los, die an England abgetretenen Colonien kehrten aber unter holländische Herrschaft nicht zurück. Für die nassauischen Lande, welche der Prinz von Oranien abtrat, fiel ihm das Herzogthum Luxemburg zu, welches jedoch nach wie vor zu Deutschland gehören sollte. Die Belgier und die Luxemburger wurden nach dem auf dem Wiener Congresse geltenden Hammelheerdenstaatsrechte um ihre Einwilligung in die von den Großmächten getroffenen Bestimmungen nicht befragt. Deutschland verlor thatsächlich Luxemburg und wurde in der freien Entwickelung seiner Nationalität gehemmt, indem es in solcher Weise mit dem Königreiche der Niederlande verbunden wurde. Holland verlor seine republikanische Verfassung, Belgien wurde an ein Land gefesselt, welches zu ihm durch Religion, Abstammung, Sitte und Beschäftigung einen unversöhnlichen Gegensatz bildete. Die Verwickelungen, welche aus allen diesen von den Großmächten getroffenen Einrichtungen entstanden, werden wir später*) zu beleuchten haben. Da es übrigens den Belgiern gelungen ist, sich des Hauses Oranien zu entledigen, so können wir hoffen, daß auch die Holländer und Luxemburger sich von demselben frei machen werden. Die Verluste, welche die Holländer unter der Herrschaft ihres ersten Königs erlitten haben, waren schwer genug, um die Nation zum Nachdenken über den Gegensatz zwischen Republik und Monarchie aufzufordern.

Die Niederlande, welche in den Stürmen der französischen Revolution untergegangen waren, tauchten aus denselben als Königreich wieder auf. Auch die Schweiz hatte viel zu leiden während der Periode der französischen Kriege. Allein sie rettete doch ihre Selbstständigkeit und ihre republikanische Freiheit.

Im Laufe eines Zeitraums von nahezu fünfhundert Jahren hatte die Schweiz unausgesetzt an Gebiet und Volkszahl, an Bildung und Wohlstand zugenommen. Allein die Verfassungszustände waren in entschiedene Oligarchien ausgeartet. Die große Masse des Volkes hatte keine Stimme in den Angelegenheiten des gemeinsamen Vaterlandes. Einzelne Geschlechter gaben den Ton in den Hauptstädten des Landes an, und diese herrschten wiederum über die ländlichen Bezirke und die Unterthanenländer. Die Schweiz wurde frei genannt, allein auf der großen Masse des Volkes lastete ein schweres Joch, welches die Patrizier der Städte ihr auferlegten. Ihre Söhne traten nirgends für die Sache der Freiheit in die Schranken, weder im eigenen Lande, welches von habgierigen Oligarchen verwaltet wurde, noch im Auslande, woselbst sie sich nur in ihrer Eigenschaft als Söldner der Despoten hervorthaten. Wohlbegründete Mißstimmung brütete daher in allen Cantonen der Schweiz, insbesondere in den s. g. Unterthanenlanden beim Anfange dieses Zeitabschnittes. Doch die französische Revolution beseelte den unzufriedenen Theil des Volkes

*) Siehe unten §§ 52 und 61.

mit neuen Hoffnungen. Die Oligarchen hatten ihre Herrschaft so fest gegründet, daß di Kraft des Volkes nicht hinreichte, ohne fremde Hülfe sie zu stürzen. Zu viele Versuch waren im Blute der wackersten Männer erstickt worden,*) als daß auch die Muthigste an Verbesserung durch eigene Kraft geglaubt hätten.

Allerdings ist fremde Hülfe immer gefährlich. Allein es giebt denn doch Fälle, d sie unentbehrlich ist. Ein solcher war gekommen im Anfange dieses Zeitabschnittes. Di erleuchtetsten Patrioten sahen keine Hülfe, als in Frankreich. Wenn wir von dem hohe Standpunkte aus, welchen die Geschichtsforschung in unseren Tagen einnimmt, die dama lige Lage der Schweiz übersehen, so wird es uns klar, daß die Opfer, welche die Schwei bringen mußte, um mit französischer Hülfe aus ihrer damaligen Versumpfung heraus gerissen zu werden, im Verhältniß zu den erlangten Vortheilen nicht zu groß waren.

Die Schweiz war klug genug gewesen, sich nicht in die inneren Angelegenheite Frankreich's zu mischen, wie die übrigen Staaten Europa's thaten, obgleich sie dazu drin gendere Aufforderungen erhalten hatte, als die meisten derselben. Ihre Landsleute, welch am 10. August 1792 und in den Septembertagen grausamerweise zu Paris abgeschlachte wurden, erregten das innigste Mitgefühl in ihrem Heimathlande, allein weiter ging di Aufregung der Gemüther nicht, in welche die Schweiz durch die Nachricht von deren un glücklichem Schicksale versetzt wurde.

Frankreich mischte sich seinerseits auch nicht in die Angelegenheiten der Schweiz, so lange es alle Hände voll mit Oesterreich zu thun hatte. Allein nachdem der Frieden von Campo-Formio abgeschlossen war und Napoleon anfing, die erste Rolle in Europa zu spielen, konnte die Schweiz unmöglich in ihrer alten Verfassung verbleiben. Diese besaß weder Kraft nach Außen, noch gleiches Recht im Innern. Die Unzufriedenen erkannten, daß es ihnen mit französischer Hülfe leicht sein würde, den alten Augiasstall auszuputzen, und wollten lieber, daß es mit auswärtigem Beistande geschehe, als gar nicht, obgleich sie wohl erkannten, daß es weit besser gewesen sein würde, die Schweiz hätte sich ermannt und durch eigene Kraft die eingerissenen Mißbräuche abgestellt.

Die Franzosen waren allerdings unfähig, den Schweizern uneigennützige Hülfe zu leisten. Sie hatten der Schweiz, wie Italien, Deutschland und den Niederlanden gegenüber sehr selbstsüchtige Absichten. Vergebens ermahnten patriotische Bürger ihre Landsleute, die nothwendigsten Reformen einzuleiten. Umsonst sagten sie voraus, daß, wenn sie dieses nicht selbst thun wollten, die Franzosen es thun und dann einen vollständigen Umsturz der alten Verfassung herbeiführen würden. Die Schweiz war zu sehr in den Krallen der Oligarchie, als daß sie vermocht hätte, sich selbst zu helfen.

Der Schweizer Ebel, welcher sich in Paris aufhielt, schrieb 1797: „Man sollte in Luzern, Zürich, Basel, Bern das alte Regierungsgerüste niederwerfen. Bei der jetzigen Stimmung des Landvolks kann es an Werkzeugen nicht fehlen. Die Revolution muß gespielt werden, wenn man die Schweiz retten will."

Johannes Müller, der auf den Wunsch vieler Schweizer (Herbst 1797) in's Land gekommen war, empfahl in einem Brief vom 13. December: „Bundeserneuerung, Begünstigung des Landvolks, Brüderlichkeit und Vergessen der Marken und Mauern." Er rieth, „einen, dem alten möglichst ähnlichen, doch den Zeitbedürfnissen angemessenen Bund" an. Er verlangte „gleiche Berechtigung der Städter und Landleute in Handel und Gewerbe und Wahlfähigkeit zu allen Aemtern." Er setzte hinzu: „Ich bin mit dem französischen Volk, seitdem ich sehe, was es will, gar nicht unzufrieden. Vielmehr sehe ich, daß

*) Siehe Buch VIII., § 33, S. 203.

sich sehr vortreffliche Dinge machen lassen und daß unsere Existenz mehr könne befestigt werden."

Doch die Reactionäre der Schweiz waren um kein Haar besser, als diejenigen Deutschland's, Italien's oder der Niederlande. Sie wollten keinen Zollbreit nachgeben. Das Landvolk aber und die Unterthanenländer, welche den Zustand ihres Vaterlandes unerträglich fanden, und der französischen Hülfe gewiß waren, hielten es für klüger, diese abzuwarten, als den gefährlichen Kampf mit den Oligarchen der Schweiz ohne fremde Hülfe zu wagen.

Laharpe aus dem Waadt und Ochs aus Basel, welche beide mit dem Directorium zu Paris innige Beziehungen unterhielten, hegten in der Schweiz den Geist der Freiheit und drangen in Frankreich auf Einmischung in die Verhältnisse der Schweiz. Laharpe erklärte öffentlich: „Die Schweizer werden der Nachtrab der Republik sein, volle Ergebenheit, Erkenntlichkeit mit Herz und Seele beweisen, überzeugt, daß ihre Einheit und Unabhängigkeit unwiderruflich an die Bestimmung der französischen Republik geknüpft sei." Im November 1797 forderte Laharpe in seinem Namen und in demjenigen von mehreren (zweiundzwanzig) Waadtländern und Freiburgern das Directorium förmlich auf, in der Schweiz einzuschreiten.

In ähnlicher Weise wirkte Peter Ochs aus Basel. Napoleon Bonaparte fragte ihn nach einem Gastmahle, welches die Directoren gaben: „Können die Patrioten in der Schweiz nicht eine Revolution unternehmen, wenn wir im Hinterhalte stehen?" Ochs erwiderte: „Es ist lebensgefährlich." Reubel bemerkte: „Man muß den Henker tödten." Bonaparte fügte hinzu: „Man muß die Revolution doch machen, und das bald." Ochs wollte nicht, daß die Revolution durch das Volk, sondern durch die Aristokraten gemacht würde. Allein seine Versuche, dieses zu Stande zu bringen, scheiterten.

Im Anfange des Jahres 1798 rückten französische Truppen in das Waadtland. Bern fiel nach schwachem Widerstande (5. März 1798) in die Gewalt derselben. Der Berner Schatz und das Zeughaus wurden geleert. Ueberdies mußte Bern eine Brandschatzung zahlen. Die Schweiz bequemte sich nun, eine in Paris verfaßte Verfassung anzunehmen, welche durchaus keine Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiten des Landes und dessen geschichtliche Entwickelung nahm. Die Schweiz wurde in einen einzigen Staat umgewandelt, in achtzehn Cantone von gleicher Größe und Volkszahl getheilt. An der Spitze des Staates stand ein Senat und großer Rath, welchem die Gesetzgebung, und ein Directorium von fünf Männern, welchem die Vollziehung anvertraut war. Der Canton Bern ward in vier Cantone gespalten, die kleinen Cantone zu einem einzigen vereinigt. Genf, Mühlhausen, Biel und das Bisthum Basel wurden von der Schweiz getrennt und mit Frankreich oder der cisalpinischen Republik vereinigt. Auch Tessin sollte dieses Schicksal haben. Allein die entschiedene Erklärung der Tessiner, daß sie Schweizer bleiben wollten, mußte beachtet werden. Das Veltlin war schon früher von der Schweiz losgerissen worden.

Diese in gewaltthätiger Weise von den Franzosen der Schweiz octroyirten Veränderungen erregten wohlbegründete Unzufriedenheit. Die Patrioten, welche das Einschreiten Frankreich's gewünscht, hatten keine Verminderung des Schweizer Gebietes erwartet. Die Brandschatzungen und Plünderungen, welche hauptsächlich die Aristokraten schwer betrafen, hätten sie den Franzosen vielleicht verziehen, allein die Verletzung des Schweizer Gebietes und aller der geschichtlichen Entwickelung ihres Vaterlandes gebührenden Rücksichten mußte auch ihnen höchst empfindlich sein. Allerdings wurde dadurch viel gewonnen, daß die Unterthanen-Lande während des Kampfes zwischen Frankreich und Bern ihre Freiheit eroberten. Dieser eine Gewinn wog alle Opfer, welche die Schweiz bringen mußte

reichlich auf. Die Schweiz hieß von nun an helvetische Republik. Die kleinen Kantone welche allein der neuen Verfassung widerstrebten, wurden mit Gewalt zur Unterwerfung gebracht. Die unverbesserlichen Aristokraten erhielten die wohlverdiente Züchtigung für ihre hartnäckige Verweigerung jedweder Reform. Allein nicht blos sie, sondern auch alle übrigen Schweizer hatten unter der Willkürherrschaft der Franzosen zu leiden. Die Schweiz wurde ganz auf französischem Fuße verwaltet. Die französischen Commissäre herrschten, bereicherten sich und drückten das Volk. Die Regierung wurde kostspielig, der Rechtsgang verwickelt. An die Stelle der allgemeinen Volksbewaffnung trat die Conscription. Franzosen, Oesterreicher und Russen schlugen ihre Schlachten im Lande und brachten diesem großen Schaden. Die vom Auslande gegebene, den Verhältnissen der Schweiz keine Rechnung tragende Verfassung konnte keine Wurzeln schlagen. Die Mißstimmung war allgemein, allein die Schweizer wußten sich jetzt, so wenig, als früher, vor 1797, selbst zu helfen. Sobald Napoleon (1802) die französischen Truppen aus dem Lande zog, entstand eine allgemeine Verwirrung. Aloys Reding stellte sich an die Spitze der Gegner der neuen Verfassung. Die helvetische Regierung wurde bis hinter Lausanne getrieben. Reding berief eine Tagsatzung auf den 27. September 1802 nach Schwyz, auf welcher die ehemals Regierenden und Regierten gleich stark vertreten sein sollten.

Napoleon wollte die Schweiz aber nicht sich selbst überlassen. Er war entschlossen, ihr, wie allen übrigen Nachbarländern Frankreich's das Gesetz zu geben. Im October 1802 befahl er den Schweizern, Abgeordnete zu wählen nnd nach Paris zu senden, um dort, unter seinen Augen über eine neue Verfassung zu berathen, d. h. eine Verfassung von ihm anzunehmen. Dreißig- bis vierzigtausend französische Soldaten, welche am 21. October unter Ney in die Schweiz rückten, gaben dem Befehle einen solchen Nachdruck, daß die Schweiz demselben gehorchte. Die Abgeordneten trafen gegen Ende des Jahres 1802 zu Paris ein. Schon am 11. Februar 1803 genehmigten dieselben die ihnen von Napoleon unter dem Namen einer Mediationsacte ertheilte neue Verfassung. Durch dieselbe wurde die Kantonalverfassung hergestellt. Das Unterthanenverhältniß blieb jedoch aufgehoben. Zu den alten dreizehn Kantonen, welche, außer Bern, zum größten Theile ihre früheren Gränzen behielten, traten sechs neue hinzu, nämlich die früher zugewandten Orte St. Gallen und Graubündten und die ehemaligen Unterthanenlande Aargau, Thurgau, Tessin und Waadt. Veltlin blieb bei Italien. Wallis sollte eine eigene Republik bilden, wurde aber schon (1807) dem französischen Reiche einverleibt. Neuenburg blieb von der Schweiz getrennt. Es wurde (1807) dem Fürsten Berthier als französisches Lehn geschenkt. Wie in früheren Zeiten leitete eine Tagsatzung die Angelegenheiten des Schweizer Bundes. Auf dieser führten jedoch die sechs größeren Kantone zwei Stimmen. Der Vorsitz wechselte unter den Kantonen Zürich, Bern, Luzern, Basel, Freiburg und Solothurn.

Diese Staatsform, welche nur eine verbesserte Auflage der alten Verfassung der Schweiz war, fand ziemlich allgemeinen Anklang. Unter ihr war die Schweiz glücklicher, als irgend ein anderes Land damaliger Zeit. Napoleon besaß zwar unter dem Titel eines Vermittlers großen Einfluß in der Schweiz, er machte von demselben jedoch keinen so drückenden Gebrauch, als in den meisten seiner übrigen Vasallenländer. Sein Verhältniß zur Schweiz hatte übrigens größe Aehnlichkeit mit demjenigen, worin er zum Rheinbunde stand. Die Schweiz mußte ein Contingent von sechszehntausend Mann und, wenn es verlangt wurde, noch achttausend Mann mehr, zum französischen Heere stellen, mußte sich das Continentalsystem und eine mehrjährige Besetzung des Kantons Tessin gefallen lassen, und überhaupt sich unter die Oberherrlichkeit Frankreich's fügen.

Als gegen Ende des Jahres 1813 die verbündeten Heere in die Schweiz einrückten,

erhoben die unverbesserlichen Aristokraten wieder ihre Häupter und wollten alles auf den Zustand vor der französischen Revolution zurückführen. Allein die Unterthanenlande widersetzten sich. Die Gesandten von zehn Ständen trafen (29. December 1813) eine vorläufige Abrede, wodurch die Mediationsacte zwar abgeschafft und die alte Bundesverfassung unter dem Vororte Zürich hergestellt, die Aufhebung der Unterthanen-Verhältnisse aber bekräftigt und jedem Kantone sein Gebiet gewährleistet wurde. Dieser Uebereinkunft traten innerhalb vierzehn Tagen noch fünf andere Stände bei. Die verbündeten Mächte erkannten dieselbe an und gaben der Schweiz die von derselben getrennten Bezirke: Genf, Wallis, Neuenburg und das Bisthum Basel zurück. Doch Oesterreich behielt Veltlin. Bern erhielt das Bisthum Basel, die Urkantone eine Geldentschädigung von den neuen Kantonen und söhnten sich demzufolge mit der neuen Ordnung der Dinge einigermaßen aus.*)

Allerdings befriedigten diese Einrichtungen nicht die gerechten Erwartungen der Schweiz. Es war ein unverantwortlicher Act der Gewaltthätigkeit, daß Oesterreich der Schweiz das Veltlin vorenthielt, welches seit Jahrhunderten zu Graubündten gehörte hatte. Auch war die alte Bundesverfassung der Schweiz reich an Mängeln. Doch der größte derselben, nämlich der Gegensatz zwischen stimmberechtigten Kantonen, zugewandten Orten und Unterthanenlanden blieb aufgehoben. Auf der Grundlage der Gleichberechtigung konnten im ruhigen Gange der Entwickelung später die nothwendigen Reformen in der Verfassung der Schweiz eingeführt werden. Den Verlust der Stadt Mühlhausen im Elsaß konnte die Schweiz leicht verschmerzen. Allein das Veltlin ist ihr zu ihrer Abrundung unentbehrlich. Hoffen wir, daß bei der nächsten Völkerbewegung das Haus Habsburg diesen, wie so manchen andern Raub herauszugeben haben werde!

§ 43. Italien.

Die Wege, auf welchen die Völker dem gemeinsamen Ziele nationaler Selbstständigkeit und rechtlicher Freiheit entgegengehen, sind mannigfaltig. Die einen rücken vorwärts, indem sie zu gleicher Zeit in beiden Beziehungen gewinnen. Die anderen müssen oft Opfer in der einen Rücksicht bringen, um in der anderen sich zu entwickeln.

Die Schweiz mußte während der Periode der französischen Kriege schwere Opfer an Gebiet, Geld und Mannschaft bringen, um zu derjenigen rechtlichen Freiheit zu gelangen, deren sie zu einer fortschreitenden Entwickelung unumgänglich bedurfte,

In einer ähnlichen Lage befanden sich Italien und Deutschland. Beide Länder besaßen nicht die innere Kraft, die tausendjährigen Fesseln zu sprengen, in welche Königthum, Adel und Pfaffenthum sie geschlagen hatten. Die Stürme der französischen Kriege halfen von Außen her. Der Aufschwung, welchen die deutsche Nation in den Jahren 1813 und 1814 nahm, bewahrte sie vor großen Uebeln, obgleich er nicht kräftig genug war, ihr nationale Unabhängigkeit und auch nur ein sehr bescheidenes Maaß der Freiheit zu verschaffen. Italien, welches zu einer ähnlichen Erhebung, wie Deutschland, damals nicht gelangte, wurde die Beute theils der wiederhergestellten früheren Despoten, theils des Hauses Habsburg, des gefährlichsten Feindes jedweder nationalen Selbstständigkeit und jedweder rechtlichen Freiheit. Dessenungeachtet machte auch Italien, gleich allen übrigen Völkern des Continents von Europa, im Laufe der Periode der französischen Kriege Fortschritte. Die althergebrachte Verehrung und Furcht, welche die Italiener ihren geistlichen

*) Siehe auch oben § 31 und 33.

und weltlichen Despoten zollten, wurde von Grund aus erschüttert. Der Drang nach nationaler Selbständigkeit und rechtlicher Freiheit wurde selbst durch die Uebergriffe auswärtiger und inländischer Tyrannen rege erhalten und gekräftigt.

Dem äußern Anscheine nach war die Lage Italien's im Jahre 1815 trauriger, als sie im Jahre 1789 gewesen war. Denn das Haus Habsburg hatte die Republik Venedig, das Haus von Savoyen die Republik Genua verschlungen und im übrigen kehrten alle die alten Tyrannen der früheren Zeit auf die Herrschersitze zurück, von denen sie vertrieben worden waren. Der Fortschritt, welchen Italien im Laufe der Periode der französischen Kriege gemacht hatte, lag nicht auf der Oberfläche. Diese wurde festgestellt durch die Machtbefehle auswärtiger Despoten. Allein die Ideenwelt der Italiener war nicht mehr dieselbe, wie sie sechsundzwanzig Jahre früher gewesen. Die Bewohner der apenninischen Halbinsel hatten gesehen, daß die Gewalt des Pabstes und aller Fürsten des Landes nicht unerschütterlich sei. Was Napoleon und die Heere Frankreich's im französischen Interesse gethan hatten, mochten auch Italiener zum Vortheil Italien's thun, und mehr.

Die Fortschritte, welche eine Nation macht, werden uns erst klar, wenn wir einen größern Zeitraum überblicken. Wie groß diejenigen Italien's seit den Tagen der französischen Revolution waren, wird uns anschaulich durch die bloße Thatsache, daß das Streben des Volkes, sich wieder zu einer organisirten und selbständigen Nationalität zu erheben, in unseren Tagen ganz Europa in Spannung erhält, und einen blutigen Krieg zwischen zwei Großmächten in seinem Gefolge hatte. In den Zeiten der französischen Revolution war Italien nichts anderes, als der Teig, aus welchem Napoleon nach Gefallen Republiken oder Monarchien knetete, ohne dabei die geringste Rücksicht auf den Willen der Nation zu nehmen. Der Neffe konnte nicht mehr auf solche Weise mit Italien verfahren, so sehr er es wünschen mochte. Der Wille Italien's fällt zwar noch nicht mit dem ganzen, ihm zukommenden Gewichte in die Wagschale der Geschichte, allein er kann nicht mehr, wie früher, vollständig ignorirt werden.

Weit trauriger war der Zustand Italien's zur Zeit des Anfangs der französischen Revolution. Die Fürsten betrachteten die revolutionären Bewegungen des Nachbarstaates mit äußerstem Widerwillen. Ihr Haß gegen die Freiheit verwickelte sie alle, früher oder später, in den Kampf mit Frankreich.

Bis zum Jahre 1796 schwankte das Kriegsglück hin und her. Allein, nachdem Napoleon Bonaparte an die Spitze des französischen Heeres in Italien getreten war, erlitten die Feinde Frankreich's eine Niederlage nach der anderen. Zuerst entschloß sich der König von Sardinien zum Frieden, welchen er mit der Abtretung Nizza's und Savoyen's erkaufte. Die österreichische Lombardei, Parma, diesseits des Po, und Modena vereinigte Napoleon (28. Juni 1797), unter dem Namen Cisalpinische Republik, zu einem Staate, welcher unabhängig sein sollte, in der That aber von Frankreich geleitet wurde. Schon am 22. Oktober desselben Jahres fügte Napoleon mehrere andere Gebietstheile, namentlich das Veltlin hinzu. Der König von Neapel mußte um Frieden bitten. Den Kirchenstaat wandelte Napoleon (1798) in die römische, Genua in die ligurische Republik um. Schon beim Frieden zu Campo-Formio zeigte es sich aber, daß alle die schönen Redensarten, welche die Franzosen den Italienern so freigebig gespendet hatten, Lug und Trug waren. Das ganze Gebiet der Republik Venedig bis an die Etsch fiel an Oesterreich, nur der kleine Ueberrest desselben an die cisalpinische Republik. Der König von Sardinien mußte (25. October 1797) mit Frankreich einen Allianz- und Subsidienvertrag schließen und bald nachher (1798) sein ganzes Gebiet auf dem Festlande Frankreich überlassen. Der Krieg der zweiten Coalition brach aus. Neapel wurde von den Franzosen besetzt und in die parthenopeische

Republik verwandelt. In Toskana und Piemont herrschten die Franzosen, bis die Russen und Oesterreicher siegreich Italien durchzogen. Im Feldzuge des Jahres 1800 eroberte Bonaparte aber schnell wieder ganz Ober-Italien. Im Frieden von Lüneville (1801) behielt Oesterreich Venedig. Dem Herzog von Parma wurde Toskana unter dem Namen des Königreichs Etrurien zugeschieden. Parma fiel an Frankreich. Die cisalpinischen und ligurischen Republiken wurden anerkannt und die letztere durch die von ihr eingeschlossenen Reichslehen vergrößert. Im Frieden zu Florenz (28. März 1801) trat Neapel das Fürstenthum Piombino, den Stato degli presidii (die ehemals spanischen Besatzungsstädte) und seine Hälfte der Insel Elba an Frankreich ab. Den Stato degli presidii vereinigte Napoleon mit Etrurien. Nach dem Frieden von Amiens (1801) räumten die Franzosen Neapel, Rom und Elba, allein in Ober-Italien bis an die Etsch blieben sie Herren und Meister. Im Januar 1802 ertheilte Napoleon der cisalpinischen Republik den bedeutungsvollen Namen der italienischen und octroyirte sich derselben zum Präsidenten. Piemont wurde Frankreich einverleibt, Genua und Lukka empfingen neue Verfassungen aus den Händen Napoleon's. Kurz, nachdem der Despot Frankreich in ein Kaiserreich umgewandelt hatte, gestaltete er die italienische Republik in das Königreich Italien um und vereinigte damit Guastalla, ließ sich selbst zum Könige und seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais zum Vicekönige erheben und schenkte seiner Schwester, Elisa Bacciochi, Piombino und Lukka, als französische Lehen. Durch den Frieden von Preßburg (1805) zwang Napoleon das Haus Habsburg, das österreichische Venedig nebst Istrien und Dalmatien abzutreten, und vereinigte diese Provinzen mit dem Königreiche Italien, welches dadurch zu einem Flächeninhalte von 1672 Quadratmeilen, mit 5,657,000 Einwohnern heranwuchs. Hintereinander verleibte Napoleon Guastalla (24. Mai 1806), die ligurische Republik (25. Mai 1806), Parma und Piacenza (21. Juli 1806) Frankreich ein. Die Franzosen vertrieben in demselben Jahre den König von Neapel aus seinem Lande. Napoleon setzte (31. März 1806) seinen Bruder Joseph und später (1809) seinen Schwager Mürat an dessen Stelle. Etrurien wurde (1808) mit Frankreich vereinigt, das Jahr darauf der Elisa Bacciochi als Großherzogthum verliehen. Noch in demselben Jahre vereinigte Napoleon den Kirchenstaat mit Frankreich. Istrien und Dalmatien riß er wieder vom Königreiche Italien los und verleibte beide Länder dem Königreiche Illyrien ein. Dafür sollte es durch den Etschkreis, einen Theil des Eisackkreises und das Landgericht Klausen, welche Baiern von Tyrol abtrat, entschädigt werden.

Die unausgesetzten Veränderungen, welche Napoleon in den Verfassungen, in den herrschenden Personen und in den Gränzen der verschiedenen Theile Italien's vornahm, machten es unmöglich, daß irgend eine seiner dortigen Schöpfungen feste Gestalt annahm. Napoleon gewöhnte die Italiener daran, ohne irgend ein Zuthun von ihrer Seite, die wichtigsten Veränderungen über sich ergehen zu lassen. Durch die Verleihung Venedig's an Oesterreich, schlug er der italienischen Nationalität eine Wunde, welche heutigen Tages noch blutet. Nirgends regte der Despot die Selbstthätigkeit und den Freiheitsdrang der italienischen Nation an, vielmehr unterdrückte er mit Waffengewalt jedwede freiere Regung des Volkes. Allein, er zermalmte das Pfaffenregiment. Er hob hunderte von Klöstern auf, verwandelte Kirchen und Kapellen in Kasernen und Spitäler, strafte widerspenstige Geistliche und Aristokraten, und beugte überhaupt das übermüthige Pfaffenthum und den Adel unter sein Joch. Er machte nicht blos der Herrschaft des Papstes, sondern auch derjenigen aller übrigen Tyrannen Italien's ein Ende und bereitete dadurch jene Revolutionen vor, welche kurz nach seinem Sturze in rascher Folge ausbrachen, und welche nicht aufhören werden, bevor Italien seine Nationalität und seine Freiheit errungen haben wird.

Wenn wir einen Blick auf die einzelnen Theile der Halbinsel werfen, so wird es uns anschaulich werden, daß in Folge der französischen Revolution und der Kriege und Umgestaltungen, welche dieselbe in ihrem Gefolge hatte, viele große Verbrecher zur wohlverdienten Strafe gezogen, zahlreiche Mißbräuche abgestellt und überhaupt dem italienischen Volksleben ein Gährungsstoff eingeimpft wurde, welcher die alte schlaffe Ruhe, den Stumpfsinn früherer Zeiten nicht wieder aufkommen lassen wird.

Das ganze Festland Italien's war im Besitze Frankreich's, entweder als einverleibte Provinz, von Napoleon verwaltetes Königreich, oder von ihm verschenkte und durch das Familienstatut in Abhängigkeit versetzte Monarchie. Nur in Sicilien und Sardinien herrschten die vom Festlande verdrängten Königsgeschlechter, allein auch diese hatten daselbst ihre frühere Unabhängigkeit verloren. Nur der Schutz England's fristete ihr Dasein. Ohne die englischen Flotten hätten sie sich nicht einen Monat lang behauptet.

In Neapel trieben König Ferdinand IV., seine Gemahlin, Karoline Marie, und deren Liebhaber, General Acton, ihr Unwesen beim Ausbruche der französischen Revolution fort, als könnten sie durch die Wogen derselben nicht berührt werden. Neben und unter Acton dienten Cardinal Ruffo und der Oberrichter Speziale dem königlichen Paare als Werkzeuge ihres Hasses gegen jeden Fortschritt. Schwerlich stand an irgend einem Hofe der Welt eine schamlosere Rotte von Menschen an der Spitze der Geschäfte. Der König, unfähig und feig, überließ seiner Frau und deren Buhlen die Regierung des Landes und würdigte sich selbst durch die gemeinsten Lebensgewohnheiten zu einem Lazaroni herab. Acton und Caroline Marie fröhnten der Wollust, der Verschwendung und den mit diesen beiden Lastern untrennbar verbundenen Despotenlaunen. Die schändliche Wirthschaft, an welcher der englische Gesandte Hamilton, dessen liederliches Weib und gelegentlich auch der englische Admiral Nelson, dem die Lady Hamilton als Maitresse diente, Theil nahmen, erregte unter dem bessern Theil des Volkes gerechte Entrüstung und legte den Keim zu einer republikanischen Partei, welche, begünstigt durch die französische Revolution, anfing, sich zu bilden.

Die elende Camarilla, welche in Neapel herrschte, verstrickte das Land in die erste und in die zweite Coalition wider Frankreich. Die erste überdauerte der Hof von Neapel ohne erhebliche Verluste. Bevor die zweite zum Losschlagen bereit war, entfalteten die Feinde der französischen Revolution die Fahne des Krieges in Neapel, drangen bis Rom vor (29. November 1798), kehrten den Franzosen aber schnell den Rücken, als diese sich gesammelt hatten und ihnen entgegentraten. Schon am 21. December floh der feige König nach Sicilien und ließ in vollständiger Kopflosigkeit seine eigene Flotte verbrennen. Der Fürst Pignatelli, einer der niederträchtigen Lieblinge der Königin, den Ferdinand als Vicekönig zurückließ, erwies sich als vollständig unfähig, auch nur eine Capitulation abzuschließen. Als die Franzosen sich der Hauptstadt näherten, erhoben sich einerseits die Lazaroni im Sinne des Fremdenhasses und des Pfaffenthums, und anderseits die republikanische Partei im Geiste der Freiheit. Der Pöbel wurde zu Paaren getrieben und die Republikaner verkündeten die parthenopeische Republik. Unglücklicherweise leisteten die Franzosen dieser schlechte Dienste. Sie erbitterten das Volk durch die schweren Lasten, welche sie demselben auferlegten, durch ihr willkürliches und herrisches Benehmen, welchem selbst der commandirende General Championnet keine Schranken ziehen konnte, vielmehr weichen mußte. Die parthenopeische Republik war daher nicht von langer Dauer. Sie fiel in sich selbst zusammen, sobald die Franzosen (Juni 1799) Neapel zu räumen gezwungen waren. Cardinal Ruffo ließ durch zusammengeraffte Gurgelabschneider in den Abruzzen, in Apulien, in Campanien und anderen Provinzen die furchtbarsten Greuel verüben. Die Capitulation, welche

den Republikanern von Neapel freien Abzug gewährte, wurde von Nelson schmählicherweise gebrochen. Der Admiral bewies bei dieser Gelegenheit, daß man ein siegreicher Seemann und doch zugleich ein höchst verächtlicher Mensch sein könne. Es begann das Morden. Als oberster Henker zeichnete sich Speziale aus. Mit Hülfe von Galgen, Raub und Mord stellte das königliche Paar seine Herrschaft über Neapel wieder her. Erst im Januar 1800 wagte jedoch der feige Hof, nach der Hauptstadt des Reiches zurückzukehren. Dort trieb derselbe sein altes Unwesen, nur mit Beimischung von etwas mehr Blut weiter, bis die Franzosen die Herrschaft Ferdinand's (1806) ein zweites Mal beseitigten, dieses Mal auf längere Zeit. Der Hof floh von Neuem nach Sicilien, wo derselbe unter englischem Schutze verblieb, bis der Umschwung der Dinge auch in Italien die alten Herrscher zurückführte.

Joseph Napoleon (1806—1808) und nach ihm Mürat (1809—1815) leiteten die Regierung Neapel's, wenn nicht in freisinniger und edeler, doch nicht in pfäffischer und stupider Weise.

Beide hatten übrigens nicht freie Hand. Sie mußten, gleich den übrigen Vasallen Napoleon's, die ihnen von ihrem Herrn und Meister geschenkten Länder im Interesse Frankreich's verwalten. Ueberdies war ihre Regierung zu kurz, als daß sie feste Wurzeln im Volke schlagen konnte.

In Sicilien herrschten Caroline Maria und die Engländer. Die Tochter Maria Theresien's hatte sich früher schon den Namen der neapolitanischen Furie erworben. Sie verdiente sich den Namen einer Furie auch für Sicilien. In blinder Wuth strafte sie nicht blos Schuldige oder Verdächtige, sondern auch ganz Unschuldige, weil sie sich nicht die Mühe gab, Untersuchungen einzuleiten, sondern sich damit begnügte, ihrem Aerger und ihrem Grimme den Zügel schießen zu lassen. Sie fuhr fort, zu verschwenden, wie in früheren Zeiten, da Neapel ihr noch zur Verfügung stand. Der kleine Krieg, welchen sie durch Ränke und Aufhetzungen gegen Mürat führte, hatte keine anderen Folgen, als abwechselungsweise den Bewohnern beider Reiche herbe Verluste an Menschen und Gütern zuzuziehen. Die Furie veruneinigte sich mit den Großen ihres Reiches und mit den Engländern. Das sicilianische Parlament zwang sie (1810), den verhaßten Finanzminister Medici zu entlassen. Die Königin fuhr aber auch nachher fort, willkührlich neue Steuern auszuschreiben und diese mit Gewalt zu erheben. Zweiundfünfzig Reichsbarone riefen den Schutz England's an. Das Cabinet von St. James schickte den Lord William Bentinck nach Sicilien, welcher bald mit der Furie in Streit gerieth. Die Engländer setzten ihr übrigens eine festere Stirn entgegen, als Neapolitaner und Sicilianer. Caroline Maria mußte die Regierung niederlegen und Lord Bentinck bemächtigte sich derselben. Dieser setzte alle politischen Gefangenen in Freiheit, berief (Juli 1812) das sicilianische Parlament nach Palermo und gab durch dieses dem Lande eine freie Verfassung. Sobald jedoch Lord Bentinck abgereist und der Umschwung in den europäischen Angelegenheiten eingetreten war, hob der König die Verfassung wieder auf (Juli 1814). Nach dem Sturze Mürat's kehrte Ferdinand nach Neapel zurück, und als Mürat (28. September 1815) einen Versuch machte, den Thron von Neapel wieder zu erobern, ließ Ferdinand denselben gefangen nehmen und erschießen (13. October 1815). In Neapel und Sicilien setzte Ferdinand die Mißregierung früherer Zeiten unverändert fort. Die Königin Carolina Maria erlebte aber nicht mehr den Sturz Mürat's. Sie war, verabscheut von Allen, die sie kannten, schon vorher (8. September 1814) zu Schönbrunn gestorben.

Mit der alten Herrscherfamilie kehrten in Neapel und mit dem Umschwunge der Dinge in Sicilien nicht die Gesinnungen zurück, welche vor dem Ausbruche der französischen Re-

volution daselbst allgemein verbreitet gewesen waren. Die Engländer hatten in Sicilien den Gedanken einer constitutionellen Monarchie rege gemacht; die Franzosen in Neapel das Beispiel einer kräftigen und umsichtigen Verwaltung gegeben. Engländer und Franzosen hatten dem stupiden und tückischen Pfaffenthume entgegen gewirkt. Ferdinand IV. war, gleich den meisten Königen seiner Zeit, unfähig, die gerechten und dringenden Wünsche des Volkes zu erkennen und zu befriedigen. Die Folgen seiner verkehrten Regierungsweise traten bald zu Tage. Wir werden von demselben im nächsten Abschnitte zu erzählen haben.

Ein ähnliches Schicksal, wie Neapel, hatte auch der Kirchenstaat. Im Frieden von Tolentino (13. Februar 1797) mußte der Pabst Avignon und Venaissin an Frankreich, die Romagna und Ferrara an die cisalpinische Republik abtreten. Mit verringertem Gebiete blieb jedoch der Kirchenstaat bestehen, bis ein von den Pfaffen gegen die Franzosen angezettelter Aufstand (28. December 1797) zur Folge hatte, daß die Truppen der Republik (16. Februar 1798) Rom einnahmen, worauf (18. Februar) der Kirchenstaat zur römischen Republik erklärt und der Pabst Pius VI. nach Frankreich abgeführt wurde, woselbst er schon bald (29. August 1798) starb. Zwar fand unter Begünstigung russischer und österreichischer Truppen am 14. März 1800 ein neue Pabstwahl statt. Pius VII. nahm, von österreichischen Soldaten begleitet, wieder Besitz von Rom. Napoleon, welcher des Pabstes zu bedürfen glaubte, um seine weit aussehenden Pläne durchzuführen und welcher an der römischen Republik eben so wenig Gefallen hatte, als an der französischen, ließ es geschehen, daß jene wieder in den Kirchenstaat umgewandelt wurde. Als sich aber beide Machthaber später entzweiten, riß Napoleon zuerst (1807) die Provinzen Ancona, Urbino, Macerata und Camerino vom Kirchenstaate los und verleibte sie dem Königreiche Italien ein. Durch ein Decret vom 17. Mai 1809 schlug der französische Kaiser den Kirchenstaat zu seinem Reiche und erklärte Rom für eine freie kaiserliche Stadt. Pius VII. wurde nach Frankreich abgeführt, woselbst er verblieb bis zum Sturze Napoleon's. Am 24. Mai 1814 zog er aber in Rom wieder ein. Avignon und Venaissin so wie ein kleiner jenseits des Po gelegener Landstrich von Ferrara blieben dem Kirchenstaate verloren. Im übrigen wurde derselbe aber wieder hergestellt mit allen früher üblich gewesenen Mißbräuchen, Uebelständen und mittelalterlichen Einrichtungen, mit Inquisition, Judenviertel (Ghetto), Priestercongregationen und den übrigen Anhängseln päbstlicher Gewalt. Während der Zeit der römischen Republik und der französischen Herrschaft in Italien hatten die Bewohner des Kirchenstaates aber mannigfaltige neue Einrichtungen kennen gelernt, welche ihnen besser zusagten, als die päbstliche Regierung. Die Zahl Derjenigen, welche den von den Pfaffen gelehrten Unsinn nicht glaubten und welche die Freiheit des Bodens den mittelalterlichen Grundlasten vorzogen, welche für Nationalität, Freiheit und Recht Sinn und Empfänglichkeit besaßen, mit einem Worte, welche voran schreiten und nicht stille stehen wollten, hatte bedeutend zugenommen. Die weltliche Herrschaft des Pabstes, welche gewissermaßen nur ein Anhängsel seiner geistlichen Gewalt bildete, konnte, der Natur der Sache nach, in keinem andern Sinne verwaltet werden, als das Pabstthum selbst. Ein Fortschritt war also für den Kirchenstaat unter päbstlicher Herrschaft eine Unmöglichkeit. Nur mit Hülfe fremder Bayonette, schweizerischer Söldner, österreichischer oder französischer Besatzungstruppen konnte der Pabst sich in seinem Staate behaupten. Derselbe war daher nirgends in der Welt so sehr verhaßt, als im Kirchenstaate. Dieser Haß wird der Pfaffenherrschaft zu Rom früher oder später ein Ende machen. Wenn der Pabst seine weltliche Gewalt als untrennbar von der geistlichen fortwährend behaupten will, so wird die

eine mit der anderen zugleich fallen. Die Päbste können selbst im Bunde mit allen Despoten der Erde das rollende Rad der Zeit nicht hemmen.

Noch tiefer, als in Unter- und Mittel-Italien, reichten die Erschütterungen, welche Ober-Italien im Laufe der französischen Revolution erfuhr. Die Republiken, welche dort unter französischem Schutze entstanden, hatten einen Bestand von neun Jahren (1796 bis 1805). Als dann die republikanische Verfassung aufhörte, so erinnerte doch schon der Name des Königreich's Italien an Nationalität und erhielt die Hoffnung im Volke, daß früher oder später die ganze Halbinsel unter einer Regierung vereinigt werden würde. Furchtbar war daher die Enttäuschung des italienischen Volkes, als Oesterreich sich in den Besitz der Lombardei und Venedig's setzte und sich im Frieden darin behauptete. Alle Träume von Freiheit und Nationalität verschwanden im Angesichte dieser schrecklichen Wirklichkeit. Kampf auf Tod und Leben oder Unterwerfung unter das drückende Joch einer verhaßten und ausländischen Familie war die einzige Wahl, welche den Lombarden und Venetianern blieb.

So wenig, als Venedig, erhielt Genua seine Freiheit wieder. Doch diese Republik wurde nicht mit dem Auslande verbunden und nicht dem verhaßten Hause Habsburg unterworfen. Es fiel dem italienischen Hause von Savoyen zu und half den Kern eines italienischen Staates bilden, welcher für Fortschritt Empfänglichkeit besitzt und von welchem Italien etwas hoffen konnte.

Victor Amadeus III., welcher seit 1773 den sardinischen Thron inne gehabt hatte, starb 1796. Sein Sohn Karl Emanuel IV. verlor seine Besitzungen auf dem Festlande Italien's, legte (1802) seine Krone nieder und trat in den Jesuitenorden ein. Ihm folgte sein Bruder Victor Emanuel I., welcher (20. Mai 1814) nach Turin zurückkehrte und Genua mit dem Reiche seiner Vorfahren vereinigte.

In Toscana war auf Leopold II. dessen Sohn Ferdinand III. gefolgt. Er mußte (1799) dem Herzoge Ludwig von Parma weichen und sich mit einer Entschädigung in Deutschland begnügen. Nach Napoleon's Sturze kehrte Ferdinand III. zurück. Als habsburgischer Prinz konnte er sich von den Regierungsgrundsätzen seines Hauses nicht frei machen. Er selbst erlebte nicht den Fall seines Thrones. Dieses blieb seinem Sohne Leopold II. (1824—1859) vorbehalten.

In Modena, Reggio, Mirandola, Massa und Carrara zog das Haus Österreich-Este ein. Parma, Piacenza und Guastalla wurde der Kaiserin Maria Louise zugetheilt. Die Infantin Maria Louise erhielt Lukka.

Nur die Republik San Marino und der Fürst von Monaco hatten sich mitten unter den Stürmen der französischen Kriege behauptet. Sie wurden auch nach dem Umschwunge der Dinge in ihrem Besitzstande belassen.

Zu Italien, d. h. zum Gebiete der Republik Venedig, gehörten vor dem Ausbruche der französischen Revolution auch ein Theil Dalmatien's und die jonischen Inseln. Im Frieden von Campo-Formio fiel das venetianische Dalmatien nebst seinen Inseln bis Cattaro an das Haus Habsburg. Am 14. October 1809 beschloß Napoleon: der Kreis Villach, Krain, das ehemalige österreichische Istrien, Fiume, Triest, die Länder, welche unter dem Namen Littorale bekannt sind, und Alles, was uns auf dem rechten Saveufer überlassen ist, Dalmatien nebst seinen Inseln sollen künftig den Namen „Illyrische Provinzen" führen. Diese wurden durch einunddreißig Quadratmeilen, welche Baiern abtrat, noch vergrößert *) und bildeten einen Theil des französischen Reiches bis zum Sturze Napoleon's. Nachher riß Oesterreich alle diese Länder an sich.

*) Siehe oben § 44, S. 274.

Die jonischen Inseln kamen im Frieden von Campo=Formio an Frankreich, wurden (1799) von Russen und Türken erobert, durch den Vertrag mit der Pforte vom 21. März 1800 von Kaiser Paul in die Republik der vereinigten sieben Inseln verwandelt, im Jahre 1807 von den Franzosen und 1811 von den Engländern in Besitz genommen. Die letzteren behaupteten sich darin. Die Protectorwürde artete in ihren Händen gerade so, oder noch mehr aus, wie in derjenigen Napoleon's dem Rheinbunde gegenüber.

Italien verlor daher durch die Friedensschlüsse von 1814 und 1815 nicht blos die Eroberungen, welche ihre Vorfahren im Kampfe mit den Türken unter großen Mühen gemacht hatten, sondern auch die Lombardei und Venedig an das Haus Habsburg. Sie mußten die alten Tyrannen früherer Zeiten wieder aufnehmen, erhielten aber ihre alten republikanischen Verfassungen nicht zurück. Kein Land der Erde, Polen allein etwa ausgenommen, wurde von den verbündeten Mächten so schändlich mißhandelt, als Italien. Die Folgen davon konnten nicht ausbleiben. Der Kampf wird fortdauern, bis alle Gewaltthätigkeiten der Jahre 1814 und 1815 werden abgeschüttelt und gesühnt sein.

§ 44. Spanien und Portugal.

Schwere und wiederholte Schläge sind erforderlich, um eine in Todesschlummer versunkene Nation zu frischer Lebensthätigkeit zu erwecken. Solche Schläge fielen im Laufe dieses Zeitabschnittes dicht und stark auf die pyrenäische Halbinsel.

Spanien wurde zuerst geschlagen von dem elenden Königspaare, welches das Land beherrschte, Karl IV. (1788—1808) und dessen Gemahlin Louise Maria von Parma, von deren Günstling, dem niederträchtigen Godoy, Herzog von Alcudia und Friedensfürsten, von Napoleon, dessen Bruder Joseph und deren Soldaten, endlich nach schweren Opfern und Leiden, von dem Könige Ferdinand VII., für welchen die Nation sechs Jahre hindurch auf Tod und Leben gekämpft hatte! Alle diese Schläge waren unumgänglich nothwendig, um das spanische Volk auf den Gedanken zu bringen, daß es nicht genüge, Abgaben zu zahlen, in die Messe zu gehen, dem Könige und dessen Dienern zu gehorchen, um glücklich zu sein, daß vielmehr dazu auch ein gewisser Grad von Selbstthätigkeit, nicht blos kriegerische Tapferkeit, sondern auch politische Einsicht und Strebsamkeit erforderlich sei.

Die Geschichte der Kriege Spanien's und Portugals wurde in ihren Hauptzügen in diejenige Frankreich's verwoben.*) Es bleibt uns jedoch einiges in Betreff der Verfassung und der Verwaltung beider Reiche nachzuholen.

Zu derselben Zeit, da sich Napoleon bemühte, jede Theilnahme des Volkes an der Staatsverwaltung auszuschließen und alle Verfassungen dadurch in Mißcredit zu bringen, daß er dieselben zuerst willkürlich abänderte und dann doch nicht hielt, gab Spanien der Welt den Beweis, daß eine Staatsverfassung selbst voll von Mängeln immer besser ist, als eine Monarchie, welche keine Schranken achtet, und deren Uhrwerk stille steht, wenn der Monarch nicht im Stande ist, den ihm gebührenden Platz einzunehmen. Spanien hätte schwerlich der Eroberung durch die Franzosen entgehen können, falls es nicht seine alte Cortes= oder Stände=Verfassung gehabt hätte. In Castilien und Aragonien hatten die Geistlichkeit, der Adel und die Städte Sitz und Stimme in der Ständeversammlung. Das Tyrannenpaar Ferdinand und Isabella und Karl V. (I.) suchten zwar, ihre Herrschaft von den Ständen möglichst unabhängig zu machen. In gleicher Richtung bemühten sich deren Nachfolger des Habsburg'schen und des Bourbon'schen Hauses. Doch ab und zu bedurften

*) Siehe oben § 29, S. 277 f., § 29, S. 286 f., § 30, S. 306.

die Könige derselben, sei es um sich huldigen zu lassen, oder um neue Abgaben einzuführen, oder um eine streitige Erbfolge festzustellen. Im Jahre 1713 waren die Stände zusammenberufen worden, um ein neues Erbfolgegesetz zu geben, im Jahre 1789, um dem Regierungsantritt Karl's mehr Feierlichkeit zu geben. Das Beispiel Frankreich's hatte damals schon auf Spanien zurückgewirkt und ein ungestümes Verlangen nach Einberufung der Cortes angeregt. In den Zeiten der Noth erinnerte man sich wieder der Cortes, nachdem die Könige dieselben in besseren Tagen immer vernachlässigt hatten. Ferdinand VII. ertheilte der Insurrectionsjunta von Sevilla die Vollmacht, außerordentliche Cortes zusammenzuberufen. Dieses geschah. Am 24. September 1810 kamen die Cortes zu Cadix zusammen. Durch sie erhielt Spanien erst wieder eine allgemeine, wenn auch mit mancherlei Beschränkungen anerkannte höchste Gewalt. Die Cortes, welche aus 182 Mitgliedern bestanden, erklärten sich bis zur Rückkehr des Königs Ferdinand für souverän. Sie bestellten eine Regentschaft, verkündeten die Freiheit der Presse und legten sich das Recht bei, für alle von den Franzosen besetzten Orte und sogar für die Colonien Stellvertreter zu ernennen. Die einzelnen Junten der verschiedenen Provinzen leisteten den Cortes zwar nicht immer willigen Gehorsam. Allein erst durch dieselben wurde es möglich, eine geordnete Rekruten-Aushebung durchzusetzen und Truppen in's Feld zu stellen, welche einigermaßen das Ansehen regelmäßiger Soldaten hatten. Eine Zeit-lang erstreckte sich die Gewalt der Cortes nicht über das Stadtgebiet von Cadix. Doch sobald die Franzosen sich von da zurückzogen, erweiterte sich die Wirksamkeit der Stände. Am 18. März 1812 gaben die Cortes dem Lande eine neue freie Verfassung, welche vom spanischen Volke mit großem Beifall aufgenommen wurde und in deren Folge sich am 14. September 1813 die ordentlichen Cortes des Reiches versammelten. Im Anfange des Jahres 1814 verlegten diese ihren Sitz nach Madrid. Um diese Zeit hatte Ferdinand VII. (11. December 1813) bereits mit Napoleon einen Vertrag abgeschlossen, demzufolge ihn dieser als König von Spanien anerkannte, allein unter sehr drückenden Bestimmungen, welche er nicht zu halten Willens war. Eine derselben bestand darin, daß Ferdinand erst in Freiheit gesetzt werden solle, nachdem der Vertrag von der Regentschaft und den Cortes bestätigt sein würde. Die Cortes hüteten sich wohl, dieses zu thun. Sie erneuerten vielmehr den schon im Februar 1811 gefaßten Beschluß, welcher alle Erlasse Ferdinand's, so lange sich dieser in der Gefangenschaft oder im Auslande befinde, für null und nichtig erklärte, und welcher bestimmte, daß vor Wiedereinsetzung Ferdinand's kein Friede mit Frankreich geschlossen werden solle. Die Cortes beschlossen weiter, daß Ferdinand nicht als König anerkannt werden solle, bevor er sich durch einen feierlichen Eid zur Aufrechthaltung der neuen Verfassung verbindlich gemacht habe. Am 13. März 1814 entließ Napoleon, durch die Fortschritte der verbündeten Heere auf allen Seiten bedrängt, Ferdinand VII. aus Valencay, woselbst er diesen so lange festgehalten hatte. Die Spanier setzten den Kampf mit Napoleon fort. Am 10. April kam es noch zu der blutigen und doch unentschiedenen Schlacht bei Toulouse. Süchet zog seine Truppen, insofern er konnte, aus Catalonien zurück. Ferdinand VII. traf bei dem spanischen Heere in jener Provinz ein, welches, den Beschluß der Cortes mißachtend, ihn sofort als König anerkannte.

Derselbe Unverstand, mit welchem aller Orten die von Napoleon vertriebenen Fürsten aufgenommen wurden, empfing auch Ferdinand VII. in Spanien. In unsinniger Verblendung beachtete Niemand den weisen Beschluß der Stände, den König nicht eher anzuerkennen, bis er die neue Landesverfassung bestätigt habe. Ferdinand VII. war durch seine Gefangenschaft nicht gebessert worden. Kein Dankgefühl für die von der Nation gebrachten Opfer wohnte in seiner Brust. Unumschränkte Gewaltherrschaft war das Ziel

seines Strebens. In diesem wurde er durch ruchlose Pfaffen, Aristokraten und Soldaten bestärkt. Weit entfernt, die Verfassung des Landes zu beschwören, verweigerte er den ihm von den Cortes auferlegten Eid. Doch versprach er, gleich den französischen Bourbonen, selbst eine Verfassungsurkunde zu geben, wie die Aufklärung von ganz Europa und die allgemeinen Bedürfnisse der spanischen Unterthanen auf beiden Halbkugeln sie nothwendig machten. Doch in Madrid befand sich kein Kaiser Alexander und kein Heer, den Bourbon zur Erfüllung seiner Versprechen zu zwingen. Vor dem Könige rückte der General Eguia daselbst ein, mit dessen Hülfe die Mitglieder der Regentschaft, mehrere Abgeordnete des Volkes und die Minister verhaftet wurden. Am 14. Mai 1814 hielt der Tyrann seinen Einzug in der Hauptstadt des Reiches, und begann sofort in einer Weise zu wüthen, welche ganz Europa in Staunen und Entrüstung versetzte. Die Männer, welche mit Gefahr ihres Lebens und mit Aufopferung ihrer Habe für die Befreiung Spanien's von der Fremdherrschaft gekämpft hatten, wurden von dem Despoten auf's bitterste verfolgt. Hinrichtungen und Vermögens-Confiscationen waren an der Tagesordnung. Die Gefängnisse füllten sich. Das Ausland wimmelte von verbannten spanischen Patrioten. Die Inquisition und die Tortur wurden hergestellt. Die Mönche spielten wieder die ersten Rollen am spanischen Hofe.

Die Anhänger der Cortes und König Joseph's wurden gleichmäßig von der herrschenden Camarilla, in deren Schlingen Ferdinand gefallen war, mißhandelt, die einen als Vertreter der politischen Freiheit, die anderen als Gegner des Mönchthums, der Unduldsamkeit und einer stumpfsinnigen, jeden Fortschritt bekämpfenden Verwaltung. Jetzt, nachdem die Mönche wieder den Ton angaben, erkannten die Spanier erst, daß auch durch die Franzosen manche Verbesserungen eingeführt worden waren. Die denkenden und strebenden Männer beider Parteien, welche lange Zeit in feindlichen Lagern getrennt gewesen waren, erkannten den Abgrund, an dessen Rand sie durch Ferdinand geschleppt wurden. Doch Spanien war nach den schweren Opfern, die es gebracht, nach den furchtbaren Kämpfen, die es bestanden hatte, einer großen Kraftanstrengung unfähig. Es war erschöpft. Es bedurfte einiger Jahre Zeit, bevor es sich zu mannhaftem Widerstand gegen den fluchwürdigen Tyrannen erhob. Ferdinand täuschte sich, wenn er vermeinte, die „gute alte Zeit" mit Scheiterhaufen und Auto-da-fé's in Spanien zurückführen, in zwei Halbkugeln seine Herrschaft auf dem Fuße vergangener Jahrhunderte wiederherstellen zu können. Nicht nur Spanien, auch dessen Colonien in Amerika waren des Joches müde, welches der Madrider Hof zu lange Zeit den Millionen, die ihm gehorchten, auferlegt hatte. Ferdinand bereitete durch seine Tyrannei nur eine Reihe von Revolutionen vor, welche in Spanien Schlag auf Schlag einander folgten und die seit dem Jahre 1809 begonnene Losreißung*) der Colonien, zur Folge hatte. Vielleicht hätte er durch Milde und Klugheit, gewiß aber nicht durch Härte und Grausamkeit dieselben wieder gewinnen können. Ferdinand verstand es nicht, sie festzuhalten.

Ebenso unbefriedigend, als in Spanien gestalteten sich in Portugal die Verhältnisse nach dem Sturze Napoleon's. Die Portugiesen hatten an dem Kampfe gegen die Franzosen einen lebhaften, wenn auch minder selbstständigen Theil genommen, als die Spanier. Auch ihre Hoffnungen und Wünsche erfüllte der Friede nicht. Darum wurde auch Portugal der Heerd immer wiederkehrender Revolutionen und Bürgerkriege, welche bis zum heutigen Tage noch nicht gründlich beseitigt sind.

Die unfähige Königin Maria von Portugal setzte ihre erbärmliche Regierung bis

*) Siehe weiter unten im neunten Abschnitte.

zum Jahre 1792 fort. Ihr Gemüthszustand wurde in diesem Jahre so krankhaft, daß ihr Sohn Johann Maria Joseph zum Regenten des Reiches ernannt werden mußte. Im Jahre 1799 wurde die Krankheit der Mutter als unheilbar erkannt. Joseph übernahm dann die Zügel der Regierung mit voller königlicher Gewalt.

Portugal hatte unter der Königin Maria den Weg der Reformen verlassen, welchen Pombal eingeschlagen, und war daher nicht im Stande, den Stürmen der französischen Revolution mit Kraft die Spitze zu bieten. Das Land war wieder in unbedingte Abhängigkeit von England versunken und wurde dadurch in die Kriege der Britten gegen die Franzosen verwickelt. Im Frieden von Badajoz (1801) mußte es an Spanien das Olivenzagebiet abtreten. Es sollte den Engländern seine Häfen verschließen und sich der französischen Willkürherrschaft unbedingt unterwerfen. Als Napoleon (1807) *) den Untergang des Hauses Braganza beschloß, warf sich der Regent den Engländern wieder in die Arme, schiffte sich mit seiner Familie (29. Nov.) nach Brasilien ein und machte dadurch das frühere Mutterland zum bloßen Anhängsel der Colonie Brasilien. Dieses Verhältniß blieb auch bestehen, nachdem die Franzosen aus Portugal und aus Spanien vertrieben worden waren. Die Engländer, und in ihrem Namen General Beresford, beherrschten das Land und erregten große Unzufriedenheit. Doch erst nach dem Jahre 1815 traten die Folgen dieser Mißverhältnisse klar zu Tage.

§ 45. Die Türkei.

Seit den Tagen der Kaiserin Katharina beschäftigten sich die Russen ernstlich mit dem schon von Peter I. gefaßten Plane der Eroberung der europäischen Türkei. Fast ein ganzes Jahrhundert ist seitdem vergangen: die Türkei besteht, wenn auch da und dort beschnitten, noch immer fort. Ohne Zweifel wird sie so lange leben, als die übrigen despotischen Staaten Europa's. Es ist nicht der Beruf der Monarchien, Throne zu stürzen. Diese Aufgabe kömmt den Republiken zu. So lange die vorherrschende Regierungsform in Europa die monarchische ist, wird die Türkei immer Bundesgenossen finden, welche sie vom drohenden Untergange retten. Sie ist erst dann gefährdet, wenn an die Stelle der monarchischen Verfassungen republikanische getreten sein werden. Die Monarchen Europa's können nicht umhin, die Legitimität der Pforte anzuerkennen. Sie müssen sich selbst gefährdet erachten, wenn diese nicht mehr gilt. Denn die Grundlage aller Monarchien Europa's ist im Wesentlichen dieselbe. Die Pforte ist so legitim, als alle übrigen Monarchien Europa's und insofern, als sie älter und von Bastarden frei ist, legitimer, als viele derselben. Sie wird erst aufhören, für legitim gehalten zu werden, wenn an die Stelle der Gewalt, welche dermalen die einzige Grundlage aller europäischen Monarchien ist, der Wille des Volkes getreten sein wird. Vor dem Richterstuhle der Volkssouverainität wird sie nicht bestehen können. Vor demjenigen der Monarchensouverainität ist sie unangreifbar. Das Hammelheerden-Staatsrecht spricht ebensowohl für das Haus Osman's, als für die Häuser Habsburg, Romanoff, Hohenzollern, Bonaparte in Frankreich und die Bourbonen in Spanien und in Neapel.

So schnell die Staaten zusammen zu brechen pflegen, falls Prinzipienfragen im Spiele sind, und ein Theil als Vertreter eines veralteten Systemes, der andere als Bannerträger neuer Ideen in die Schranken tritt, so zähe ist der Widerstand, welche Reiche gleichartiger Verfassungen, Sitten und Gewohnheiten einander entgegen zu setzen pflegen. Die physische Gewalt ist immer verhältnißmäßig schwach, wenn sie nicht durch eine höhere

*) Siehe oben § 29, S. 280.

Idee geleitet wird. Polen hätte sich zu retten vermocht, falls es sich auf den Standpunkt der Freiheit in seinen inneren Verhältnissen und des Rechtes dem Auslande gegenüber emporgeschwungen hätte. Da ihm dazu die Kraft gebrach, da sein König, seine Aristokraten und Pfaffen nicht besser waren, als diejenigen Rußland's, Oesterreich's und Preußen's, konnten die wenigen begeisterten Freunde der Freiheit und des Vaterlandes und die leibeigenen Bauern nicht siegen.

Die Türkei besaß dagegen ein zu großes Gebiet und eine zu bedeutende Streitmacht, als daß sie von einem andern Staate, oder selbst von zwei verbündeten Reichen, welche, wie sie selbst, despotisch organisirt waren, hätte besetzt und getheilt werden können. Nur auf einer Seite gränzte sie an die ihr feindlichen Staaten, Rußland und Oesterreich. Im Osten, Westen und Süden umschlossen sie entweder das Meer, auf welchem Rußland nicht die erste Rolle spielte, oder Staaten, von denen sie wenig oder nichts zu befürchten hatte. Während des ganzen Zeitabschnittes der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege vermochten die Russen niemals, über die Gränzprovinzen hinweg nach dem Mittelpunkte des türkischen Reiches vorzudringen. Bevor die Pforte Niederlagen erlitt, welche ihr den Untergang bereiten konnten, trafen die neutralen Mächte ihre Maßregeln so, daß die Türken, wenn auch mit Verlusten, einen Frieden schließen konnten, welcher ihre Fortdauer auf einige Zeit hinaus wieder sicher stellte, wie die Verträge von Szistowa und Jassy beweisen.

Beim Anfange dieses Zeitabschnittes bestieg Selim III., der Bruder Abdul Hamid's und Sohn Mustapha's III., den türkischen Thron (1789 bis 1807).

Die Türkei war das einzige Land Europa's, welches keine Empfänglichkeit für die durch die französische Revolution verbreiteten Ideen besaß. Sie wurde daher insofern von den Stürmen derselben weniger berührt, als alle übrigen Staaten Europa's. Der Kriegszug Napoleon's gegen Egypten erschütterte sie verhältnißmäßig wenig. Denn obgleich dieses Land dem Namen nach, der Pforte unterthänig war, besaß diese doch seit langer Zeit nur eine scheinbare Herrschaft daselbst. Zudem wurden die Franzosen, mehr durch die Streitkräfte England's als der Türkei, gezwungen, ihre Eroberung wieder aufzugeben. *)

Bedenklicher, als der Krieg in Egypten waren für die Pforte die wiederholten Aufstände, welche im Innern des Reiches ausbrachen. Paßwan-Oglu erhob (1797) in der Stadt Widdin die Fahne der Empörung. Die Pforte fühlte sich nicht stark genug, ihm mit Waffengewalt die Spitze zu bieten. Sie verlieh ihm daher das Paschalik von Widdin (1798), worin er sich bis zu seinem Tode (1807) behauptete. Ali Pascha, welcher sich während des Krieges mit Rußland und Oesterreich (1787) wesentliche Verdienste um die Pforte erworben und das Paschalik von Trikala in Thessalien erhalten hatte, bemächtigte sich durch Gewalt und Betrug der Stadt Janina, eroberte (1789) die von den Franzosen besetzten albanischen Küstenplätze, unterwarf (1803) die Sulioten und schwang sich zum Oberstatthalter von Romanien auf.

Durch Schlauheit, Ausdauer und Gewaltthätigkeit gründete er nach und nach eine Macht, an welche sich die Pforte nicht mehr wagte, und behauptete sich in derselben bis über die Zeit des Sturzes Napoleon's hinaus. Mehrere andere Pascha's, namentlich diejenigen von Bagdad, Syrien und Anadoli empörten sich gleichfalls gegen die Pforte. Georg Czerny kämpfte in Serbien für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes und brachte es, mit russischer Hülfe, dahin, daß er (8. Juli 1808) von der Pforte als Fürst von Serbien anerkannt wurde. In Egypten warf sich Mehemed Ali als unabhängiger Herrscher auf.

*) Siehe oben § 24, Seite 230. § 25, Seite 240.

Er wurde (1806) von der Pforte als Pascha dieser Provinz bestätigt und herrschte seit dieser Zeit fast unumschränkt im ganzen Lande. In Arabien breiteten die Wechabiten auf den Ruinen der großherrlichen Gewalt ihre Macht immer weiter aus. Sie plünderten (1806) die zum Grabe des Propheten wallfahrende Karawane, eroberten Mekka, Medina und Dschidda und behaupteten sich gleichfalls bis über das Jahr 1815 hinaus.

Diese inneren Unruhen brachten der Pforte größere Gefahren, als die Kriege mit dem Auslande. Denn bei diesen konnte sie immer auf fremde Hülfe rechnen, entweder auf die Engländer, oder deren Feinde, die Franzosen.

Im Jahre 1806 bewarb sich Napoleon angelegentlichst um die Freundschaft der Türkei. Die Engländer drohten, Constantinopel zu bombardiren, falls die Pforte sich mit Frankreich verbinden würde. Da übrigens die Russen (27. December 1806) in Bukarest eingerückt waren, erklärte ihnen der Sultan (30. December 1806) den Krieg. Die Russen, welche damals ihre Truppen im Kriege gegen Frankreich brauchten, waren zu einem Kampfe gegen die Türkei schlecht vorbereitet. Französische Officiere, welche der Gesandte Napoleon's, Sebastiani, den Türken zugeführt hatte, befestigten die Dardanellen-Schlösser und errichteten Batterien in Constantinopel, welche die Engländer veranlaßten, sich eiligst zurückzuziehen. Der russische Admiral Siniawin schlug die türkische Flotte (4. April 1807), besetzte einige Inseln des ägäischen Meeres und blockirte die Dardanellen. Russen und Engländer erregten einen Volksaufstand in Constantinopel, in dessen Folge Selim III. abgesetzt und einer der beiden Söhne Abdul-Hamid's an dessen Stelle erhoben wurde, unter dem Namen Mustapha IV. Kurz darauf (1. Juli 1807) erlitt die türkische Flotte eine zweite Niederlage durch Siniawin. Im Frieden zu Tilsit vereinigten sich Napoleon und Alexander in'sgeheim zum Verderben der Türkei. Neue Unruhen brachen in Constantinopel aus. Selim III. und Mustapha IV. verloren ihr Leben. Der einzige erwachsene männliche Sprößling des Hauses Osman, Mahmud II., wurde auf den Thron gehoben. Die Türkei schien unrettbar verloren zu sein. Die unsinnige Partei der Janitscharen, d. h. der türkischen Prätorianer, im Bunde mit den Ulema's, d. h. den türkischen Pfaffen, erhielt die Oberhand in Constantinopel und schien auf lange Zeit jede Möglichkeit einer durchgreifenden Reform zu beseitigen.

Mahmud II. begann seine Regierung damit, daß er den Sohn Mustapha's IV., einen Knaben von drei Monaten, erwürgen und vier schwangere Sultaninnen, in Säcke eingenäht, in's Meer werfen ließ. Er war dann der einzige und letzte aus dem Stamme Osman's. Mahmud erkannte frühzeitig, daß er mit seinen ungeordneten Schaaren nicht hoffen könne, die Russen zu besiegen. Allein der erste Versuch, den er machte, sein Heer auf europäischem Fuße zu organisiren, scheiterte an dem Widerstande der Janitscharen. Damals wäre die Türkei rettungslos verloren gewesen, wenn Napoleon nicht mit Rußland in Krieg gerathen wäre. Allein der Kriegszug, welchen Napoleon (1812) gegen Rußland unternahm, veränderte wesentlich die Lage der Dinge. Mahmud II. verstand es nicht, aus der Gefahr, in welche Kaiser Alexander dadurch gerieth, Vortheil zu ziehen. Rußland hatte den Krieg nicht mit seiner vollen Kraft gegen die Türkei führen können, da es in einen Kampf mit Schweden verwickelt war, an dem Kriege Napoleon's gegen Oesterreich im Jahre 1809 Theil nahm und überdies dem Kaiser Napoleon nicht traute. Gleich Anfangs war daher der Krieg durch einen Waffenstillstand unterbrochen und durch einen Friedenscongreß gelähmt worden. Allein in den Jahren 1810 und 1811 errangen die Russen so große Vortheile über die Türken, daß diese den Frieden zu Bukarest abschlossen (28. Mai 1812), dessen Bedingungen wir schon oben *) mitgetheilt haben.

*) Siehe oben § 40, S. 430.